


VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget

Der neuen Preußischen
Provinzial-Blätter
dritte Folge.

Herausgegeben

von

F. v. Hasenkamp.

Band III.

Mit Beiträgen

von

K. H. Bartisius, P. v. Bohlen, C. J. Cosack, G. Döring, H. v. Duisburg, E. Gebauer, W. Giesebrecht, E. Gisevius, K. Hoburg, J Jacoby, W. Kleeberg, J. A. Lilienthal, Th. Muther, J. Schumann, E. Strehlke, O. Urban und Ungenannten.

Mit fünf lithographischen Abbildungen: littauische Schloßberge nebst einer littauischen Antiquität und der Kriwule (zu S. 37), heidnische Grabalterthümer (zu S. 54), ein Orthoceratit (zu S. 75), fossile Infusorien (zu S. 76) und die Kirche in Praust (zu S. 321); nebst mehreren in den Text gedruckten Holzschnitten und lithographirten musikalischen Noten.

Königsberg, 1859.

In Commission bei Th. Theile's Buchhandlung (Ferd. Beyer).

Inhalt.

I. Abhandlungen.

II. Mittheilungen.

Seite

III. Bücherschau.

Verbesserungen.

N. P. P. B. 3. F. Bd. II:

S. 312 Z. 14 von oben ist hinter die Worte: die beiden letzten Accorde einzuschalten: der ersten Zeile
» 327 » 19 v. o. statt Porrone lies Perrone
» 336 » 21 von unten » Puscillianisten lies Priscillianisten
» 338 » 17 v. u. » In diese seine Hauptstadt lies Nahe seiner Hauptstadt
» 338 » 3 v. u. » Häfler lies Höfler
» 341 » 18 v. o. » Warschau lies Mähren
» 344 » 10 v. u. » nachcher lies nacher
» 344 » 3 v. u. » Prämilinarien lies Präliminarien
» 345 » 14 v. u. » den Aberglauben lies der Aberglauben
» 346 » 8 v. u. ist der Punkt hinter Imperatore zu streichen
» 348 » 1 v. u. statt heil lies thail

N. P. P. B. 3. F. Bd. III:

S. 1 Z. 4 von unten statt langhingestrecke lies langhingestreckte
» 10 » 7 v. u. » J. Pieper lies F. Pieper
» 36 zwischen Zeile 16 und 17 von oben ist am Schlusse der Abhandlung ausgelassen: (Fortsetzung folgt). und der Name des Verfassers: K. H. Partisius.
» 54 Z. 10 v. u. statt Eine lies Ein
» 124 » 10 v. o. (in vielen Exemplaren) statt 1461 lies 1464
» 119 » 6 v. o. } statt Meier lies Meyer
» 120 » 6 v. o. }
» 126 » 17 v. o. » Jacobi lies Jacoby
» 183 » 1 v. u. » Kolase lies Kolas
» 187 » 5 v. o. » 90,060 lies 99,060
» 215 » 19 v. u. » Familie lies Famuli
» 216 » 14 v. o. » E. O. F. G. lies E. C. F. G.
» 220 » 6 v. u. » wankelbare lies wandelbare
» 222 » 13 v. u. » Weinloch lies Weinlob
» 224 » 8 v. u. » denuncirt lies denominirt
» 328 » 16 v. u. » ie lies die
» 337 » 21 v. u. » Schwunge lies Schwange.

Der neuen Preußischen Provinzial-Blätter

dritte Folge.

Zum Besten

der Anstalt zur Rettung verwahrloseter Kinder

herausgegeben

von

X. v. Hasenkamp.

(Ausgegeben am 7. Januar.)

Band III. (LXI.) Heft 1.

Königsberg, 1859.

In Commission bei Wilhelm Koch.

Druck der Universitäts-Buch- und Steindruckerei von E. J. Dalkowski.



Man lese die innere Seite des Umschlags.

Die neuen Preußischen Provinzial-Blätter, deren Jahrgang aus zwei Bänden oder zwölf Heften besteht, werden von der Redaction für den Pränumerations-Preis von jährlich **zwei Thaler** **an die Königsberger**, von **zwei ein halb Thaler** **an die auswärtigen Abonnenten** geliefert. Durch den Buchhandel bezogen, kostet der Jahrgang **drei Thaler**.

Bestellungen auf diese Zeitschrift werden entgegengenommen in Königsberg in der **Dalkowskischen Universitätsbuchdruckerei**, Wassergasse Nro. 16—18; auswärtige belieben bei deu resp. **Postanstalten** des In- und Auslandes zu pränumeriren.

In Beziehung auf die Anschaffung der Blätter durch die Kirchen wird bemerkt, daß diejenigen Kirchen-Aerarien, deren Extraordinarium eine solche Ausgabe gestattet, dazu keiner Genehmigung bedürfen. (A. L. R. Theil 2. Titel 2. §. 686 und 687 und Rescript der Königl. Regierung zu Königsberg am 3. März 1835).

D[illegible]itschrift **bis Januar 1859 gewährte Portofreiheit nunmehr aufgehört hat, so erbitten wir Briefe, Manuscripte u. s. w. franco einzusenden unter der Adresse:**

An die Redaction der Neuen Preuß. Prov.-Blätter
zu Händen des Dr. v. Hasenkamp
zu
Königsberg.

Um hiebei manchen irrigen Annahmen zu begegnen, wird bemerkt, daß der auf dem Titel genannte Herausgeber an dem Geschäftlichen, wenn es sich auf die Verbreitung der Hefte, auf die Gewinnung neuer Abonnenten u. s. w. bezieht, durchaus keinen Theil nimmt.

Die Redactions-Commission.

Ein vollständiges Exempl. der N. P. P.-B. I. u. II. Folge (24 B.) kostet 6 Thaler.
Ein vollständiges Exempl. der N. P. P.-B. jede einzelne Folge (12 B.) kostet 4 Thaler.
Ein einzelner Band der I. oder II. Folge kostet 15 Sgr.
Ein Exempl. der Abbildung der bei Tannenberg eroberten Ordensfahnen kostet 5 Sgr.

Die Redactions-Commission.

I. Abhandlungen.

Ein Tag in Schwarzort.

Ich hatte gehört von den wandernden Bergen, verschütteten Dörfern und Wäldern, von dem räthselhaften Triebsande, von den Cormorans, die sich neuerdings wieder auf beiden Nehrungen angesiedelt haben sollten. Auch wollte ich die strittige Frage über die erste Entstehung dieser Landzungen für mich zur Entscheidung bringen. Darum machte ich mich auf, wanderte über Ponnau, der uralten preußischen Saline, nach Tilsit, wo ich den Niemen und seine großartigen diluvialen Uferberge kennen lernte, unter denen der Rombinus mit Recht besonderes Interesse auf sich zieht, und fuhr von da mit dem Dampfboot über Niemen und Haff nach Memel. Bald kam ich auf dieser Fahrt der curischen Nehrung nahe genug, um mich über ihre Gestaltung zu orientiren. Von dem längs der Nehrung fortlaufenden 100 bis 150 Fuß hohen langwelligen Sandrücken, der Hauptdüne, ziehen sich in unregelmäßigen Intervallen rechtwinkelig abstrebend Nebendünen nach der Haffseite hin, von denen einige zungenartig und abgeflacht ins Haff hineinlangen, andere kurz vor dem Haffufer steil abfallen. Zwischen ihnen hie und da zerstreut Baumgruppen und kleine Wälder, deren Dunkelheit keck contrastirt mit dem Gleisch der sie überragenden „weißen Berge". Von einem solchen Walde umzogen liegt hart am Ufer das langhingestrecke Schwarzort, eine Reihe kleiner schornsteinloser Häuser, denen ein Paar größere folgen. Weiterhin noch zwei bis drei Wäldchen; dann wieder ohne Unterbrechung wellige und hügelige allmählig sich senkende Dünen.

Aber schon meldete sich durch seine Mühlen, Holzreihen und Schiffe das kleine London, Memel an. Auf einer nordwärts gerichteten Ausflucht fand ich Reihen von Steinen, die durch ansitzende Muscheln und Vegetationsreste bekundeten, daß man sie vom Grunde des Haffs heraufgefischt habe. Auch weisen auf diluviale Bildung die weiterhin sich erhebenden Lehmberge und das anmuthige Thal der Dange.

So vorbereitet setzte ich hinüber nach dem Sandkruge, der auf der äußersten Spitze der Nehrung liegt, und begann meine Wanderung längs des Seestrandes. Die Uferbank — so nenne ich den Streifen des Strandes, den bei stürmischer See die Wellen überfluthen — hat hier eine Breite von 100 bis 200 Schritten: sie erhebt sich von der See allmählig bis etwa 5 Fuß, um sich nach dem Innern der Nehrung um 1 bis 2 Fuß wieder zu senken. An dieser Grenze legen die Wellen ihre bis dahin getragene Bürde nieder: Knollen von Quarz und Feldspath, hie und da einzelne silurische Korallen und Skyphien, auch Reste von Dorschen und anderen Fischen, einige Planken und Balken. Dann folgt eine unregelmäßige Reihe kleiner, nur 15 bis 20 Fuß hoher Vordünen und weit hinter ihnen die Hauptdüne, deren Höhe eine Meile von Memel zwischen 70 und 90 Fuß schwankt. Das Ganze hat den Character der Wüste, der sich weiterhin noch kräftiger ausprägt. Auf dem drei Meilen langen Wege von Sandkrug nach Schwarzort fand ich auch nicht einen Menschen. Doch erinnerten die gedankenlos dastehenden Pfähle der alten Poststraße, ein Paar zum Trocknen ausgebreiteter Netze und die auf den höchsten Kuppen der Hauptdüne stehenden dreibeinigen Vermessungsmarken, wenn auch nur schwach, an Menschencultur. Aber ich wandte mich wieder nach dem Strande hin und beobachtete das Spiel der sanft wogenden See. Jede aufbäumende Welle trägt feinen Sand bis zu der Grenze, die sie selber erreicht, und bildet sich daselbst einen kleinen Wall. Schon die nächste durchbricht diese Grenzlinie und hinterläßt eine ähnliche Marke. Die zurückfließenden Wasser ziehen parallele oder strahlige Furchen in den Sand, die von einem andern Systeme durchzogen bisweilen artige Muster geben. In der Spülung liegen Gruppen von Muschelschalen von Tellina baltica, Cardium edule und Mya arenaria. Alle drei scheinen hier nicht zu leben, da sich keine Spur des Weichthiers in den Schalen vorfand. Die letztere gräbt sich, wie mir Dr. Kleeberg berichtet, bei Danzig auf dem Meeresgrunde einen vollen Fuß

tief ein, läßt aber die beiden Siphos zum Einziehen und Ausstoßen des Wassers bis über den Grund hinaufragen. Ich las einige helle fast durchsichtige Quarzstückchen auf. Nach Lebendem wurde vergebens gesucht, bis endlich die kleinen Strandkrebschen, die sich bisher in ihren Sandröhren ruhig verhalten hatten, sichtbar wurden, zu Tausenden und aber Tausenden herumspringend. Sie melden den Untergang der Sonne und treiben ihr Spiel bis etwa 10 Uhr Morgens, worauf sie sich wieder in ihre senkrechten Röhren zurückziehen. Ein Wegweiser zeigte links hinüber nach Schwarzort. Kurz vorher beginnt der sogenannte Wall, eine künstliche Düne, die hier vor etwa 40 Jahren zum Schutze gegen weitere Versandung angelegt ist. Daß indeß der Wall das nicht leistet, was von ihm verlangt wird, zeigten mir die ersten Schritte, die ich in der Richtung nach Schwarzort, nach der Haffseite hin, machte. Er hatte nicht verhindert, daß der letzte Sturm von den Feldspathknollen des Strandes die kleineren über den Wall hinübergetragen, um sie da abzusetzen. Ich fand sie hier etwa von der Größe einer weißen Erbse; 1000 Schritte weiter gegen die Hauptdüne hin, waren sie bereits merklich kleiner geworden, behielten aber noch auf der halben Höhe der Hauptdüne etwa 2000 Schritte vom Strande die Größe von Stecknadelknöpfen. Die Sonne sank bereits und ich mußte eilen, um zur Zeit Schwarzort zu erreichen.

Ich wollte hier nur einen Tag weilen und machte mich daher frühe hinaus. Zunächst in den Wald, der größtentheils aus Kiefern besteht, die nur streckenweise durch jungen Aufschlag von Ebereschen angenehm unterbrochen werden. Er zieht sich halb auf die Hauptdüne hinauf. Hier an dieser oberen Grenze kämpfen Vegetation und Dünensand einen ungleichen Kampf; der Wald duldend, ausharrend, wie weit die Lebenskraft reicht, der fliegende Sand unaufhörlich angreifend, bis ein Stamm nach dem andern erliegt. Zuerst wird den Vorposten die alte Rinde, der Panzer, stückweise abgerieben. Bäume, die in dies Stadium getreten sind, haben in ihrem hellbraunen Unterkleide zwar ein frisches Ansehn, doch sind sie bereits dem Tode geweiht. Denn bald werden auch die Blätter der jungen Rinde abgerissen und dadurch die Lebensschicht des Baumes zu Tage gelegt. Der Baum stirbt ab und verliert beim ersten Sturme den Wipfel oder er bricht wohl auch nahe an der Wurzel ab. Beim Vorrücken der Düne wird der Stumpf allmählich verschüttet. Eine

neue Reihe von Bäumen wird auf dieselbe Weise angegriffen, getödtet, vergraben. Die fußlangen Bartflechten, durch die selbst die jüngeren Kieferstämme in regelmäßigen Spiralwindungen umzogen sind, vertreten hier die Stelle der Kränze und Gewinde, mit denen man die Schlachtopfer zu schmücken pflegt. Andrerseits mahnen wieder frisch blühende Büsche von Weidenröschen, das saftige Grün der **Honkenya peploides**, die sich bis in den Wald hineinwagt, die **Jasione montana** mit ihren blauen Blüthenköpfchen und die zarten Blätter des Hasenklee an heiteres Leben. Leider war die duftige Blüthenflor der **Linnaea borealis** bereits dahin; nur einzelne Blüthenpärchen saßen noch auf ihren kurzen Stielen. Hoch über dem Walde zogen Falken ihre spurlosen Kreise, Reiher flogen schweren Flugs seewärts hinüber und einzelne Möwen durchfurchten mit ihren hackigen Flügeln das Luftmeer. Die steigende Sonne hatte auch das kleine Leben angeregt. Eine Nonnenraupe war auf eine vegetationsleere sandige Stelle des Bodens gefallen und erregte meine Aufmerksamkeit durch ihre heftigen Krümmungen. Näher herantretend fand ich sie in den scharfen Kiefern des viel kleineren Ameisenlöwen, der mehrfach gewaltsam aus seinem Sandtrichter gerissen nicht los ließ, jede vortheilhafte Situation benutzte und endlich Sieger blieb. Ein ächter Reactionair, der in seinem ganzen Leben auch nicht einen Schritt vorwärts thut. Rückwärts wandert er aus, wenn er in seinem Trichter lange vergebens auf Beute gelauert; rückwärts kreisend gräbt er sich, den Sand mit dem Hintertheile weit fortwerfend, einen neuen Trichter. Ja ich habe einst, da ich mehrere dieser Thiere zur Entwickelung kommen ließ — denn der Ameisenlöwe ist die Larve eines libellenartigen Insects — das geflügelte Thier rückwärts fliegen gesehen. Weiterhin traf ich eine an dem Aste eines Brombeerstrauches sitzende grüne Heuschrecke, die eben dabei war die letzte, die Puppenhaut abzustreifen. Sie hielt sich, den Leib nach unten, mit allen sechs Beinen an dem Aste fest. Schon war die Haut auf dem Rücken gesprengt und der schön schillernde Körper sammt den vier noch kleinen Flügeln entblößt. Da zog das Thier langsam die Beine aus den alten Hüllen, mit Mühe auch das Schwert aus der Scheide und ging aus der horizontalen Stellung in die vertikale über, um den Flügeln Gelegenheit zu geben sich normal auszudehnen. Wenige Zolle davon entfernt saß, ebenso eifrig zusehend als ich, eine große Libelle, die unentschlossen schien, ob sie

das wehrlose Thier angreifen solle oder nicht. Da sie einsah, daß sie die günstige Zeit ungenutzt hatte vorübergehen lassen, flog sie davon.

Heimkehrend besuchte ich den ebenso unterrichteten als zuvorkommenden Förster des Ortes, Herrn Hübner, um mich durch ihn an den Brüteplatz der Cormorans führen zu lassen. Von dem Kamme der Hauptdüne laufen in dem Schwarzorter Walde etwa 5 oder 6 Seitendünen nach dem Haffe hin. Ihre Firsten mögen nahe an der Hauptdüne 100 Fuß über Haff liegen; zwischen ihnen sind breite schluchtige Thäler, die sich ebenfalls nach der Haffseite hin senken. Auf der höchsten baumreichen Kuppe einer dieser Seitendünen haben sich die Cormorans angesiedelt. Bisher war dieser Berg der Brüteplatz der Fischreiher, die noch vor drei Jahren wohl meinen mochten, daß der Mensch ihr einziger Feind sei. Da kamen, vielleicht von Dänemark und den dortigen Inseln, vielleicht auch von der scandinavischen Küste, 12 Cormorans an und begannen eine mehrtägige heftige Schlacht mit den Reihern, die den starkschnäbeligen Fremdlingen endlich weichen und ihre mühsam gebauten Nester den Siegern Preis geben mußten. Schwarzort schien den Cormorans zu gefallen, denn im nächsten Jahre kam die fünffache Zahl an; in diesem (1858) fand ich mindestens 100 Paare. Während einige beschäftigt waren, die schreienden Jungen zu füttern, saßen andre neben den Nestern, öfters auf uns herabschauend, wobei ihre langen Hälse mehr gebrochen als gebogen erschienen; die meisten umschwärmten gewandten Fluges den Berg, ebenfalls dann und wann schief herabsehend, ob die unwillkommenen Gäste nicht bald davon gehen würden. Der erste Schuß traf ein Männchen, der zweite ein Weibchen. Sofort schwiegen die Jungen, jedoch nur für wenige Momente, um dann wieder ihr betäubendes Geschrei hören zu lassen; die Alten aber bildeten eine dicht gedrängte Schaar, zogen hoch aufsteigend einen mächtigen Kreis und verschwanden. Vor einigen Jahren hatte ich die ersten Cormorans auf Usedom gesehen, da sie eben beschäftigt waren in einem kleinen Waldsee zu fischen. Jetzt hatte ich Gelegenheit das seltsame Thier genau zu betrachten. Es gleicht etwa einer Gans, doch ist der Leib etwas kleiner, der seitlich zusammengedrückte Schnabel dagegen und der Staffelschwanz länger. Wegen des kräftigen Hakens, in den der Oberschnabel ausläuft, und des weit ausdehnbaren kropfartigen Schlundes ist der Cormoran ein Verwandter des Pelicans. Man nennt ihn wohl auch Seerabe, doch hat er mit

dem Raben nur die schwarze Farbe gemein, die auf dem Rücken mit braunen Flecken wechselt, wodurch die obere Seite wie feinblätteriger Braunkohl aussieht. Ein Paar abstehende Federn des Hinterkopfes und die meergrünen Augen geben dem Thiere ein keckes unheimliches Ansehn. Die Comorans sind geschickte Flieger, Schwimmer und Taucher und wurden im Mittelalter an der englischen Küste zum Fischfange abgerichtet, der recht ergiebig aber doch nur eine Kurzweil vornehmer Herren gewesen sein soll. Es wäre interessant, wenn sich Jemand daran machte, diese ergötzliche Jagd wieder einzuführen. Da sich die Thiere auch bei Prebbenau auf der frischen Nehrung angesiedelt, selbst Colonien ins Binnenland, z. B. in die altchristburger Forst gesandt haben, so würde es nicht schwer sein, sie lebend zu bekommen. Auch sollen sie sich leicht halten lassen und bald mit dem Menschen vertraut werden.

Von dem Cormoranberge sahen wir durch das Geäst durchleuchten eine lange kahle Düne, die ich schlechthin die gefährliche nennen will. Sie ist die mächtigste der Seitendünen, da sie von dem höchsten, etwa 125 bis 130 Fuß hohen Wellenberge der Hauptdüne abgehend bis weit ins Haff hineinlangt. Sie begrenzt nach der Memeler Seite hin, also etwa gegen Norden, das jetzige Revier von Schwarzort, geht in der Richtung ihrer Länge langsam gegen das Haff vor, schreitet dagegen schnell seitlich fortrückend gegen den Wald und das Dorf. Daß es ihr gelingen sollte, die neben der Nehrung fortlaufende Fahrstraße im Haff zu hemmen, ist nicht zu erwarten, da der nordwärts gehende Strom wohl kräftig genug sein wird, den hineingetriebenen Sand abzuführen. Wohl aber wird sie einst Wald und Dorf begraben. Sie rückt jetzt in jedem Jahre 3 Ruthen, also 36 Fuß in dieser Richtung vor und wird bald, wenn sie in den Hochwald gekommen sein wird, ein schnelleres Vorrücken zeigen. Nach meiner Ueberschlagsrechnung wird sie in 80 Jahren das Gasthaus von Schwarzort erreichen; einige Jahrzehende später wird Schwarzort nur ein Name sein, wie Kunzen, Neu-Pillkoppen und andere. Es mag vielleicht den Leser befremden, daß der Wald das Vorrücken der Düne nicht aufhalten, vielmehr beschleunigen solle. Wenn er indeß bedenkt, daß die von der Schwarzorter Seite kommenden Winde, durch den Wald gehemmt, ohne Einwirkung auf den Dünensand bleiben, während die Nordwinde ihre volle Geltung behalten, so wird er meine Meinung gerechtfertigt fin-

den. Ich füge noch hinzu, daß ich einige Tage später auf der frischen Nehrung, etwa 3½ Meilen von Pillau, eine ähnliche Düne in seitlichem Fortschritte fand, aber in entgegengesetzter Richtung. Da der Wald nördlich von ihr liegt, schreitet sie nach Norden vor. Und doch wehen im Ganzen, Großen dieselben Winde dort wie hier. Der nach der Schwarzorter Seite gerichtete Abfall der Düne ist eine rein ausgeprägte schiefe Ebene, etwa unter 40 Grad gegen die Horizontalebene geneigt. Obschon es ziemlich windstill war, kam unaufhörlich Sand über die obere scharfe Kante herübergeflogen und rutschte, seinem natürlichen Böschungswinkel folgend, herab, ohne unten einen Wulst oder Wall zu bilden. Auf diese Weise gehen die Bäume allmählig zu Grunde. Der Prozeß ist somit hier ein ganz anderer als der früher beschriebene, der an der oberen Grenze des Waldes vor sich geht. Dort stirbt der Baum in Folge der Einwirkung des Flugsandes ab, wird vom Sturm der Seewinde zerbrochen und der Stummel allmählig mit Sand überschüttet. Hier beginnt der Prozeß mit dem Begräbnisse und endet mit dem langsamen Tode. Ich fand Bäume, die 5 bis 10 Fuß bereits verschüttet waren und scheinbar ungestört weiter vegetirten. Namentlich ertragen Kiefern und Tannen, die nach der Seite der Hauptdüne hin allein vorkommen, eine starke Versandung, allenfalls auch Birken, die sich nicht weit vom Haff auf den durch die Düne eingeleiteten Alluvionen angesiedelt haben, weniger junge Erlen. Trotz des steilen Abfalls läßt sich die Düne leicht ersteigen. Wir gelangten so in die Kronenäste alter Bäume und schritten weiterhin über die Wipfel fort. Von einer alten Kiefer, die noch vor zwei Jahren frei am Fuße der Düne gestanden hatte, jetzt aber etwa 40 Fuß im Sande steckte, sammelte ich mehrere noch fest an den verdorrten Aesten sitzende Zapfen, die in Folge ihrer Verharzung nicht abgefallen waren. Ich dachte an die uralte Steinkohlenzeit, in der ähnliche Verhältnisse obgewaltet haben müssen. „Südlich von Altwasser, in der Nähe von Waldenburg, am Sudetenabhange des Galgenberges müssen wir einer der größten Naturmerkwürdigkeiten gedenken, welche die Sudeten aufzuweisen haben; es ist der im Sandsteinbruch der Aue (der Sandstein gehört der Kohlenformation an) gefundene, jetzt mit einem Häuschen überbaute versteinerte Stamm, der nach Göpperts Untersuchungen der Gattung Araucarites angehört. Er ist auf ungefähr 12 Fuß Länge entblößt und 2½ bis 3 Fuß dick." So

schreibt Scharenberg in seinem Führer durch die Sudeten. Als ich an Ort und Stelle ankam, war das Häuschen bereits verschwunden; nur einige derbe Reste des Stammes waren vorhanden, die mikroskopisch nicht nur die kaum erwarteten Jahresringe, sondern auch trotz der starken Verkieselung die der Gattung Araucaria eigenthümlichen Zellendüpfel zeigten. Solche senkrecht in ihrem Umhüllungsmittel stehende Bäume sind einzeln auch in englischen und amerikanischen Steinkohlenflötzen gefunden und als Merkwürdigkeiten betrachtet worden. Auf unsern Nehrungen kann man ganz dasselbe Vorkommen hundert- und tausendfältig beobachten. Nur die Versteinerung des Hüllmittels fehlt bei uns oder ist, wie bei Nidden und Sarkau, kaum erst eingeleitet. Bekäme die Schwarzorter Düne eine Humusdecke, so daß sie durch den Wind nicht weiter verändert werden könnte, so würden in ihr der fernen Nachwelt alle Phasen eines seltsamen Prozesses aufbewahrt bleiben. Nachdem wir den Rücken der Düne überschritten hatten, kamen wir in eine neue Welt, in das Bereich der Auferstehung, einer schreckhaften Auferstehung. Wie der Baum auf der Südseite in die wandernde Düne eintritt, so tritt er nach etwa zehn Jahren auf der Nordseite wieder heraus. Aber sofort werden die in der Zwischenzeit ausgedörrten Aeste, sobald nur der Sand von ihnen abgeweht ist, zerbrochen, zerrieben und atomenweise davongeführt. Dasselbe geschieht später mit dem verrotteten Stamme. Solche Bäume kommen nie dazu, auch nur einen Zoll über die Sandfläche hervorzutreten. Nur festere Stämme halten Stand und erheben sich 5 bis 10 bis 15 Fuß über die geneigte Düne. Den meisten indeß fehlt bis auf die Oberflache der Düne herab der Splint, allen die Rinde, die aber unter dieser Grenze stets vorhanden ist. Ja manchmal bleibt die Rinde fast allein übrig, eine äußerst lockere Holzmasse und wenigen herabgefallenen Sand umschließend. Diese Bäume markiren sich nur durch einen kaum bemerkbaren Rindenring. Und der sorglose Wanderer ist in Gefahr, in einen solchen Baumstamm hineinzufallen, ich möchte fast sagen, in dem Baumstamm zu ertrinken. Herr Hübner warnte mich, und Tags darauf berichtete mir Herr Zander in Nidden, daß er bereits zwei Menschen gerettet habe, die in solche Stämme gefallen, sich allein nicht helfen konnten, und doch wurde ich erst vorsichtig, nachdem ich mich, nicht weit von Nidden einer solchen Situation noch zeitig genug entzogen hatte. Das sind fabelhafte

Dinge, aber sie sind einmal so. Wieder erinnere ich an die Steinkohlenflötze, in denen von den meisten baumartigen, wenigstens baumgroßen Pflanzen nur die Rinde erhalten ist.

Noch über manches Andere, das ich in und bei Schwarzort gesehen und erlebt, könnte ich Bericht abstatten, über den fatalen Triebsand, die Muschelbänke des Haffes, den fast nur auf der Haffseite auftretenden Streusand, über die am Strande angelegte Plantage und ihre kleinen Feinde — aber Alles ist unbedeutend und gewöhnlich gegenüber den Scenen, die ich oben zu schildern und in deren inneres Getriebe ich den Leser einzuführen versucht habe. Ich schließe mit dem Wunsche, daß sich Intelligenz und Kraft vereinigen mögen, das von zwei Seiten angegriffene schöne Schwarzort zu retten.

J. Schumann.

Erzbischof Brun-Bonifacius, der erste deutsche Missionar in Preußen.

Ein Vortrag, in der K. deutschen Gesellschaft zu Königsberg, zum Geburtsfeste Sr. Majestät des Königs am 15. Oktober 1858 gehalten. *)

Zum andern Male, hochverehrte Anwesende, begehen wir den Geburtstag unseres heißgeliebten Königs nicht mit jenem ungemischten Gefühl der Freude, wie in früheren Zeiten. Wir stehen unmittelbar unter dem Eindruck einer wichtigen Entscheidung für unser Land und unser Volk, die, wie dringend sie auch für das Wohl des Ganzen geboten war, doch das Herz eines jeden Preußen schmerzlich berühren muß. Ein Jahr ist verflossen, in dem jeder Tag es uns vergegenwärtigte, wie das Leiden unseres Landesherrn, unseres Landesvaters für unser Land und Volk ein allgemeines Leiden ist, und es kann ja nicht anders sein, als daß uns noch einmal heute recht lebendig

*) Um einem ausdrücklichen Wunsche des Herrn Verfassers zu genügen, ist die vorliegende Abhandlung in ihrer ganzen Ursprünglichkeit wiedergegeben und deshalb auch die Form der Rede durchgehends beibehalten worden.
D. R.

vor die Seele tritt, ein wie schweres Jahr unser König durchlebt und durchlitten hat, und wir Alle mit ihm.

Aber wie bedrückt unser Herz ist, die Opfer des Danks bleiben an diesem Tage die altgewohnten treuer Pflicht und aufrichtiger unverbrüchlicher Liebe. Andre werden nun heute dem Könige nach ihrer Weise eine andere Feier bereiten, Andre andre Kränze ihm winden, andere Ergebnisse ihrer von Königshuld begünstigten Thätigkeit im kleineren oder größeren Kreise vorlegen: unsere deutsche Gesellschaft, eine literarische Körperschaft wie sie ist, begeht diesen Tag nach dem Herkommen durch einen wissenschaftlichen Vortrag. Sie will dadurch bekunden, daß sie des königlichen Namens, den sie führt, eingedenk ist und sich seiner in Verfolgung der eigenthümlichen ihr gestellten Aufgabe würdig zu erhalten bemüht.

Unerwartet ist mir der ehrenvolle Auftrag geworden, heute vor Ihnen diesen Vortrag zu halten, und ich denke durch denselben Ihre Aufmerksamkeit auf den Erzbischof Brun-Bonifacius zu lenken, einen Mann, der nahezu vor 850 Jahren als Heidenbote in dieses Land kam und hier den Märtyrertod fand. Weshalb ich Ihren Blick heute auf ihn und auf so entfernte Zeiten richte? Zuvörderst weil es mir keine unpassende Aufgabe für unsere Gesellschaft scheint, die sich mit Nachdruck die deutsche in Königsberg nennt, das Andenken an den ersten deutschen Mann zu erneuern, der in dieses Preußenland kam, und das war unseres Wissens Brun; dann aber, weil uns in der letzten Zeit ein wichtiges Schriftstück für die Geschichte dieses Mannes bekannt geworden ist, welches bisher wenig benutzt ist und welches ich selbst nicht benutzen konnte, als ich vor einigen Jahren eine Biographie desselben zu veröffentlichen veranlaßt war.*) So erlauben Sie mir denn von dem alten Märtyrer und von einer so entfernten Zeit vor Ihnen zu reden. Ich hoffe, beide werden Ihnen in meinen Worten näher rücken und das scheinbar

*) Die erwähnte Lebensbeschreibung Bruns findet sich im Evangelischen Kalender für 1856, herausgegeben von F. Piper, S. 164 ff. Auch bei der Regierungsgeschichte Heinrichs II. mußte ich im zweiten Bande meiner Geschichte der deutschen Kaiserzeit von Brun handeln; erst nach dem Druck dieses Abschnitts ging mir das erwähnte Schriftstück zu und gab mir dann Veranlassung zu einem Nachtrag, der sich daselbst S. 192 ff. findet. Manche Irrthümer in beiden Darstellungen glaube ich in diesem Vortrag berichtigt zu haben.

Abgestorbene wird wieder Leben gewinnen. Denn unwiederbringlich todt ist dem menschlichen Geiste nur, was sich ihm unbezeugt gelassen hat; wo Wort und That aus der Vergangenheit sprechen, besitzt unser Geist die zauberische Macht, der Vorzeit ein neues Leben einzuhauchen. Bruns Zeit und er selbst haben sich nicht unbezeugt gelassen; ein starker und feuriger Geist lebt in seinen Schriften, in seinen Thaten, und redet, wie ich glaube, mit sehr verständlicher Sprache. Möchte es mir gelingen, seiner Gestalt, die in schattenhafter Wesenlosigkeit durch unsere Geschichtsbücher geht, etwas von ihrer eigenthümlichen Frische und Lebendigkeit zurückzugeben. —

Brun*) stammte aus einem sehr vornehmen, fürstlichen Geschlecht des östlichen Sachsens. Sein Vater, der denselben Namen führte, wird als Graf genannt und trat später in den geistlichen Stand; seine Mutter hieß Ida. Unweit der goldenen Aue, an den Grenzscheiden Sachsens und Thüringens ist er geboren: auf der Burg Querfurt. Das Jahr seiner Geburt ist unbekannt, doch da er ein Altersgenosse des Bischofs Thietmar von Merseburg, des bekannten Geschichtsschreibers, war, muß er um das Jahr 975 geboren sein, nicht lange nach dem Abscheiden Ottos des Großen, jenes gewaltigsten deutschen Kaisers, dessen welterschütternde Thaten Bruns Phantasie von frühster Jugend an um so lebendiger ergriffen, da er selbst dem kaiserlichen Geschlecht nahe verwandt war. Diese Verwandtschaft verhieß Brun die glänzendste Zukunft, und die Eltern suchten ihm eine Erziehung, solcher Zukunft würdig, zu geben.

Es ist bekannt, in welchem Umfange unter dem Einfluß Ottos des Großen die kirchliche Mission unter den slawischen Völkern des Ostens betrieben war und wie der Kaiser Magdeburg zum Mittelpunkt dieser Mission ersehen hatte. Hier hatte er nicht allein ein reiches Erzbisthum begründet, sondern neben demselben auch eine Schule, deren Ruf sich bald durch ausgezeichnete Lehrer bis in die entferntesten Gegenden verbreitete. Hier wurde auch unser Brun erzogen und eignete sich die freien Künste und Wissenschaften in dem Umfange an, in welchem sie damals gelehrt wurden; besonders that er sich in der Musik hervor. Schwerlich war der junge sächsische

*) Dies ist die deutsche Form des Namens, Bruno die lateinische, welche nur durch die Beschaffenheit unserer Quellen die gebräuchliche geworden ist.

Edling, als er in die Schule trat, schon für den geistlichen Stand bestimmt worden; aber natürliche Begabung und Neigung entschieden ihn früh für denselben. Sein Schulgefährte, der erwähnte Thietmar, versichert, daß Brun bereits als Knabe einen besonderen Ernst gezeigt habe: wenn andere Knaben spielten, zog er sich in die Stille zurück und betete. Kaum in das Jünglingsalter getreten, empfing er die ersten geistlichen Weihen und wurde unter die Domherren des Magdeburger Erzstiftes aufgenommen. Damals oder bei der Firmelung erhielt er zu seinem sächsischen Stammesnamen den römischen Namen Bonifacius. Wir wissen nicht, ob es im Hinblick auf jenen großen Apostel der Deutschen geschah, der sein Bekehrungswerk mit dem Märtyrertode besiegelt hatte; aber der neue Name wurde für den Lebensgang unseres Brun prophetisch.

Bruns Eintritt in den geistlichen Stand konnte seinen Aussichten auf eine glänzende Laufbahn nicht hinderlich sein, zumal er bald darauf unter die Hofgeistlichkeit des jungen Königs Ottos III., des Enkels Ottos des Großen, aufgenommen wurde. Aus dieser Hofgeistlichkeit nehmlich pflegten die ersten und einflußreichsten Bisthümer des Reichs besetzt zu werden, und Verwandtschaft mit dem herrschenden Geschlecht fiel bei der Besetzung sehr schwer in die Waage; überdies stand Brun mit dem nur wenige Jahre jüngeren König in vertrauter Freundschaft. So waren ihm die Wege zum Glanz eines Bischofsstuhles gebahnt, aber unerwartet gewann sein Leben eine ganz andere Wendung. Es geschah zu Rom, in jener wunderbaren Stadt, welche eben so oft die Geschichte einzelner Menschen, wie die Bahnen der Völker und des ganzen Menschengeschlechtes gewendet hat.

Als Otto III. im Jahre 996 seinen ersten Römerzug antrat, begleitete ihn Brun-Bonifacius über die Alpen. Niemals schienen die Sterne der deutschen Herrschaft glücklicher zu leuchten. Den Kaiserthron beschritt ein in frischester Jugend strahlender deutscher Fürst, an Kühnheit seiner Entwürfe nur Karl dem Großen vergleichbar, an Bildung Karl weit überlegen; ihm zur Seite saß auf dem Stuhle Petri der erste deutsche Pabst, Gregor V., ein Vetter des Kaisers, an ihn durch alle Bande des Lebens gebunden, zugleich aber voll brennenden Eifers die alten Schäden der Kirche zu heilen und eine große Reformation derselben durchzuführen. Eine neue Ordnung der Dinge schien zu beginnen, und unserem Brun,

gleich nahe dem Kaiser und Pabst durch Verwandtschaft und Freundschaft stehend, schien eine der ersten Rollen in der neuen Ordnung angewiesen. Aber in diesem Augenblick verließ er die Welt. Wie er einst den Spielen seiner Schulgenossen ausgewichen war, so flüchtete er sich jetzt vor dem gewagten, lauten und gefahrvollen Spiel um die höchsten Welt-Interessen in die beschauliche Stille eines Klosters.

Wer jemals Rom gesehen hat und über die jetzt fast verödete Höhe des Aventin gewandelt ist, erinnert sich wohl dort eines Klosters, welches zwei alten römischen Märtyrern Alexius und Bonifacius geweiht ist. Hart über dem Tiberufer sich erhebend, gewährt es einen weiten Blick über Trastevere und die Campagna. Dieses Kloster war damals der Mittelpunkt eines eigenthümlichen reichen Glaubenslebens, das in weite Fernen Segen verbreitet hat; in diesem Kloster haben unsere beiden preußischen Märtyrer Adalbert und Brun die Kraft zu ihrem Glaubenswerk und Glaubenstod geschöpft. Hier lebten nehmlich zu jener Zeit einige griechische Mönche nach der Ordnung des h. Basilius mit lateinischen Brüdern, welche der Regel des h. Benedict folgten, in der freundlichsten und innigsten Gemeinschaft. Denn nicht so sehr auf äußere Gebräuche als auf geistliche Erweckung sahen die durch gleichen Glauben und gleiche Liebe verbundenen Brüder. Mystische Vorstellungen von den göttlichen Dingen und der Kirche beherrschten sie, und ganz der Contemplation und geistlichen Uebungen hingegeben, erhielten sie sich hoch über dem rohen und eitlen Treiben, in welches fast alle anderen Klöster Italiens zu jener Zeit versunken waren. So gewaltig war der Eindruck, als der junge Brun-Bonifacius zum ersten Male dieses Kloster besuchte, daß er sofort der Welt absagte und die Mönchskutte auf dem Aventin nahm. Sein Name selbst schien ihm eine Aufforderung hierzu. Er gedachte jenes alten Märtyrers Bonifacius, der dem Kloster den Namen lieh, und rief aus: „Auch ich heiße Bonifacius, und ich sollte nicht auch Christi Zeuge sein?“

Es scheint, als habe der Gedanke an den Märtyrertod schon ihn, den zwanzigjährigen Jüngling, öfters gewaltig ergriffen. Um so tiefer mußte ihn deshalb die Nachricht von einem neuen großen Glaubensopfer bewegen, welche ein Jahr später das ganze Kloster in Aufregung versetzte. Am 23. April 997 starb der heilige Adalbert als Apostel der Preußen den Märtyrertod. Adalbert war den

Brüdern des Bonifaciusklosters innigst vertraut gewesen; er hatte Jahre lang sein böhmisches Bisthum verlassen, um hier auf dem Aventin als Mönch dem Herrn zu dienen, erst damals war er aus dem Kloster geschieden, als Brun eintrat. Alle seine Tugenden schienen den Brüdern nun durch den Märtyrertod auf das herrlichste vollendet, er wurde unter ihnen der Gegenstand der allgemeinsten Bewunderung und Verehrung, der Stolz des Klosters. Schon drei Jahre nach seinem Tode wurde die älteste Biographie Adalberts abgefaßt; sie ist auf dem Aventin geschrieben, eine Arbeit des Johannes Canaparius, der als Mönch in diesem Kloster lebte.

Aber man würde sehr irren, wenn man den Kultus Adalberts auf das Bonifaciuskloster beschränkt glaubte; er verbreitete sich vielmehr mit reißender Schnelligkeit über das ganze Abendland. Es ist bekannt genug, daß Kaiser Otto III. selbst im März des Jahres 1000 barfuß nach Gnesen zu den Reliquien des neuen Heiligen pilgerte und hier ihm zu Ehren ein neues Erzbisthum begründete. Aber es ist wohl weniger bekannt, daß zu derselben Zeit im ganzen Abendlande Adalbertskirchen entstanden, die zum großen Theil nachher wieder verschwunden sind. Sie lassen sich nicht allein durch Polen und Ungarn verfolgen, auch in Deutschland wurde neben dem Grabe Karls des Großen in Aachen eine Adalbertskapelle geweiht, und in Italien hat man in Rom und Ravenna Kirchen zu Adalberts Ehren errichtet. Noch hoch im Sabinergebirge fand ich Spuren einer Adalbertskapelle, die damals begründet ist.*) Man sieht, welchen Eindruck es machte, daß hier an der preußischen Küste ein Heidenbote sein Blut vergoß. Woher aber kam diese gewaltige Wirkung, zumal wir ja wissen, daß Adalberts Arbeit unter den Preußen zunächst ohne allen Erfolg blieb? Erlauben Sie mir auf diese Frage etwas näher einzugehen; sie berührt mehrfach Bruns Leben und hat selbst eine weiter greifende Bedeutung.

Adalberts Persönlichkeit war ohne Zweifel ebenso anziehend als imponirend; wir wissen, wie sehr er den jungen Kaiser fesselte, der seinen Umgang recht wohl zu wählen wußte. Aber weder aus den persönlichen Eigenschaften Adalberts noch aus der tiefen Verehrung

*) Näheres hierüber in meinem Aufsatz: Römische Mittheilungen zur Geschichte des Wendenlands, in den Baltischen Studien. Jahrg. XI. Heft 1. Seite 12 ff.

des Kaisers für ihn läßt sich allein der ungeheure Eindruck erklären, den dies Martyrium hervorbrachte. Adalberts Bedeutung beruht zum großen Theil darauf, daß er dem bis dahin tief verachteten Volke der Slawen entstammte, daß er ein Czeche von Geburt war. Sein ursprünglicher Name war Woytek; den deutschen Namen hat er erst auf der Schule zu Magdeburg bei der Firmelung erhalten. „Ich bin ein Slawe und euer Apostel!“ mit diesen Worten läßt Johannes Canaparius Adalbert den Preußen entgegentreten. Und ein anderer Zeitgenosse — es ist unser Brun — sagt von Adalberts Tode: „Wie heiter lachte der Himmel, als er den Slawen mit der Märtyrerkrone eintreten sah.“ Man erinnere sich daran, daß seit einem halben Jahrhundert die Mission ausschließlich von den Deutschen ausgegangen war, daß die deutsche Nation, scheinbar im Alleinbesitz aller geistigen und geistlichen Gaben, ein Uebergewicht über die Kirche des Occidents an sich gerissen hatte, welches überall zugleich ihre politische Macht stützte und hob. Alle neu begründeten Kirchen in den slawischen Ländern und in Ungarn waren bis dahin von deutschen Metropolen abhängig gemacht worden. Der Zug der Dinge ging dahin, den ganzen Osten Europas sich kirchlich wie *politisch* unmittelbar zu unterwerfen. Da war nun ein böhmischer Missionar, ein böhmischer Märtyrer eine ganz neue, wunderbare, auf das Tiefste eingreifende Erscheinung. Erst durch diesen böhmischen Heiligen haben die Kirchen Polens und Ungarns ein selbstständiges nationales Leben gewinnen können und gewonnen. Mit den Missionen Magdeburgs, Salzburgs und Passaus im Osten war es nun vorüber. Polen erhielt seine eigene Metropole in Gnesen, und ein Böhme, Adalberts Bruder, wurde der erste Erzbischof. Unmittelbar darauf gewann auch Ungarn in Gran sein eigenes Erzbisthum, und auch hier trat ein Böhme, ein vertrauter Schüler Adalberts, zuerst an die Spitze. Und wie der Osten sich kirchlich von der deutschen Herrschaft befreite, so suchte er bald auch politisch seine Selbstständigkeit gegen Deutschland zu sichern. Wenige Jahre später begründete Boleslaw Chrobry sein großes Polenreich und trat in offenen Kampf gegen die Deutschen; man kann mit Fug behaupten, daß Adalberts Blut das Bindemittel des neuen Polenreichs wurde. Auch das Reich Stephans des Heiligen in Ungarn ist erweislich durch Männer befestigt, welche in unmittelbarer Beziehung zu Adalbert gestanden hatten. So ist Adalberts Tod für die Ge-

schichte des östlichen Europa eins der wichtigsten und folgenreichsten Ereignisse geworden. Das Martyrium des Böhmen ist der deutschen Uebermacht im Osten hinderlicher geworden, als viele Waffenthaten der Polen und Ungarn. Nur ein so phantastischer, ganz von kosmopolitischen Anschauungen erfüllter Jüngling, wie Kaiser Otto III. konnte die Gefahr übersehen, welche der deutschen Herrschaft aus der Verehrung des böhmischen Heiligen erwuchs, und ihr selbst auf alle Weise die Wege bereiten.

Adalberts Tod hat hiernach allerdings eine größere Bedeutung für die allgemeine Geschichte als unmittelbar für unser Preußenland. Doch man unterschätze auch seine Bedeutung für Preußen nicht. Man kann sagen, wie dem Alterthum unsere Küsten vornehmlich durch den Bernstein bekannt geworden sind, so dem Mittelalter durch Adalberts Blut. So weit nun die Verehrung Adalberts reichte, so weit wurde auch der Name Preußen genannt. Und auch das mag nicht unerwähnt bleiben, daß damals zuerst dieser Name, der Land und Volk für alle Folge geblieben ist, in der Geschichte auftaucht. Die einzelnen Stämme, welche unsere Gegenden bewohnten, wurden vordem mit dem Collectivnamen der Aisten oder Esten bezeichnet. An die Stelle dieses Namens tritt nun und zwar in demselben Umfange der Name Preußen, der bald allen Völkern Europas bekannt wird. Man hat geglaubt, ihn zuerst in der bereits erwähnten, im Jahre 1000 geschriebenen Biographie Adalberts zu entdecken, und ich zweifele nicht, daß er gerade durch sie eine so schnelle und weite Verbreitung gewonnen hat. Aber es sei mir vergönnt im Vorbeigehen auf ein etwas früheres Vorkommen des Namens hinzuweisen, welches bisher wenig beachtet ist. In einem Güterverzeichniß der römischen Kirche findet sich eine Urkunde excerpirt, welche, wie ausdrücklich bemerkt wird, zu Zeiten Papst Johannes XV., d. h. zwischen den Jahren 985 und 996, ausgestellt ist. Die Aussteller waren der iudex Dagome, die senatrix Ote und deren Söhne Misica und Lambertus; diese schenkten ihre Besitzungen in Polen und Pommern dem h. Petrus und gaben bei dieser Gelegenheit in der Urkunde eine Circumscription des polnischen Reichs, welche wörtlich in das Verzeichniß aufgenommen ist.*) Als

*) Auch hierüber findet sich Näheres in dem erwähnten Aufsatz in den Baltischen Studien S. 2. Man vergleiche L. Giesebrecht: Wendische Geschichten. S. 232.

die Ostgrenze des Reichs wird aber hier Bruzze und Russe bezeichnet. Dies ist meines Wissens die älteste bisher entdeckte Spur des Namens Preußen. Auch deshalb ist die Notiz interessant, weil sie zu beweisen scheint, was man längst vermuthet hat, daß dieser Name von den slawischen Völkern zuerst gebraucht sei und aus slawischer Wurzel stamme. Denn die Aussteller dieser Urkunde waren Slawenfürsten, und wir hören so den Namen zuerst und zwar vor Adalberts Tode einzig und allein aus slawischem Munde.

Doch es ist Zeit zu Brun zurückzukehren, den wir in dem Kloster auf dem Aventin verlassen haben. Beinahe fünf Jahre, die glücklichsten seines Lebens, hat er hier zugebracht. Das Glaubensleben der Brüder, ihre innige Liebesgemeinschaft schienen ihm gleichsam ein Abglanz des Paradieses. „Es war," so schildert er selbst das Leben der Brüder, „in ihrer Mitte, als ob das Wort Gottes vom Himmel herab thaue, ein heiliges Feuer brannte in Aller Seelen, und die Entzückung, die sich von Herz zu Herz ergoß, bezeugte die Gegenwart Gottes." Im Anfange des Jahres 1001 verließ jedoch Brun das Kloster und Rom; gerade damals, als sich die Römer gegen den Kaiser und die deutsche Herrschaft erhoben. Jener Glanz, der die Anfänge Ottos III. umspielte, hatte sich nur allzubald als ein trügerischer Schein gezeigt. Jener deutsche Papst war in jungen Jahren mit Kummer aus der Welt geschieden; gegen den Kaiser regte sich die Empörung aller Orten, und Rom, die Stadt seiner Liebe, verjagte ihn aus den Mauern. Wir wissen nicht, ob auch Brun durch den Aufstand gezwungen, seinem kaiserlichen Verwandten folgen und dem Kloster den Rücken wenden mußte, oder ob er aus freiem Entschluß, überwältigt durch eine imponirende Persönlichkeit, aus dem seligen Frieden seines klösterlichen Lebens schied. Bald darauf finden wir ihn nehmlich mit einigen andern deutschen Mönchen im Gefolge des Ravennaten Romuald, des Begründers der Congregation von Camaldoli.

Wohl war Romuald eine Erscheinung, die über eine Natur, wie die Bruns war, eine zwingende Gewalt üben konnte. Selten hat es einen Menschen gegeben, in dem der Glaubenseifer lichter lohte, als in Romuald. Obwohl im höchsten Greisenalter, schwang er doch mit jugendlicher Kraft und furchtbarer Energie das Schwerdt des rächenden Geistes über das in Lüste versunkene Italien. Mit unerbittlicher Strenge und rücksichtsloser Härte strafte er den Uebermuth

der Fürsten, die Laster des Volks, die Habgier und Wollust der Bischöfe, vor Allem aber das zuchtlose Treiben der Mönche, die er wieder zu einem wahrhaft geistlichen Leben durch saure Handarbeit und unablässiges Gebet zurückzuführen suchte. Brun folgte Romuald auf einer Wallfahrt nach Monte Casino, dann nach einer einsamen Insel unweit Ravenna, Pereum genannt, wo Romuald in eigenthümlicher Weise das Leben der Schüler ordnete, die sich um ihn gesammelt hatten. Sie wohnten in abgesonderten Zellen, ihr Tagewerk war zwischen Contemplation, Gebet und Feldarbeit getheilt; denn, obwohl sie meist von vornehmer Geburt waren, sollten sie doch nur selbstgewonnenes Brod essen.

Etwa ein Jahr hatte der junge sächsische Fürst, von dem wir handeln, dieses beschwerliche Leben getheilt, als an ihn der Ruf erging, unmittelbar in die Fußstapfen Adalberts zu treten. Auch in Pereum stand Adalberts Andenken in höchsten Ehren; es war ihm ein Münster daselbst geweiht, damit sein Glaubenseifer allen Brüdern im Glaubenskampfe voranleuchte. Jetzt aber verlangte der Polenherzog Missionare, welche das unterbrochene Werk des Böhmen aufnehmen könnten, und zunächst erging der Ruf an die frommen Männer in Pereum. Kaiser Otto wünschte, daß sie vor Allem sich dieser Mission unterzögen. Romuald wollte keinem seiner Schüler gebieten, aber freiwillig entschlossen sich zwei Mönche, Johannes und Benedict, sofort nach Polen zu gehen, um dort die fremde Sprache zu erlernen, dann aber als Prediger unter den Heiden aufzutreten; Brun versprach ihnen später zu folgen. Das bald darauf erfolgte frühe und traurige Ende Ottos **III**. scheint Bruns Vorhaben verzögert zu haben, verändert hat es seinen Entschluß nicht. Noch im J. 1002 begab er sich nach Rom. Barfuß, bei dürftiger Kost, in selbsterwählter Niedrigkeit pilgerte er dorthin, um vom Papst die Erlaubniß für sein Missionswerk zu erbitten. Der Papst — es war der verschmitzte Franzose Gerbert, der gelehrteste Mann seiner Zeit — gab dem dienstbereiten Mann nicht nur die gewünschte Erlaubniß, sondern ernannte ihn zugleich zum Erzbischof und begnadigte ihn mit dem Ehrengeschenk des Palliums. Ein bestimmter Sprengel wurde ihm nicht angewiesen; von seiner Thätigkeit hing es ab, wie sich die Verhältnisse östlich von dem Gnesener Sprengel gestalten würden. In der Ernennung zum Erzbischof lag vor Allem die Vollmacht für Brun, in den bekehrten Ländern nach eigenem Ermessen Bischöfe zu

bestellen. Man erinnere sich, daß Winfried-Bonifacius im Jahr 732 unter sehr ähnlichen Verhältnissen von Gregor III. die erzbischöfliche Gewalt und das Pallium erhalten hatte und in die deutschen Länder abgesendet war.

Längere Zeit verweilte Brun in Rom; erst im Winter 1003 auf 1004 ging er über die Alpen und kehrte nach siebenjähriger Abwesenheit in sein Heimathsland zurück. Allerdings hatten ihn die sieben Jahre völlig verändert: aus einem Hofkleriker des deutschen Kaisers war er ein begeisterter Anhänger Romualds und ein Dienstmann des römischen Papstes geworden; er kam, weil ihn der Polenherzog das Werk des böhmischen Heiligen fortzuführen berief. Brun war ein anderer geworden, aber nicht minder hatten sich die Verhältnisse des deutschen Reichs umgestaltet. Nur unter den größten inneren Kämpfen hatte sich der neue König Heinrich II. festzusetzen vermocht; während derselben hatte Boleslaw von Polen das Joch der Deutschen abgeschüttelt und den Grund zu einer großen Vereinigung aller slawischen Weststämme gelegt. Um der gefahrvoll anwachsenden Macht der Polen zu begegnen, hatte König Heinrich mit den Liutizen an der unteren Oder, dem wildesten und abergläubischsten Stamme der Wenden, einen Bund schließen und in demselben die Freiheit ihres finsteren Götzendienstes ihnen verbürgen müssen. Es geschah jetzt gleichsam unter seinem Schutz, daß dem Götzen Zuarasici im Tempel zu Riedegost Menschenopfer geschlachtet wurden; die mit dem Blut dieser Opfer bespritzten Feldzeichen der Wenden sah man im Kampf gegen Boleslaw neben den deutschen Bannern. Boleslaw stand in unmittelbarer Verbindung in Rom; er galt als der Schutzherr der abendländischen Kirche im Osten und war es, während der deutsche König nicht allein die Mission aufgegeben hatte, sondern mit den hartnäckigsten Anhängern des Götzendienstes in offenkundiger Gemeinschaft stand.

Im Februar 1004 stellte sich Brun am Hofe Heinrichs II. zu Merseburg ein. Nur zu bald sah er, wie ungünstig die Verhältnisse seinem Unternehmen lagen. Heinrich konnte ihm keine unmittelbare Unterstützung gewähren und mußte überdies jede Verbindung Bruns mit den Polen mit großem Mißtrauen ansehen. Er ließ zwar dem ihm längst bekannten und durch Verwandtschaft verbundenen Mann durch Erzbischof Tagino von Magdeburg die bischöfliche Weihe ertheilen, widersetzte sich aber entschieden der Ausführung sei-

ner Mission und rieth ihm in Deutschland zu bleiben. So in allen seinen Hoffnungen getäuscht, begab sich Brun nach Querfurt, der Burg seiner Ahnen.

Ueber die späteren Schicksale Bruns waren wir bisher sehr ungenügend unterrichtet; erst bei seinem Märtyrertod (1009) ward er wieder in der Geschichte genannt, nachdem er fünf Jahre lang den Blicken völlig entschwunden war. Nur soviel wußten wir aus einer beiläufigen Nachricht seines Schulgefährten Thietmar, daß er allen Hindernissen zum Trotz nicht lange geruht und eine weite und mühselige Reise unternommen hatte, ehe er zu den Preußen zog. Niemand sagte uns, wohin dieselbe geführt und was ihr Erfolg gewesen sei. Um so erwünschter sind deshalb die Aufschlüsse, die wir dem neuentdeckten Schriftstück verdanken, welches ich bereits im Anfange erwähnte. Es ist ein Brief Bruns an König Heinrich, der einen ziemlich vollständigen Bericht über diese Reise enthält. Der Brief ist in einer gleichzeitigen Handschrift in der Kasseler Bibliothek erhalten und in derselben von Pertz entdeckt, nicht aber aus dieser, sondern aus einer in Hamburg vorgefundenen späten Kopie zuerst von Hilferding in einer Moskauer Zeitschrift im J. 1856 veröffentlicht worden. Verbesserte Abdrücke sind dann gleichzeitig von Miklosisch in der Slawischen Bibliothek und von mir in der Geschichte der deutschen Kaiserzeit besorgt *). Und nun zu den weiteren Schicksalen Bruns, wie er sie selbst in diesem Schreiben berichtet.

Als Brun die Unmöglichkeit sah, sich nach Polen zu begeben, beschloß er seinen Weg nach Ungarn zu nehmen, wo Stephan der Heilige eben damals mit besonderem Eifer für die christliche Kirche wirkte. Stephan war König Heinrichs Schwager; Bruns Thätigkeit hier konnte Heinrich keinen Anstoß geben. Dennoch entließ der König ihn zürnend und verspottete auch später noch im Kreise der Fürsten den unbezwinglichen Eifer des sächsischen Edling für die Mission. Bruns Wirksamkeit in Ungarn blieb, obwohl er sich mehrere Jahre dort aufhielt, doch nach seinem eigenen Geständniß ohne

*) Der Abdruck Hilferdings in der Zeitschrift **Russkaja besēdau Ib. p. 1** ff. ist auch in einer besonderen Brochüre von ihm herausgegeben; Miklosisch's Abdruck in der Slawischen Bibliothek II. S. 324 ff. giebt manche Correcturen Ph. Jaffés, welche ich leider in meiner Recension des Texts (Geschichte der deutschen Kaiserzeit II. S. 600 ff.) noch nicht benutzen konnte, aber im Folgenden beachtet sind.

nennenswerthen Erfolg. Stephan zog gern böhmische und italienische Priester in sein Land; für deutsche Missionare zeigte er wohl aus politischen Gründen geringe Vorliebe. Brun mußte sich daher ein anderes Feld der Thätigkeit wählen. Umsonst suchte ihn noch einmal König Heinrich nach Deutschland zurückzurufen, umsonst ermahnte er ihn noch einmal, sein Leben nicht unbesonnen Gefahren auszusetzen: solche Mahnungen hatten bei Brun, welcher den Märtyrertod mehr wünschte als fürchtete, keinen Erfolg. Er nahm seinen Weg weiter nach Osten und begab sich mit mehreren Gefährten — es scheinen meist Deutsche gewesen zu sein — zu dem russischen Großfürsten Wladimir nach Kiew. Nach langem Schwanken hatte Wladimir sich der griechischen Kirche angeschlossen, für deutsche Missionare war daher auch hier kein Arbeitsfeld. Aber auch nicht auf die Predigt unter den Russen hatte es Brun abgesehen; er wollte vielmehr von Kiew aus zu den Petschenegen ziehen, den grausamsten und wildesten aller Heiden, welche damals an der Südgrenze des Zaarenreichs die Gegenden am untern Don bis zu den Donaumündungen hin bewohnten.

Wladimir nahm die Missionare freundlich auf. Er stellte Brun alle Schwierigkeiten seines Unternehmens vor; aber wir wissen bereits, wie wenig Eindruck auf Brun derartige Warnungen machten. So gab der Großfürst endlich nach und geleitete selbst mit seinem Heere die Missionare bis an die Grenze der Petschenegen, welche durch einen dichten Verhau von Strauchwerk gebildet war. Als man dort angekommen, stieg er vom Pferde und führte die Heidenboten durch ein Thor, welches man in dem Verhau antraf. In eigenthümlicher Weise feierte Brun seinen Eintritt in das Heidenland. Mit seinen Gefährten stellte er sich auf einer Anhöhe auf und das Kreuz in den Händen haltend stimmte er den Hymnus an: „Petre, amas me? pasce oves meas.“ Als der Gesang beendet, ließ der Großfürst noch einmal Brun entbieten: „Ich habe dich an die Grenze meines Landes geführt, aber um Gottes willen bitte ich dich nun, daß du nicht zu meiner Schmach das Leben dieser Jünglinge dem Verderben Preis giebst. Denn dein Loos kenne ich: du wirst morgen schon vor der dritten Stunde ohne Grund und ohne Gewinn des bittersten Todes sterben.“ Brun antwortete dem Großfürsten: „Möge dir Gott so das Paradies eröffnen, wie du uns den Weg zu den Heiden eröffnet hast.“ So schieden sie.

Zwei Tage lang zog Brun durch das Land der Petschenegen, ohne daß ihm und seinen Gefährten Uebles begegnete; erst am dritten Tage, einem Freitag, geriethen sie in Lebensgefahr, wurden aber wunderbarer Weise aus derselben erlöst. Am nächsten Sonntag gelangten sie endlich an einen Hauptort des Volks; hier wurden sie festgehalten und sollten sofort hingerichtet werden. Man besann sich indessen eines Besseren: das Urtheil wurde aufgeschoben, um zuvor eine allgemeine Volksversammlung zu berufen. Diese Versammlung trat am nächsten Sonntag zusammen, und obwohl die Missionare tausendfach in derselben mit dem Tode bedroht wurden, nahm ihr Schicksal schließlich doch eine günstige Wendung. Brun wußte nehmlich die Häuptlinge des Volks zu überzeugen, daß er nur zum Wohle desselben gekommen sei, und sie schützten ihn und seine Gefährten gegen die aufgeregte Masse.

Fünf Monate verweilte Brun unter den Petschenegen, und unerwarteter Weise gewann seine Thätigkeit allmählich den besten Erfolg. Drei Theile des Landes bereiste er selbst, und seine Predigt fand aller Orten williges Gehör; auch von dem vierten Theile kamen zu ihm Boten der Häuptlinge, um sich mit ihm über die Annahme des Christenthums zu verständigen. Nichts war ihm aber bei seinem Werke förderlicher, als daß es ihm gelang einen dringend gewünschten Frieden zwischen dem russischen Großfürsten und den Petschenegen in befriedigender Weise zu vermitteln. Zur Sicherung dieses Friedens begab er sich dann noch einmal nach Kiew zurück und vermochte den Großfürsten, seinen Sohn als Geißel den Petschenegen zu senden; den russischen Prinzen begleitete ein Gefährte Bruns, den er zum Bischof des neubekehrten Volks geweiht hatte. Wir wissen, daß die Predigt Bruns bei den wilden und unruhigen Petschenegen keinen dauernden Erfolg gehabt hat; aber nichtsdestoweniger schien augenblicklich der Gewinn ein unermeßlicher, und je unerwarteter der Erfolg war, je höher hob er Bruns Muth und feuerte ihn zu anderen größeren Unternehmungen an. Ohne auf König Heinrich nun weiter zu achten, begab er sich im Jahre 1008 zu Herzog Boleslaw nach Polen; seine Absicht ging bereits auf nichts Geringeres, als das Heidenthum in Preußen und unter den Liutizen völlig zu vernichten. „Die harten Herzen dieser Heiden unter dem Beistande des heiligen Geistes zu bekehren, sagt er, muß nun unsere Arbeit sein;

alle Mühe und allen Eifer müssen wir unermüdlich darauf verwenden, und der heilige Petrus wird mit uns kämpfen."

Herzog Boleslaw war hocherfreut, als Brun mit seinen Gefährten bei ihm erschien und versprach ihn mit allen seinen Mitteln zu unterstützen. Aber dennoch sah sich Brun bald aufs Neue in seinen Unternehmungen behindert. Boleslaw konnte über seine Hülfskräfte damals nicht frei verfügen, da er derselben in ihrem ganzen Umfange gegen das deutsche Reich bedurfte. Zwar hatte er im Herbste 1005 zu Posen einen Frieden mit König Heinrich geschlossen, aber schon im Sommer 1007 war der Krieg aufs Neue, und zwar mit um so größerer Erbitterung ausgebrochen. Dennoch ruhte Brun auch jetzt nicht ganz. Er berichtet selbst, wie er einen seiner Gefährten zum Bischof geweiht und mit mehreren Begleitern über das Meer nach Schweden gesandt, wie der König der Schweden — es kann nur Olaf der Schooßkönig gemeint sein — den Predigern willig das Ohr geliehen und mit einem Theile des Volks die Taufe angenommen habe. Daß das Christenthum damals in Schweden festen Fuß zu fassen begann, wußten wir längst; aber unbekannt war der Antheil, den daran unser Preußenapostel gehabt hat, wie auch kein Wort über seine Thätigkeit unter den Petschenegen in unsern Quellen verlautete.

Und in welch' einem eigenthümlichen Lichte erscheint doch nun das Wirken des merkwürdigen Mannes! Fürst von Geburt, Mönch durch Wahl, dem deutschen Könige verwandt und dem römischen Papste vertraut, noch ganz von den großen Ideen der ottonischen Zeit erfüllt und zugleich doch schon vorarbeitend den hierarchischen Plänen Roms, die erst unter Gregor VII. klar an das Licht traten, vermittelt er in sich gleichsam alle Gegensätze seines Jahrhunderts; in seiner Natur verbindet sich auf die seltsamste Weise der Hang zur Beschaulichkeit mit dem Bedürfniß rastloser Thätigkeit, die Zähigkeit des sächsischen Characters mit der leidenschaftlichen Erregtheit des Südländers. Vom schwarzen Meer bis zur baltischen See und über dieselbe hinaus erstreckt sich seine Thätigkeit; vor keiner Gefahr erbebt er, keine Warnung hört er: er vernimmt nur die Stimme des heiligen Petrus und folgt ihr, wohin sie auch ruft. Andere deutsche Missionare hatten vordem sich auf die Macht der deutschen Kaiser und des Reichs gestützt; ihn hat sein König verlassen, bei den Fürsten der Magyaren, Russen und Polen muß er Unterstützung suchen,

und auch da wird sie ihm versagt oder doch nur zögernd gewährt. Den letzten Resten des Heidenthums im Abendlande droht er den Untergang, und doch hat er keine anderen Waffen als seine Begeisterung für die Sache Gottes, seine Energie und seinen Muth. Das hält ihn immerdar aufrecht, daß er den Märtyrertod als den schönsten Lohn seiner Mühen ansieht.

Der Zweck des interessanten Schreibens, dem wir diese neuen Aufschlüsse über Bruns Schicksale und Persönlichkeit verdanken, ist klar und deutlich ausgesprochen. Nichts anderes beabsichtigte Brun mit demselben als Heinrich und Boleslaw auszusöhnen und den Bund der Deutschen mit den heidnischen Liutizen zu trennen. „Unter zwei großen Uebeln", sagt er, „leidet vor Allem jetzt die Mission: unter dem Bund des Königs mit den Liutizen und unter seiner Feindschaft gegen Herzog Boleslaw." Die Schuld dieser Feindschaft sieht er nicht so sehr in Boleslaw, „den er — ich gebrauche seine eigenen Worte — liebt wie seine Seele und mehr als sein Leben"; er sieht sie vielmehr in König Heinrich. „Mein Gebieter", so redet er ihn an, „du bist kein schwächlicher Fürst, was auch nicht taugen würde, sondern ein gerechter und strenger Regent, wie es recht ist. Aber sei auch gnädig und versuche einmal nicht allein mit Gewalt, sondern auch mit Güte zu herrschen. Dann wirst du überall Frieden haben, während du jetzt an drei Orten zugleich Krieg führen mußt. Sei gütig und lege die Härte ab, wenn du dich mit Boleslaw versöhnen willst; höre auf ihn zu verfolgen, wenn er dir treulich dienen soll." Man sieht, er führt eine sehr offene Sprache gegen König Heinrich, dessen Charakter man aus diesem Briefe besser erkennt, als aus allen gangbaren Lehrbüchern der Geschichte.

Bruns Versuch, Heinrich für Boleslaw zu gewinnen, scheiterte, wie wir wissen; erst vier Jahre nach Bruns Tode hat Heinrich seinen zweiten Frieden mit den Polen geschlossen. Auch Bruns Bitte, daß der König ihn bei den Missionen unter den Preußen und Liutizen mit Rath und That unterstützen möchte, hat keinen Erfolg gehabt. Selbst Boleslaw konnte ihm unter den schwierigen Verhältnissen, in denen er stand, keinen erheblichen Beistand für den Augenblick gewähren. Dennoch sehen wir Brun bald nach Absendung des Briefes — er ist im Winter d. J. 1008 geschrieben — die Reise nach Preußen antreten. Er folgte nun unmittelbar der

Straße, die ihm Adalbert gewiesen hatte und die ihm so lange versperrt schien.

Wie er, der deutsche Mann, sich mehr und mehr in das Andenken des böhmischen Märtyrers versenkt hatte, zeigt uns vor Allem seine Biographie Adalberts, die uns noch jetzt in doppelter Bearbeitung erhalten ist. Sie ist bereits im Jahre 1004 in der ersten Gestalt abgefaßt; nicht, wie man gemeint hat, in Polen, sondern in Ungarn, wo Brun mit Radla, dem vertrautesten Freunde Adalberts, zusammentraf. Radlas Mittheilungen gaben die nächste Veranlassung nach der älteren Arbeit des Johannes Canaparius eine zweite Darstellung der Geschichte Adalberts zu widmen. Bruns Arbeit ist meines Erachtens meist über Gebühr gegen die ältere Biographie zurückgesetzt worden. Zwar ist nicht zu leugnen, daß er sich manche Ungenauigkeiten, ja selbst arge Versehen hat zu Schulden kommen lassen — so wird z. B. Danzig mit Gnesen identificirt —; auch ist der Stil hart, voll Barbarismen, oft dunkel. Aber liest man sich tiefer in das Buch hinein, so ist es doch überaus anziehend. Nicht für die Persönlichkeit Adalberts allein, auch für die Zeitgeschichte im Allgemeinen bietet es die wichtigsten Aufschlüsse. Ich wüßte keine Quelle, die uns ein anschaulicheres Bild von der Regierung Ottos II. gäbe, als man es hier in wenigen, aber scharfen Umrissen findet. Ueber die Anfänge des Christenthums in Ungarn erhält man hier einzig und allein sichere, auf unmittelbarer Kenntniß der Verhältnisse ruhende Nachrichten. Was aber vor Allem an das Buch fesselt, ist doch wieder der wundersame Geist des eigenthümlichen Mannes, wie er sich klar in der Darstellung spiegelt. Obschon Mönch durch und durch, ganz der Askese und mystischen Anschauungen hingegeben, zeigt er doch einen bewunderungswürdigen Scharfblick für die Zustände seiner Zeit, für die Realität der Dinge. Mit einem Freimuth ohne Gleichen spricht er von den Mächtigen dieser Erde, obwohl er nahe und unmittelbar mit ihnen verkehrt. Er fühlt wie ein Deutscher: mit welchem Schmerz spricht er davon, wie die Blüthe der blonden Germania unter den Schwerdtern der Saracenen, in der Unglücksschlacht Ottos II. sank; wie hebt sich sein Ton, wenn er der goldenen Tage Ottos des Großen gedenkt! Aber doch kennt er auf Erden noch eine andere Stätte, die sein Herz mit stärkern Banden gefesselt hält als die Heimath: es ist Rom, „die Mutter der Märtyrer, das Haus der Apostel,

das goldene, große, süße Rom"; er ermüdet nicht immer neue Ehrennamen für diese Stadt seiner Liebe zu suchen. Wohl versichert er den deutschen König seiner Treue; aber er kennt doch höhere Gewalten, die über ihn gebieten: den Papst zu Rom, den heiligen Petrus und die heilige Jungfrau. Es ist auffallend, daß der Mariendienst, später ein so wichtiges Moment für die Christianisirung Preußens, schon in Adalbert und Brun hervortritt. „Erhebe dich, Maria, du Stern ob dem Meere," ruft Brun aus, „und zeige uns die Wege, und du, heiliger Petrus, führe uns, wer dir folgt, geht nimmer vergeblich!" Wie ein phantastischer Träumer erscheint Brun uns oft, und doch ist er ein lebensvoller, energischer Mensch. Eine Kraft, eine Wahrheit lebt in seinen Worten, welche das Herz trifft. Der gewaltigste Drang nach einer umfassenden Thätigkeit und eine unendliche Sehnsucht von den Banden dieses Erdenlebens befreit zu werden, leben im ausgesprochensten, unvermittelten Gegensatz in seiner Seele: und gerade dieser Gegensatz, der Andere hemmt, giebt seinem Geiste immer neue Schwingen.

Von Bruns letzter Reise und seinem Tode wissen wir wenig. Die einzige einigermaßen verläßliche Kunde verdanken wir seinem Schulgefährten, dem schon öfter erwähnten Thietmar. Er berichtet in aller Kürze: der Erfolg der Predigt sei in Preußen gering gewesen, dennoch sei Brun bis in die östlichsten Gegenden des Landes, bis an die Grenzen der Russen vorgedrungen, hier sei er mit seinen achtzehn Begleitern gefangen gesetzt und sie sämmtlich am 14. Februar 1009 enthauptet worden, die Leichen seien unbeerdigt geblieben, bis sie Herzog Boleslaw für Geld von den Preußen als Märtyrerreliquien eingelöst habe. Was Thietmar meldet, war wohl Alles, was Boleslaw von den Preußen über Bruns Ende ermittelt hatte. Es gab keine andern Zeugen, als sie; Bruns Gefährten hatten sämmtlich mit ihm den Tod erlitten. Die Legende wußte freilich bald mehr zu berichten. Zufällig können wir in diesem Falle ihre Quelle genau bezeichnen; sie ist nicht eben vom lautersten Wasser. Bald nachher zog nehmlich ein blinder Kleriker, mit Namen Wigbert, bettelnd in Deutschland umher; er gab sich, um das Mitleid zu erregen, für einen Gefährten Bruns aus, der dem Tode wunderbar entronnen sei. Viel wußte er da von dem gottseligen Ende der deutschen Märtyrer zu erzählen. Wigberts Erzählung wurde geglaubt, aufgezeichnet und ist uns noch jetzt in einer solchen Aufzeichnung erhalten;

sie ist meines Erachtens die Quelle aller weiteren Ausbildungen der Legende.

Für Bruns Andenken ist wenig geschehen. Er fand keinen Biographen wie Adalbert, Kirchen sind ihm, so viel ich weiß, weder in Preußen noch an anderen Orten errichtet. Selbst als die deutschen Ritter in dieses Land kamen, haben sie für die Glorie des böhmischen Märtyrers ganz anders gesorgt, als für das Andenken jenes deutschen Blutzeugen, der doch recht eigentlich ihr Vorläufer gewesen war. Die Stadt Braunsberg soll von ihm den Namen erhalten haben; andere Erinnerungszeichen an ihn sind mir nicht bekannt. Um so eher darf vielleicht dieser Versuch, die Persönlichkeit des merkwürdigen Mannes hier auf preußischem Boden in das Gedächtniß zurückzurufen, einige Rechtfertigung finden.

Zu viel von Märtyrerkronen habe ich vielleicht, hochverehrte Anwesende, für die Feier dieses Tages geredet. Wir wissen, es giebt noch andere Martyrien als die, welche Adalbert und Brun erlitten; wir wissen, wie dornenreich und thränenschwer vor Allem die Wege der Könige sind, und wem unter uns fiele dies heut nicht besonders bang auf die Seele? Aber nicht aus so trüben Anschauungen heraus hatte ich meinen Stoff gewählt, und am wenigsten möchte ich jetzt, zum Schluß eilend, mich denselben hingeben. Lassen Sie mich vielmehr mit einem freudigen Aufblick schließen. Ideen, welche eine große Zukunft in sich tragen, gehen langsamen, aber desto sichereren Schritts ihrer Verwirklichung in der Geschichte entgegen. Brun unterlag, aber nicht der Gedanke, der ihn beherrschte. Nach mehr als zwei Jahrhunderten wurde Preußen eng an Rom gebunden, wie er es gewollt hatte, und Deutsche waren es, die seine Absichten in ihrer Weise durchführten. Das Band mit Rom hat sich in der Folge gelockert, das Band mit Deutschland immer fester und fester gezogen. Das Geschlecht der Hohenzollern herrscht jetzt über Bruns Geburtsstätte und über dieses Preußenland, wo er den Tod fand. Der Name Preußen, der in jener Zeit zuerst hervortrat, hat eine Bedeutung für Deutschland gewonnen, daß Deutschland ohne Preußen und Preußen ohne Deutschland nicht mehr gedacht werden kann. Freilich ist das Preußen, von dem ich hier rede, nicht allein das alte Preußenland; der Name und die Bedeutung Preußens sind unermeßlich gewachsen, und damit ist auch seine geschichtliche Aufgabe wesentlich verändert worden. Das Preußen unserer Tage hat von

Deutschland nicht so sehr zu empfangen als ihm zu geben: voranleuchten kann und soll es Deutschland in der Macht des Geistes, die Spitze nehmen in Allem unter den deutschen Staaten.

Sie wissen, hochverehrte Anwesende, daß ich damit die Idee berührt habe, welche recht eigentlich den Mittelpunkt der Regierung Friedrichs Wilhelms IV. bildet: da liegt Kern und Stern des Regiments Sr. Majestät, dieses Regiments unzerstörbaren Andenkens in der Geschichte Preußens und Deutschlands. Aber große Ideen gehen langsamen Schritts ihrer Verwirklichung entgegen; — sind sie indessen zum Ziel hindurchgedrungen, so ziemt es sich dankbar zurückzublicken auf die, welche ahnenden Geistes für ihre Verwirklichung gearbeitet, gekämpft und gelitten haben. Gott erhalte und segne den König, unsern theuren König!

W. Giesebrecht.

Die Vereine in Königsberg.

(Fortsetzung.)

---

22. Der Turn-Verein.

Im Alterthum galt neben der Entwickelung der geistigen Fähigkeiten die Ausbildung der körperlichen Kräfte und Geschicklichkeiten so sehr für einen nothwendigen Theil der Erziehung, daß die Griechen ihre Benennung der höheren Lehranstalten, der Gymnasien, von den körperlichen Uebungen hernahmen. Ganz im Gegensatze hielt sich die neuere Zeit bei der Erziehung lediglich an die geistigen Kräfte der Jugend und überließ die Entwickelung der körperlichen dem Zufall. Dieses Mißverhältniß hatte schon ein Paar Jahrhunderte gedauert, als nach der Mitte des abgewichenen einige Pädagogen darauf aufmerksam machten und mit Ernst darauf drangen, den körperlichen Anlagen der Jugend ihr Recht angedeihen zu lassen und das menschliche Geschlecht vor zunehmender Verweichlichung und Schwäche zu bewahren. Dergleichen Stimmen aber fanden nur mäßigen Eingang, ja sie verhallten an vielen Orten ohne Erfolg. Erst in unseren Zeiten wird dem Leiblichen der Menschheit mehr

Sorgfalt gewidmet, aber noch immer nicht in dem Grade, wie er das Beste derselben fördert.

In Preußen wurde diese Angelegenheit eben so behandelt, wie in den anderen angrenzenden Ländern. Der unselige Krieg von **1806—1807** und dessen traurige Folgen hatten aber die ernste Mahnung ergehen lassen, daß Vieles ganz anders werden müsse. Insbesondere kam es darauf an, das preußische Volk nach allen Seiten hin zu kräftigen. Die Lehren von F. L. Jahn, welche nicht allein die körperlichen Kräfte ausbilden wollten, sondern auch einen tüchtigen Geist als natürliche Folgen davon verhießen, fanden überall Billigung und Anerkennung. Was Vater Jahn, der für sein Streben auch einen neuen Namen, das Turnen oder die Turnkunst fand, vor und nach den Freiheitskriegen, zunächst in Berlin, dann aber mittelbar in weit größeren Kreisen gewirkt, ist von der Geschichte dankbar aufbewahrt worden. Die Auswüchse der turnerischen Bestrebungen, welche sich in die demagogischen Umtriebe der zwanziger Jahre verloren und über Einzelne hartes Weh brachten, führten das Ende des Turnwesens herbei. Erst 1840, mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV., kam es wieder zur Geltung und fand seine Anerkennung nicht nur bei der lernenden Jugend, sondern auch bei den Erwachsenen und bei dem Kriegsheere.

Königsberg erhielt im Jahre 1815 den ersten Turnlehrer. Der Student v. Wiedekind, welcher den Turn-Unterricht in Berlin genossen hatte, wurde von der Staats-Regierung nach Königsberg gesandt, um in dem Königl. Waisenhause, in dessen Räumen sich bereits das Schullehrer-Seminar befand, in der Turnkunst Anweisung zu ertheilen. Der große Saal des Waisenhauses wurde zum Turn-Lokale eingerichtet und mit den erforderlichen Geräthschaften versehn. An dem hier ertheilten Unterrichte durften auch Jünglinge aus der Stadt gegen Entgeld Theil nehmen. Der Lehrer verließ die Stadt zu Michaeli 1816.

Sein Nachfolger, der theologische Student Zernial aus Magdeburg, der zu Ostern 1817 eintraf, wohnte ebenfalls im Waisenhause und setzte den Turn-Unterricht fort. Für den Sommer war ein Turnplatz auf dem kleinen Exercier-Platze vor dem Königsthore eingerichtet, und das Turnen kam in Königsberg immer mehr in Aufnahme. Die jüngern Schullehrer, welche die körperlichen Bewegungen kennen gelernt und lieb gewonnen hatten, wußten ihnen bei

den Schulen, bei welchen sie eine Anstellung fanden, Eingang zu verschaffen, und die Schul-Behörden sorgten mit vieler Bereitwilligkeit für Turn-Plätze und die nöthigen Geräthschaften. Die demagogischen Umtriebe aber, in welche die Turner an manchen Orten auch hineingezogen wurden, machten die Turn-Sache mißliebig, und sie fing an gar sehr in den Hintergrund zu treten. In Königsberg waren die Behörden von dem Nutzen der körperlichen Uebungen zu sehr überzeugt, als daß sie dieselben nicht nach Möglichkeit hätten begünstigen sollen. Sie beschränkten sich indessen dabei lediglich auf die Schulen und darauf, daß sie alle Hindernisse beseitigten, welche den Leibes-Uebungen entgegen standen. So hat denn in Königsberg das Turnen seit seiner Entstehung nie ganz aufgehört, aber vor dem Jahre 1840 niemals eine besondere Ausbreitung gewonnen. Die veränderte Ansicht der Staats-Regierung, die sich unter dem jetzigen Könige kund gab und in der Kabinets-Ordre vom 6. Juni 1842 ihren Stützpunkt fand, wirkte überall belebend und fördernd.

Der Turnlehrer Carl Euler, welcher an verschiedenen Orten, zuletzt in Danzig, den Unterricht in dieser Kunst mit Erfolg gegeben hatte, siedelte zu Michaeli 1840 nach Königsberg über und eröffnete hier in dem Bischofshause einen Turn-Saal. Da er von seinen Unterrichtsstunden die Zuschauer nicht ausschloß, ja zum Schau-Turnen besondere Einladungen erließ, so konnte es nicht fehlen, daß das von ihm beobachtete Verfahren in größeren Kreisen bekannt wurde. Es fand Anerkennung und diese in solchem Grade, daß die städtischen Behörden durch eine beachtenswerthe Petition ersucht wurden, den Euler für die Stadt zu gewinnen und ihn anzustellen. Die mit ihm gepflogenen Verhandlungen führten auch zu einem Uebereinkommen.

Nach demselben erhielt er auf drei Jahre für den Unterricht der Schuljugend eine feste Vergütung von jährlich 200 Thaler unter der Bedingung, daß er die Freischüler der drei höhern städtischen Lehr-Anstalten unentgeldlich unterweise. Von den übrigen Schülern konnte er ein mäßiges Honorar erheben. Für den Sommer-Unterricht ward ihm der geräumige Hof der altstädtischen Armen-Schule überlassen, für das Unterrichts-Local während des Winters, sowie für die erforderlichen Geräthe hatte er selbst zu sorgen. Das Turnen kam nun in Schwung und der erwähnte Hof war während

des Sommers sehr belebt, aber auch im Winter der Turn-Saal im Bischofs-Hause stark besucht. Auch bei denen, welche die Schule nicht mehr besuchten, zeigte sich eine starke Neigung zum Turnen und es bildeten sich verschiedene Kreise, welche unter Euler's Anleitung turnerische Uebungen vornahmen, ja auch die weibliche Jugend betheiligte sich.

So günstige Erfolge veranlaßten Euler am 5. Mai 1842 eine öffentliche Aufforderung zur Bildung eines Turn-Vereins ergehen zu lassen. Gleichzeitig setzte er eine Subscriptions-Liste deshalb in Umlauf, welche in gar kurzer Zeit 90 Unterschriften zählte. In den nun anberaumten Versammlungen zeigte sich viele Theilnahme für den zu bildenden Verein und man einigte sich über das Statut, das unterm 27. Juni 1842 den Behörden zur Kenntnißnahme vorgelegt wurde.*) Es spricht in dem Eingange die Absicht des Vereins in folgenden Worten aus: „Der Zweck des Turnens ist eine möglichst vollkommene und allseitige Ausbildung des Körpers, mit welcher zugleich unmittelbar eine Kräftigung des Geistes durch das Bewußtsein der dem Körper einwohnenden Kraft und Sicherheit erzielt wird. Diesen Zweck zu fördern, die gegen das Turnwesen gerichteten Vorurtheile so viel als möglich zu bekämpfen und für das Allgemeinerwerden der turnerischen Uebungen nach Kräften zu sorgen, tritt der Turn-Verein zusammen." — Mitglied des Turn-Vereins kann jeder Selbstständige werden, der sich zu einem jährlichen Beitrage von 20 Sgr. verpflichtet. An der Spitze des Vereins steht ein aus 12 Mitgliedern desselben erwählter Turnrath, worunter mindestens 2 Turner sein müssen. Der Turnrath erwählt den Ordner, den Secretair und den Schatzmeister aus seiner Mitte, ordnet die Turn-Fahrten und das Schau-Turnen an und beruft die Versammlungen. Endlich macht er sich noch anheischig, für die Ausbreitung des Turnens in der Provinz zu sorgen.

*) Die Geschichte des Vereins von seiner Entstehung bis zum Jahre 1844 ist aktenmäßig und unter Beifügung der belegenden Urkunden gegeben in der Schrift: Der Turn-Verein zu Königsberg i. Pr. von Friedrich Carl Ulrich. Königsberg, 1844. 8. 47 S. Der Verfasser, Königl Tribunalsrath in Königsberg, ein ehemaliger Schüler Jahns, war Mitglied des Turn-Rathes und ein eifriger Beförderer des Turnwesens. Er sorgte auch dafür, daß das Fechten auf Hieb und Stich in den Kreis des Unterrichts gezogen wurde.

Von allen Seiten gern aufgenommen, entfaltete der Turn-Verein eine bedeutende Wirksamkeit. Nicht allein die Jugend, sondern auch Erwachsene, ja selbst im Alter vorgeschrittene Männer betheiligten sich bei den Leibes-Uebungen. Der bisherige Turnlehrer Euler allein fand den eingetretenen Stand der Angelegenheit nicht nach seinem Geschmack. Er glaubte den Boden für seine Wirksamkeit verloren zu haben und hielt die erfolgte Emancipation der Turner für ein der guten Sache schädliches Ereigniß. So war denn der Verein, den er selbst ins Leben zu rufen sich bestrebt hatte, für ihn nicht eine Gelegenheit zu größerem Einflusse, sondern zum Kummer geworden. Er suchte daher die Entlassung aus seinem bisherigen Verhältnisse nach und war auch nicht zur Zurücknahme seines Entschlusses zu bewegen. Er verließ Königsberg zu Ostern 1843.

Die Turn-Uebungen hatten aber ihren ungehinderten Fortgang. Neben denen, welche Euler während des Winters 1842/43 in dem bisherigen Turnsaale im Bischofshause fortsetzte, hatten mehrere Erwachsene ein besonderes Lokale im Altstädtischen Gemeindegarten eingerichtet und nahmen hier späterhin auch Schulknaben unter ihre Obhut. Eine erneute Aufforderung des Turnrathes vom 15. Mai 1843 zur weitern Betheiligung an der Turnsache hatte guten Erfolg, und man konnte 800 Turner zählen. Nothdürftig war für dieselben während des Sommers durch den Hof der Altstädtischen Armenschule gesorgt, um so weniger aber für den Winter, als der Saal im Altstädtischen Gemeindegarten nicht weiter zu haben war, und es an jedem andern geeigneten Lokale in der Stadt mangelte. Der Turnrath wandte sich daher an den Ober-Präsidenten mit der Bitte um Vermittelung, daß der König den über der Schloßkirche belegenen geräumigen Moskowiter-Saal für Turn-Uebungen überlassen möchte. Die Königl. Entscheidung fiel gewährend aus und das Turnen ward ein Bedürfniß für die heranwachsende Jugend. Es kam hinzu, daß mit dem 1. September 1843 auch ein neuer Turnlehrer gewonnen war. Die städtischen Behörden blieben bei ihrer Ansicht, aus öffentlichen Fonds für die körperlichen Uebungen der Schul-Jugend etwas zu thun, und hatten sich daher nach Euler's Abgange an den Professor Eiselen in Berlin, den Vorsteher der dortigen Turn-Anstalt, mit der Bitte gewendet, einen Lehrer vorzuschlagen. Dem Ersuchen des Turnrathes, ihm die Wahl des Lehrers und das Uebereinkommen mit demselben gegen Entrichtung der für

ihn bewilligten 200 Thlr. zu überlassen, gab man bereitwillig nach, weil das Interesse bei der Angelegenheit auf beiden Seiten gleich war.

Der vom Professor Eiselen empfohlene Lehrer, der practische Arzt Dr. A. Münchenberg, trat ein und ist bisher immer in Wirksamkeit geblieben. Für das weibliche Geschlecht wurde ein besonderer Lehrgang im Turnen eröffnet und dieser auch zahlreich besucht, da sich achtbare Hausfrauen bereit fanden, ein Curatorium zu bilden und abwechselnd in den Lehrstunden gegenwärtig zu sein.

Der Hof der altstädtischen Armenschule zeigte sich aber für die Zahl der Turner nicht mehr ausreichend. Auf den Antrag des Turnvereins gewährten die städtischen Behörden demselben daher unentgeldlich, jedoch unter gewissen Bedingungen, den genügenden Raum auf dem Jahrmarktsplatze zur Einrichtung eines angemessenen Turnplatzes. Die deshalb von dem Verein aufgewandten Kosten betrugen 1160 Thlr. 21 Sgr., und am 20. Mai 1844 wurde der Platz unter erhebenden Feierlichkeiten in Gegenwart zahlloser Zuschauer den versammelten Turnern übergeben. War nun auf diese Weise für das Turnen im Sommer genügend gesorgt, so machten sich von Neuem Bedenken wegen des Turnens im Winter rege. Sachverständige hatten ihre Besorgnisse geäußert, daß die durch das Turnen im Moskowiter-Saale veranlaßte Erschütterung nachtheilige Folgen für die Gewölbe der darunter befindlichen Schloßkirche haben könnte, und diese Besorgnisse führten dahin, daß dem Turn-Vereine die fernere Benutzung des Saales aufgekündigt wurde. Aus der Verlegenheit, in welche der Turnrath hierdurch gerieth, konnte er sich nicht anders ziehen, als dadurch, daß er ein eigenes Turnhaus zu bauen sich entschloß. Sprachen auch manche Gründe dafür, daß ein solches Haus in dem Mittelpunkte der Stadt erbaut werde, so fehlte es doch dazu an einem Bauplatze, und es schien natürlich, das Haus neben dem Turnplatze zu errichten. Die diesfälligen Verhandlungen führten auch zum Ziele. Gemäß dem Vertrage vom 2. Juni 1845 überließ der Magistrat Namens der Stadt dem Turn-Vereine den zum Bau eines Turn-Hauses nöthigen Raum unentgeldlich und unter gewissen näher bestimmten Bedingungen.

Es traten nun mehrere Personen, die sich für das Turnen interessirten, zur Bildung eines Turnhaus-Aktien-Vereins zusammen und erlangten es auch, daß durch Aktien à 10 Thlr. die nöthige Bausumme herbei geschafft wurde. Wie sehr die Theilnahme dem

Unternehmen sich zuwandte, geht schon daraus hervor, daß von zweien Individuen je 50 Aktien genommen wurden und daß auf eine Dividende von Anfang an mit einiger Sicherheit nicht zu rechnen war. Man wählte ein Comité für diese neue Aktien-Verbindung und ging rüstig an den Bau. Zum Herbste 1846 stand das Turnhaus, welches 8000 Thlr. gekostet hatte, fertig da, und die Turn-Uebungen konnten im Winter 1846—1847 darin schon vorgenommen werden.

In der geschilderten Weise war für die Leibes-Uebungen sowohl während des Sommers als auch während des Winters genügend gesorgt, und die Theilnahme für das Turnen erhielt sich rege. Aenderten die späteren Jahre hieran allmählich auch so viel, daß die Begeisterung, welche das Turnen erzeugt hatte, sich nach und nach verlor, so waren die Turnplätze doch immer noch besucht, und gar Viele hielten an dem Glauben fest, daß die körperlichen Uebungen nicht allein angenehm sondern zum rechten Gedeihen nothwendig seien. Erst mit dem Jahre 1854 zeigte sich für den Turn-Verein eine drohende Gefahr. Das Provinzial-Schul-Collegium hatte es schon seit einiger Zeit nicht gerne gesehen, daß die Schul-Jugend in Gemeinschaft mit andern Individuen die körperlichen Uebungen vornehme, und deshalb mit dem Turn-Vereine Unterhandlungen zu dem Zwecke angeknüpft, daß die Zöglinge der höheren Lehranstalten für sich allein das Turnen üben sollten. Der Turn-Verein lehnte ein derartiges Ansinnen ab und mußte sich dagegen erklären, weil nicht allein der Verein auf gemeinschaftliches Turnen begründet war, sondern er auch die Erfahrung für sich zu haben glaubte, daß nur ein gemeinsames Turnen die Vortheile bringen könnte, welche man von dem Turnen überhaupt verhoffe. Da die hohe Behörde auf dem angegebenen Wege ihren Zweck nicht erreichte, schlug sie einen andern ein. Sie verlangte unterm 9. December 1854 von dem Magistrate die Beschaffung alles dessen, was zur Ertheilung des Turn-Unterrichtes an die Zöglinge der höheren Schulen, wo möglich für jede derselben besonders, erforderlich sein sollte. Sie stützte sich dabei auf die Königl. Kabinets-Ordre vom 6. Juni 1842, welche die Leibes-Uebungen für einen nothwendigen und unentbehrlichen Bestandtheil der männlichen Erziehung erklärt, und auf das Cirkular-Rescript des Cultus-Ministeriums vom 7. Februar 1844, worin für jede höhere Lehr-Anstalt besondere Veranstaltungen für das Turnwesen der Schuljugend gefordert werden und die gemeinschaftliche Benutzung derſel-

den von verschiedenen Schulen nur ausnahmsweise gestattet wird, endlich auf das Rescript vom 3. September 1847, das die Beschaffung aller solcher Turn-Anstalten denjenigen auferlegt, die zum Unterhalt der Schulen verpflichtet sind. Dennoch wollte sie sich zufrieden geben, wenn der Turn-Verein die von ihm abhängigen Anstalten dem abgesonderten Unterrichte der Schuljugend einzuräumen geneigt wäre. Dies wies aber sowohl der Turnrath wie die von ihm einberufene General-Versammlung des Vereins ab. Einen eben so ungünstigen Erfolg hatten die Verhandlungen, welche mit dem Comité des Turnhauses wegen der getrennten Benutzung dieses Gebäudes durch die Schuljugend eingeleitet wurden. Noch jetzt ist die Sache nicht zu Ende geführt *), und der Turn-Verein hat davon den Nachtheil gehabt, daß einmal der Zuschuß von 200 Thlr. jährlich, den die Stadt für den Turn-Lehrer zahlte, mit dem 1. September 1856 aufgehört hat und der Turnplatz, welchen der Turn-Verein nach dem Obigen auf seine Kosten eingerichtet, ihm von Michael 1857 aufgekündigt ist.

Wie es künftig mit dem Bestehen des Turn-Vereins sein werde, muß die Zeit lehren. Zur Zeit läßt er in seinem Wirken nicht nach. Ist auch die Zahl seiner Mitglieder nicht mehr so bedeutend als in früheren Jahren, so beträgt sie doch noch 320. Die Zahl der Turner wird auf 300 angeschlagen. Die Einnahmen des Vereins reichen zu den Ausgaben eben hin, und ein Kapital-Vermögen ist nicht vorhanden. Für die Aktien des Turnhauses ist eine Dividende niemals gezahlt worden, doch sind 58 Aktien bereits in den Besitz des Vereins gelangt. Einer besondern Erwähnung verdient noch die Thatsache, daß der Königsberger Turn-Verein zuerst von allen dem Turn-Vater Jahn seinen Dank durch die That abtrug, als es sich darum handelte, den verdienten Mann von einer drückenden Verlegenheit zu befreien. Jahn hatte nach vielfachen Verdächtigungen und Verfolgungen durch das Machtwort Königs Friedrich Wilhelms IV. endlich Ruhe gefunden. Für seine Verdienste als Officier bei der v. Lützow'schen Freischaar war ihm das eiserne Kreuz 2ter Klasse und eine Pension zu Theil geworden. Er lebte ruhig in Freiburg a. d. Unstrut, wo er sich ein eigenes Haus erbaut hatte. Da verbreitete sich im Herbste 1843 die Nachricht, daß Jahn in Gefahr

*) S. die Anmerkung am Schluß des Artikels. D. R.

stehe, sein ihm so werthes Grundstück zu verlieren, weil ihm eine darauf eingetragene Schuld von 1500 Thlr. in Gold aufgekündigt worden, und er die Summe nicht aufzubringen vermöge. Von dem Turnrathe, in dem sich zwei ehemalige Schüler Jahn's befanden, wurden sofort 72 Thlr. gezeichnet. Nachdem man sich von der Wahrheit des Gerüchtes genügend überzeugt hatte, erging eine öffentliche Aufforderung zur Beisteuer, und diese hatte einen so guten Erfolg, daß schon am 8. Januar 1844 an Jahn 350 Thlr. konnten abgesendet werden. Auch von anderen Seiten flossen ihm Spenden zu, und so konnte der 68jährige Mann nicht allein ruhig in seinem Hause bleiben, welches seine turnerischen Worte: „Frisch, Frei, Fröhlich, Fromm" als Inschrift trägt, sondern er hatte auch die Freude, in den noch wenigen Jahren seines bewegten Lebens, den Dank seiner Landsleute zu erfahren. Nähere Nachrichten darüber giebt die vorhin angeführte Schrift von Fr. Carl Ulrich S. 44—47, wo sich auch die deshalb erlassenen Schreiben befinden.*)

*) Die seit Vollendung dieses Aufsatzes in den Angelegenheiten des Turnvereins eingetretenen Veränderungen veranlassen uns, ein paar nachträgliche Bemerkungen folgen zu lassen, die wir der gef. Mittheilung eines Mitgliedes des genannten Vereins verdanken. — Nachdem der Magistrat die oben erwähnte Unterstützung dem Vereine entzogen, kündigte er ihm im December 1857 auch den Platz, auf dem das Turnhaus steht, unter Berufung auf das der städtischen Verwaltungsbehörde contraktlich vorbehaltene Kündigungsrecht, im Fall dieser Platz zu Communalzwecken, namentlich zum Eisenbahnbau, gebraucht werden würde. Unter diesen Verhältnissen blieb dem Turnvereine nur die Alternative: das Haus ganz abtragen zu lassen oder es an den Magistrat zu verkaufen. Zur Entscheidung bedurfte es einer Vereinbarung mit dem Turnhaus-Actien-Vereine, welcher das Eigenthumsrecht an dem dem Turnvereine zur ausschließlichen Benutzung überwiesenen Gebäude besaß. Man einigte sich dahin, das Haus dem Magistrate käuflich zu überlassen, der Turnverein stellte dasselbe dem Turnhaus-Actien-Vereine wieder zur Disposition, und Letzterer verkaufte es für den Preis von c. 5000 Thlr. der städtischen Behörde; am 1. October 1858 fand die Uebergabe statt. — Somit der letzten Unterstützung von Außen beraubt, faßte der Turnrath trotzdem den Beschluß, die Turnsache in Königsberg, soweit es möglich, aus eignen Kräften zu halten. Vorläufig hat er gegen eine Miethe von 50 Thlr. das Recht erworben, während der Wintermonate, zweimal wöchentlich im Saale der Bürgerressource die Turnübungen halten zu lassen. Obschon also der Verein, der früher sich von allen Seiten unterstützt sah und in dem Turnhause gleichsam eine neue Heimath gewonnen zu haben hoffte, jetzt, wie in den Tagen seiner Gründung, nur unter noch ungünstigeren Verhältnissen, isolirt dasteht, so hat doch das Turnen bis heute den gewünschten Fortgang genommen. D. R.

II. Mittheilungen.

[Volkssagen von den „Schloßbergen" im Jura-Gebiete*).] Mit zu den anmuthigsten und interessantesten Theilen Litthauens gehört unstreitig auch der Landstrich, welcher sich vom Grenzorte Laukfargen längs der Jura, einem Nebenflusse der Memel, ungefähr drei Meilen weit südlich erstreckt und in dieser Richtung hintereinander nicht nur reizende Uferpunkte, z. B. bei Kallenen, Aplenken und Apstein, aufzuweisen hat, sondern auch landeinwärts überaus ansprechende Gegenden enthält, in denen neben fruchtbaren Aeckern und Wiesen sich auch Höhen und Thäler, tiefe Schluchten und schöngruppirte Haine finden, die, wie bei Gillanden, Barsuhnen, Schillinnen und Wilkischken, in überraschender Mannigfaltigkeit mit einander wechseln. — Die Jura, welche in der Gegend von Meleiglauken aus dem russischen Litthauen ins preußische Gebiet tritt und dann, ihren südlichen Lauf verfolgend, bei dem Gute Schreitlauken in die Memel mündet, ist freilich an und für sich kein bedeutender Fluß, kann sich aber eines desto großartigeren Ufers rühmen, das an Höhe dem des Memel-Stromes nichts nachgiebt. Dies gilt jedoch nur von der westlichen Seite, da — eigenthümlich genug — das östliche oder linke Ufer im vollsten Gegensatze zum ersteren, sich kaum merklich erhebt und gewissermaßen durch die Sandränder und Waldungen, die das Flußthal begrenzen, nur angedeutet wird. Hat man daher seinen Standpunkt auf den westlichen so bedeutenden Hö-

*) Nachstehende Mittheilungen bilden gleichsam eine Ergänzung zu den von demselben Verf. in früheren Jahrgängen dieser Zeitschrift gelieferten Skizzen: „Der Rombinus" (P. P. B. XVIII, 3.); „Die heidnischen Schloßberge in der Umgegend des Rombinus" (P. P. B. XXII, 97. 252. 444. 533. XXIII, 44. 164. 422). Die beiliegende Tafel mit Abbildungen ist nach einer Handzeichnung des Hrn. Verf. gefertigt, dem wir für diese willkommene Gabe unsern Dank aussprechen mit dem Bedauern, daß die Schwierigkeit der technischen Ausführung die Lithographie so weit hinter der Schönheit der Originalzeichnung zurückstehen läßt.
D. R.

hen, die ein entgegengesetztes gleich hohes Ufer und auch einen entsprechend großen Strom erwarten lassen, so ist man beim Ueberschauen der Gegend nicht wenig verwundert, in dem ¾ Meilen breiten Flußthale statt eines Stromes nur silberfadenartige Windungen und einzelne Wasserstreifen, hinter den zum Thale gehörenden Wiesen aber eigentlich keine Spur von erhöhtem Ufer, sondern eine unabsehbare, jedoch mit Wald bedeckte Ebene zu erblicken. — Nichtsdestoweniger behält die Gegend ihren Reiz. Die einzelnen Waldvorsprünge, die theils mit der sich weit nach Osten hinziehenden Jura-Forst zusammenhängen, theils zu derselben schon gehören, bieten dem Beschauer auf allen Standpunkten des rechten Ufers eine Fernsicht, die in den nuancirten Schattirungen vom düstern Blau bis zum durchsichtigen Violett an und für sich schon malerisch, hier auch noch — wahrscheinlich wegen der weiten, davorliegenden Wiesengründe — ein ausschließlich charakteristisches, duftig schönes Kolorit annimmt.

Doch nicht allein ihrer Naturschönheiten wegen gewinnt man diese Gegend lieb, sie gewährt auch sonst manches Interesse. Hier findet man noch die zum Theil erhaltene litthauische Nationalität in ihrer Ursprünglichkeit; hier begegnet man noch der malerischen Tracht der Ragainener — zu diesen zählen sich die Bewohner, obgleich das rechte Ufergebiet der Jura zum Tilsiter Kreise gehört. Bei der Ernte und bei Hochzeitszügen ertönen die Felder und Fluren weithin noch von den Dainos; und wenn Bildhauer Bläser aus Berlin für die Darstellung seiner Litthauergruppe, die neben den übrigen Nationalitäten die Dirschauer Brücke zieren soll, hier würdige Originale gefunden hat, so dürfte dies für einen Beweis gelten, daß hier der Menschenschlag in seiner äußeren Erscheinung nicht stiefmütterlich von der Natur ausgestattet sei. Doch ein Gegenstand mag hier hervorgehoben werden, der nicht wenig die Aufmerksamkeit namentlich eines jeden Freundes vaterländischer Geschichte auf sich zu ziehen berechtigt ist: es sind dies die vielen Spuren alter Befestigungen, gewöhnlich „Schloßberge" genannt, die nach Form und Anlage zu urtheilen, wie auch nach den alterthümlichen Sachen, die zuweilen jetzt noch auf ihnen gefunden werden, jedenfalls für Plätze vormaliger Heidenburgen angenommen werden müssen und ein Zeugniß dafür ablegen, daß auch in den ältesten Zeiten dieser Theil schon sehr bewohnt war und wohl allein schon mehr solcher Festen enthielt, als die alten Chroniken, die nur Ragnit, Sareka und

Sassau nennen, für den ganzen Schalauer Gau angeben. Hier hingegen lassen sich fünf darauf hindeutende Punkte aufzählen:

1. Der Scharka-Berg bei Kallenen,
2. Der Greizöner Schloßberg bei dem Gute Aplenken,
3. Der Gillander Schloßberg bei der Mühle Aplenken,
4. Der Wartulischker Schloßberg bei Schillinnen und
5. Die Apste bei Apsteinen.

Keine von diesen Benennungen erinnert an die historischen Namen der schalauischen Anführer Surbanis, Suisdeta, Surdeta ꝛc. Erforschen zu wollen, ob und wo die genannten Machthaber hier ihre Sitze gehabt haben mögen, wäre daher wohl eine vergebliche Mühe, da überdies alle schriftlichen Nachrichten, die diese Spezialia angeben könnten, gänzlich fehlen. Die Volkssage freilich läßt sich dadurch nicht irre leiten und weiß in ihrer naiven Unbefangenheit noch Manches zu berichten. — Vielleicht dürfte es Entschuldigung finden, die nur noch spärlich vorhandenen Krümchen der bereits geschwundenen Traditionen der Vergessenheit entziehen zu wollen.

Sage von den ersten Bewohnern.

„Das ganze Land hatten früher Riesen im Besitze. Sie waren von da gekommen, wo die Sonne aufgeht und hatten die Weisung erhalten, so weit zu ziehen, bis sie zu einem Lande gelangt wären, hinter welchem sich die Sonne in's Meer taucht, denn nur ein Meer dürfe ihrer Wanderung ein Ziel setzen. So waren sie dann bis in dieses Land gekommen und ließen sich, da das Gebot erfüllt war, hier häuslich nieder. Die Mächtigen und Reichen wählten sich zu ihrem Aufenthalte am liebsten hohe Berge, auf denen sie Schlösser bauten, die weit zu sehen waren. Sie veranstalteten große Feste; ein solches auch, wenn nach dem rauhen Winter die Sonne mit Hilfe des Südwindes wieder warme Tage brachte, worüber sie am meisten erfreut waren. Nun wollten sie aber gern wissen, wer das eigentlich sei, der ihnen in so freundlicher Gesinnung den wohlthuenden Südwind sendet. Sie beschlossen daher, dies zu erforschen und wählten zu dem Behufe aus ihrer Mitte zwölf der vornehmsten Jünglinge, die den mächtigen Wohlthäter aufsuchen, für ihn reiche Geschenke mitnehmen und ihm dieselben unter Versicherung der herzlichsten Grüße und des besten Dankes darbringen sollten. Diese machten

sich nun, nachdem sie das Versprechen gegeben hatten, nicht eher zurückzukehren, als bis sie das Ziel ihrer Sendung erreicht haben würden, nach der Mittagsgegend auf den Weg. Bald kamen sie auch schon in ein fremdes Land und hier hörten sie bei den Nachforschungen, die sie anstellten, von diesem und jenem die Meinung aussprechen, daß sie wohl bis an's Ende der Welt würden reisen müssen. Doch hiedurch nicht entmuthigt, zogen sie in derselben Richtung weiter und gelangten bald zu einer Stadt, über die ein großes, mit Thürmen versehenes Schloß ragte. Am Eingangsthore wurden sie angehalten und genau befragt, von wo sie kämen, wohin sie wollten, und welches Anliegen sie hätten? Nachdem sie genügenden Bescheid ertheilt hatten, wurden sie aufs Schloß geleitet und dem Fürsten vorgestellt. Dieser saß auf einem Thron, ließ sich den Zweck ihrer Sendung ausführlich berichten und hieß sie näher treten, indem er ihnen eine freudige Botschaft mitzutheilen habe und sagte nun: das Ziel ihrer Reise hätten sie erreicht; denn den sie aufsuchen sollten, der säße vor ihnen. Er freue sich, in der Ferne dankbare Herzen gefunden zu haben und werde es auch ferner, so lange die Darbringung der Geschenke jährlich erfolgt, am Südwinde nicht fehlen lassen. An ihnen selbst aber habe er ein solches Wohlgefallen, daß er sie bei sich auf dem Schlosse behalte, da sie es hier besser haben würden als zu Hause. So blieben dann die Jünglinge im fremden Lande, und nur einige Diener derselben kehrten zurück, um von dem Erfolge der Unternehmung den nöthigen Bericht abzustatten. Sie wußten Viel von der so bald und glücklich beendeten Reise, von der freundlichen Aufnahme auf dem Schlosse und von der Ehre zu erzählen, die den jungen Fürstensöhnen zu Theil geworden sei. Die Riesen, hocherfreut darüber, schickten jährlich eine solche Gesandtschaft mit kostbaren Geschenken; dafür war Segen auf den Feldern und Friede im Lande. Da geschah es aber, daß der Mittagswind mehre Jahre hindurch ausblieb und die übrigen Winde allen Wachsthum und alle Fruchtbarkeit hemmten, so daß eine große Noth über das ganze Land kam. Alle Vorstellungen und angebrachten Klagen beim Fürsten blieben ohne Erfolg, worüber sich die Riesen nicht wenig wunderten, denn von ihrer Seite waren alle Versprechen redlich gehalten worden. Endlich erfuhren sie, daß es im Lande des Fürsten eben so bestellt sei; und nun überzeugten sie sich, wie schmählich sie hintergangen worden seien. Statt der Geschenke wurde dem vermeint-

lichen Wohlthäter eine Fahne zugeschickt, auf der er als Windbeutel prangte; ein Gegengeschenk ließ jedoch nicht lange auf sich warten. Die Riesen erhielten nehmlich ein Panier, auf welchem sie mit ergötzlichen Schaafsköpfen ausgestattet waren. Darüber entstand nun ein wüthender Krieg, in welchem wegen der gegenseitigen Schmach Rache geübt werden sollte. Wohl wären die Riesen Sieger geblieben, wenn nicht Schaaren von Fremdlingen in der Zeit erschienen wären, die um Aufnahme baten, welche sie auch erhielten. Denn kaum hatten diese den Fuß in's Land gesetzt, als sie sich auch bald für die Herren desselben anfingen anzusehen und die Riesen sehr bedrängten. Uebrigens war es nicht so leicht den Fremdlingen beizukommen, da sie Kleider trugen, die von oben bis unten mit Stacheln besetzt waren. Die Riesen wanderten daher allmälig aus, und zuletzt blieben nur die Wenigen zurück, die in der Gegend der Jura wohnten und die sieben Schlösser: Scharka, Greizönen, Gillanden, Apste, Wartule, Mazurmaten und Schreitlauken durchaus nicht gutwillig räumen wollten. Ihre Gegner aber setzten alles daran, sich diese Wohnsitze anzueignen und die Riesen aus dem Wege zu schaffen, ohne im offenen Kampfe, den sie nicht wagten, gegen sie auftreten zu dürfen. Zur Ausführung ihres Planes warteten sie einen bestimmten Tag ab, an welchem die Riesen ein großes Fest zu feiern pflegten. Wirklich hatten sich auch diese in Wilkischken zur gemeinschaftlichen Feier eingefunden; und nichts Böses ahnend, gaben sie sich in aller Sorglosigkeit der Lust und Freude hin. Schon hatten die Fürstentöchter eben den festlichen Reigen begonnen, da stürzten die Feinde in demselben Augenblicke aus dem Hinterhalte hervor, überfielen die Riesen und richteten unter ihnen ein schreckliches Blutbad an, so daß fast alle von ihnen hier den Tod fanden, nur den Töchtern schenkte man Leben und Freiheit. Diese aber begaben sich auf den befrornen nahen Teich, setzten hier, der Tücke der Sieger spottend, den grausenhaft unterbrochenen Tanzgesang muthig fort und unter einem laut aufjauchzenden Gruß an den Vollmond, der eben hinter den Wolken hervortrat, durchbrachen sie, festumschlungen, alle zugleich die schwache Eisdecke, unter der sie im kalten Naß den gesuchten Tod fanden. — Noch lassen sich in der Geisterstunde zur Zeit des Vollmondes tanzende Mädchen auf dem Teiche sehen und ein schauerlicher Gesang durchtönt die Lüfte. Das sind die Fürstentöchter der Riesen."

Der Scharka-Berg.

Bei dem Dorfe Kallenen, auf der rechten Seite der Jura, wo das Ufer allmälig zu der Höhe ansteigt, die es mit einigen Unterbrechungen bis Schreitlauken behält, befinden sich auf der Oberfläche desselben theils einzelne, theils zusammenhängende Hügel, die den gemeinschaftlichen Namen **Milzinû Kalnai** (wörtlich: der Riesenberge) haben; westlich von diesen liegt in kleiner Entfernung der Elster- oder Scharka-Berg, größer als die übrigen Hügel und durch seine Dachform von jenen unterschieden; weiterhin bildet das Ufer drei gleichmäßige Vorsprünge mit einem terrassenartigen Absatze, die **Karun-Kalnai** heißen und mit zu der Burg gehört haben sollen. Der Umfang derselben muß mithin groß gewesen sein, und wenn es wirklich etwa die in den Chroniken genannte Sareka wäre, verdiente sie mit Recht die Bezeichnung einer „mächtigen Feste."

Von hier aus hat man übrigens ein herrliches Panorama; zur Rechten übersieht man das großartige Ufer, das erst einen amphitheatralischen Bogen bildet und dann in seiner geraden Fortsetzung um so malerischer erscheint, als es sich mit den Schluchten, Vorsprüngen nnd Baumgruppen dem Auge in verkürzter Perspective darstellt. Zu den Füßen breitet sich der üppig grüne Wiesenteppich bis in die tiefste Ferne; durch das weite Thal schlängelt sich bald in größeren bald in kleineren Krümmungen die hier recht bemerkliche Jura. Im Norden und Westen blicken aus Gärten und Gebüschen freudliche Dörfer und Güter, den ganzen Osten aber begrenzt das interessant düstre Waldmeer der Juraer Forst. —

Die Sage verkündet nun Folgendes:

„Auf dem Scharka-Berge bewohnten drei Brüder, die zu den Riesen gehörten, ein großes Schloß. Auf den Karun-Bergen hatten sie ihre drei Fahnen aufgestellt. Bei allen Festtagen ruhten sie unter diesen, und die Terrasse diente ihnen als Fußschemel. Sie lebten in der besten Eintracht, nur machte die unbegrenzte Liebhaberei, die der älteste Bruder für Singvögel und Waldthiere hegte, die beiden Jüngeren oft bedenklich, zumal dem Scharka-Fürsten die Prophezeihung ertheilt war, ein sprechender Vogel werde ihn um seine ganze Besitzung bringen. Einst kamen zwei Fremdlinge aufs Schloß, um einen kostbaren Singvogel zum Kaufe anzubieten. Von einer ältlichen Wirthin, der sie ihr Anliegen vortrugen, wurden sie freundlich empfangen, erhielten aber den Bescheid, daß sie vergeblich gekommen

seien, da keiner von den Riesen zu Hause wäre, sondern alle auf einer großen Jagd sich auswärts befänden, die wohl noch einige Tage dauern werde. Nichts desto weniger wurden die Fremdlinge gastlich bewirthet, die ihrerseits die Gesprächigkeit der Alten so geschickt anzuregen wußten, daß sie auf alle an sie gerichteten Fragen die gewünschte Auskunft ertheilte. Sie erfuhren bei dieser Gelegenheit, das Schloß werde so lange im sichern Besitze der Riesen bleiben, als noch die Fahnen auf den Karun-Bergen flatterten; der Scharka-Fürst fürchte keinen Feind und keine Gefahr, selbst nicht einen Vogel, der sprechen könne, obgleich ein solcher, wie es heißt, ihm Verderben bereiten würde. Die Fremdlinge brachen endlich auf und empfahlen sich, indem sie versprachen, bald wiederzukommen. Sie entwarfen nun einen Plan, wie sie sich zu Herren des Schlosses machen könnten. Ihr erster Versuch freilich, die Fahnen zu entwenden, ehe noch die Riesen zurückgekehrt sein würden, mißglückte, da sie hier von Schlangen und dichten Bienenschwärmen angefallen wurden, die sie nicht abwehren konnten. Das Schloß mit Gewalt zu nehmen, wagten sie nicht, sie sannen daher auf ein friedlicheres Mittel, verschafften sich eine Elster, brachten ihr zur Ausführung des gefaßten Planes die nöthigen Wörter bei, und zogen mit einem zwar kleinen, aber beutelustigen Kriegerhaufen vor das Schloß. Vergeblich war ihr Bemühen, in dasselbe einzudringen; sie fanden alle Zugänge wohlverriegelt und verschlossen. Da ertönten von dem offenen Vorbau, auf den die Riesen in der Zeit hinausgetreten waren, die Worte: „Krieger werden nicht hereingelassen, sagt, was ist euer Begehr?" Statt aller Antwort hob der Anführer ein Vogelbauer, das an einem langen Stab befestiget war, hoch empor, schlug unmerklich an denselben, und sogleich that der Vogel den Schnabel auf und schrie: „Riesensöhne, öffnet das Thor!" Nach einem Augenblicke des Staunens, schwang der Scharka-Fürst in größter Freude mehre Male die Mütze, befahl, das Schloßthor zu öffnen, und hieß die ganze Kriegerschaar, die nun sofort Einlaß erhielt, auf seiner Burg willkommen. Als nun darauf bei einem reichlichen Mahle und mundenden Getränken die Gäste sich's wohl sein ließen, wandte sich der Fürst zum Anführer und sprach: „Höre Freund! die Hälfte meiner Besitzung biete ich für Deinen Wundervogel; bist Du damit zufrieden, so nimm den Becher zur Hand und thue mir Bescheid." Mit aller Ruhe langte der Angeredete nicht nach dem Becher, sondern nach dem Vogelbauer, nahm die Elster

heraus, setzte sie auf die Hand, und sagte, von hier aus müsse der Bescheid kommen: der Vogel, durch Berührung mit einem Stäbchen zum Sprechen aufgefordert, rief nun, daß es bei der allgemein eingetretenen Stille durch den ganzen Saal schallte: „Scharka-Fürst, gieb uns die Fahnen!" Mit starrer Verwunderung blickte der Fürst eine Weile auf den gefiederten Sprecher, noch unentschlossen, was er hierauf antworten sollte, endlich sagte er: „Bei allen Gestirnen! es ist viel, was Ihr verlangt; doch es sei — um den Vogel. Das Schloß hat Raum für uns Alle; kein Streit enzweie unser Beisammensein." Somit wurden nun die Fahnen den Fremdlingen übergeben; das Schloß wurde der Elster zu Ehren Scharka genannt, und die Aufgenommenen erhielten hier ihre bleibende Stätte. Wohl herrschte dem äußern Anscheine nach Friede und Eintracht auf Scharka, doch die Brüder des Fürsten sahen mit Mißtrauen auf die Fremden und beobachteten deren Schritte mit aller Wachsamkeit; und nicht ohne Grund. Schon lange hatte der Anführer eine volle Schiffsladung von Schwänen, die ganze Liederweisen singen könnten, zu besorgen versprochen. Mit Ungeduld erwartete der Fürst die Ankunft derselben. Die Brüder aber, die den Verrath nur zu wohl durchschauten, trafen in aller Stille Maßregeln, um das Schiff aufzuhalten, ehe es zur Burg gelangt wäre. Endlich kam es auch wirklich unter freudigem Gesange an; die Ladung bestand aus Männern, die unter ihrer weißen Umhüllung blinkende Panzer und Waffen hatten. Die Riesen, die nun in ihrem Versteck die feindliche Absicht der Krieger erkannt hatten, stürmten hervor und bemächtigten sich des Schiffes. Es gelang ihnen, dasselbe auch bald in Brand zu stecken und die ganze dadurch in Verwirrung gebrachte Mannschaft aufzureiben. Jetzt erst überzeugte sich auch der Fürst von der Treulosigkeit der Fremden, und nicht mehr Willens, mit diesen unter einem Dache zu leben, verließ er mit allen Seinigen die Scharka-Burg. — Aus einem versumpften Teiche, wo früher der Fluß hier seinen Lauf gehabt hat, kommt alljährlich an einem Tage ein beflaggter Mastbaum zum Vorschein, der noch jetzt an jene vermeintlichen Schwäne erinnert."

Man könnte versucht sein, obige Sage in Verbindung mit dem verunglückten Zuge zu bringen, den der Hauskomthur Erneke gegen die Feste Calayne unternahm, da überdies der alte Name mit dem nahe am Scharka-Berge gelegenen Kallenen übereinstimmt; jedoch

wird dabei nicht der Jura, sondern der Memel erwähnt, wodurch die Sache ungewiß bleibt.

Der Greizöner Schloßberg.

Nach einem anmuthigen Spaziergange von ungefähr einer Viertelmeile Weges längs dem begrünten Ufer, das hier durchweg steile, in den Schluchten mit dichtem Gesträuch bewachsene Wände hat, gelangt man zu dem Greizöner Schloßberge, der sich schon aus der Ferne nicht sowohl durch seine Höhe, als vielmehr durch die länglichrunde Regelmäßigkeit nebst sattelförmiger Oberfläche kenntlich macht. Obgleich stark vortretend, ist er eigentlich nur ein Theil des Ufers, mit welchem er auf einer Seite zusammenhängt; er hebt sich aber von demselben durch einen Graben und schroff aufsteigenden Wall ab, der den dritten Theil der oberen 63 Schritt langen, 36 Schritt breiten Fläche einnimmt. Die Befestigung dieses Platzes scheint sich bis gegen Greizönen und nordwärts bis zu einem Teiche, der durch einen Graben mit der Uferschlucht in Verbindung steht, ausgedehnt zu haben, so daß sie in ihrem ganzen Umfange nicht unbedeutend gewesen sein muß. — Im Wiesengrunde hat man nicht weit von dem Schloßberge beim Torfstechen 16 Fuß tief unter der Erde dichte Haselsträucher mit noch daran befindlichen, wohlerhaltenen Nüssen, drei Sicheln, Elengeweihe und einen metallenen Gürtel gefunden. Derselbe war 5 Fuß lang, von doppelt gewundenem dickem Broncedrath, und hatte am Hakenende eine Kapsel, die an einer Kette von drei Ringen hing. Sie bestand aus derselben Metallmasse, war 1½ Zoll lang, 1 Zoll breit, viereckig, dabei flach und nur an den Kanten abgerundet, aber fest vernietet. Da man nicht wenig auf den Inhalt derselben gespannt war, so öffnete man sie, und fand — Abschnitzel von Menschennägeln in Spinngewebe gewickelt. War es ein Amulett, war es ein theures Andenken oder Mitgabe für einen Abgeschiedenen?*).

Die Aussicht ist im Ganzen der vom Scharka-Berge ziemlich gleich; den eigentlichen Schmuck aber dieses Platzes bilden die herrlichen Eichen, die hier von stolzem Wuchs und mächtiger Stärke, einige darunter uralt, das Ufer bis zu dessen Rande in malerischen Gruppen umkränzen.

*) Vergl. N. P. P. B. VI., 334. D. R.

Sagen.

Die aufgehaltene Eile.

„Die reichen Besitzer des Schlosses standen im freundlichsten Verkehr mit den Laumen, die im nahen Eichenhaine sich aufhielten. Bei Festen hatten sie ihre Lust daran, große Fässer mit köstlichen Getränken herabrollen zu lassen, um das auf den Wiesen versammelte Volk nach der Arbeit froh zu sehen. Wer sich aber zu sehr berauscht hatte, konnte gewiß sein, von den Laumen einen Denkzettel zu erhalten; er wurde die Nacht auf knorrige Aeste oder Steine gebettet. oder erhielt von unsichtbarer Hand tüchtige Schläge. — Doch auch mit manchen Andern, die auf ihrem Wege in die Nähe des Schlosses kamen, trieben sie oft ihren Muthwillen durch allerlei Neckereien. So kam einst ein schmucker Bauerbursche geritten, dem die ungeduldige Eile auf dem Gesicht zu lesen war, wenn diese sich nicht schon aus dem fortwährenden Bemühen, das Pferd zum rascheren Trabe anzutreiben, von selbst bekundet hätte. Am Schloßgarten blieb es endlich ganz stehen und war nicht vom Flecken zu bringen. „Was fehlt dem Pferde?" fragten die Mädchen, die durch den Gitterzaun dem Reiter zugesehen hatten. „Da weiß ich nicht anders," lautete die Antwort, „es muß dem guten Thiere auf dieser verherten Stelle ein Laumenspuk in die Glieder gefahren sein." Mit unterdrücktem Lachen fragten sie weiter, was ihn denn zu solcher Eile treibe? „Ich kann um meine Braut kommen," entgegnete er, „wenn ich heute dem Schwiegervater nicht früher ein Pferd zum Geschenk bringe als der andere Bewerber." Da riefen die Mädchen: „Desto besser für Dich; da Du Dich doch schon verspätet hast, so wähle eine von uns!" Auf sie schauend, als ob er sie mustern wollte, sagte er: „Schön seid Ihr, vornehm und reich gewiß auch; aber meiner Liebsten bleibe ich doch treu." Wie aus Aerger warfen die Mädchen mit Blumen nach ihm, da setzte auch das Pferd wild aus, sprengte querfeldein unaufhaltsam fort, und erst als es ermüdet war, ließ es sich auf den bereits sehr weit abgelegenen Weg lenken. Spät erst und daher mit schwerem Herzen langte der Jüngling an Ort und Stelle an, wurde aber von allen Seiten desto freudiger begrüßt und mit der Frage bestürmt, wie er zu dem stattlichen Rosse gekommen sei, und warum er es durch einen Fremden hergeschickt und es nicht selbst gebracht habe? Zugleich wurde ihm auch gesagt, daß der andere Bewerber, als er hier schon ein so ausgezeichnetes Geschenk eingetroffen fand, sich so-

gleich entfernt habe, und daher jetzt kein Gegner mehr zu fürchten sei. Freudig erstaunt rief der Bräutigam: „Das hat Laima so gefügt;*) nun weiß ich, das stattliche Roß ist vom Schlosse geschickt, und zwar in der Zeit, als mein Pferd mit mir durchging. Die Laumen haben mich für die peinliche Angst, die sie mir durch ihren Muthwillen bereiteten, reichlich entschädigt." — „Und Dich zugleich für Deine Treue belohnt," sagte die Braut. Am Hochzeitstage aber unterließ diese nicht, ein schöngearbeitetes Umwurfstuch, an dem sie mit unermüdlichem Fleiße gestrickt hatte, als Beweis ihrer Dankbarkeit der Herrin des Schlosses zu überbringen."

Die Braut-Haft auf dem Greizöner Schlosse.

„Ein feindlicher Kriegerhaufen war auf seinem Streifzuge längs der Jura bis zur Apste gekommen, und begann von hier aus das Gebiet zu verwüsten. Die Kunde hievon hatte die Bewohner auch der entfernteren Gegenden mit Schrecken erfüllt. Sofort wurden durch die Kriwule**) streitbare Männer zur Abwehr der Gewalt zusammenberufen, worauf sich auch alsbald eine muthige Schaar bei Greizönen, als dem bezeichneten Sammelplatze, einfand, die bereit war, ohne Verzug gegen den Feind aufzubrechen, aber Streit und Uneinigkeit vereitelten die Wahl eines Anführers, so daß man sich an den Zeichendeuter mit der Bitte wenden mußte hier in's Mittel zu treten.

*) **Taip Laima lėme**, eine jetzt noch gebräuchliche Phrase. — Laima, Lenkerin des Schicksals.

) Kriwule, Priester- oder Krumm-Stab, ja nachdem man es von Kriwe (Oberpriester) oder vom litthauischen **kreiwas (krumm) ableitet, welches Beides in naher Beziehung steht. — Noch jetzt werden in dieser Gegend die Bauern eines Dorfes durch die Kriwule zur Versammlung berufen. Der Schulze schickt nehmlich den Stab, eben die Kriwule, zum Nachbarn; dieser befördert ihn weiter, bis so der Reihe nach der zuletzt Bestellte den Stab wieder zum Schulzen bringt. — Doch nicht irgend welcher gewöhnliche Stock darf als Kriwule benutzt werden, sondern man wählt dazu eine eigenthümlich geformte Baumwurzel (s. d. Abbildung zu S. 37, Fig. 8 a und b) oder, in deren Ermangelung, einen von zwei Rebenästen in Schlangenform umwundenen, dem Mercur-Stabe ähnlichen Stock (Fig. 8 c).

Dieser wußte zu wohl, daß eine so wichtige Angelegenheit keinen Aufschub erleiden dürfe, und machte sich daher ungesäumt auf.

Unterwegs erschien ihm Laume. Sie sprach im Eifer mit ihm und entließ ihn mit den Worten: „Ernenne Wartule zum Anführer; ich werde zur Bestätigung der Wahl meinen gefiederten Boten senden." — Der Greis kam. Augenblicklich trat Ruhe und Stille unter den Versammelten ein. Er nahm seinen Platz auf dem Steine unter der Eiche und begann zu sprechen. Nachdem er die große Gefahr und Noth, in der sich das Land befinde, geschildert hatte, ermuthigte er zum Kampfe und schloß mit den Worten: „Wollt Ihr daher siegen', so wählet Wartule zum Anführer!" — Doch kein Beifallszeichen erfolgte, sondern Alle schwiegen verwundert oder mit niedergeschlagenem Blicke; denn der Genannte hatte es ja nicht einmal der Mühe für werth gehalten, zur Versammlung zu kommen.

Da aber kam in demselben Augenblicke ein Rabe geflogen, umkreiste den ganzen Platz, und nachdem er sich auf den Baum, unter welchem der Zeichendeuter stand, gesetzt hatte, ließ er seine Stimme drei Mal weithin erschallen. Sofort erhob sich die ganze Versammlung von den Rasensitzen mit dem einstimmigen Ruf:

„Wartule sei unser Führer!"

Nun wurden gleich Boten zum Fürsten geschickt, die ihm nicht nur die Nachricht von dem gefaßten Beschlusse überbringen, sondern ihn selbst dem schon harrenden Heere zuführen sollten.

Sie kamen jedoch zu ganz ungelegener Zeit. Denn auf dem Schlosse war Alles mit den großen Vorbereitungen zum Empfange der Braut, die heimgeführt werden sollte, vollauf beschäftigt, so daß der Fürst sich kaum die Zeit nahm, die Abgesandten anzuhören, ja die ihm angetragene Ehre kurzweg und entschieden ablehnte und schließlich noch hinzufügte: daß ihn Laume, die er bei diesem Feste weit weg wünschte, wahrlich plagen müßte, wenn er jetzt seine Braut verließe.

Unverrichteter Sache kehrten die Abgesandten zurück und hatten nicht sobald den erhaltenen Bescheid mitgetheilt, als auch der Greis, über denselben entrüstet, sich nun zu Wartule selbst begeben wollte. Da aber trug ihm Laume auf, durch einige muthige Reiter in feindlicher Verkappung die Braut entführen und nach dem Greizöner Schloß bringen zu lassen, wo sie so lange in heimlicher Haft bleiben sollte, bis der Feind vertrieben wäre.

Es bedurfte nur dieses Winkes, und alsbald wurde der scheinbar feindliche Ueberfall glücklich ausgeführt. Wartule sprengte zwar den Räubern bis gegen Greizönen hin nach, verlor hier jedoch ihre weitere Spur und begab sich nun in seiner Rathlosigkeit zur gewaffneten Schaar, um dieselbe um Hilfe anzusprechen. Diese begrüßte ihn mit lautem Freudenruf als ihren Anführer und setzte sich mit dem Versprechen, die Beute dem Feinde zu entreißen, sogleich gegen denselben in Bewegung.

„Was hast du dir denn da für einen Köcher umgehängt?" fragten, halb scherzend, halb verwundert, die Gefährten den Wartule, der noch vom Brautzuge her seine kleine Harfe mit sich führte. — Um nicht verlacht zu werden, gab er der Sache eine mehr ernste Wendung, indem er entgegnete: es sei ein Köcher, dessen Pfeile vielleicht mehr erwirken, als die gewöhnlichen. Hierauf nahm er die Harfe zur Hand und begann mit solcher Allgewalt ein Preislied, daß die ganze Schaar sich gedrungen fühlte, aus voller Brust mit einzustimmen. Mit jedem neuen Gesange steigerte sich der kriegerische Muth, und kaum war der Feind in der Gegend der Apste aufgefunden, so stürzte Wartule, in der einen Hand die Harfe, die ihm zugleich als Schild diente, in der andern das Schwert mit seiner zwar kleinen aber streitlustigen Schaar so ungestüm gegen denselben, daß er nach hartnäckigem Kampfe einen vollständigen Sieg errungen hatte.

Drr Feind war geschlagen, war vertrieben; die Sieger kehrten mit Beute zurück; doch die Braut war nicht gefunden. Wartule irrte umher, suchte, fragte und forschte nach der Verschwundenen weit und breit; doch nirgends zeigte sich eine Spur. In den Klageliedern, die jetzt statt der Kriegsgesänge ertönten, rief er ihren Namen, daß die Berge und Wälder davon halten; dennoch erhielt er keine Antwort. — Als er nun so eines Tages, ermüdet vom weiten Wege, unter einer alten Linde auf weichem Grase geruht hatte und nun weiter ziehen wollte, ohne zu wissen, wohin er sich wenden sollte, bat er Laima, daß sie ihm den Weg zur Liebsten zeigen möchte, schmückte dann den Lindenstamm mit dem zierlichen Harfenbande, das er von seiner Braut als ein theures Angebinde ihrer Händearbeit erhalten hatte, und lauschte nun auf ein günstiges Zeichen. — Es währte nicht lange, so ertönte der Schluß eines von Wartule

auf dem Wege oft gesungenen Liedes, hier jedoch mit der trostbringenden Wortveränderung:

„Dein Kummer soll bald schwinden,
Du wirst die Liebste finden."

Zugleich rief ein Kuckuck aus dem Gezweige der Linde, flog auf einen andern Baum und rief von Neuem. Wartule folgte dem Rufer, und immer so weiter geführt, gelangte er endlich zu seinem Erstaunen an das Eingangsthor des Greizöner Schloßgartens, das zu einer stattlichen Ehrenpforte umgestaltet, sich bei seiner Ankunft sogleich öffnete. Er blickte hinein und wußte nicht, wie ihm geschah, als er auf dem freien Platze eine Reihe von Männern und Frauen, alle festlich geschmückt, im Halbkreise aufgestellt vor sich sah. In der Mitte stand eine Frau mit einer blinkenden Krone auf dem Haupte und einem Silbergürtel um den Leib, anzusehen wie Laima; an der Hand hielt sie eine Jungfrau, geschmückt mit einem Rautenkranz und Schleier. — Als Wartule, wie an den Boden gefesselt noch dastand, trat der Zeichendeuter auf ihn zu, führte ihn auf den Platz und setzte ihm mit den Worten: „Wisse, daß Laima und Laume Hand in Hand gehen; ihrer Gunst verdankst du jetzt den erlangten Ruhm, hier nimm den Preis dafür!" einen Eichenkranz auf's Haupt. Die ganze Versammlung rief: „Es lebe der Held!" — Nun nahte auch die Schloßherrin mit der Braut; sie schaute freundlich auf den erwartungsvoll Dastehenden, indem sie sprach: „Jetzt erst des höchsten Geschenkes Laima's würdig, empfange die langersehnte Braut!" Laut tönte es von allen Seiten: „Es lebe das Brautpaar!"

Alsbald ordnete sich ein festlicher Zug, und Wartule, begleitet von Vielen seiner treuen Waffengefährten, führte seine Braut, ohne einen Ueberfall fürchten zu dürfen, jetzt unter Freudengesängen glücklich heim."

Setzt man seine Wanderung vom Greizöner Schloßberge wieder in südlicher Richtung weiter fort, so gelangt man — entweder längs dem Uferrande unter dem Schatten herrlich belaubter Eichen oder auf dem Fahrwege zwischen Getreidefeldern — an eine Thalschlucht, die ein reizend in sich abgeschlossenes Bild gewährt. Die offene Seite nach der Jura hin nimmt das Gut Aplenken mit seinen Wirthschaftsgebäuden ein; das Wohnhaus mit seinem weißen Anputz und ländlichen Strohdache blickt nur zur Hälfte aus

dem dichten Laube der überragenden Ahorn- und Lindenbäume; vor demselben, nur getrennt vom vorbeiführenden Landwege, erfreut das Auge ein wohlgehegter, auf einer erhöheten Rundfläche gelegener Garten; ihn umrieselt auf der westlichen Seite ein Bach, dessen schlängelnden Lauf dichte Erlen bezeichnen; die dahinter und daneben aufsteigenden Einzelhöhen zieren freundliche Birkenhaine, gegen deren Grün die steilabgerissenen Lehm- und Sandwände, durch deren Spalten sich ein doppelter Weg hinzieht, einen malerischen Gegensatz bilden. Bei dem Allen bleibt die Fernsicht über das Jura-Thal unverdeckt.

Nicht weit von dem Gutshause befindet sich auf dem freien Sandplatze ein vereinzelter, durch seine regelmäßig abgerundete Form gleich in's Auge fallender Hügel, von dessen Entstehung die Sage Folgendes berichtet.

Der Schatzgräber.

„Das Greizöner Schloß war schon längst untergegangen. Bei einem Feste nehmlich, welches zu Ehren der Laume gefeiert wurde, hatte sich auf dem Schlosse ein fremder Sänger anmelden lassen und durch Einfluß der ältesten Tochter Erlaubniß erhalten, an dem Feste Theil zu nehmen. Er erwarb sich durch seine Kunst vielen Beifall, und die Töchter wollten ihn durch dargebotene Geschenke belohnen. Er lehnte sie jedoch alle ab und bat nur um die schöne Henne mit ihren Küchlein, die er auf dem Hofe gesehen habe, und wünschte, daß dieselbe seinem Freunde, der in Barsuhnen sei, und dem er eine Freude machen wolle, durch einen Boten gleich überschickt werde. Es geschah, noch ehe es die Fürstin, die gegen den Fremden gleich anfangs Mißtrauen hegte, hatte verhindern können. Zwar hatte sie heimlich hie und da zu ihren Verwandten geschickt, man möchte sie in so kriegerischer Zeit doch nicht ohne männlichen Schutz lassen, auch manche andere Vorsichtsmaßregeln getroffen; doch da schreckte auch schon eines frühen Morgens ein starkes Pochen und Schlagen an das Mauerthor die Schloßbewohner aus dem Schlafe. Ein feindlicher Troß war in voller Arbeit, sich mit Gewalt Eingang zu verschaffen. Als die Laumen nun sahen, daß keine Rettung mehr möglich sei, steckten sie, erzürnt über die Gastfreiheit, die man dem Fremden erwiesen, das Schloß mit eigener Hand ringsum in Brand, nachdem sie zuvor die Schätze in die Tiefe des

Brunnens versenkt hatten, während Laima in Eile die Fürstin und deren Töchter, von denen jedoch die älteste nicht zu finden war, sicher zur Jura geleitete und sie hier in einen Stein, anzusehen wie eine auf Küchlein sitzende Henne, verwandelte. Inzwischen hatten die Feinde das Thor gesprengt und mit dem wilden Rufe: „Zur Henne und ihren Küchlein!" drangen sie nun durch dasselbe ungestüm gegen das Schloß, das aber von Rauch und Flammen umhüllt, vor ihren starren Augen in den Abgrund sank. — Die Tochter, die sich unter den Schutz des Sängers begeben hatte, wandelt nun auf dem Berge umher, so oft der Tag der Zerstörung wiederkehrt und schaut, ob nicht Jemand komme, der sie erlösen könnte. Wohl hat auch so Mancher, angelockt durch die Schönheit der Jungfrau oder durch die Schätze, sich um solchen Gewinn von keiner Gefahr abschrecken lassen, doch büßte fast Jeder sein Leben bei den gewagten Versuchen ein. So versprach der Eine, mit den Augen nicht zu blinken. Doch von einer Eule mit Krallen und Flügelschlag angegriffen, vermochte er es nicht und stürzte vom schmalen Stege in die Tiefe. Ein Anderer behauptete dreist weg, ohne Fehl zu sein. Die ersten Paar Schritte auf den Steg straften ihn Lügen, er fiel hinab. Ein Dritter konnte über die drei Kreise: Liebe, Treue und Leben nicht hinausschreiten und starb nach kurzem Siechthum.

Dennoch versuchte ein Mann, der in der ganzen Gegend wegen seiner Hartherzigkeit und Habgier verschrieen war, die Schätze aus dem Berge zu holen. Er hatte erfahren, daß die Kauken, die dieselben hüten, in der Geisterstunde ihre Umzüge halten, und dieses daher die einzige Zeit sei, in das Innere des untergesunkenen Schlosses zu gelangen. Um Mitternacht begab er sich an Ort und Stelle und schlich unbelauscht in den Berg, der jetzt wirklich offen stand. Von den Kostbarkeiten, deren Glanz ihn fast geblendet hatte, lud er sich nun so viel auf, als die kurze Frist es nur gestattete und trat mit der übermäßigen Last seinen Heimweg an. Schon war er nicht mehr weit von seiner Wohnung, als ihn mit einem Male die Kräfte verließen, so daß er keinen Fuß weiter setzen konnte; ihm schwanden auch die Sinne, und nun gewahrte er noch so viel, daß Kauken, wie Ameisen an der Zahl, um ihn geschäftig Erde über einander häuften. Da wich das Leben von dem Geängstigten, und über seinem Haupte schloß sich der raschbeendigte Grabhügel, der jetzt noch,

in der Nähe des Aplenker Gutswohnhauses gelegen, an die einstige Strafe der Kaufen erinnert."

(Fortsetzung folgt.)

Ed. Gisevius.

[**Die Schnee-Eule.**] Selten hat ein fernher kommender Gast so viel Aufsehn erregt als die Schnee-Eule (Strix nyctea), die in diesem Winter in vielen Exemplaren aus dem hohen Norden zu uns herübergekommen. Die meisten derselben werden wohl die Heimath nicht wiedersehen. Eine erhielt nur einen schwachen Schuß und konnte lebend erhalten werden. Ein schöner Vogel mit verständigen klugen Augen und würdevoller Haltung, etwas kleiner als der Uhu; auf schneeweißem Grunde viele kurze kastanienbraune Querbinden, die nur an den Beinen, auf der Bauchseite, unter den Flügeln und im Gesichte fehlen; die Beine mit flockigen Federn derart besetzt, daß man kaum die scharfen kräftigen Krallen zu sehen bekommt. Das Thier wurde etwa 3 Wochen von dem Eigner gehalten und bereitwillig den Schaulustigen gezeigt, die ihn in Menge besuchten, um den nordischen Vogel zu bewundern; darauf wurde es für eine namhafte Summe verkauft und noch einige Zeit im Schützenhause zur Schau ausgestellt. Mittlerweile waren dem zoologischen Museum aus verschiedenen Gegenden — namentlich aus Samland, von Elbing her, auch aus Gumbinnen — Schnee-Eulen zugesandt, die schön ausgestopft wieder zurückwandern sollten. Ich fand bereits 13 Thiere da — eine Zahl die man nicht leicht beisammen sehen wird — als ich das 14te Exemplar hinbrachte, ein altes Männchen, schneeweiß, fast ohne Spur von braunen Binden. Im hohen Alter sollen sie die wenigen braunen Zeichnungen völlig verlieren.

Die Schnee-Eule lebt als Standvogel im nördlichsten Theile Amerikas, in Grönland, Island, Scandinavien, Lappland und Sibirien und ist ein arger Räuber, der selbst den Auerhahn mit Erfolg angreift und den Hasen zwingt. Nur wenn edlere Beute nicht vorhanden, nimmt er mit Krähen und kleineren Säugethieren, mit Lemmingen und anderen Mäusen vorlieb. Das Geschrei soll dem Klagelaute eines Menschen gleichen. Dies wohl der Grund, daß in Lappland das Thier in üblem Rufe steht, für ein Gespenst gehalten wird. Den Kalmücken ist er ein Glücksvogel, wenn er zur Rechten, ein

Unglücksverkündiger, wenn er zur Linken auffliegt, während der prosaische Bewohner von Nordamerika das Thier erlegt, um es zu essen.



[**Heidengräber bei Polwitten im Samlande** *)]. Indem ich die Ehre habe, diese vor uns, m. h. H., ausgebreiteten antiquarischen Gegenstände hiemit unsrer Gesellschaft zum Eigenthume zu überweisen, sei es mir gestattet, Ihnen über ihre Auffindung einen kurzen Bericht vorzulegen.

Es geschah bereits im Sommer des Jahres 1856, als die Bearbeitung des Brachfeldes von Polwitten im Medenauschen Kirchspiele auf die Entdeckung einer ausgedehnten heidnischen Begräbnißstätte führte, zu deren näherer Untersuchung mir die Güte des Herrn Besitzers volle Gelegenheit verschaffte.

Das adliche Gut Polwitten ist eine uralte Wohnstätte des Samlands. Das Dorf Palabiten findet schon in den ältesten Urkunden seine Erwähnung, und bereits am 15. September 1349 verlieh es Bischof Bartholomäus seinem treuen Lehnsmanne Wulff zu adelichen Rechten. Jorge von Polwyten, ein Nachkomme dieses Wulff, fehlt auch nicht in dem Vasallen-Register von 1436.

Hier in unmittelbarer Nähe des Gutes ward jene Begräbnißstätte auf einer natürlichen Erhebung des Bodens entdeckt. Es war nicht etwa die künstliche Aufhügelung der Kapurnen, die sich zeigte, sondern ganz ähnlich wie bei dem nördlich von Medenau i. Jahre 1847 entdeckten Leichenfelde bei Worengen (in alten Urkunden Vuorennie) **) gab es nur einzelne in nicht großer Entfernung von einander in die Erde versenkte Grabstätten. Etwa vier bis fünf Fuß tief stand die Haupturne. Eine oder auch wohl mehrere kleine Töpfe fanden sich fast überall daneben. Sie waren alle mit Erde überschüttet und die Stätte mit einigen dicht neben einander gelegten Steinen bezeichnet, über denen die Jahrhunderte Erde geschichtet, welche der tiefgehende Pflug auffurchte.

Die Gestalt der Urnen zeigte sich verschiedenartig, wie aus der vorliegenden Zeichnung hervorgeht (siehe diese). Es gab größere, 18 Zoll hohe von roherem Materiale gebildet, in offener Topfform

*) Vorgetragen in der Versammlung der Prussia am 28. Oktober 1858.

**) Vergl. N. P. P. B. V., 393. D. R.

ohne Verengung zu einem Halse (Fig. a), es gab ähnliche mit einer solchen (Fig. b), aber auch kleinere von zwölf Zoll Höhe in zierlicherer Gestalt mit henkelartigen Erhebungen (Fig. c), und diese von feinerer und festerer Masse und schwarzer Farbe, während jene die natürliche Erdfarbe trugen. Sie waren augenscheinlich ehemals glasirt.

Von zierlicherer Gestalt ergaben sich auch die kleinen bauchigen Töpfchen, deren Masse ebenfalls eine feinere war (Fig. d, e, f, g). Auf ihnen, denen die Buckel nicht fehlten, hatte man eine bortenartig umlaufende Verzierung durch Striche angebracht. In allen Urnen fanden sich auf dem Boden die gewöhnlichen Knochenüberreste vor, doch wurde vergeblich nach Deckeln gesucht.

Was vor Ihnen, m. H., liegt, sind die Gegenstände, welche sämmtlich in den Urnen, den großen und den kleinen, und in den Gräbern gefunden wurden, unter ihnen, was wohl bemerkenswerth sein möchte, gemischte Gegenstände von Eisen und Bronce. Wie an einigen der Augenschein lehrt, haben sie ihre Stätte durch Jahrhunderte ruhig neben einander gehabt, denn an einigen der Broncesachen kleben oxydirte Eisentheile. Zwei Gräber zogen vorzüglich die Aufmerksamkeit auf sich. Sie befanden sich nicht fern von einander und lieferten eine reiche Ausbeute, zeigten aber deutlich, daß das eine die Ueberreste eines Kriegers, das andere diejenigen einer Frau verbarg. Dort nur eiserne Waffenstücke, hier Schmucksachen.

Wenden wir indessen den einzelnen Gegenständen unsre Aufmerksamkeit zu, so werden Sie sich mit mir zunächst durch die Perlen angezogen fühlen. Neben den rohgearbeiteten Bernstein- und der großen Thonkoralle diese zierlichen farbigen Glasperlen und das Fragment einer goldschimmernden Perle, die ersteren wohl in Preußen geformt, die letzteren unstreitig aus römischer Werkstätte hervorgegangen, wie die Broncesachen. Demnächst diese sechs römischen Kupfermünzen, unter denen wir, wie oft im Samlande nach der Deutung unseres verehrten Mitgliedes, des Herrn Geheimen Reg.-Rathes Dr. Schubert, einen Trajan, zwei Hadriane, eine Faustina, einen Pius Antoninus haben, alle aus dem zweiten Jahrhunderte herstammend, was wohl auf das hohe Alter der Gräber hinweist, wobei ich mir zu bemerken erlaube, daß Goldmünzen im Samlande, soviel ich weiß, noch nicht gefunden worden sind. Daß dergleichen überhaupt nicht vor Theodosius und Kupfermünzen überhaupt nicht

über das zweite Jahrhundert hinaus gefunden werden, verdanke ich ebenfalls der Mittheilung des genannten Herrn.

Unter den Schmucksachen von Bronce dürfte die Menge von Hefteln auffallen; unter ihnen verdient aber besonders eine mit Silberverzierung Aufmerksamkeit. Die erste derartige entdeckte ich im Jahre 1847 unter den bei Worengen ausgegrabenen Alterthümern.*) Dies zweitheilige Stirnband mit dem zusammenhaltenden Drathe zeigt deutlich den Zweck an, dem es ehemals gedient. Von geringerem Werthe sind die Ringe, doch müßte ich die kleinen mit den daran hängenden beweglichen, schraubenartigen Aufsätzen ausnehmen. Aber ich glaube Ihnen etwas Neues, bisher noch nicht Bekanntes in den Glöckchen darzubieten, deren sich mehrere hier befinden. Die Oese zeigt deutlich, daß man sie an einen anderen Gegenstand hing. Die Vermuthung mag gelten, daß sie in Ohrringen getragen worden sind. Sie stammen wenigstens aus der Todtenurne der Frau. Eines derselben ist zerfallen und läßt erkennen, daß es zweitheilig gelöthet und inwendig hohl war. Noch erlaube ich mir, Sie auf die verschiedenen Arten wohlerhaltener Schnallen und anderer kleiner Gegenstände aufmerksam zu machen.

Die eisernen Gegenstände, zu denen der leider geborstene Streitkolben von Sandstein den Uebergang machen möge, erinnern fast alle an den Krieger. Da sind verschiedene größere und kleinere Lanzenspitzen, noch mit der Schaftröhre versehen, Pfeilspitzen, Messerklingen, von denen einige so lang sind, daß sie wohl nur als Waffe gedient haben, das Fragment eines Spornes, ein Celt oder Framea, ein paar ziemlich große Schnallen. Wozu diese zwei sichelförmigen breiten Eisenstücke gedient haben mögen, stelle ich der Beurtheilung anheim; ebenso, wofür man diese schalenartigen Stücke zu halten habe, ob für Helmtheile oder für Schildbuckel. Als Urnendeckel hatten sie nicht gedient, vielmehr lagen sie in zwei verschiedenen Urnen auf dem Boden.

Es war ein reicher und belehrender Fund, der von Neuem Zeugniß von der lebhaften Verbindung der Bewohner der Ostseeländer mit den Römern giebt. Denn daß wir auch den letzten Gegenständen einen römischen Ursprung zuweisen müssen, dürfte wohl außer Zweifel stehen.

Dr. **Gebauer.**

*) Vergl. N. P. P. B. V., 396. D. R.

III. Bücherschau.

Deutsches Staats-Wörterbuch. In Verbindung mit deutschen Gelehrten herausgegeben von Dr. J. C. Bluntschli, ordentlichem Professor an der Universität München. Unter Mitredaktion von Karl Brater. Bd. I—III. Stuttgart und Leipzig. 1857—58. Expedition des Staats-Wörterbuchs. gr. 8. geh. Preis pro Band 3 Thlr. 10 Sgr.

Wir meinen keineswegs aus der einer provinziellen Zeitschrift angewiesenen Sphäre herauszutreten, wenn wir uns veranlaßt fühlen, die Aufmerksamkeit des Lesers auf ein dem Kreise unserer Provinzial-Literatur fernliegendes, aber höchst bedeutsames Unternehmen der deutschen Presse zu lenken. Eine Besprechung desselben in diesen Blättern scheint vielmehr schon durch den Antheil gerechtfertigt, den wissenschaftliche Kräfte unserer engern Heimath daran nehmen; andererseits wird das betreffende Werk in seinem weitern Verlaufe auf die Bearbeitung auch solcher Stoffe gewiesen sein, die in den Bereich der Sonderinteressen dieser Provinz fallen.

Die Herausgabe eines Werks wie das vorliegende entspricht einem dringenden Bedürfnisse der gebildeten Schichten unserer Nation in einer Zeit, wo das politische Bewußtsein und mit ihm ein lebendigeres Interesse für historisch-politische Kenntnisse erwacht und der hiezu nothwendige Bildungsstoff in immer weitere Kreise zu verpflanzen ist. Dies thut um so mehr Noth, als die älteren Werke dieser Art, theils an sich unzureichend, theils veraltet, den Forderungen der Gegenwart nicht mehr Genüge thun. Der Gedanke eines neuen derartigen Nationalwerks ist, gleich so mancher wissenschaftlichen Schöpfung unserer Tage, in jener deutschen Hauptstadt ins Leben gerufen, welche durch eine immer steigende Rührigkeit und Emsigkeit der Geister mehr und mehr zu einem Concentrationspuncte geistigen Strebens und Schaffens, zu einer neuen Metropole deutscher Wissenschaft wird.

Der in Bd. I. gegebene Prospect verheißt eine reiche Fülle stofflich interessanter Artikel, und schon die Namen des Herausgebers, wie der Mehrzahl seiner Mitarbeiter (zum guten Theile wie Jener München angehörig) würden an sich eine hinreichende Gewähr bieten für die zweckentsprechende Ausführung dieses Plans, läge nicht auch in den bereits erschienenen Bänden ein sicherer Maßstab der Beurtheilung vor. Die vorhandene Leistung stellt durch kritische Auswahl und passende Gruppirung des Stoffes der Zukunft des „Staats-Wörterbuchs", wie zu erwarten stand, ein äußerst günstiges Prognosticon. Die Darstellung, auf dem Gebiete des Staats-, Völker-, und Handelsrechts, der Volkswirthschaft, Länderkunde, Statistik und Geschichte wie der technischen Hilfswissenschaften sich bewegend, ist sich stets des beabsichtigten praktischen Zweckes bewußt. Das Lexicon, von Fachgelehrten dieser Sphäre geschrieben, wendet sich nicht an den Fachgelehrten sondern an den gebildeten und bildungsfähigen Leser jeder Sphäre, der es müde ist, aus den Spalten eines gewöhnlichen Conversationslexicons politische Belehrung zu schöpfen Der Standpunct der Bearbeitung ist im Allgemeinen als ein freisinniger, gemäßigter, vorurtheilsloser zu bezeichnen, der Geist, welcher das Ganze durchweht, ein ächt volksthümlicher. Da die Darstellung an das lebendige Interesse der Gegenwart anzuknüpfen hat, so war von vornherein eine gewisse Begrenzung des historischen Stoffes nothwendig, und der Herausgeber hat mit richtigem Tacte als chronologische Grenze das Jahr 1740, die Epoche Friedrichs d. Gr., normirt. Doch wird mit ebenso richtigem Tacte eine Ausnahme zu Gunsten aller großartigen welthistorischen Erscheinungen und politischen Entwicklungsphasen früherer Jahrhunderte statuirt, und so finden wir in den interessanten und charactervollen biographischen Skizzen Alexander d. Gr., Aristoteles und Cicero, Calvin, Columbus und Dante neben Chlopicki, Danton und Fox. Wenn selbstverständlich das europäische Staatsleben mit seinen vielseitigen Interessen hier in den Vordergrund tritt, so wird doch den außereuropäischen Länder- und Völkerverhältnissen die ihnen gebührende Berücksichtigung. Als eine sehr dankenswerthe Beigabe betrachten wir die am Schlusse jedes Artikels gelieferte Uebersicht der dahin einschlagenden Literatur. Beim Nachschlagen wird der Leser durch die alphabetische Ordnung und ein jedem Bande angefügtes sehr vollständiges Namen- und Sach-Register unterstützt.

Es ist hier nicht der Ort, auf eine detaillirte Kritik des Ganzen oder einzelner Artikel einzugehen. Es genüge eine Berufung auf die

lesenswerthen Abhandlungen: Adel, Demokratie von Bluntschli; Aegypten von Gumprecht; Deutsches Staatsrecht von Zachariä; Eugen von Savoyen von Hörmann u. v. a., um unsere volle Anerkennung zu rechtfertigen. Wir hoffen in Zukunft noch mehrfach Gelegenheit zu finden, auf die Fortentwickelung dieser neuen literarischen Schöpfung zurückzukommen. Wir sahen es gern, daß in der langen Reihe von mehr als 100 Mitarbeitern (unter welchen zum Theil wissenschaftliche Capacitäten ersten Ranges und Namen wie H. v. Arnim, Bluntschli, Bodenstedt, Gneist, Häusser, Löher, R. v. Mohl, Mittermaier, v. Orelli, Roscher, v. Sybel, Waitz, v. Warnkönig, Zachariä rc. ihre Stelle haben) auch unsere Provinz nicht unvertreten bleibt. Von den Mitgliedern unserer Universität sind als mitwirkend aufgeführt: **Schubert** (mit einer Anzahl geographischer Artikel: Algier, Anhaltische Herzogthümer, Baden, Belgien, Dänemark, Deutschland), **Simson**, **v. Kaltenborn-Stachau** (Carmer, Cocceji, Diplomatie, Diplomatisches Korps, Dohm, Durchsuchungsrecht, Exterritorialität, Flotte, Freihafen), **Glaser** (Amortisation, Banken, L. Blanc, Börse, Börsenspiel, Cobden, Eisenbahnen). Wir fügen noch den Namen eines Fünften hinzu, der durch seine Geburt als Ostpreuße zu den Unserigen zählt: Prof. Dr. **Aegidi** in Erlangen (Austräge, deutscher Bund in mehren Artikeln).

Das Wörterbuch, gegenwärtig bis zum Buchstaben F gediehen, ist auf c. 10 Bände berechnet. Die äußere Ausstattung ist geschmackvoll, der Druck im Ganzen sehr correct. Die Preisstellung erscheint um so billiger, als die Herausgabe in Lieferungen die Anschaffung erleichtert. So schließen wir denn mit dem Wunsche, daß es dem trefflichen Werke auch in unserer Provinz an dem Interesse und der Unterstützung nicht fehlen möge, die es in so hohem Grade zu fordern berechtigt ist. ♂

Die Wege-Cultur. Von Dr. Motherby-Arensberg. Ein Vortrag gehalten in der Versammlung des Vereins zur Beförderung der Landwirthschaft in Königsberg. Königsberg, 1858. Druck der Universitäts-Buch- und Stein-Druckerei von E. J. Dalkowski.

Wer, wie der Berichterstatter es von sich sagen kann, die Wege Preußens kennen gelernt, wer sie auch in der bösen Herbstzeit, wenn Geschäftsreisen ihn dazu nöthigten, und nach dem Abgange des Win-

ters gesehen und erprobt hat, der wird die rationelle Behandlung der Wege-Cultur als eine zeit- und ortgemäße begrüßen. Wer aber das von Dr. Motherby verfaßte Schriftchen genau gelesen, wird mit Anerkennung zugestehn, daß das Thema, über das man sonst in guter Gesellschaft gern schnell fortzugehen pflegt, einen tüchtigen Bearbeiter gefunden hat. Nach der Ansicht des Verfassers „reduciren sich die allgemeinen Forderungen für alle Wegeanlagen oder Wegeverbesserungen auf dem platten Lande auf folgende Hauptgesichtspunkte:

1. Geradelegung;
2. Gleiche Verbreiterung eines und desselben Weges;
3. Genügende Entwässerung der Oberfläche;
4. Wölbung oder Dossirung;
5. Planirung mit Berücksichtigung des Niveaus;
6. Bepflanzung;
7. Fortgesetzte Instandhaltung."

Der Verfasser fügt noch hinzu: „Unter sorgfältiger Beachtung dieser Gesichtspunkte ging ich frisch ans Werk und habe im Laufe weniger Jahre $2\frac{1}{2}$ Meilen Wege innerhalb meiner Grenzen mit verhältnißmäßig sehr geringen Mitteln und dennoch einem sehr gewünschten Erfolge theils rectificirt, theils neu gebaut." Er war berechtigt von dem sehr erwünschten Erfolge zu sprechen und that wohl daran, da er den Vortrag in einem Kreise von Männern gehalten, von denen Viele Alles das, was sie nicht bereits fertig und verkörpert vor Augen haben, für theoretische Speculation und unausführbar halten.

Bei der Besprechung des zweiten Punktes wird uns ein Bild eines Weges vorgeführt, der den obigen Forderungen wenig entspricht. „Sollte ich nach einem sprechenden, zugleich abschreckenden Beispiele suchen, so liegt mir solches sehr nahe. Es ist die sogenannte große Creutzburger Landstraße, die mich von hier (Königsberg) in meine Heimath führt. Mit einer Chaussee bis Aweiden beginnend, läßt sie den Contrast stärkstmöglichst hervortreten; wenn wir, nur eine halbe Meile von der Hauptstadt der Provinz, rechts abbiegen in die alte sogenannte polnische Landstraße, zuerst eine Dorfstrift von ungemessener Breite voll Vertiefungen und Erhöhungen, in denen man das unzweifelhafte Kind der Natur, wenngleich nicht zu bewundern, so doch deutlich zu erkennen vermag, um einzukehren in einen Weg von modester, wenngleich auch wechselnder Breite, jedoch noch begrenzter Lisiere, der uns

nach 1½ tausend Schritten nun aber völlig ins Blaue führt, da auf der Karschauer Palve jedes Zeichen aufhört, das uns an einen Weg im bessern Sinne des Wortes erinnern könnte. In einer Breite von 4 — 500 Fuß zerstreut vorkommende Wagengeleise bilden nur noch die pathognomonischen Symptome eines sein sollenden Weges, um sich nach Ueberwindung von zahllosen teich- oder bachartigen, meistens hoch mit Wasser gefüllten Vertiefungen in dem Ottilienhöfer Damme, unseligen Andenkens, wieder zusammenzufinden. Von welch' zahllosen Wege-Aventuren, zumal bei Nacht- und Stühmzeiten, häufig der schmerzlichsten Art, hat diese Palve von je an bis auf den heutigen Tag zu erzählen. Doch ich verzichte auf die weitere Ausführung dieses melancholischen Gemäldes, weitaus nicht, weil es an Stoff gebricht, sondern wohl wissend, daß mehr oder weniger ähnliche Erscheinungen Jedem von uns nahe liegen."

Doch hat Herr Dr. Motherby vergessen die gute Seite dieses Weges zu schildern, dem sich brüderlich nicht wenige andere (vielleicht auch in der Rastenburger Gegend?) anreihen. Der Reisende wird durch ihn in frischem Leben erhalten. Er muß speculiren, allen Scharfsinn aufbieten, feines Raisonnement anwenden, wie er den hier und dort drohenden Gefahren zu entrinnen oder vielmehr wie er am ungeschlagensten sich durchzumanöveriren habe. Ist es ihm gelungen, endlich Arensberg zu erreichen, so hört dieser Reiz völlig auf. Er findet einen Weg, auf dem er gedankenlos weiter fortkommen kann. Vielleicht indeß fällt ihm die kleine Gartenanlage neben dem Wege auf, der später ähnliche folgen; vielleicht auch wundert er sich, daß Herr Dr. Motherby nicht einmal Gräben neben dem Wege gezogen hat. Doch wir lassen den Angeklagten selbst antworten.

„Ad 3. Genügende Entwässerung der Oberfläche. — Ich betone hier „der Oberfläche", nicht weil ich die des Untergrundes zum Zwecke der Wegecultur für gleichgültig oder gar nutzlos erachte, sondern nur, weil wir bei unsern Landwegen vorläufig schon mit oberflächlicher Entwässerung alle Hände voll zu thun und falls wir sie durchsetzen, sehr viel erreicht haben. Es ist gewöhnlich der Entwässerung bei Wegebauten eine Hauptrolle zuzutheilen und alle amtlichen Erlasse pflegen zu diesem Zwecke Anlegung neuer oder Räumung schon vorhandener Gräben besonders dringend zu empfehlen. Nun, Gräben können's allerdings leisten, wenn sie gut angelegt und unterhalten sind und vor allen Dingen hinreichende Vorfluth haben, das lehren uns

die richtigen Gräben an Chausseen und Eisenbahnen, wo sie wohl überhaupt nie entbehrlich sein mögen. Ein Anderes ist es mit der Entwässerung der Landwege, denen ein so exaktes Nivellement des Wegeplanums nicht zu Theil werden kann, wo die Nützlichkeit mit höchstmöglichster Billigkeit schlechterdings Hand in Hand gehen muß, um an der Unausführbarkeit nicht zu scheitern. Hier ist überall an größern Straßen die Entwässerung durch Grabenziehung angestrebt, ja selbst auch bei kleinern Wegen, wenn man sie besser zu halten gedenkt, wählt man dieses so zweideutige Mittel. Wer kennt aber wohl längs irgend einem Landwege einen Graben, der diesen Namen mit Recht verdient? Eine neben dem Wege herlaufende, der Tiefe wie der Breite noch ganz unregelmäßige und ungleiche, bald verwachsene, bald zugetretene oder verfahrene Längsvertiefung, die stellenweise gar mit Gesträuch oder Steingerölle erfüllt, gelegentlich durch feste Ueberfahrten nach dem nächstliegenden Felde sogar ganz unterbrochen ist, die ohne Rücksicht auf Neigung oder Fall des Terrains so zu sagen instinktartig die Straße begleitet, an den meisten Stellen daher absolut trocken, an andern mit Wasser überfüllt ist, daß dasselbe bis auf den Weg selbst tritt, während es den Körper desselben schon längst völlig durchweicht hat, da jede Vorfluth mangelt; ein solches Kunstprodukt erhält den Namen Graben. Dieser muß nun außerdem erfahrungsmäßig immer von Neuem das Material zur sogenannten Wegebesserung hergeben, das auf den Rand nach der Wegeseite zu geworfen nun das frappante Bild von hinter den Wagen gespannten Pferden darstellt. Jeder Nutzen, den der Graben für den Weg haben soll, wird hiedurch völlig illusorisch, da über den erhöhten Rand kein Wasserabfluß möglich ist, der Weg selbst dagegen eine Mulde mit allen ihren Nachtheilen für den vorliegenden Zweck wird. Notorisch ist es ferner, daß die meisten Unglücksfälle beim Fahren dadurch herbeigeführt werden, daß man bei Finsterniß oder wenn die Fahrbahn zu nahe gelegt ist, in solche Gräben geräth und umstürzt. Trotz alle dem bezweifle ich weder, daß gute Gräben überhaupt den Wegen nützlich sein können, noch daß sie in gewissen Gegenden ein unabweisbares, sogar durch nichts Anderes ersetzbares Bedürfniß sind, ich lebe aber der erfahrungsmäßigen Ueberzeugung, daß sie in ihrer Allgemeinheit bei Landwegen abgeschafft und durch einfachere, wohlfeilere, gefahrlosere und zugleich vollkommnere Wasserabzüge ersetzt werden müssen. Diese bilden wir da, wo wir den Weg gegen das Banquet absetzen; diese seitliche scharfe Be-

grenzung des Weges, bewirkt durch Abstechen mit dem Spaten nach der Schnur, ist völlig geeignet, das von dem als dossirt gedachten Wege abfließende Wasser abzuführen, wenn wir ihr die genügende, meistens nur geringe Tiefe und Glätte geben."

Daß Herr Dr. Motherby, der den Untergrund seines Gutes bis in große Tiefen hin genau kennt, was wohl nur zwei oder drei andere Besitzer in der ganzen Provinz von sich rühmen können, auch auf den Untergrund der Wege Rücksicht nehmen werde, war vorauszusehen. Auch hier stoßen wir auf gesunde Ansichten und Vorschläge. Ebenso wird die Pflanzung der Bäume (außerhalb des Weges auf dem Feldrande) und die Behandlung der Fahrstraße sachgemäß besprochen.

Wer ein wenig in Preußen sich umgesehen hat, weiß, daß mehrere der vorgeschlagenen Mittel zur Cultur der Wege nicht nur in Arensberg, sondern zum Theil viel früher an andern Orten — namentlich in Masuren, z. B. im Kreise von Oletzko — zur Anwendung gekommen und daß sie auch in landwirthschaftlichen Schriften beleuchtet worden. Doch hat wohl Niemand bisher die Wege-Cultur so vielseitig und gründlich behandelt als der Verfasser der hier besprochenen Schrift, die hiemit allen Denen, die den Werth brauchbarer Wege zu schätzen wissen, bestens empfohlen sei. Doch können die ausgesprochenen Sätze nicht eher zur vollen Geltung kommen, bis die bestehenden Normen beseitigt und durch geeignetere ersetzt worden.

„Es dünkt mich nämlich, als laborirten die bisherigen amtlichen Verordnungen, die sich noch wesentlich auf das fast hundertjährige Wegereglement von 1764 unter Friedrich dem Großen stützen, an mancherlei Fehlern und ich halte es für Pflicht, diese offen zu bezeichnen, andererseits macht es den Eindruck, als genüge die amtliche Ueberwachung nicht. Oder sollte ich zu dieser Erklärung nicht berechtigt sein, wenn ich versichere, daß ich in meinem Kreise, außer dem betreffenden Gensd'arm, während meines jetzt zwölfjährigen Wirkens niemals einen revidirenden Beamten gesehen habe, welcher ein persönliches Interesse daran genommen hätte, ob überhaupt und wie die Verordnungen zur Ausführung gebracht seien; man sich vielmehr ausschließlich damit begnügt hat, dasselbe Thema mit kleinen Variationen in jedem Frühjahre und jedem Herbste im Kreisblatt unter Strafandrohung ausgesprochen zu haben. Von dem Gensd'arm ist nicht mehr zu erwarten, als was er wirklich leistet, d. h. im günstigsten Falle die Resultate

vernünftiger Ocular-Inspektion zur Kenntniß höherer Stelle zu bringen. Er zeigt an, da sind Löcher, dort fehlt der Graben zu räumen, hier mangelt ein Brückengeländer oder deren ortsgehörige Bezeichnung ꝛc. — Was soll der Mann mehr sehen, als was jeder aufmerksame Fahrgast sieht, da seine ganze herkömmliche Bildung ihn in dieser Richtung ohne Kenntniß der eigentlichen Aufgaben, noch mehr der zur Erfüllung derselben erforderlichen und wirklich ausführbaren Mittel läßt?"

Wir geben uns der Hoffnung hin, daß die hohen Behörden diese Schrift bei einer zeitgemäßen Reform unserer Wegeordnung benutzen werden.

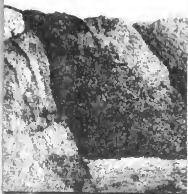
*

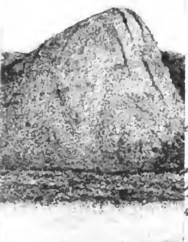


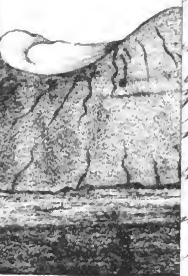
n-
n,
ch-
rk-
ser
zur
ttel

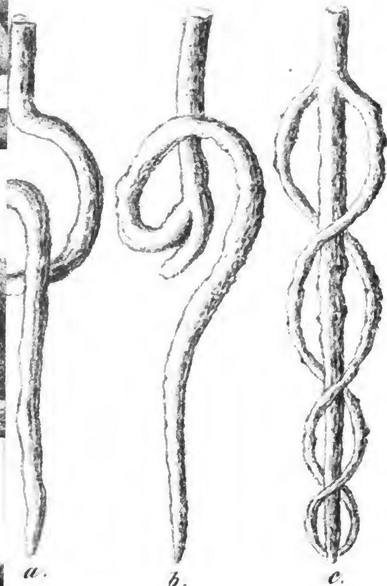
ese
en











...erka Berg.
...izömer oder Ablauker Schloßberg.
...ender Schloßberg.
...rtüler Schloßberg.
... Agste, von der Ostseite.
... Morgen-See, ein Arm des
...unel-Stroms, und die drei
...chen-Berge; rechts im Hinter-
...nde Ragnit mit dem Schlosse.
...ilberner Finger-Ring, in der
...d das Schienbeins gefunden.
... Krivüle.

Briefkasten.

In den nächsten Heften kommen zum Abdrucke:

Abhandlungen:

1) Die Hexenprozesse der beiden Städte Braunsberg, nach den Criminalacten des braunsberger Archivs. Von Dr. J. A. Lilienthal. (Fortsetzung).
2) Nachricht über die livländische Chronik des Herman von Wartberge (—1378). Von Dr. E. Strehlke.
3) Der Wald unter dem Walde. Von J. Schumann.
4) Zeugen der Vorwelt. Von H. v. Duisburg.
5) Die Vereine in Königsberg. (Gustav Adolfsverein, Prussia, polytechnische Gesellschaft, Provinzialverein für Blindenunterricht, Krankenhaus der Barmherzigkeit u. s. w.). Von K. H. Bartisius. (Fortsetzung).
6) Gustav Adolph und die preußische Regierung i. J. 1626. Nach den auf dem Geh. Archiv zu Königsberg vorhandenen urkundlichen Materialien. Von Dr. Carl Lohmeyer.

Mittheilungen:

1) Volkssagen von den „Schloßbergen" im Jura-Gebiete, gesammelt von E. Gisevius. (Fortsetzung).
2) Sammlung litthauischer Volkslieder, übersetzt von P. v. Bohlen. (Fortsetzung).
3) Sprachprobe in der Mundart der Elbinger Höhe.

Herrn A. in Litthauen. Nicht geeignet. — Herrn Oberlehrer G. in T. Wann erhalten wir den Schluß Ihres Aufsatzes? — Herrn S. C. in B. Erhalten! — Herrn Pfarrer Th. in S. Das Manuscript steht zur Disposition. — O. L. Einverstanden. — Herrn Dr. B. auf C—f. Gedenken Sie Ihres Versprechens! — Herrn Dr. P. in M. Ihr Auftrag ist besorgt. — L. S. Kann nicht schaden. — W. W. Zufrieden. — Dr. H. in G. Ohne Weiteres. — Herrn Dr. E. St. in B. Alles erhalten; die Correctur soll Ihnen bald zugehen. —



Inhalt.

In der Abhandlung von Dr. Meckelburg: „Ein Schatz und zwei Souveraine" (Decemberheft 1858) sind nachstehende sinnstörende Druckfehler zu verbessern:

S. 338 Z. 17 v. u. statt In diese seine Hauptstadt lies Nahe seiner Haupstadt
„ 341 „ 18 v. o. „ Warschau „ Mähren
„ 348 „ 1 v. u. „ heil „ thail

Der neuen Preußischen Provinzial-Blätter

dritte Folge.

Zum Besten

der Anstalt zur Rettung verwahrloseter Kinder

herausgegeben

von

X. v. Hasenkamp.

(Ausgegeben am 22. Februar.)

Band III. (LXI.) Heft 2.

Königsberg, 1859.

In Commission von Th. Theile's Buchhandlung
(Ferd. Beyer).

Druck der Universitäts-Buch- und Steindruckerei von E. J. Dalkowski.

Man lese die innere Seite des Umschlags.

Die neuen Preußischen Provinzial-Blätter, deren Jahrgang aus zwei Bänden oder zwölf Heften besteht, werden von der Redaction für den Pränumerations-Preis von jährlich **zwei Thaler** an die Königsberger, von **zwei ein halb Thaler** an die auswärtigen Abonnenten geliefert.

Bestellungen auf diese Zeitschrift werden entgegengenommen in Königsberg in der **Dalkowskischen Universitätsbuchdruckerei,** Wassergasse Nro. 16—18; Auswärtige belieben bei den resp. **Postanstalten** des In- und Auslandes oder bei der **Buchhandlung Th. Theile (Ferd. Beyer) in Königsberg** zu pränumeriren.

In Beziehung auf die Anschaffung der Blätter durch die Kirchen wird bemerkt, daß diejenigen Kirchen-Aerarien, deren Extraordinarium eine solche Ausgabe gestattet, dazu keiner Genehmigung bedürfen. (A. L. R. Theil 2. Titel 2. §. 686 und 687 und Rescript der Königl. Regierung zu Königsberg am 3. März 1835).

Da die der Zeitschrift bis Januar 1859 gewährte Portofreiheit nunmehr aufgehört hat, so erbitten wir Briefe, Manuscripte u. s. w. franco einzusenden unter der Adresse:

An die Redaction der Neuen Preuß. Prov.-Blätter
zu Händen des Dr. v. Hasenkamp
zu
Königsberg.

Um hiebei manchen irrigen Annahmen zu begegnen, wird bemerkt, daß der auf dem Titel genannte Herausgeber an dem Geschäftlichen, wenn es sich auf die Verbreitung der Hefte, auf die Gewinnung neuer Abonnenten u. s. w. bezieht, durchaus keinen Theil nimmt.

Die Redactions-Commission.

Ein vollständiges Exempl. der N. P. P.-B. I. u. II. Folge (24 B.) kostet 6 Thaler.
Ein vollständiges Exempl. der N. P. P.-B. jede einzelne Folge (12 B.) kostet 4 Thaler.
Ein einzelner Band der I. oder II. Folge kostet 15 Sgr.
Ein Exempl. der Abbildung der bei Tannenberg eroberten Ordensfahnen kostet 5 Sgr.

Die Redactions-Commission.

I. Abhandlungen.

Zeugen der Vorwelt.

Wer den Weg von Königsberg über Neuendorf und Steinbeck nach Friedrichstein gemacht hat, den wird es Wunder genommen haben, auf den Feldern des Dorfes Craussen zu beiden Seiten des Weges eine ungeheure Menge kleiner Steine liegen zu sehen, welche von der Größe einer mäßigen Kartoffel bis zu einer starken Faust, auch wohl etwas größer, abwechseln und niemals scharfkantig sondern stets mehr oder weniger abgerundet sich zeigen. Besonders deutlich treten diese Steine hervor, wenn im Frühlinge oder Herbst die Ackerfelder frisch gepflügt und abgeeggt sind, wobei sich dann die hellere Farbe derselben von der Schwärze der Ackerkrume sehr scharf abhebt. Es hat alsdann das Ansehn, als ob die Felder mit Fleiß durch Menschenhand mit Steinen besäet wären, so gleichmäßig ausgebreitet liegen dieselben da, und man sollte meinen, daß ein so beschaffener Acker wenig oder gar keine Frucht tragen könnte. Die Erfahrung aber widerspricht dieser Ansicht; denn es werden die reichsten Erndten von diesen scheinbar sterilen Feldern gewonnen und nicht nur Roggen, Gerste und Erbsen, sondern sogar Weizen gedeiht vortrefflich auf ihnen. Die Besitzer derselben wissen sehr wohl, daß die Steine in trockener Jahreszeit die Feuchtigkeit im Boden halten, während sie bei kalter Zeit demselben ein gewisses Maaß von Wärme bewahren. Sie hüten sich daher wohl, die Steine von den Aeckern ablesen zu lassen, was überhaupt eine Danaiden-Arbeit sein würde, indem bei jeder neuen Bearbeitung des Feldes eben so viele neue Steine ans Tageslicht treten würden, als man

abgelesen hätte, weil die Mächtigkeit der Schichtung mehrere Fuße beträgt.

Verläßt man die Feldmark von Craussen und begiebt sich in das znm Adlichen Gute Steinbeck links ab vom Wege liegende Gehölz (das preußische Wäldchen genannt), so wechselt hier die Scene. Zwar finden wir hier und auf den dahinter liegenden Feldern auch noch genugsam viele kleinere Steine; aber der Blick wird sogleich von diesen ab auf die unermeßliche Menge von größern Blöcken gerichtet, welche hier ihr Lager aufgeschlagen haben. Die Größe derselben wechselt im Durchmesser von einem und einigen Fußen bis zu den riesigsten Dimensionen, so daß wir daselbst einem Blocke begegnen, welcher an der einen schräge gegen das Feld abfallenden Seite 3 — 4 Fuß, an der andern 7 Fuß über der Erde emporragt und auf seiner obern völlig glatten, fast wie abgeschliffenen Fläche einen Umfang von 48 Fuß hat. Wie tief derselbe in den Boden dem Auge unsichtbar eingebettet liegen mag, ist bis jetzt noch nicht untersucht worden.

Diese erratischen Blöcke, welche eben so, wie die vorhin erwähnten kleineren Steine, niemals scharfkantig sind, sondern meistens mehr oder weniger abgerundete Formen haben, zeigen sich in ihrem Gefüge alle von derselben Art. Es ist ein rother, blauer und grauer Granit, häufig mit Hornblende von blätterigem Gefüge durchsetzt. Nicht selten finden sich Nester von Granaten eingesprengt, so wie auch Spuren von Schwefelkies hin und wieder darin bemerkt sind. Die Ablagerung dieser großen Gesteine hört bei dem Dorfe Steinbeck auf, dessen höher gelegene Felder größtentheils davon frei sind, während sie in den tiefer liegenden Roßgärten bis hart an den Rand der Pregelwiesen in größter Menge vorkommen. Der Zug dieser abgelagerten Blöcke läßt sich von Südost nach Nordwest in seiner ganzen Breite bis zu dem Pregelwiesen hin genau verfolgen, wo sie verschwinden, um auf dem längst dem Pregelufer sich hinziehenden niedrigen Höhenkamme der Dörfer Horst und Steinbekellen wieder aufzutreten. Einige kleine Bäche, hier Beecken genannt, welche derselben Richtung folgend, dem Pregel zueilen, haben in ihren Betten und an ihren Ufern ungeheure Ablagerungen dieser Blöcke aufzuweisen. Demnach ist der Zug der großen Gesteine über die niedriger gelegenen Felder des Dorfes und Gutes Steinbeck hinweggegangen, während das den großen Strom begleitende, durch Zertrümmerung

zerfallene Gerölle der kleineren Steine westlich davon auf den Feldern von Craussen liegen geblieben ist.

Es liegt nicht in der Absicht dieser Zeilen, den Zug dieses Stromes von seinem Ursprunge bis zu seinem Verschwinden in der ganzen Länge genauer zu verfolgen, nur so viel sei angedeutet, daß derselbe von Steinbeck aus den Pregel überschreitend, sich seewärts wendet und westlich Arnau vorbei, zwischen Trutenau und Stantau nach Mülsen hinaufgeht, von wo aus er sich allmählich in der Ostsee verliert. Kleinere Seitenzweige, durch Rinnsale und Vertiefungen markirt, ziehen sich östlich neben dem Hauptstrome hin, verlieren sich, wie dieser, zunächst in den Wiesen des Pregels, treten auf dem Kamme seines Ufers wieder ans Licht und nehmen jenseits des Flusses ebenfalls die Richtung nach Nordwest, um sich in dem Meere zu verlieren.

Daß alle diese Gesteine nicht ursprünglich da entstanden seien, wo sie jetzt gefunden werden, sondern daß sie ferneren Zonen angehören und hier nur als Fremdlinge betrachtet werden müssen, welche auf ihrer unfreiwilligen Wanderung hier ihre Heimath gefunden haben, ist eine geologisch längst erwiesene Thatsache. Sie sind mithin stumme und doch genugsam beredte Zeugen einer vielbewegten Zeit, in welcher der Boden, den wir jetzt ruhig bewohnen und anbauen, sich erst unter gewaltigem Kämpfen und Ringen gebildet und festgesetzt hat — Zeugen einer Zeit, welche dem Dasein des Menschengeschlechtes auf Erden vermuthlich ungemessene Jahrtausende vorangegangen ist. Ständen hier in Preußen irgendwo granitische Felsengebirge zu Tage, oder lägen solche erweislich irgendwo in der Tiefe der Erde vergraben, so könnte man schließen, daß diese erratischen Blöcke durch gewaltsame Katastrophen sich von dem Heimathgebirge losgelöset und an den Stellen abgelagert hätten, wo sie jetzt gefunden werden. Zu solchem Schluße giebt aber unser Flachland nicht die geringste Berechtigung. Wir haben ihre Heimath also anderswo zu suchen. „Wird gefragt: wo? so ergiebt sich die Antwort „ganz ungezwungen, wenn man theils den Zusammenhang der auf„geschwemmten Gebirge und ihre Hauptabdachung gegen das Meer, „theils den Vorrath von Felstrümmern, unter dem Namen der Ge„schiebe, und zugleich die Seeproducte betrachtet, welche sie mit ein„ander gemein haben. Der Zusammenhang und eine gemeinschaft„liche Abdachung des preußischen Bodens mit der Karpathen- und

„Wolga-Höhe gegen das baltische Meer liegt sichtbar da; denn zwei „große Ströme, die Weichsel und der Niemen, ziehen sich mit ihren „Gebieten hieher und setzen täglich noch die flott gewordenen Theile „ab, welche sich dort oben löseten. Was nun die hier zerstreuten „Geschiebe anlangt, so ist es höchst wahrscheinlich, daß auch diese „von dort herstammen. Denn sie tragen gewisse Merkmale an sich, „z. B. den grobkörnigen Granit, mit eingewachsenem derbem Granat, „die Grauwacke, den Flötz- und Polypenkalkstein, welche von hier „aus nur südwärts und südostwärts den Gebirgsarten eigen sind. „Indessen wäre es auch möglich, daß einzelne Geschiebe im Eise „von Schweden hierher kommen konnten. Soviel bleibt übrigens „ausgemacht, daß nicht der lockere und körnige Theil des hiesigen „Bodens von Gothland, Südermannland, Dalecarlien oder Finnland „herübergeschafft worden ist. Denn dagegen streitet die tiefe und breite „Kluft, welche jene Provinzen von Preußen trennt. Und eben darum „leidet es keinen Zweifel, daß dieses letztere hauptsächlich mit dem„jenigen Gebirge geognostisch verwandt sei, welches sich nach den Kar„pathen und nach der Wolgahöhe hinauf zieht *)."

Die Kraft, welche aus so großen Fernen das zertrümmerte Gestein hier abgesetzt hat, muß eine sehr bedeutende gewesen sein, wenn man bedenkt, daß manche dieser Blöcke ein Gewicht von vielen hundert Centnern haben. Mit überzeugender Gewißheit kann man annehmen, daß nichts anders, als gewaltige Wasserströmungen, welche sich von den oben genannten Gebirgshöhen nach der Richtung der Ostsee hin, in das flache Land ergossen haben, die Hauptursache der Ablagerung unserer Gesteine gewesen sind. Nicht nur der deutlich bezeichnete Thaleinschnitt, welcher als ehemaliges Flußbette dem Laufe des Pregels in paralleler Richtung folgt, so wie die vielen mehr oder weniger scharf begrenzten kleinern trocknen Bette, die als Nebenströmungen sich dem Hauptstrome zuneigen, sprechen für die Thatsache einer wahrscheinlich mit großen Eismassen verbundenen Ueberfluthung des Landes, durch welche nicht nur die Strom- und Flußbette selbst ausgewaschen worden sind, sondern welche auch nach

*) Vergleiche die Abhandlung des Professor Wrede: »Ueber die natürliche Beschaffenheit von Preußen« in der »Topographischen Uebersicht des Verwaltungs-Bezirks der Königl. Preuß. Regierung zu Königsberg in Preußen. Königsberg, gedruckt bei Heinrich Degen 1820.«

ihrem allmähligen Verlaufen die mitgeschwemmten Steintrümmer hier stranden ließen. Eben so überzeugend läßt aber auch die Form der Steine selbst auf ihren Zusammenhang mit einer lang anhaltenden und gewaltigen Wasserströmung schließen. Denn die abgerundete Form sämmtlicher Blöcke, die durchaus keine scharfen Kanten zeigen sondern nach allen Seiten hin deutlich abgeschliffen sind, läßt es unzweifelhaft, daß dieselbe nur durch lange dauerndes Hin- und Herrollen, wie das nur in einer starken Strömung geschehen kann, ihren Ursprung gehabt haben muß. Weil nun diese Strömung hier annähernd von Südost nach Nordwest ihre Richtung genommen hat, so ist auch erklärlich, warum bei dem allmählich ablaufenden Wasser die größern Blöcke auf der Steinbeckschen Abdachung liegen geblieben sind, während das immer schwächer werdende Gewässer noch Kraft genug hatte, das kleinere Gerölle bis auf die tiefer liegenden Felder von Craussen mit sich zu führen. —

An die Steine reihet sich ungezwungen ein Gebilde an, welches sowohl den eigentlichen Gesteinen als auch den Metallen eingereiht werden kann — ich meine die sogenannten Eisennieren. Es sind dies äußerst seltsame Producte, die vielleicht unter günstigen Verhältnissen sich noch heutigen Tags unter unsern Augen erzeugen und die an manchen Stellen in erstaunlicher Menge sich vorfinden. Ihre Gestalt ist meistens mehr oder weniger nierenförmig, die äußere bräunliche Rinde glatt und leicht bröcklig; inwendig legen sich um einen Mittelpunkt eine Menge concentrischer Ringe, welche sich augenscheinlich nach und nach gebildet und angesetzt haben; sie sind gelblich, leicht abfärbend; da aber, wo Ring auf Ring liegt, tritt die Farbe des oxidirten Eisens hervor. Sie finden sich in allen sehr eisenschüssigen Grandhügeln vor, und es liegt nahe, daß sich die eisenhaltige Erde um einen zufälligen Kern in concentrischen Kreisen nach und nach zusammengebacken hat, so daß diese Eisennieren oft bedeutende Größe und Schwere erlangen, wie ich denn nur kürzlich ein 7 Pfund wiegendes Stück gefunden habe. Der Kern, um welchen sich die Kreise ansetzen, liegt nicht immer im Mittelpunkte der Stücke, weshalb dieselben eben die unregelmäßige nierenförmige Gestalt haben, auch ist der Stoff, welcher den Kern bildet, ein sehr verschiedenartiger, in der Regel wohl ein kleines Steinchen, ein Sandkörnchen oder dergleichen. Je regelmäßiger die Form dieses Kernes, desto regelmäßiger wird das ganze Gebilde. Selten freilich

mag ein solches Stück sein, wie ich ein einziges besitze, bei welchem der Kern der Eisenniere ein zu den Cephalopoden der Vorwelt gehöriger sehr wohl erhaltener Ammonit ist, der beim zufälligen Zerschlagen des Stückes sich als Kern desselben herausstellte.

Wenn schon das todte Gestein, welches in seiner starren krystallinischen Form sein Dasein nur dem unabänderlichen Gesetz der chemisch-mechanischen Zusammensetzung verdankt, uns mit stummer Sprache Zeugniß einer vorweltlichen Zeit ablegt, welche in gewaltigen Katastrophen die Bildung unsers Bodens vermittelte, wie wir ihn jetzt vor uns haben — so nehmen die Zeugen einer belebten und empfindenden Welt, die uns aus jener grauen Vorzeit begegnen, unser Interesse noch in ungleich höherm Grade in Anspruch. Die Versteinerungen oder sonst wie erhaltenen Ueberreste aus dem Pflanzen- und Thierreiche einer untergegangenen Welt sind es besonders, welche nicht nur dem wissenschaftlichen Geologen die Buchstaben darbieten, um in dem sonst unverständlichen Buche der Schöpfung und Bildung unserer Erdrinde deutlich lesen zu können, sondern welche überhaupt jeden Menschen, dessen Herz nicht selbst in starrem Formenwesen versteinert ist, zu mehr als bloßer Bewunderung hinreißen.

Es liegt nicht in meiner Absicht, von Versteinerungen, welche überhaupt in Preußen gefunden worden sind, zu berichten; ich will vielmehr nur auf diejenigen aufmerksam machen, welche ich zum größten Theil selber gesammelt habe, oder welche mir von befreundeten Händen eingeliefert sind und zwar nur von einem verhältnißmäßig äußerst kleinen Distrikte, dessen Mittelpunkt Steinbeck und dessen westliche und östliche Grenze Craussen und Friedrichstein ist. Der Reichthum und die Mannichfaltigkeit der Ueberreste einer organischen Schöpfung ist im Verhältniß zu dem erwähnten sehr kleinen Areal ein erstaunlich großer, wovon sich ein Jeder überzeugen könnte, der einen Blick auf die von mir zusammengebrachte Sammlung werfen wollte.

Wenn wir nun zuerst unter diesen urweltlichen Zeugen uns an die Ueberreste aus dem Pflanzenreiche wenden, so begegnet uns zunächst ein Stoff, der zwar eigentlich nicht selber Pflanze gewesen ist, aber doch mit unwiderleglichen Worten davon spricht, daß ehedem eine Pflanzenwelt hier gewuchert habe, wie sie in gegenwärtiger Zeit weder hier noch anderswo mehr zu finden ist — ich meine den Bernstein. Wenn dieses verhärtete Baumharz allerdings seine

Hauptlagerstätte auch nur in der Ostsee selbst und in den Uferschichten des Samländischen Strandes hat, so findet sich dasselbe doch bekanntlich auch nicht selten im Binnenlande vor, zum Zeichen, daß die Waldungen, welche dieses Harz ausschwitzten, entweder über ganz Preußen verbreitet gewesen sind, oder daß der schon verhärtete Bernstein durch Uebertreten der Meeresfluthen in das Land hinein an verschiedenen Stellen abgesetzt worden ist. Zwei kleine Stückchen Bernstein, an der Oberfläche eines Ackerstückes in Craussen aufgelesen, so wie ein anderes aus Horst beim Ausbrechen eines Steinblockes unter demselben gefunden, sind in meinen Händen. Ein größeres Stück, etwa von der Größe einer kleinen Hand — ich verdanke dasselbe der Freundlichkeit des Besitzers von Adl. Steinbeck, Herrn Passarge — wurde nur einen Fuß tief unter der Grasnarbe, in der Nähe des Waldes ausgegraben und ist für den Sammler durch die netzförmig in 6—8eckige Maschen zusammengezogene Rinde merkwürdig, welche die Oberfläche des sehr dünnen, platt gedrückten Stückes bedeckt.

Nicht minder sind die wirklichen pflanzlichen Versteinerungen merkwürdig, welche hier gefunden worden sind. Abdrücke der Steinkerne von pflanzlichen Organismen sind hier zwar keine bis jetzt entdeckt worden; dagegen finden sich nicht selten versteinerte Hölzer, freilich meistens nur in ziemlich fragmentarischen Stücken vor. Leider trägt die Unkenntniß oder Nachläßigkeit der ersten Finder solcher interessanten vorweltlichen Zeugen am meisten dazu bei, daß sie, wenn nicht ganz verloren gehen, doch mindestens nur stückweise in die Hände der Sammler gerathen. Fast von allen den Stücken, welche durch Steingräber gefunden wurden und durch glücklichen Zufall in meine Hände geriethen, erfuhr ich, daß sie ursprünglich viel größer gewesen. Einige bessere Stücke dagegen bewahre ich ganz in derselben Form und Größe auf, wie sie in der Erde oder auf dem Acker unter den andern Geröllsteinen gefunden worden sind.

Zu diesen gehört besonders ein prächtiges Stück, 7 Zoll lang, 6 Zoll breit und 3 Zoll hoch, welches mir durch die Güte des Herrn Richter-Craussenhof zugeschickt wurde und welches derselbe auf dem Acker lose oben auf unter den andern kleinen Steinen gefunden hatte. An einigen Stellen zeigte das vielfältig hin und hergerollte und daher an den Ecken ziemlich abgerundete Stück zwar undeutliche Spuren von Jahresringen, die auf Holz vermuthen ließen,

auch hatte es an der höchsten Seite einen Knorren, der einer Astspur nicht unähnlich sah; im Uebrigen ließ mich das Stück Anfangs in Rücksicht auf seine Form, Farbe, Härte u. a. sehr vorsichtig mit meinem Urtheil sein, ob ich hier in der That versteinertes Holz oder nicht vielmehr nur einen wirklichen figurirten Stein vor mir hätte, wie er den Nichtkenner durch seine Holzähnlichkeit so oft täuscht. Selbst die mikroscopische Untersuchung wollte zuerst kein unzweifelhaft auszusprechendes Urtheil geben, indem das Stück so hart und von so derber Structur war, daß sich nur mit äußerster Mühe kaum brauchbare Stäubchen, geschweige denn solche dünne Blättchen davon ablösen ließen, wie sie zur mikroscopischen Untersuchung nothwendig sind. Nach längerer und öfters fortgesetzter Bemühung habe ich aber nunmehr die unzweifelhafte Holzstructur dieses seltenen Stückes feststellen können.

Deutlicher und schon mit der einfachen Lupe die Holzzellen erkennen lassend, besitze ich aus Steinbeck eine ziemliche Menge versteinerter Holzstückchen, von denen jedoch kein einziges mit Sicherheit auf Laubholz schließen läßt, so sehr auch das äußere Ansehn vieler derselben an Splitter von Weißbüchen-Holz erinnert, so daß man ohne das Mikroscop leicht versucht werden könnte, sie wirklich dafür auszugeben. Ein einziger Blick aber in das Mikroscop sagt uns sofort, daß wir es in allen Fällen nur mit Nadelhölzern zu thun haben, wenn freilich auch Modificationen in der Structur der Zellen vorkommen, die aber nur zwischen der Art **Pinites** und **Taxites** die Wahl lassen. Ein Stückchen, welches beim Umgraben der Gemüsebeete in dem Pfarrgarten gefunden wurde, gehört entschieden zu **Taxites**. Das merkwürdigste Stück dieser Art wurde von einem Steinschläger in dem zum Adl. Gute Steinbeck gehörigen, von der Nonnenraupe zerstörten Walde gefunden, der mir leider! auch nur einen sehr kleinen Theil seines Fundes einhändigte, indem die größere Hälfte desselben unbeachtet fortgeworfen wurde und nicht wieder aufgefunden werden konnte. Eine specielle Beschreibung dieser seltenen Versteinerung hat J. Schumann in den Neuen Preußischen Provinzial-Blättern dritte Folge B. II. S. 162 ff. gegeben, worauf ich hier hinweise.

Gehen wir nun auf die Formen des thierischen Lebens über, welche in versteinerten Exemplaren vor uns liegen und Zeugen einer vormenschlichen, untergegangenen Schöpfung sind, so finden sich solche

in reichlicher Menge und mannichfaltigen Gestalten auf dem kleinen, von mir bezeichneten Distrikte vor. Von vorn herein ist zu bemerken, daß diese sämmtlichen hier gefundenen Organismen ihr Leben nicht auf dem festen Lande, sondern, wie die Analogie der jetzt lebenden ihnen verwandten Thiere ergiebt, im Wasser und zwar wahrscheinlich nicht im Süßwasser sondern im Meere gefristet haben. Die Fundstätten dieser Versteinerungen sind größtentheils jene oben angedeuteten kleinen Flußbette. Werden sie durch Frühlingswasser in ihren Ufern angegriffen, so tritt das in ihnen eingebettete Material zu Tage. Jedoch kommen sie auch reichlich in einzelnen grobkörnigen Grandhügeln vor, wie solche namentlich auf der gegen die Pregelwiesen hin abfallenden Abdachung des Dorfes Craussen und auf dem Gute Steinbeck zu finden sind. Einzelne sehr interessante Stücke habe ich dagegen auch ganz frei auf dem Acker liegend gefunden. Ein eigenthümlicher Polyp ist der Organismus, welchem man an allen Orten am häufigsten begegnet. Er täuscht den Unkundigen durch seine Form nicht selten, indem ganze, wohlerhaltene Stücke in der Regel den Arm- oder Beinknochen von Menschen und Thieren äußerst ähnlich sehen, und es hält sehr schwer, den Leuten auszureden, daß sie es hier nicht mit einem versteinerten Knochen sondern mit einem verkalkten Polypengehäuse zu thun haben. Diese Polypenstücke, so wie die seltsamen Belemniten, finden sich hier am häufigsten vor. Letztere, unter denen ich den seltenen **Belemnites mucronatus** mit scharf eingesetzter Spitze gefunden habe, werden bekanntlich in der Volkssprache ihrer Form nach „Donnerkeile" genannt und in leicht begreiflicher Unkenntniß mit den eigentlichen Blitzröhren verwechselt. Sie sind aber in der That nichts anderes als das inwendige Organ eines zu den Sepiaden oder Tintenfischen gehörigen vorweltlichen Cephalopoden, der überall in erstaunlicher Anzahl gelebt haben muß, wie man aus den großen Mengen dieser an allen Orten verbreiteten versteinerten Organe desselben schließen kann. Interessant dürfte die Mittheilung sein, daß es gelungen ist, ein einziges Mal sogar das ganze Weichthier, zu dessen innern Organen der Belemnit gerechnet wird, mit allen ihm zugehörigen Theilen in solcher Unverletztheit aufzufinden, daß sogar die Sepia, jene dunkle Flüssigkeit, welche die Tintenfische bei sich führen, sich noch brauchbar zeigte, das aufgefundene urweltliche Thier mit seiner eigenen Farbe zu zeichnen.

Von ganz vorzüglicher Schönheit und in sehr wohl erhaltenem, unverletztem Zustande befinden sich in meiner Sammlung aus hiesiger Gegend einige zu den Polypen gerechnete Stücke von Korallen-Thieren. Es sind dies jene emsigen Baumeister, deren verwandte Geschlechter in der Jetztwelt den Meeresgrund besonders in der Südsee durch ihre Bauwerke, die Korallenriffe, zum Schrecken der Seefahrer so unsicher und gefahrvoll machen und die in ihren ausgestorbenen und versteinerten Ueberbleibseln die ganz ähnlichen Korallenriffe des Jurakalkes gebildet haben. Viele Arten haben schon vor der Steinkohlenzeit gelebt. Hieher gehören besonders einige Exemplare aus dem Geschlecht der Catenipnoren (Kettenkorallen), eine besonders wohl erhaltene Aulopora (Flötenkoralle), ein Cyathophyllum und eine Calamopora basaltica, deren einzelne, neben einander stehende Röhren wie kleine Basaltsäulchen aussehen und einen ungemein schönen Anblick gewähren. Nicht minder zierlich erscheint eine prächtige Sternkoralle und einige andere, die mit ihren sehr regelmäßigen sechseckigen Zellen das täuschende Bild einer versteinerten Honigscheibe darstellen.

Muschelkalk, oft in großen Klumpen zusammengebacken, zeigt die verschiedenartigsten Formen von Schnecken, Muscheln, Dentalinen und Röhrenwürmern. Ein gewaltiger Block der Art von 2½ Fuß Höhe wurde zerschlagen und gab eine reiche Ausbeute von verschiedenartigen Ammoniten, Lituiten und Muscheln, unter denen besonders Terebratulen und Spiriferen sich auszeichneten. Unter den Ammoniten waren einige von riesenmäßigen Dimensionen; leider gelang es bei den unzureichenden Hilfsmitteln nicht, dieselben ganz und unverletzt aus dem Stein herauszuschlagen, so daß nur größere oder kleinere Trümmerstücke davon aufbewahrt sind. — Auch an einzelnen aufgefundenen Gelenkstücken von Enkriniten, so wie an mehr oder weniger wohlerhaltenen Stücken von Orhoceratiten fehlt es in der Gegend nicht.

Ein zu dem letztgenannten Thiergeschlecht, den Orthoceratiten, gehöriges Stück, wurde mir nur vor wenigen Monaten ins Haus gebracht. Es war auf einer unmerklichen Erhöhung in einer Wiese, die zu dem längs dem Pregel sich hinziehenden Dorfe Steinbekellen, Arnau gegenüber, gehört, oben auf liegend gefunden worden. Von derselben Stelle war mir früher schon ein großer, recht wohl erhaltener Ammonit eingeliefert worden. Die Orthoceratiten werden

sonst in der Regel in andere Gesteine eingebacken gefunden, aus denen man sie mit vieler Mühe und unter der Gefahr, sie zu zerstören, herausbrechen muß. Der in Rede stehende hat dagegen ohne alle Umhüllung eines andern Gesteins nackt auf der Erde gelegen. Das Stück mißt 5½ Zoll in der Länge und 2 Zoll in der Breite. Es hat 15 gleich breite, scharf markirte, schuppenartige Leibesringe, die aber nicht um den ganzen Körper herumgehen sondern auf der untern, etwas flach gedrückten Seite durch den in der ganzen Länge hindurch streichenden Sipho getrennt sind, ein strangartiges Organ, welches dem lebenden Thiere nach der Meinung Roßmäßler's als Anheftungsmittel des Körpers und auch vielleicht dazu diente, um abwechselnd die Kammern mit Wasser oder Luft zu füllen, um so das Thier im Wasser sinken oder aufsteigen zu machen. Da, wo dieser Sipho *) die Schuppen der Leibesringe trennt, sieht man sehr deutlich unter denselben Spuren einer kalkigen Schale hervortreten, ähnlich der bei den Schnecken, welche auch auf der obern Seite an einzelnen Stellen sichtbar ist, so daß die Wahrscheinlichkeit nahe liegt, daß diese Thiere äußerlich wie innerlich mit einer solchen Schale umkleidet gewesen sein mögen. Zur deutlichen Veranschaulichung dieses wahrscheinlich nicht häufig vorkommenden Orthoceratiten diene die beigegebene Zeichnung desselben (Taf. I.), welche unter a. die obere und unter b. die untere Seite des Thieres darstellt.

Es bleibt jetzt nur noch übrig, von denjenigen Organismen zu reden, welche in ihrer Kleinheit dem unbewaffneten Blicke des Menschen sich entziehen — ich meine die infusorische Welt der Vorzeit. Was diesen Thieren an Größe abgeht, das ersetzen sie durch ihre Menge. Ihre Fundstätten sind sehr zerstreut und nicht überall, wo man sie zu finden muthmaßt, sind sie wirklich vorhanden oder doch nur in so geringer Menge, daß es schwer hält, sie unter dem übrigen Chaos herauszufinden. Diese kleine, jetzt verstorbene mikroscopische Vorwelt, die den Forscher eben so sehr durch die Schönheit und Zierlichkeit ihrer Formen als durch die Reichhaltigkeit ihrer Gattungen anzieht, liegt verborgen in oft viele Fuß tief unter der Oberfläche lagernden Schichtungen von feinem Sande, welche durch Abgrabungen oder zufällige Erdrutsche zu Tage treten. Ein feiner,

*) Der übrigens nicht in dem Mittelpunkt der Ringe des Leibes hindurchstreift, sondern excentrisch von ihnen gegen den Bauch hin liegt.

pulveriger, sehr lockerer Sand, der durch eingestreute, äußerst kleine Glimmerblättchen ein etwas glitzerndes Ansehn hat, läßt allein auf die in ihm verborgenen Ueberbleibsel einer vorzeitlichen Infusorien-Welt schließen. Eine reiche Fundstätte derselben findet sich besonders in Friedrichstein. Wenn man in dem dortigen Parke längs dem Mühlenteiche nach dem Muschelhäuschen zu gehen will, so kommt man dicht neben dem Teiche einem vielleicht 20 Fuß hohen Absturze vorbei. Hier findet sich der eben beschriebene Sand, welcher uns mit einem guten Mikroscope zur Hand eine reiche Ausbeute auf dem Felde der Mikrogeologie der Vorwelt verspricht. Es sind nicht eben die seit langer Zeit schon bekannten Kieselpanzerthiere, die Gattungen **Navicula**, **Eunotia** und andere Bacillarien, welche in den Bergmehlen, Kieselguhren u. s. w. so oft auftreten und ihre lebenden Repräsentanten noch heutigen Tages in jedem Schlammwasser aufzuweisen haben — es sind vielmehr völlig ausgestorbene Geschlechter aus der Gattung der Foraminiferen (Kammerthiere), wie sie in der Kreide auftreten, der noch seltneren Polycystinen und vorläufig undeutbare Formen sehr verschieden gebildeter Kieselnadeln von den seltsamsten Gestaltungen und verschiedenen Größen. Dieser Sand ist so reich an Material, daß man gar nicht nöthig hat, Quantitäten davon erst abzuschlämmen, um die Thierformen von dem eigentlichen Sande zu isoliren, sondern daß man in jeder ursprünglichen Probe, die man der Untersuchung unterwirft, gewiß sein kann, eine Reihe der schönsten Lebensformen vorzufinden. Eine Beschreibung dieser kleinen Organismen zu versuchen, dürfte ein unfruchtbares Unternehmen sein, indem der Leser daraus immer keine deutliche Anschauung gewinnen würde. Er möge sich daher an die beigegebene, vom Oberlehrer Schumann entworfene Zeichnung halten (Taf. II.).

H. v. Duisburg.

Nachwort.

Der oben erwähnte feine glitzernde Sand besteht der Hauptsache nach aus ungemein kleinen, scharfkantigen und eckigen Quarzkörnchen, denen nicht wenige Brocken von gelbem und röthlichem Feldspath, auch abgerundete grüne Stückchen eines anscheinend weichen Minerals und zerstreute Glimmerblättchen beigemengt sind, die dem Sande im Sonnenscheine ein glänzendes Ansehn geben. Die Structur

des Sandes führt es herbei, daß er durch die Kraft der Capillarität Wasser aus der Tiefe in sich hinaufzieht. Er läßt sich daher in der Hand zu ziemlich festen Ballen zusammendrücken und kann leicht für Thon gehalten werden, der übrigens auch oft in ihm vorkommt. In Preußen ist er weit verbreitet. Der an der neuroßgärtner Kirche herabgesenkte artesische Brunnen empfängt sein Wasser aus diesem Sande, der 119 Fuß unter der Oberfläche (90 Fuß unter dem Spiegel des Pregels) sich fortzieht. Hinter Neuendorf ist er von 8 Fuß mächtigem, Belemniten führendem Grande überlagert. Zwischen der Mühle von Friedrichstein und dem Schlosse tritt er fast zu Tage, da nur eine 1 Fuß starke Lehmschicht auf ihm liegt. An allen Abstürzen des Parkes zeigt er sich, auch an der Brücke, welche nach der Phasanerie führt. Die Pumpe der Dahlheimer Ziegelei ist in ihn eingesenkt. Denselben Sand zeigt ein Absturz am Schloßgarten von Fuchshöfen. Im eigentlichen Pregelthale dagegen tritt er nirgends zu Tage. Auf dem Felde des Dorfes Surminnen zeigt er sich an den Abhängen des Goldapp-Thales. Eine Meile nordöstlich von Christburg schneidet ein Waldweg in ihn ein. Hienach gehört dieser Sand zu den Schichten des älteren Diluviums. — Sehr ungleich sind in ihn kleine Organismen und Fragmente derselben eingebettet. Am häufigsten kommen sie in den Proben, die aus dem oben erwähnten Königsberger artesischen Brunnen stammen, und in den Friedrichsteiner Schichten vor. Namentlich zeigen sich viele aus der Kreidezeit herrührende Foraminiferen, zerstreute Bacillarien und Polycystinen und große Kieselnadeln, Reste vorweltlicher Schwämme. Einige von den Lebensformen, die ich mit Pfarrer von Duisburg gemeinsam beobachtet habe, finden sich, 300mal vergrößert, auf beiliegender Tafel abgebildet (Taf. II.).

1. Planulina turgida. 2. Pl. londinensis. 3. Textilaria linearis. 4. Tex. Pachyaulax. 5. Guttulina turrita. 6. Coscinodiscus limbatus. 7. Cosc. radiatus. 8. Arachnodiscus indicus. 9. Gallionella. 10. Triceratium. 11. Dictyocha Fibula. 12. Haliomma ovatum. 13. Flustrella spiralis. 14. Fl. concentrica. 15. Eucyrtidium punctatum. 16. Dictyolithis micropora. 17. Coniostylis prismatica. 18. Spongolithis amblyotrachea. 19. Sp. mesogongyla. 20. Sp. neptunia. 21. Sp. cenocephala. 22. Amphidiscus. 23. Spongophyllium. 24. Lithasteriscus reniformis Ehg.

Diese thierischen und pflanzlichen Organismen haben hier zur Stelle nicht gelebt. Sie sind durch die Wogen des Diluvialmeeres aus Schichten „mittlerer Kreide“ (die z. B. unter Thorn fortstreicht und südlich davon auch zu Tage tritt) ausgewaschen und in ruhigem Meere hier abgesetzt worden.

J. Schumann.

Die Vereine in Königsberg.

(Fortsetzung).

---

23. Der Gustav-Adolf's-Verein.

Am 6. November 1832, dem denkwürdigen Tage der Schlacht von Lützen, an welchem dem Schweden-Könige Gustav Adolf auf der Stelle des Schlachtfeldes, wo er im Kampfe für die Glaubens-Freiheit gefallen war, ein Denkmal geweiht worden, nahm bei dem Festmahle, zu welchem sich die Betheiligten vereinigt hatten, der Probst Dr. Großmann aus Leipzig das Wort und wies darauf hin, wie mit der Aufstellung des Denkmals nur eine schuldige Pflicht der Dankbarkeit abgetragen sei, die evangelischen Christen aber eine noch viel größere zu erfüllen hätten, nämlich die, nach dem Beispiele Gustav Adolf's sich ihrer bedrängten Glaubensgenossen hilfreich anzunehmen. Dr. Großmann hatte zu dieser Ansprache noch eine besondere Veranlassung. Auf amtlichem Wege hatte er genaue Kenntniß von den Bedrückungen erhalten, welche die evangelischen Bewohner des angrenzenden Böhmischen Ortes Fleissen wegen ihres Glaubens zu erleiden hatten, als der kirchliche Verband zwischen dieser Gemeinde und der zunächst angrenzenden sächsischen evangelischen gelöset wurde. Dieses und Aehnliches schilderte er mit so beredten Worten, daß eine allgemeine Theilnahme sich kund gab und man sofort beschloß, mit vereinigten Kräften die möglichste Abhilfe zu bringen. Eine Verbindung kam zu Stande, und der Sechser-Verein (so genannt, weil nur 6 Pf. als Beitrag gefordert wurden) hat viel Gutes gefördert. Insbesondere muß hier des Leipziger Kaufmanns Schild rühmend erwähnt werden, da er gerne jede Bemühung übernahm, dem Vereine nützlich zu werden. Nicht lange darauf erließ, unberührt von den Leipziger

Vorgängen, der Ober-Hof-Prediger Dr. Zimmermann in Darmstadt eine gleiche Aufforderung. Da sie in der von ihm herausgegebenen „Allgemeinen Kirchen-Zeitung" enthalten war, so fand sie eine weitgehende Verbreitung. Auch hier hatte der Aufruf eine große Theilnahme zur Folge, aber einzelne deutsche Regierungen trugen Bedenken, den so gebildeten Vereinen ihre Billigung angedeihen zu lassen. Auch die preußische fand es bedenklich, bedeutende Summen aus dem Lande gehen zu lassen, ohne eine Controlle darüber zu haben, und gestattete ihren Unterthanen daher nicht die Betheiligung. Die beiden entstandenen Vereine (in Leipzig, dem sich auch einer in Dresden angeschlossen hatte, und der in Darmstadt) fuhren inzwischen in ihrer Wirksamkeit fort, konnten es sich aber nicht verhehlen, daß sie vereinzelt nur Mangelhaftes leisteten und der beabsichtigte große Zweck allein zu erreichen sei, wenn das ganze evangelische Deutschland sich der Angelegenheit annehme. Vor allen Dingen bestrebte man sich daher die Vereinigung der beiden bestehenden Vereine zu ermöglichen. Hier zeigten sich aber gar manche Schwierigkeiten. Sie wurden am Ende alle gehoben, und in Frankfurt a. M. kam eine Vereinigung zu Stande. In Gemäßheit derselben blieb Leipzig der Hauptort für alle Gustav-Adolf's-Vereine, die durch einen Central-Vorstand geleitet wurden. Die bei der Vereinigung angenommenen Bestimmungen, unter dem Namen der Frankfurter Satzungen vom 22. September 1843 bekannt, wurden bei der General-Versammlung zu Stuttgart vom 1. September 1845 noch abgeändert und blieben von nun an maßgebend, wie sie denn auch von dem Leipziger Central-Vorstande im Mai 1846 als allein geltendes Statut an alle Gustav-Adolf's-Vereine vertheilt worden sind. Hier heißt es im §. 1: „Der evangelische Verein der Gustav-Adolf's-Stiftung ist eine Vereinigung aller derjenigen Glieder der evangelisch-protestantischen Kirche, welchen die Noth ihrer Brüder, die die Mittel des kirchlichen Lebens entbehren und deshalb in Gefahr sind, der Kirche verloren zu gehen, zu Herzen geht, und hat also, eingedenk des apostolischen Wortes, Galater VI., V. 10: „Lasset uns Gutes thun an Jedermann, allermeist aber an den Glaubensgenossen," zum Zwecke, die Noth dieser Glaubensgenossen in und außer Deutschland, sofern sie im eigenen Vaterlande ausreichende Hilfe nicht erlangen können, nach allen Kräften zu heben." §. 2 lautet: „Die Wirksamkeit des Vereins umfaßt lutherische, refor-

mirte und unirte, sowie solche Gemeinden, die ihre Uebereinstimmung mit der evangelischen Kirche sonst glaubhaft nachweisen." Die nöthigen Mittel zur Erreichung ihres Zweckes erhalten die einzelnen Vereine durch Vermächtnisse, Geschenke, Kirchen-Kollekten und jährliche Beiträge der Vereins-Mitglieder. Die einzelnen Vereine sind Zweig-, Lokal- und Haupt-Vereine, welche sämmtlich unter dem Central-Vorstande in Leipzig stehen. Alle Einnahmen gelangen durch den Haupt-Verein zur Kenntniß des Central-Vorstandes und werden in nachstehender Weise behandelt. (§. 11). Alle Einnahmen der Vereine zerfallen in 3 gleiche Theile. Hinsichtlich des ersten Drittheils steht jedem Vereine die unmittelbare freie Verfügung zu. Das zweite Drittheil sendet er mit allenfallsigen Bestimmungen über dessen Verwendung, welche jedoch nur zu Gunsten von nicht protestantischen Gegenden des In- oder Auslandes festgesetzt werden dürfen, spätestens bis zum 15. August an den Central-Vorstand oder versendet es selbst, begleitet von einem Schreiben des Central-Vorstandes, an die betreffende Gemeinde. Das letzte Drittheil wird bis zu derselben Zeit dem Central-Vorstande je nach Willen des einsendenden Vereins zur Kapitalisirung oder zur sofortigen Verwendung durch den Central-Vorstand übergeben. Alle Vermächtnisse können sowohl an den Central-Vorstand eingeschickt als zu dem Kapitalfonds (§. 12) geschlagen werden, sobald keine letztwillige Verfügung entgegensteht; sie werden im Hauptbuche des Vereins unter dem Namen des Testators und mit Nennung des einsendenden Vereins fortgeführt. Allen Bestimmungen, mit welchen ein Vermächtniß oder Geschenk gegeben wird, ist getreulich nachzukommen, sobald sie den Grundsätzen, Ordnungen und Statuten des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf's-Stiftung entsprechen. — Der Central-Vorstand besteht aus 24 Mitgliedern, die von den Hauptvereinen nach Mehrheit der Stimmen gewählt werden. Neun von ihnen müssen in Leipzig ansässig sein, um die Geschäfte zu besorgen. Eine Hauptversammlung der Deputirten aller Hauptvereine sollte mindestens alle 3 Jahre abwechselnd an einem dazu erwählten Orte stattfinden, ist aber auf allgemeinen Wunsch alljährlich gehalten worden, mit der einzigen Unterbrechung im Jahre 1848, abwechselnd einmal in Nord-, einmal in Süddeutschland: 1844 in Göttingen, 1845 in Stuttgart, 1846 in Berlin, 1847 in Darmstadt, 1849 in Breslau, 1850 in Eisenach, 1851 in Hamburg, 1852 in Wiesbaden, 1853 in Coburg,

1854 in Braunschweig, 1855 in Heidelberg, 1856 in Bremen, 1857 in Cassel, 1858 in Leipzig.

In Königsberg fand die Sache des Gustav-Adolfs-Vereins im Jahre 1843 Eingang. Der Prediger Dr. Voigdt hatte im Bade zu Carlsbad 1843 aus den Mittheilungen von Augenzeugen die traurige Lage der Protestanten in Oestreich kennen gelernt, besuchte auf der Rückkehr den Domherrn Dr. Großmann in Leipzig, wurde von diesem gleich in die an dem Tage stattfindende Berathung der sächsischen Deputirten zur bevorstehenden Versammlung in Frankfurt a. M. eingeführt und lernte hier die ganze Verhandlung wie die thätigsten Mitglieder kennen. Nach seiner Rückkehr nach Königsberg versammelte er einige Männer, um die Sache in Erwägung zu ziehen, und es wurde die Bildung eines Gustav-Adolfs-Vereins beschlossen. Doch mußte die Verwirklichung noch einige Zeit ruhen, bis Dr. Voigdt von Leipzig aus in Kenntniß gesetzt wurde, daß das preußische Ministerium dem Vereine auch in Preußen Eingang gestatte. Die Theilnahme des Publikums trat überall hervor. Bei den nun abgehaltenen öffentlichen Versammlungen zeigte es sich jedoch, daß die Angelegenheiten des Gustav-Adolfs-Vereins nicht ohne Kampf ans Ziel gelangen können. Die extremen Parteien in Königsberg glaubten die Gelegenheit nicht versäumen zu dürfen, ihre Kräfte zu messen. Während die Einen hier ein Feld für die liberalsten Ansichten fanden, glaubten die Andern den Augenblick günstig für die Einengung in scharf gezogene Schranken. Das Gute war bei der Mehrheit und behielt den Sieg: der Verein wurde begründet. Er bildete sich in abgegränzten Theilen als Hauptverein für die ganze Provinz Preußen und als Zweigverein für Königsberg. Die obenerwähnten Frankfurter Satzungen blieben natürlich maßgebend. Dem Haupt-Vereine schlossen sich sehr bald mehrere Zweig-Vereine in der Provinz an, zuerst der in Pillau, und es fand die Sache so viel Theilnahme, daß in einzelnen landräthlichen Kreisen nicht nur ein Verein sich bildete, sondern neben diesem Zweig-Vereine des Kreises auch noch Lokal-Vereine entstanden. Manche von ihnen sind, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, im Laufe der Zeit erloschen, und die Kreis-Vereine haben ihren Standort verändert, im Ganzen aber hat sich das Interesse für die Gustav-Adolfs-Stiftung in der Provinz immer rege erhalten. Von dem gewöhnlichen Gange und

von den Frankfurter Satzungen, gemäß welchen in jeder Provinz ein Haupt-Verein vorhanden sein soll, dem sich die übrigen als Zweig-Vereine unterzuordnen haben, machte der Verein zu Danzig eine Ausnahme. Er lehnte jede Verbindung mit dem Hauptvereine in Königsberg ab, hatte auch keine nähere Verbindung mit dem Leipziger Central-Vorstande und verwandte die von ihm aufgebrachten Gelder lediglich für die Evangelischen im Danziger Regierungs-Bezirke. Er ist in dieser exclusiven Stellung auch immer verblieben. Eine abweichende Stellung nahm auch der Verein der Grafschaft Dohna ein. Während verfassungsmäßig die Zweig-Vereine sich nach den landräthlichen Grenzen zu richten haben, traten die verschiedenen Kirchspiele der Grafschaft Dohna, deren Besitzungen in zweien Kreisen, dem Pr. Holländischen und dem Mohrungischen, belegen sind, zu einem Zweig-Vereine zusammen und ließen sich durch die Vorstellungen des Hauptvereins von solcher Unregelmäßigkeit nicht abbringen. Weit wichtiger, als bei den angegebenen Ereignissen, zeigten sich aber die Folgen bei den nachstehenden. Der Divisionsprediger Dr. Rupp, der den Verein mitbegründet und als Sekretair desselben sich allgemeine Anerkennung erworben hatte, war zum Abgeordneten für die in Berlin anberaumte Haupt-Versammlung gewählt worden. Er fand sich veranlaßt, in Folge seiner Mißhelligkeiten mit dem Consistorio aus der Landes-Kirche auszuscheiden und eine freie Gemeinde zu bilden. Da dieselbe sich den Namen „der evangelischen" gab und ihre Mitglieder in dem Gustav-Adolfs-Vereine verblieben, über die Stellung derselben zur Landeskirche noch kein gesetzliches Urtheil ergangen war, so lagen auch keine Gründe vor, die dem Dr. Rupp ertheilten Mandate zurückzunehmen. Als er sich aber in Gemäßheit derselben nach Berlin begab, machte man ihm auf eine diesfällige Anzeige des Vereins der Grafschaft Dohna und eines Privatschreibens des Herrn Superintendenten Dr. Kähler aus Pr. Holland an den Herrn Bischof Dr. Neander in Berlin Schwierigkeiten in Betreff seiner Zulassung als Abgeordneter, und die Hauptversammlung entschied in der diesfälligen Berathung vom 7. September 1846 mit Stimmenmehrheit gegen ihn. Diese Entscheidung zog zunächst einen Protest der beiden andern Königsberger Deputirten nach sich. Während nun der Königsberger Haupt-Verein über das ihm in der Person seines Deputirten widerfahrene Unrecht Beschwerde führte und in der Versammlung

vom 20. Januar 1847 die dem Dr. Rupp übertragenen Aemter von Neuem bestätigte, äußerte sich der Leipziger Central-Vorstand unterm 13. April 1847 dahin, daß er nach den Satzungen die Beschlüsse der Haupt-Versammlungen auszuführen gehalten sei, daß er, wie er schon in früheren Schreiben sich ausgesprochen, der festen Ueberzeugung lebe, die Berliner Versammlung habe den Dr. Rupp nicht allein als Abgeordneten zurückgewiesen sondern ihm auch das Recht der Mitgliedschaft im Gustav-Adolf's-Verein abgesprochen und daß daher der Central-Vorstand alle Schreiben des Königsberger Haupt-Vereins, die von Dr. Rupp als Vorsitzendem unterzeichnet wären, ohne weitere Beachtung werde lassen müssen. Dies peinliche Verhältniß dauerte noch einige Zeit, bis Dr. Rupp nach der Darmstädter General-Versammlung sich entschloß, freiwillig sein Amt niederzulegen. Damit war aber die geschlagene Wunde nicht geheilt. Es hatte sich bereits ein Riß gezeigt, der sich nicht allein in Königsberg sondern in der ganzen Provinz fühlbar machte und 9 Jahre zu seiner Heilung brauchte. Gleich nach der vorhin vermerkten Versammlung vom 20. Januar 1847 erklärten Viele, die mit dem Ergebnisse derselben unzufrieden waren, ihren Austritt aus dem Vereine. Theils aber aus Liebe zur Gustav-Adolf's-Sache, theils aus dem Bestreben, den Gegensatz ihrer Meinung gegen die siegende Mehrheit recht hervortreten zu lassen, stifteten sie unter dem Vortritte des Schulrathes Dr. Lucas einen besondern Verein und nannten ihn den kirchlichen. Nachdem der Verein konstituirt war, suchte er seine Anerkennung bei dem Leipziger Central-Vorstande nach. Sie wurde ihm aber verweigert, da derselbe an einem Orte nur einen Haupt-Verein anerkennen und keine besondere Namengebung dulden durfte. Der Central-Vorstand rieth dringend zur Wieder-Vereinigung, erklärte sich aber zur Vereinnahmung der eingesammelten Gelder bereit. Trotz dieser haltlosen Stellung verharrte der kirchliche Verein mehrere Jahre in derselben und es fehlte ihm auch nicht an Gleichgesinnten in der Provinz, die sich ihm anschlossen. Zuerst that dies der Verein der Grafschaft Dohna, ihm folgten andere Zweig-Vereine, wenn auch oft mit sehr geringer Zahl von Mitgliedern, und es kam nicht eben selten vor, daß in demselben Kreise einige Kirchspiele sich zu dem kirchlichen Vereine hielten, während andere den früher angenommenen Satzungen treu blieben. Es fehlte nicht an Versuchen, eine Vereinigung der beiden getrennten Stiftungen herbei-

zuführen; sie blieben aber vergeblich. Endlich gelang sie doch in der gemeinschaftlichen Versammlung vom 15. Mai 1856.

Bietet nach dem Angeführten die Geschichte des Gustav-Adolf's-Vereines in der Provinz Preußen auch ihre dunkeln Seiten dar, so erfreut doch der Rückblick auf das von ihm Geleistete. Der „Gustav-Adolfs-Bote" giebt in seinem IV. Bande S. 82 ff. genaue Kunde von dem, was in den Jahren 1844—56, also während der ersten 12 Jahre seines Bestehens von dem Vereine der Provinz Preußen geleistet worden ist. Hier kann mit derselben Ausführlichkeit darüber nicht berichtet sondern nur im Allgemeinen angegeben werden, daß im Reg.-Bez. Gumbinnen wegen der überwiegenden evangelischen Bevölkerung die geringste Hilfe zu gewähren war, der Reg.-Bez. Königsberg wegen des katholischen Ermlandes viele Zuschüsse in Anspruch nahm, die Reg.-Bez. Danzig und Marienwerder, namentlich der Letztere, den Verein zu reichlichen Gaben aufforderten. Hier, wo das Land während der polnischen Herrschaft im 17. Jahrhundert mit Gewalt katholisch gemacht wurde, befinden sich die evangelischen Bewohner meist in bedrückter Lage. Darum ist auch hier am Reichlichsten geholfen, und es sind mehre neue Kirchen-Systeme geschaffen, so in Skurz (1847), in Osche (1855) und in Kowalewo (1857)*). Vereinnahmt sind vom Gustav-Adolf's-Vereine bisher überhaupt 50,121 Thlr. 2 Sgr., und davon sind in unserer Provinz bis Juni 1858 39,673 Thlr. 16 Sgr. 9 Pf. verwandt worden. Eine so bedeutende Summe hätte sich aus unserer Provinz wohl nicht herbeischaffen lassen: sie ist nur dadurch ermöglicht, daß von dem Gesammtvereine mehr gegeben worden ist, als er von unserm Provinzialvereine empfangen hat, so daß der Letztere auch nach Abzug des in die Fremde selbst gezahlten Geldes den deutschen Brüdern wenigstens 18,000 Thlr. zu verdanken hat. — Der Rechnungsabschluß des Königsberger Haupt-Vereins für das Jahr 1858 ergibt eine Einnahme von 8371 Thlr. 18 Sgr. 8 Pf., worunter 4536 Thlr. 11 Sgr. 3 Pf. Liebesgaben von auswärts und 3815 Thlr. 7 Sgr. 5 Pf. Einnahmen jeder Art aus der Provinz sind.

Zur Erreichung der günstigen Resultate, wie sie geschildert worden, trug der Umstand wesentlich bei, daß der Prediger Dr. Voigdt den Königsberger Verein auf allen Hauptversammlungen mit Ausnahme der zu Eisenach vertreten hat, wo der Prof. Dr. Meyer

*) Die Einweihung der Kirche in Kowalewo soll im Juni 1859 stattfinden. Auch ist ein neues Confirmandenhaus in Bäslack errichtet. D. R.

seine Stelle einnahm, weil Dr. Voigdt auf der im Jahre vorher in Breslau abgehaltenen Versammlung zum Mitgliede des Leipziger Centralvorstandes erwählt worden war. Seiner Kenntniß der Verhältnisse, seiner umsichtigen Thätigkeit und seiner Bekanntschaft mit den einflußreichsten Gliedern der Versammlung gelang es, die deutschen Brüder für die Abhilfe der Noth unserer Glaubens-Genossen in der Provinz immer geneigt zu machen.

In Bezug auf den Gesammt-Verein mag hier nur noch die Bemerkung Raum finden, daß auch er sich eines immer fortschreitenden Gedeihens erfreut. Während der Leipziger Central-Vorstand im Jahre 1844 nur über ein Vermögen von 17,000 Thlr. verfügte und die Rechnung desselben Jahres mit 20,000 Thlr. abschloß, so hat derselbe, welcher in jedem Jahre sich einer wachsenden Einnahme erfreute, bei der Leipziger Versammlung (24—26. August 1858) schon mittheilen können, daß er nun über 107,666 Thlr. 13 Sgr. 2 Pf. zu verfügen habe und sein Kapital-Vermögen in 43,987 Thlr. 11 Sgr. bestehe. Es sind bereits weit über 100 neue Kirchen von dem Gustav-Adolf's-Vereine in den verschiedensten Ländern begründet worden *), und man darf mit Zuversicht hoffen, daß den von allen Seiten lautgewordenen Bitten der evangelischen Glaubensgenossen um Abhilfe ihrer kirchlichen Noth nach und nach gründlich werde entsprochen werden **). (Fortsetzung folgt.)

K. H. Partisius.

---

*) Eine Aufzählung derselben findet sich in dem kürzlich von dem Prälaten Dr. Zimmermann herausgegebenen Werke: „Die Bauten des Gustav-Adolfs-Vereins in Bild und Geschichte." Darmstadt, 1859. Jernin. gr. 8. D. R.

**) Der zeitige Vorstand des Hauptvereins der evangelischen Gustav-Adolfs-Stiftung in der Provinz Preußen besteht aus dem Prediger Dr. Voigdt, den Professoren Dr. Jacobson Dr. Sommer und Geh.-Rath Dr. Schubert, den Kaufleuten C. Wiehler und Kohtz, dem Oberregierungsrath Krossa, dem Consistorialrath Oesterreich in Königsberg und nachstehenden Auswärtigen, die hier ihre Vertreter haben: Oberbürgermeister Burscher in Elbing (Stellvertreter Schulrath Dr. Schrader), Superintendent Erdmann in Altfelde (Stellv. Seminardirector Dembowski), Baron Grabs v. Haugsdorf auf Fuhlbeck (Pfarrer Dr. Gregor), Baron Gustedt in Rosenberg (Oberamtmann Böhm), Oberlehrer Kossak in Gumbinnen (Pfarrer Troje), Prediger Krüger in Elbing (Consistorialrath Prof. Dr. Erbkam), Geh. Finanz- und Ober-Reg.-Rath Rothe in Marienwerder (Prof. Dr. E. Hagen), Gymnasialdirector Dr. Techow in Rastenburg (Consistorialrath Prof. Dr. Sieffert), Landrath Wegner in Schwetz (Gymnasialdirector Dr. Skrzeczka). D. R.

Carl Anton Reichel.

Ein Lebensbild aus dem Künstlerkreise Danzigs.

Es sind bereits 10 Jahre seit dem Tode Reichels verflossen. So viel ich mich erinnere, haben die Pr. Provinzialblätter weder seinen Nekrolog noch überhaupt etwas Biographisches über den durch seine vieljährige und vielseitige Wirksamkeit hochverdienten Danziger Musiker gebracht, während sie doch vielen seiner Fachgenossen ein wohlthuendes **Requiescat** nachgerufen haben. Auch der Reichelschen „musikalischen Monatshefte," seiner Singspiele und seiner schönen Lieder ist meines Wissens kaum wo anders als in den Danziger Localblättern gedacht worden. Reichel liebte es nicht, von sich reden zu machen, und selbst in dem benachbarten Elbing kannte man weniger die Bedeutung des Danziger Künstlers als den Werth der aus seiner Kunsthandlung bezogenen Musikalien und Instrumente. Seine Herkunft zumal, auf die, wenn nicht von ihm, so von Andern gelegentlich mit Ostentation hätte hingedeutet werden können, so wie die Geschichte seiner frühesten Lebensjahre sind für das Publikum stets ein Geheimniß geblieben. Damit der Rest nicht Schweigen sei und bleibe und eine Schuld der Ueberlebenden werde, mögen die folgenden Mittheilungen hier aufbehalten sein, die ich größtentheils einem freundlichen Berichte des Herrn Frühling, Organisten zu St. Trinitatis und Amtsnachfolger des Verewigten, verdanke. Mich selbst, obschon ich längere Zeit mit dem hochgeschätzten Manne in Verbindung stand, hat jener Bericht durch eine Menge bisher unbekannter Thatsachen überrascht, nicht weniger aber auch durch eine Romantik, die dem heutigen Künstlerleben fast durchaus, und man darf hinzusetzen: glücklicherweise, fremd geworden ist.

Carl Anton Reichel war geboren am 4. Dezember 1765 zu Warschau, der Sohn des Prinzen von Kurland Carl Anton Biron und einer edlen Römerin, der Tochter des Grafen Caputti. Das Paar lernte sich zu Rom bei der Aufführung einer Messe kennen. Die kaum sechszehnjährige Dame bezauberte den Prinzen durch ihren herrlichen Gesang nicht minder, als durch ihre Schönheit, die nach einem noch vorhandenen ausgezeichneten Miniaturportrait zu schließen, das Reichel aufbewahrte, außerordentlich gewesen sein muß. Die Leidenschaft des jungen Fürsten fand Erwiederung bei der Tochter aber ein Hinderniß an der Strenge des Vaters. Man mußte Rath

suchen und fand keinen andern als eine Entführung. In Warschau angekommen, genas die Gräfin eines Knaben, dem in der Taufe die Vornamen des Vaters gegeben wurden. Der Zorn des Grafen verfolgte sie jedoch auch hierher, sie mußte sich zur Trennung von ihrem Geliebten entschließen und floh mit ihrem Sohne nach Thorn. Hier fand sie nach einiger Zeit Gelegenheit sich zu vermählen und folgte ihrem Gatten, dem Geh.-Rath Reichel aus Warschau nach Danzig. Doch, wohin sie sich auch wenden mochte, sie sollte dem traurigen Schicksale nicht entgehen, das die Unversöhnlichkeit ihres beleidigten Vaters für sie bereit hielt. Denn als sie eines Tages in Abwesenheit ihres Mannes, durch heftiges Klingelziehen beunruhigt, an das Fenster tritt, wird sie augenblicklich durch einen Pistolenschuß todt niedergestreckt. Er kam von der eigenen Hand des Grafen, der seinen Nachedurst vollends zu sättigen, in das Haus dringt und sich des Knaben zu bemächtigen sucht. Die Wärterin weiß ihn jedoch so lange zu schützen, bis Hilfe kommt und den Mörder zur Flucht nöthigt. Dies Ereigniß erfüllte den hinterbliebenen Gatten mit unbezwinglichem Grauen. Er ging bald darauf nach Warschau zurück, ohne jedoch seinen Stiefsohn mit sich zu nehmen. Dieser wurde in Pflege gegeben, war aber übel aufgehoben und mußte die härteste Behandlung erdulden. In Folge einer Mißhandlung that er den schweren Fall, der ihn an der rechten Schulter so stark verletzte, daß Gang und Gestalt alle Tage seines Lebens an jenes Unglück erinnern mußten. Man gab ihn in ein besseres Haus, aber auch hier fehlte es oft an einer liebevollen Behandlung, wenn auch nicht an aller Gelegenheit zu seiner Ausbildung.

Frühe schon erwachte des Knaben musikalisches Talent; ehe er noch Unterricht erhalten hatte, konnte er Melodien auf dem Klavier nachspielen und auch begleiten. Den ersten Musikunterricht erhielt er von Triede, Organisten an der englischen Kirche, und als dieser ihn nichts mehr lehren zu können erklärte, wurde er dem rühmlichst bekannten Klügling,*) Organisten an der Peterskirche, zugeführt. Reichel, mittlerweile in der reformirten Kirche eingesegnet, hatte große Neigung für das theologische Studium gefaßt, als ihm aber die Mittel hiezu versagt wurden, wandte er sich mit allem Eifer der Musik zu und brachte es in kurzer Zeit dahin, daß er seinen Lehrer im Orga-

*) Siehe: Ueber Danziger Musik und Musiker. Elbing, 1785.

nistenamte vertreten und sich auch als Klavierspieler in den von Klügling veranstalteten Concerten hören lassen konnte. Während er nun durch Musikunterricht sich seine Subsistenz zu gründen bemüht war, starb sein erster Lehrer Triebe, dessen Organistenstelle er unter der Bedingung erhielt, die hinterlassene Wittwe und deren beide Söhne zu unterstützen. Er unterzog sich der von ihm eingegangenen Verpflichtung mit Liebe und Aufopferung und heirathete später die Wittwe, mit welcher er in einer zwar kinderlosen aber glücklichen Ehe dreißig Jahre verlebte.

Im Jahre 1806 büßte Reichel während der Belagerung durch die Franzosen, weil der Gottesdienst an der englischen Kirche eingestellt wurde, sein Organistenamt ein, auch war er früher schon durch Neider, namentlich einen ehemaligen Mitschüler, aus der Gunst Klüglings verdrängt worden, wozu auch wohl mitwirkte, daß Reichels Unterricht mehr gesucht wurde als der Klüglings und daß des Letztern Leistungen in Concerten nicht mehr den früheren Beifall fanden, dieser sich vielmehr auf Reichel zu übertragen schien. Erst kurz vor seinem Tode söhnte sich Klügling mit seinem Schüler aus und empfahl ihn sogar zum Nachfolger im Amte; doch blieb Reichel ohne Berufung bis zum Jahre 1830, wo er die Organistenstelle zu St. Trinitatis erhielt, die er bis zum Tode unter allseitiger Anerkennung seiner besonderen Tüchtigkeit bekleidete.

Nach Klüglings Tode (24. November 1800) begann für Reichel eine Zeit größerer, mehr der Oeffentlichkeit zugewandter musikalischer Wirksamkeit. Schon früher hatte er in Verbindung mit dem sehr geschätzten Violinisten Turge († 1799) öfters Concerte gegeben *). Von nun an veranstaltete er jährlich eine Menge Concerte, welche durch geschmackvolles Arrangement wie durch treffliche Ausführung des Programms allgemeinen Beifall fanden. Nach dem Ableben seines Stiefvaters machte er in Erbschafts-Angelegenheiten eine Reise nach Warschau, die auch eine Kunstreise für ihn wurde, insofern er dort ein Conzert veranstaltete, das äußerst glänzend besucht, ihm die Ehre einbrachte, von der Prinzessin Poniatowska, Tochter des letzten

*) Das erste mir zu Händen gekommene Conzert-Programm, in dem Reichel unter den Mitwirkenden genannt wird, datirt sich in das Jahr 1797. Die erste von ihm selbst unternommene größere Musikaufführung scheint die der Oper »Cora« von Naumann 1799 gewesen zu sein. D.

Polenkönigs, eingeladen zu werden, welche sich vor glänzender Zuhörerschaft im Spiel zu vier Händen mit ihm als eine Dilettantin von Geschmack und Kunstfertigkeit zeigte.

Schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts gründete Reichel die erste Musikalienhandlung in Danzig und erweiterte dieselbe in der Folge nicht nur, sondern schloß ihr auch eine Musikalien-Leih-Anstalt und später eine Instrumentenhandlung an. Vielfach in Anspruch genommen von der Leitung dieser Unternehmungen und seinem Unterricht, gab er dennoch einige Winter nacheinander einen Cyklus von 22 Abonnements-Concerten, gewöhnlich alle Dienstage, und fand sogar noch Muße zu Compositionen, wovon nach den in Gerbers N. Lex. der Tonkünstler *) angeführten, noch eine bedeutende Anzahl in verschiedenen Gattungen erschien. Zwei Liederspiele von ihm, „die Hochzeitfeier**)" und „Aennchen", sowie ein Ballet „die lustigen Winzer" wurden von der damals in Danzig anwesenden Bachmannschen Gesellschaft aufgeführt und mit Beifall aufgenommen. In den Jahren 1815 bis 1820 gab er ein „musikalisches Wochenblatt", später „Monatsschrift" genannt, heraus, welche auch von ihm Compositionen enthält.

Sein größtes Verdienst um die Musik in Danzig hat sich Reichel dadurch erworben, daß er die Meisterwerke der Kunst sogleich bei ihrem Erscheinen dem Publikum vorführte. Dahin gehören die Schneiderschen Oratorien: „das Weltgericht" und „die Sündfluth" (er selber führte die vorkommende Harfenparthie aus); ferner „das befreite Jerusalem" von Stadler, „Abraham auf Moria" und „Lazarus" von Rolle, „der Tod Jesu" von Graun, „die sieben Schläfer" von Löwe, Mozarts Requiem und das von Cherubini, das Stabat mater von Haydn, Pergolese's Composition und zuletzt auch die von Rossini, sowie die Opern „Cora" von Naumann, „Armida" von Righini, „die Geisterinsel" und „Il bondocani" von Zumsteeg u. v. a. Die Mehrzahl dieser Werke brachte er in einem so großartigen Maaßstabe zu Gehör, wie vor ihm und bis jetzt auch nach ihm in Danzig Niemand.***) Machte er bei diesen, besonders in damaliger Zeit

*) Bd. 3. S. 824. Sein op. 1 (12 Lieder mit Pf.) erschien 1800.

**) 1800 sein erster dramatischer Versuch, s. A. Hagens Theatergeschichte S. 605 und N. P. P.-B. a. F. IV. S. 189.

***) 1814 »Christus am Oelberge« mit »einer Gesellschaft von 100 Personen«; 1822 »das Weltgericht« mit über 100 im Orchester mitwirkenden Personen. D.

äußerst mühevollen und kostspieligen Unternehmungen statt Gewinn in der Regel nur Einbuße, so munterte ihn doch das Bewußtsein, das aufgeführte Werk auf eine würdige Weise ausgestattet zu haben, immer wieder zu neuen Mühen und Einbußen an.

Eine im Jahre 1826 von ihm gestiftete Gesangschule, die nach einigen Jahren auf das Beste gedieh, mußte er eingehen lassen, um der Last und Zahl der Beschäftigungen nicht zu unterliegen. Wenngleich Alter und Anstrengung seine Kräfte allmählig vermindert hatten, so unternahm er doch noch einige Jahre hindurch am Schluß der Winterconcerte ein großes Instrumentalconcert zu veranstalten, in welchem er die neuesten Compositionen anerkannter Meister, z. B. Sinfonien von Fr. Schubert, Mendelssohn 2c. zur Aufführung brachte. Endlich (1845) gab er seine Musikalien-Handlung und weitere musikalische Unternehmungen auf. Nun lebte er zwar von der öffentlichen Wirksamkeit zurückgezogen, nie aber erlosch in ihm die Begeisterung für die Kunst, deren Bestrebungen er mit dem wärmsten Interesse folgte. In seinem zweiundachtzigsten Jahre noch componirte er Lieder und veröffentlichte einige davon, die den Beifall verdienten, der ihnen zu Theil wurde. Ihre schönen Melodien zeugen von einer Geistesfrische, die an einem so betagten Manne Wunder nehmen mußte. Er hatte sie wohl hauptsächlich seinem heiteren Temperamente zu verdanken. Ein solches bekundet sich neben einem gesunden, treffenden Witz in einer Menge von Gelegenheitsgedichten, die er in verschiedenen Sprachen schrieb. Besonders die französische und die italiänische hatte er bis zur größten Fertigkeit inne.

Einheimische sowohl, wie fremde Künstler unterstützte er stets freundlich mit Rath und That, und sein hinterlassenes Album liefert höchst interessante Beweise seiner ausgebreiteten Bekanntschaft mit den musikalischen Notabilitäten seiner Zeit.

Als 73jähriger Greis hatte er das Unglück einen höchst schmerzhaften Armbruch zu erleiden, indem er von einem jener rohen und boshaften Burschen, an denen Danzig stets Ueberfluß hatte, in eine auf der Straße befindliche Grube hinabgestoßen wurde. Er konnte den Arm nie wieder mit der früheren Gelenkigkeit brauchen; dennoch wirkte er unermüdet in seinem Kirchenamte wie im Unterricht fort und war noch zwei Tage vor seinem Tode als Lehrer thätig. Er starb am 17. April 1849 im vierundachtzigsten Lebensjahre.

Nach diesem Berichte, dessen Angaben wir, wie zum Eingange bemerkt, fast ausschließlich Herrn **Frühling** verdanken, der als Pflegesohn **Reichels** dem Dahingeschiedenen die innigste Pietät bewahrt und als solcher allein in die hier veröffentlichten Thatsachen dem ganzen Umfange nach eingeweiht ist, — hienach möchten wir fragen, ob **Reichel** auch im Gedächtnisse der Stadt fortleben mag, deren musikalischen Geschmack er über ein halbes Jahrhundert hinaus bilden und leiten half und deren musikalischen Gesichtskreis er um eine bedeutende Anzahl von Kunstwerken mit rastlosem Eifer erweitert hat? — In der Literatur ist ihm die gebührende Anerkennung noch nicht zu Theil geworden, und dennoch hat er allein so viel gethan als nöthig gewesen wäre, um mehren Männern einen rühmlichen Namen zu sichern. Außer **Riel**, und vielleicht auch **Urban** und **Sämann**, wäre kaum noch ein Musiker der Provinz zu nennen, von dessen praktischer und öffentlicher Wirksamkeit so Vieles umfaßt und so Tüchtiges geleistet worden ist.

Mögen darum wenigstens diese späten Zeilen das Andenken des strebsamen und verdienten Mannes auffrischen, ein Andenken, das ich, wenn der Himmel will, noch in meiner Schrift: „Zur Geschichte der Musik in Preußen" mit gebührender Werthschätzung zu erneuern hoffe.

G. Döring.

Ein Wald unter dem Walde.

In der Frühe verließ ich **Schwarzort**, um längst des Strandes nach **Nidden** zu wandern. Die kleinen Feldspathknollen und Scheiben, mit denen am Schwarzorter Strande die Wellen spielen, hören bald auf. Das Ufer wird wieder sandig und gewährt dem Fußgänger in der Spülung der See einen angenehmen Weg. Bald endet auch der Wall, und die freie ungehemmte Wüstennatur tritt wieder hervor. Hinter den kuppigen **Vordünen** zieht sich die weit abliegende kahle **Hauptdüne** fort, deren Höhe auf dieser Strecke zwischen 80 und 150 Fuß schwankt. Von der See ausgeworfen fand ich hier die erste Gruppe von **Mytilus Hagenii**, einem Schalthiere, das der Leser sicher häufig gesehen hat, wenn er auch vielleicht nicht den Namen und die Geschichte des Namens kennen mag.

Wenn er am Haffufer — denn im süßen Wasser kommen die Thiere häufiger vor als in der salzarmen Ostsee — oder an den größeren Flüssen, an der Weichsel, dem Niemen und Pregel dunkle fast schwarze Knäule und Ballen fest an einander sitzender Muscheln von Zolllänge bemerkt hat, so hat er die oben genannten Mießmuscheln vor Augen gehabt. Trotz ihrer Häufigkeit waren sie unbeachtet geblieben, bis Professor von Bär sie wissenschaftlich bearbeitete. Er nannte sie nach dem hochverdienten Medizinalrath Hagen und überreichte seinem verehrten Collegen die Arbeit an dem Tage seines funfzigjährigen Jubiläums.

In der Ferne bemerkte ich Fischer, die schon den größten Theil des Netzes herausgezogen hatten. Als ich ankam, waren sie dabei, das letzte kegelförmige Ende ans Land zu ziehen. Ein tüchtiger Strudel markirte einen großen Fisch. Bald zeigte der fünf Fuß lange Stör die charakteristischen Schuppen des Rückens. Mit ihm wurde eine große Masse schöner bunter Dorsche und schiefäugiger Flundern, auch ein kleiner Lachs gefangen. Die sechs Männer und vier Frauen, Kuren von Geblüt, schienen mit dem Erfolge des Zuges, der ihnen vier Stunden gekostet, zufrieden zu sein. Weiterhin traf ich auf ein zwanzig Schritte in See liegendes Schiffswrack, das schon lange den Wellen getrotzt zu haben schien. Die Uferbank, hier etwa 300 Schritte breit, zeigt wieder Steine. Die größten erreichen oder übersteigen ein wenig die Größe einer Faust und liegen seeabwärts an der inneren Grenze der Uferbank. Verschiedenartige Granite, dunkelrothe Feldspatporphyre mit hellrothen Einschlüssen, einzeine graue Kalksteine, auch uralte Korallen, unter ihnen einige Bandkorallen, andere, die wie grobe Sackleinwand aussehen. Auf diesem Gerölle bleichte ein Seehundsschädel mit noch schön erhaltenen Zähnen. Hie und da sind die Hochwellen der stürmischen See über die innere Grenze hinübergegangen und haben 10 bis 20 Schritte lange Gruben ausgewaschen und die größten Steine darin abgesetzt, dies aber mit einer Regelmäßigkeit, die man so wilden Naturkräften kaum zutrauen sollte. Es sieht so aus, als hätten Kinder zur Kurzweil die Steine hingelegt und sich dabei Mühe gegeben, alle Steine gleich weit von einander zu legen. Dieselbe regelmäßige Anordnung der Steine zeigt auch jeder kleine 3 bis 6 Zoll hohe sanfte Hügel der Uferbank selbst. Jenseits derselben zieht sich ein ebener 12 bis 15 Fuß über See liegender, etwa 1000 Schritte breiter Streifen Landes fort, der

von der nördlichen Spitze der Nehrung bis hieher mit kleinen kuppigen Vordünen besetzt ist. Dieser Streifen, den ich die Platte der Nehrung nennen will, bekommt hier einen andern Charakter, da die Vordünen hier fast ganz fehlen und spärliche Vegetation auftritt, kaum ausreichend, einige magere Rinder, die ersten, die ich auf der Nehrung zu sehen bekam, zu ernähren. Zwischen diesen Gräsern stehen zerstreut einige Pflanzen von **Potentilla anserina**, auch Büsche von Binsen. Ueber die palvenartige Platte fortschreitend, störte ich hunderte und tausende kleiner Grasspringer und einige große grüne Heuschrecken auf, während Wiesenpfauenaugen unstät herumflatterten. Hoch über mir sang eine einsame Haidelerche.

Kurz vor der Plantage, die ich am Strande finden würde, sollte ich links hinausbiegen und würde dann jenseits der Düne auf Nidden stoßen. So wurde mir in Schwarzort gesagt. Endlich sah ich zwei lückenhafte Baumreihen, kümmerliche Wahrzeichen einer ehemaligen Straße, und hinter ihnen die ersten schwachen Anfänge der Plantage. Schon vorher hatte ich an dem Anberge der Hauptdüne labyrinthenartig gekrümmte Streifen bemerkt, die regellos auftraten und wieder verschwanden, mit Kohle gezeichnete großartige Arabesken, grell abstechend von dem sonnebeschienenen blendenden Sande. Jetzt hatte ich sie vor mir und erkannte sie als die Reste des alten Waldes, der einst fast die ganze Nehrung überzogen. Kriege und manche andere derbe Eingriffe haben ihn dahingerafft. Den Rest verbrannten die Russen. Und so ist die heutige Wüste entstanden, die nördlich von Sarkau kaum noch zum hundertsten Theile bewaldet ist und so öde, daß der Wanderer meilenweit wandern kann, ohne etwas anderes zu sehen als Meereswellen und Dünensand. Eine dunkle mit Kohle gemengte Humusschicht von drei Zoll Dicke ist das Einzige, was uns von jenem alten Walde übrig geblieben ist. An manchen Stellen ist diese humose Sandschicht so fest, daß sie nicht durchbricht, wenn man hinübergeht. Meistens indeß hat sie so wenig Haltbarkeit, daß sie, wo sie zu Tage tritt, durch den Flugsand angegriffen und zerrieben wird. Unter ihr ist grauer Sand, der in der Tiefe ins Grünliche spielt. Der Beobachter sieht somit in der Regel nur lange bogen- und schlangenförmige Streifen, über denen der neuere, unter denen der ältere Dünensand liegt. An einzelnen Stellen, wo die heutige Düne thalartig ausgeweht ist, zeigen in sich zurückkehrende

Kreise und Ovale die ehemaligen Hügel und Rücken des alten Waldes an.

Ich ging über den heutigen Dünenkamm hinüber und kam in den kleinen Wald von Nidden, der auf zwei Terassen bis nahe ans Haff geht. Der nördliche Theil des Dorfes ist durch eine vorrückende Seitendüne von dem südlichen getrennt, in welchem ganz am Ende das „Gasthaus" liegt. Hier lernte ich den Schulzen und Dünenaufseher Herrn Zander kennen, der sich meiner freundlich annahm. Er erzählte mir von den Heidengräbern, die eine halbe Meile weiter an der (jetzigen) Seeseite liegen und sprach seine Verwunderung darüber aus, wie ehedem so viele Menschen haben auf der Nehrung leben können. Auf meine Frage nach den Veränderungen der Nehrung äußerte er, daß sie bei Nidden durch die Grasanpflanzungen auf der Hauptdüne und durch die Plantage zum Stehen gebracht sei. Ja er meinte sogar, daß der nördliche Theil des Dorfes werde gerettet werden. Wo Anpflanzungen fehlen, bewege sich der Sand schnell, doch könne man die Richtung, in der die Düne vorrücken werde, oft nicht vorher bestimmen. Vor nicht langer Zeit wurde Pillkoppen von Bergen so umlagert, daß die Leute auswanderten, um Neu-Pillkoppen anzulegen. Da änderten die Berge ihren Gang, begruben das neue Dorf und ließen Alt-Pillkoppen — wenigstens bewohnbar. Wenn indeß nur die Düne ordentlich und mit gesunden Gräsern bepflanzt würde, so rücke sie nicht weiter vor. Vor 30 Jahren habe das Haffwasser an den Fuß des Bergrückens geschlagen, auf dem das Gasthaus stehe. Seit der Zeit sei die Düne nicht vorgeschritten und habe dem Haff Gelegenheit gegeben, Vorland zu bilden. Ich schätzte die Breite des wiesenartigen Streifens auf etwa 300 Schritte, wonach hier die Nehrung jährlich um 10 Schritte wächst. Eine entsprechende Abnahme derselben auf der Seeseite scheint in dieser Gegend in der jüngsten Zeit nicht stattgefunden zu haben. Daß indeß im Allgemeinen die kurische Nehrung auf der Seeseite abnehme, auf der Haffseite zunehme, daß also die Landzunge nach Osten hin fortschreite, dafür sprechen zahlreiche Data. Was früher auf der Haffseite lag, liegt heute an der See oder ist bereits von ihr verschlungen.

Herr Zander führte mich zunächst auf die Hauptdüne, wo an geschützten Stellen sich Vogelwicken und Habichtkräuter angesiedelt

und so die Bildung einer Grasnarbe bereits eingeleitet ist. Von der Höhe aus hat man eine schöne Aussicht aufs Haff, dessen jenseitiges Ufer deutlich sichtbar ist, und auf die unbegrenzte See, der nur leider an unserer Küste Inseln fehlen. Südwärts sieht man über ein breites Sandthal fort auf das Querprofil der weiterhin sich fortziehenden Hauptdüne. Das Thal, ein Werk der Winde, die sich hier Bahn gebrochen, zeigt wieder die schwarzen Schlangenlinien des alten Waldes. Die Ränder von zwei Kuppen des ehemaligen Waldbodens konnten mit Sicherheit verfolgt werden. Die alte Sage der Nehrunger, daß der Wald aus Eichen und andern Laubhölzern bestanden, scheint begründet zu sein. Wenigstens stammen die Kohlenstücke, die ich hier in 20 und 30 Fuß Seehöhe gesammelt habe, von einer unserer Eichen und zwar wahrscheinlich von der Stieleiche. Einzelne alte Eichen, die noch in Schwarzort stehen, weisen auf jene Zeit zurück. Auch glaube ich an die Aussage meines Führers, daß er bei den Gräbereien in der Plantage, wenn er auf den Seespiegel komme, in grünlichem Sande, der auch das Wasser färbe, Stubben und umgeworfene Stämme von Rüstern finde. Wohl erst später ist dieser Laubwald zum Nadelwalde geworden. Aus dieser jüngern Zeit stammen die noch jetzt in den Bergen stehenden Kiefernstubben, die, wie in Schwarzort, zum Theil noch gut als Brennholz verwandt werden können, größtentheils indeß bis auf die Rinde verwittert sind.

Weiter gingen wir seewärts nach der vor zwanzig Jahren angelegten Plantage, die sich an diesem südlichen Ende von Nidden kräftiger durchgearbeitet hat als an dem Nordende, wo ich sie zuerst zu sehen bekommen. Der Hauptsache nach besteht sie aus Kiefern, deren Samen aus dem Schwarzwalde bezogen wird. So ist es erklärlich, daß sich die dortige Zwergkiefer in einzelnen Exemplaren hier (wie auch in der Plantage von Memel) angesiedelt hat. Auch Weißerlen und Birken hat man angepflanzt. Aber die ganze Anlage leidet trotz der Sorgfalt, mit der sie behandelt wird, stark durch eine Reihe von Insekten und ihren Larven. Ich nenne z. B. den Walker (**Melolontha Fullo**), der die Nadelscheiden der Kiefern abfrißt.

Ich mahnte an die Heidengräber und wurde an das nächste geführt, das jetzt 500 Schritte von der See, etwa 12 Fuß über dem Spiegel derselben liegt. Das Vieh hatte den Hügel zertreten und verschiedene Reste des alten Grabes zu Tage gelegt. Ich sammelte

blaugraue Scherben von Töpfen, die wohl aus Litthauen eingeführt, wenigstens nicht auf der Nehrung bereitet worden. Einmal nämlich hat die ganze kurische Nehrung, wenn man die Gegend von Rossitten ausnimmt, auch in der Tiefe keinen Thon, dann aber ist der scharfkantige Sand, der dem Thone beigemengt ist, kein Dünensand. Ziemlich reichlich lagen flachgeschlagene Stücke von grünlichem, gelbem und rothem Feuerstein herum, der wohl auch nicht von der Nehrung stammen mag, da sie wenigstens heute fast keinen solchen Stein aufzuweisen hat. Obwohl ich sehr nach Feuersteinen gesucht, habe ich auf beiden Nehrungen nur drei Stücke gefunden, die zusammen etwa die Größe einer derben Wallnuß haben. Gebraucht wurden jene scharfkantigen Stücke von den alten Preußen wohl zum Schneiden und Schaben. Die jetzt größtentheils verwitterten, unbearbeiteten Bernsteinstücke, die wir fanden, konnten die Alten vom Strande auflesen, der hier, wenn auch nur spärlich Bernstein zeigt. Ich begnügte mich für diesmal mit der Besichtigung dieses vereinzelten Grabes, da mein Begleiter heimkehren mußte und ich seine Gesellschaft nutzen wollte, um noch über manche andere Dinge seine Meinung zu hören.

Bald indeß war ich wieder draußen in den Bergen und kam dabei an einige Vordünen, die mich bisher wenig interessirt hatten. Zunächst fiel mir die deutlichere Schichtung auf, die an den oft senkrechten Abfällen zu sehen ist. Ich wurde an die kleineren, wenig benarbten Kuppen der an Flugsand reichen Gegenden Masurens erinnert. Wenngleich unter verschiedenen Umständen, so sind doch dort wie hier die Schichtungen allein durch Einwirkung des Windes entstanden. Die genauere Untersuchung einer dieser Dünen führte mich zu der Entdeckung, daß unter dem alten Walde noch ein Wald, der Urwald der Nehrung, vergraben liege. Unter 3 Zoll Dünensand, der mit Gräsern bewachsen ist, folgt hier 3 Zoll humoser Sand (jüngerer Wald), dann 2½ Fuß grauer nach unten ins Grüne gehender Sand, darauf eine sechszöllige Humusschicht mit Holzkohle (älterer Wald), unter ihr wieder eine 2½ Fuß starke graue Sandschicht, die nach unten zu ins Grüne übergeht, endlich 5 Fuß mächtiger kaffeebrauner Sand (Urwald). Wir sehen hier sogar die Reste von drei Wäldern, die nacheinander diesen Strich der Nehrung bedeckt haben. Doch ist dies nicht die Regel, da meistens der alte Wald nur durch eine Schicht vertreten ist.

Die Bedeutung der kaffeebraunen Schicht wurde mir erst klar, da ich sie auf dem Wege von Sarkau nach Cranz wieder fand. Schon mit der starken Lupe sieht man, daß die Schicht aus Sandkörnern besteht, von denen jedes einzelne mit braunen Blättchen und Brocken derart bedeckt ist, daß von dem Minerale selbst nur wenig zu sehen ist. Behandelt man den Sand mit kochendem Wasser, so löst sich die meistens sehr dünne braune Hülle von den Körnern ab. Man findet, daß der Sand aus abgeriebenen Quarzkörnern besteht, denen wenige rothe Feldspathkörnchen und einige grüne knollige Körnchen (von Eisensilikat) beigemengt sind, daß also Dünensand vorliegt. Die daneben liegende braune Masse besteht, wie mikroskopische Beobachtung lehrt, aus zerbrochenen und zerrissenen Pflanzenzellen, Pflanzenfasern und Sporen, aus Kiesellinsen und Kieselstäbchen, die im Innern vieler Pflanzen sich bilden. Beide Proben, die ich von der kurischen Nehrung mitgebracht habe, erinnern mich an Laubholz. Die schwer zerstörbaren Düpfelzellen, die den Nadelhölzern eigen sind, fehlen; auch habe ich den fast unverwüstlichen Blüthenstaub von Pinusarten nicht gefunden. Ich spreche somit diesen Urwald der Nehrung als Laubwald an.

J. Schumann.

Beiträge zur Geschichte der Stadt Elbing in den Jahren 1840—1848.

Die nachstehenden Beiträge haben den Zweck, dem künftigen Geschichtsschreiber unserer Provinz thatsächliches Material zu liefern. Sie haben den in der Ueberschrift angegebenen Zeitraum gewählt, weil er einerseits reichen faktischen Stoff für die Entwickelung des politischen und industriellen Lebens der Provinz enthält, andererseits aber auch bereits so fern liegt, daß der Darsteller bereits vollständig im Stande ist, sich die nöthige Unpartheilichkeit zu wahren. Die Ereignisse von dem Jahre 1848 ab haben zu tief eingeschnitten, es gesellt sich unwillkürlich bei ihrer Schilderung eine gewisse Bitterkeit hinzu; die Schilderung dieses Zeitraumes ist daher vermieden und mag späteren Zeiten vorbehalten bleiben.

In dem Augenblicke, in welchem wir diese Zeilen schreiben, — wir haben heute den 28. Januar 1859 — läuten die Glocken, hört

man Freudenschüsse, eine freiwillige Illumination steht für den Abend in Aussicht — es ist die Nachricht von der Geburt des Prinzen eingetroffen, der nach dem natürlichen Laufe der Dinge bestimmt ist, dereinst König von Preußen zu werden. Dies erinnert uns nur zu lebhaft an einen ähnlichen Freudentag im Jahre 1840, an den 29. August jenes Jahres. Auch damals war wie heute die Stadt freiwillig festlich geschmückt — der König Friedrich Wilhelm IV. zog auf seiner Reise zur Huldigung in Königsberg in die Stadt Elbing ein, das Volk brachte ihm jubelnd seine ungetheilte, seine aufrichtige Liebe entgegen.

Welche inhaltsschwere Zeit liegt seit jenem Tage hinter uns, eine Zeit voll Hoffnung und voll Schmerzen!

Die Thronbesteigung des Königs wirkte wie ein Zauberschlag auf die Gemüther. Langgenährte Hoffnungen sahen, so glaubte man, ihrer Verwirklichung entgegen, die Huldigungsrede des Monarchen in Königsberg bestärkte die Hoffenden in dem Glauben, es sei jetzt eine neue Aera für Preußen gekommen.

Und eine solche ist auch gekommen. Jene 18 Jahre, die hinter uns liegen, haben nicht trotz, sondern wegen ihrer Parteikämpfe, die Nation auf einen Standpunkt gehoben, den man sich vor 20 Jahren nicht hätte träumen lassen. Also rechten wir nicht mit dem Schicksal, sondern danken wir ihm vielmehr, daß es so gekommen ist. Nur das errungene Gut hat dauernden Werth.

An jenem Tage also, als der König in unsere Stadt einzog, sah man nur fröhliche Gesichter. Der König selber war sichtlich erfreut über den herzlichen Empfang und nahm die Bitte, sich länger als ursprünglich bestimmt war, aufzuhalten, an. Kein Mißton störte die Freude jenes schönen Tages.

Die Stadt knüpfte an den Thronwechsel die Hoffnung, daß ihre damals noch in vieler Beziehung ungünstige Lage dadurch gebessert werden würde, daß ihr das Recht, ihre Ansprüche auf das Elbinger Territorium im Wege des Prozesses geltend zu machen, nicht länger vorenthalten werden würde. Die Elbinger Territorial-Angelegenheit ist schon so oft besprochen worden, daß wir sie hier nicht nochmals ausführlich darlegen wollen. Nur das sei zur Skizzirung des Verhältnisses hier kurz bemerkt, daß Chur-Brandenburg sich wegen verschiedener Geldforderungen, die ihm gegen die Krone Polen zustanden, in den antichretischen d. h. mit der Nutznießung

verbundenen Pfandbesitz des ländlichen Gebiets der Stadt Elbing gesetzt hatte, und daß hiedurch, da Preußen nach der Abtretung Westpreußens an Polen das gedachte Gebiet nicht wieder restituirt hat, dasselbe der Stadt verloren gegangen ist. Jene Pfandbesitznahme war vom Standpunkte des Völkerrechts durchaus nicht zu rechtfertigen. Elbing stand zu der Krone Polen gar nicht in dem Verhältnisse, daß letztere über das Gebiet der Stadt irgend wie disponiren konnte. Vielmehr war bei den Uebergange Westpreußens an Polen ausdrücklich bestimmt, daß Elbing an die Krone Polen nur jährlich 400 Ungarische Gulden (Ducaten) zu zahlen und, im Falle die Königliche Familie nach Elbing käme, ihr die nöthige Aufnahme zu gewähren und das erforderliche Holz für die Beheizung und Heu für die Pferde zu liefern habe. Im Uebrigen war die Stadt in ihrer Verwaltung völlig frei, und ihr Gebiet war vollends ihr Privat-Eigenthum. Die Stadt remonstrirte aufs heftigste, aber von dem in Geldverlegenheiten sich befindenden Polen war kein Recht zu erwarten und Chur-Brandenburg wußte durch militairische Besetzung des Territoriums seinem Pfandbesitze Nachdruck zu verschaffen.

Als nun Westpreußen 1772 an Preußen abgetreten wurde und König Friedrich II. zur Huldigung nach Marienburg kam, wurde von einer Deputation der Stadt Elbing um Herausgabe des Stadtgebiets bei dem Monarchen petitionirt. Friedrich II. hatte indeß bekanntlich für Gründe, die ihm die Herausgabe einmal in Besitz genommener Länder plausibel machen sollten, äußerst wenig Empfänglichkeit, und so geschah Nichts. Bei den folgenden Thronbesteigungen und vielen andern Gelegenheiten wurde die Angelegenheit Seitens der Stadt in Anregung gebracht, immer vergebens. Mittlerweile gelangte Elbing in sehr bedrängte Verhältnisse. Der Krieg von 1806/7 hatte die Stadt vorzugsweise mitgenommen, eine große Kriegsschuld lastete auf ihr, sie konnte zuletzt die Zinsen für dieselbe nicht mehr aufbringen. Der Staat drang auf die pünktliche Erfüllung der durch die Ausfertigung der Stadtobligationen gegen deren Inhaber eingegangenen Verpflichtungen, und die Stadt wußte nicht, wo sie die Mittel dazu beschaffen sollte, denn das Erhöhen der Communalsteuer hatte auch bereits seine Grenze erreicht. Das Gefühl der Bitterkeit, das diese Maaßregeln hervorriefen, wurde noch durch die Betrachtung gesteigert, daß jedenfalls, wenn es auch nicht speciell

zu den Ohren des Publikums gekommen, Frankreich im Jahre 1815 die sämmtlichen Kriegsschulden, die die preußischen Städte hatten contrahiren müssen, bezahlt hatte, wie es denn auch schon an sich nicht füglich anders sein konnte, da Preußen ja als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen war, außerdem aber auch noch positiv behauptet wurde, der Staatskanzler v. Hardenberg habe die Verwendung der von Frankreich bezahlten Kriegskosten-Entschädigungssummen zu andern patriotischen Zwecken veranlaßt.

Bei der trostlosen Lage der Dinge war die Stadt halb und halb froh, als der Staat ihr im Jahre 1826 erklärte, er wolle einen Theil (circa 300,000 Thaler) der Stadtschuld decken, wenn sie über das Territorium einen Abtretungs-Vertrag schließen wolle.

Dieser sogenannte Elbinger Territorial-Vertrag — abgedruckt in Leman: Westpr. Provinzialrecht, Bd. 2. S. 756 ff. — wurde am 24. November 1826 geschlossen.

Etwa 10 Jahre später gelangte man indeß in den Besitz einer Urkunde, aus der hervorging, daß die Schuld, derentwegen Polen das Elbinger Gebiet an Chur-Brandenburg verpfändet hatte, im Jahre 1772 bei der Abtretung Westpreußens an Preußen ausdrücklich quittirt worden sei. Es hätte daher sofort schon im Jahre 1772 das Gebiet — wäre seine Verpfändung auch wirklich zurechtbeständig gewesen — an die Stadt zurückgegeben werden müssen, da das Pfandrecht nur ein jus accessorium ist und mit Tilgung der Hauptverbindlichkeit von selbst erlischt.

Unter diesen Umständen schritt die Stadt zur Klage und focht dabei den Territorial-Vertrag vom Jahre 1826 mit dem Einwande der Nichtzurechtbeständigkeit wegen später aufgefundener Urkunden, sowie mit dem (nach Westpreuß. Provinzialrecht auch in diesem Fall zulässigen) Einwande der laesio enormis (Verletzung über die Hälfte) an. Die Klage wurde von dem Oberlandesgericht zu Marienwerder eingeleitet — da erhob Fiskus Competenz-Conflict, und der Prozeß wurde einweilen sistirt.

So lag die Sache, als S. M. König Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1840 zur Regierung gelangte.

(Fortsetzung folgt.)

II. Mittheilungen.

[Volkssagen von den „Schloßbergen“ im Jura-Gebiete*).]
(Fortsetzung.)

Der Gillander Schloßberg, auch Szwentkalnis (Heiligenberg) genannt.

In einem überaus anmuthigen Thale liegt eine Viertelmeile vom Gute Aplenken die Wassermühle gleiches Namens. Ein Teich, der von der Baltuppe seinen Zufluß erhält, zieht sich in Windungen vom Dorfe Gillanden in nicht unbeträchtlicher Länge und dann erweitert, bis zum Aplenker Mühlendamme, wo er durch mehre Schleusen abfließend, die Räderwerke in Thätigkeit setzt und nun tiefer wieder in Gestalt eines Flüßchens seinen Weg zur Jura nimmt. Die ihn umgebenden zum Theil steil aufsteigenden Ufer sind nicht durchweg geschlossen, sondern bieten, wo sie sich öffnen, wie nach Barsuhnen und Gillanden hin, wahrhaft malerische Durchblicke dar; an der letzteren Stelle rücken sie so nahe aneinander, daß sie durch eine Brücke verbunden werden und den Teich in zwei Hälften theilen, von denen die obere zu Gillanden, die untere zu Aplenken gehört. Herrliche Laubbäume aller Art und dichte Sträucher bedecken jenseits der Brücke die schroffen Uferwände mit dem frischesten Grün; dort ragen wieder dunkle Nadelholzwaldungen, die sich entweder bis zum Wiesenthal hinabziehen oder, weiter hinaufsteigend, die ferneren Höhen bekränzen. Dieses Alles, in Verbindung mit dem klaren, die ganze Umgebung reflectirenden Wasserspiegel, giebt ein landschaftliches Gemälde, wie es die Jura in ähnlicher Art wohl nicht weiter aufzuweisen hat. Am oberen Teiche befindet sich der Gillander Schloßberg, von dem in der Nähe gelegenen Dorfe gleiches Namens so benannt. Er ist 76 Schritt lang aber nur 20 Schritt breit; auf dem Westende hat er eine allmälig

*) Vergl. die Abbildung zu S. 37.

bis zu 20 Fuß aufsteigende Umwallung, und in der Mitte eine Vertiefung, die früher vielleicht größer gewesen sein mag. Auf der Nord- und Ost-Seite ist er vom Teiche umgeben, im Süden aber trennt ihn vom Ufer eine ziemlich breite Schlucht. Der untere oder Aplenker Teich enthält eine akustische Merkwürdigkeit, nehmlich ein fünffaches Echo, freilich nur vollständig vernehmbar, wenn man es durch laute Töne gerade von der Mitte des Teiches hervorruft, aber dann auch von zauberischer Wirkung. — Hieran knüpft sich folgende Sage.

Die Erwartung.

„Nachdem auf dem Gillander Berge nicht mehr, wie früher, Schaaren zum Opfer und zu Gesängen zusammenkommen durften und auch nicht mehr die weissagende Stimme des Berggeistes vernahmen, der unsichtbar die Antworten aus dem Innern des Berges ertheilte, lebte auf dem Schlosse in aller Stille ein Fürst mit seinen sechs Töchtern, deren Schönheit, so wenig sie sich auch vor den Menschen sehen ließen, in der ganzen Gegend gepriesen wurde. Eines Abends nun, als Niemand die Nähe des Feindes ahnte, wiewohl es noch immer eine unruhige Zeit war, überfielen Raubzügler das Schloß, und drohten mit Brand und Mord, wenn die Töchter nicht ausgeliefert würden. Gleich beim ersten Lärm hatte der Vater der ältesten Tochter geboten, sich mit ihren Schwestern in den benachbarten Wald zu flüchten, er werde suchen, sich mit den Freibeutern in der Zeit abzufinden. Sie that es, indem sie die Schwestern an verschiedenen Stellen, und zwei auch, da sie es wünschten, auf dem entgegengesetzten Ufer verbarg, kehrte aber, um zur Rettung des Vaters vielleicht noch etwas beitragen zu können, eiligst zurück, nachdem sie den Schwestern die Weisung gegeben, sich so lange ruhig zu verhalten, bis man sie, wenn die Gefahr vorüber wäre, rufen würde. Aus allen Kräften rudernd, war sie bis zur Mitte des Teiches gekommen, als schon das Schloß in hellen Flammen stand, und man eben ihren Vater, der aus mehren Wunden blutete, von dem steilen Uferrande in den Teich hinabstieß. Nun stürzte sie sich in die Fluthen, um mit dem Vater ein gemeinschaftliches Grab zu haben, und sank unter. Die Feinde aber, mit der Beute, die sie bei der Plünderung des Schlosses gemacht hatten, nicht zufrieden, begannen unter Fackelschein die Ufer rundumher zu durchsuchen und hätten die Töchter wahrscheinlich auch gefunden; doch Laima sah die Gefahr

und verwandelte die schutzlosen, so geängstigten Mädchen augenblicklich in Bäume. — So bis auf den heutigen Tag noch eben da im Verstecke weilend, wohin die Schwester sie bei der Flucht in Sicherheit gebracht hatte, warten sie auf die Ankunft derselben und lauschen auf jeden Laut; vernehmen sie aber einen Ruf von befreundeter Stimme, dann melden sie sich freudig und antworten alle hintereinander.

Um Johanni in der Nacht wird der Teich unruhig; eine weibliche Gestalt erhebt sich aus demselben, es ist Gillanda, die älteste von jenen Fürstentöchtern; man sieht sie auf den Berg steigen, dort suchend umhergehen und dann nach einem Gebete sich zum Teiche begeben, wo sie wieder in die Fluth taucht."

Der Wartulischker Schloßberg, auch Szwentkalnis (Heiligenberg).

Schon weiter entfernt von der Jura, südwestlich von Aplenken, liegt in einer sehr coupirten, von vielen Schluchten durchzogenen Gegend zwischen Schillinnen und Wartulischken der zum letzteren Dorfe gehörige Schloßberg, der in seiner ganzen Anlage noch mehr Eigenthümlichkeiten enthält, als die übrigen Befestigungen dieser Art. Ein schmaler Bergrücken, niedriger als die ihn umgebenden Höhen, so daß man ihn erst gewahr wird, wenn man näher kommt, erstreckt sich ungefähr 300 Schritt weit bis zu einer Schlucht, die mit dem tiefer liegenden Aplenker Thale in Verbindung steht; ihn begleiten zu beiden Seiten schmale Gräben, deren Tiefe auch erst nach der Schlucht hin zunimmt. Wo diese beginnen, zieht sich quer über den Rücken ein Wall im Halbkreise, der bis zu seiner Mitte die allmälige Höhe von 20 Fuß erreicht. Nach ihm erhebt sich der eigentliche Schloßberg, ein abgestumpfter Kegel, dessen Längenseiten auf der Oberfläche nicht gleich hoch umwallt und überdies in der Mitte vertieft, dem Berge eben die bei allen den alten Befestigungen wiederkehrende Form eines ungarischen Sattels geben. Ungefähr 150 Schritt weiter schließt ein allmälig aufsteigender runder Wall den Rücken, der dann, auf einige Fuß verengt, nach einer kurzen Strecke in seiner ursprünglichen Breite wieder gegen 150 Schritt weit mit eben solchem Walle endigend, bis zur Schlucht geht und da steil abfällt. — Man steht sinnend vor diesen gewiß mit vieler Mühe und weislicher Anordnung aufgehäuften Erdmassen, und fragt sich:

warum wählte man eine Stelle, die von nahen Höhen umgeben, schwerer gegen einen Angriff zu vertheidigen war? Wozu dienten diese Wälle, wenn von beiden Seiten die Gräben durch die einfachsten Vorkehrungen leicht überschritten werden konnten? Warum findet sich überall die runde oder vielmehr die elliptische Form bei den Bergen und Wällen vor? Hatte sie nur strategische Zwecke oder vielleicht bei den Szwentkalnen eine mystische Bedeutung? —

In der nächsten Umgebung werden zwei Erhöhungen neben einem kleinen Teiche die „Heiden-Berge“ genannt; nahe daran liegt, von Schluchten umgeben, der „kleine Schloßberg“, gerade über der „große, mittlere und kleine Lagerberg“; hier beginnt auch die „**Welno-Dauba** oder Teufelsgrund“, eine wilddüstere, tiefe Schlucht, die sich in mannigfachen Windungen bis zum „Goldberge“ hinzieht. Die Lage ist heimlich und schauerlich; nur nach der nordöstlichen Seite hat man eine unverdeckte, um so freundlichere Aussicht auf das Wiesenthal, welches sich vorlängs einer bewaldeten Höhe bis zum hellspiegelnden Aplenker Teiche ausdehnt, und darüber blickt man auf die blaue Ferne hinter der Jura. — Daß hier ein dichter Wald gestanden haben muß, lehrt der Augenschein, wie auch die folgende Sage dies andeutend berührt.

Untergang des Schlosses.

„In der Zeit, da fast alle Schlösser an der Jura schon zerstört waren, hatte der Wartule-Fürst in seiner Besitzung noch keinen Feind gesehen. Dagegen war das Schloß von Vertriebenen und Flüchtigen angefüllt, die hier allein noch sichern Schutz fanden. Wenn diese dem Fürsten zu verstehen gaben, daß auch er dem allgemeinen Verderben nicht entgehen werde, pflegte er zu sagen: „So lange uns das unzählbare, treue Heer, jener dichte Wald, noch schützend umgiebt, dürfen wir keine feindliche Gewalt fürchten. Denn die Reiter mit den Pferden ohne Köpfe, die, wie der Greis weissagt, einst über die Trümmer meines Schlosses jagen werden, können durch das Dickicht nicht dringen.“ Doch wurde zur Vorsicht das „kleine Schloß“ stärker bemannt, der größte Theil der Kostbarkeiten in den Goldberg vergraben und das Außenwerk noch gehörig befestigt. Und nicht vergeblich. Denn im nächsten Jahre schon kam ein großes Heer, Alles verwüstend und niederwerfend, auch vor die Wartule-Burg, und rastete auf den „drei Lagerbergen“, nachdem es das

„kleine Schloß", dessen Besatzung sich zurückzog, ohne Schwertschlag eingenommen hatte. Um nun zum Ziele zu gelangen, zündete der Feind den Wald von allen Seiten an. Das trockene Wetter und ein starker Wind bewirkten, daß der Brand rasch um sich griff und auch das Schloß nicht verschonte. Da beschloß Wartule den Feind im offnen Kampfe anzugreifen und das Letzte zu wagen. Nachdem er die Seinigen durch die verdeckte Schlucht geleitet hatte, von wo sie sich weiter flüchten sollten, begab er sich mit den zahlreichen Waffengefährten auf die „Heidenberge". Lange währte der blutige Kampf, Wartule drängte immer mehr den schon weichenden Feind; da stürmten aber plötzlich aus dem Teufelsgrunde die gefürchteten Reiter hervor und umringten die heidnische Schaar, die nach der muthigsten Gegenwehr endlich niedergestreckt, den Kampfplatz, die „Heidenberge", bedeckte.

Noch stürmen über den Schloßberg Reiter in fliegendem Gewande auf Pferden ohne Köpfe, und verschwinden dann im Teufelsgrunde, **Welno Dauba.** Wenn sie sich nicht mehr zeigen, wandelt auf der Höhe eine weibliche Gestalt umher mit einem Stirnband, von Glühwürmchen leuchtend, und eben solchem Leibgürtel. Sie ist freundlich anzuschauen, doch wagt es selten Jemand, sich ihr zu nahen."

Die Kohlen.

„In dem nahgelegenen Dorfe Schillinen war bei dem dortigen Schmidt ein Gesell, Namens Laimutt, der wegen seiner Geschicklichkeit und seines durchweg guten Betragens alles Lob verdiente. Dennoch vermochte er es nicht, die Gunst des Meisters zu erlangen, da dieser ihn entweder für eine Abart der Laume hielt — hatte er ihn doch zu seinem großen Verdrusse öfter nach dem verherten Schloßberge gehen sehen — oder ihm die Schuld davon zuschrieb, daß seine Tochter allen Bewerbern eine abschlägige Antwort gab. Nun mußte sich's noch treffen, daß einst, als sich dringende Arbeiten gehäuft hatten, der Schmidt wegen Mangel an Kohlen in die größte Verlegenheit gerieth. Laimutt versprach dem Uebel abzuhelfen, und eilte nach dem Schloßberge, da er sich besann, öfter auf demselben Kohlen gesehen zu haben. Er kam näher und erblickte zu seinem Erstaunen, eine weibliche Gestalt auf dem Berge. Unschlüssig, ob er weiter gehen oder umkehren sollte, blieb er einen

Augenblick stehen. Da grüßte ihn die Gestalt und fragte freundlich, was ihn herführe? Er sagte, daß er komme, Kohlen zu holen, da in der Schmiede der Vorrath eben jetzt zur Unzeit ein Ende genommen habe.

„Wenn Du gekommen wärest mich zu holen," sprach sie, „so gehörten Dir alle Schätze des Berges."

Betroffen entgegnete der junge Mensch, daß sein Herz schon einem Mädchen gehöre.

„Aber der Vater will sie Dir ja nicht geben."

„Dann bleibe ich ihr doch treu und wähle keine Andere."

„Nun, Du hast mich und die Schätze verschmäht, begnüge Dich daher mit den Kohlen, die Du hier findest; zugleich nimm diesen Rautenkranz für Deine Liebste. Was Du hier gesehen und gehört hast, darfst Du jetzt Keinem sagen. Ertrage mit Geduld, was Dir auch Trübes begegnen möge, nach drei Jahren wirst Du glücklich sein." Darauf verschwand die Herrin.

Der Gesell wußte nicht, ob er wache oder träume, füllte schnell den Korb mit Kohlen, und begab sich, den Kranz unter den Rock verbergend, nach Hause. Hier suchte er zuvor die Braut auf und händigte ihr verstohlen das Angebinde ein. Darüber betraf ihn aber der Meister, der schon ärgerlich über das lange Ausbleiben, noch mehr in Zorn gerieth, als er auf die Frage: was er der Tochter gegeben? keine Antwort erhielt. Unter harten Scheltworten ihn an die Arbeit treibend, ging er mit ihm in die Schmiede. Sogleich wurden die Kohlen aufgeschüttet; der Blasebalg wird in Thätigkeit gesetzt und Meister und Gesell nehmen rüstig das Werkzeug zur Hand. Aber vergeblich, — die Kohlen lassen sich nicht in Gluth bringen, man mochte thun, was man wollte. „Wo hast Du die Kohlen her?" rief der Meister voll Wuth mehre Male den Laimutt an. Da dieser aber schwieg, konnte er sich nicht mehr halten und schrie: „Vergrabe das Blendwerk, daß es keinem ehrlichen Menschen je zu Gesichte komme, und schere Dich dann zum Hause hinaus!"

Laimutt begab sich auf die Wanderschaft, erlernte die Waffenschmiedekunst in der Fremde und hatte die besten Aussichten, daselbst sein Glück zu machen. Doch immer stärker wurde die Sehnsucht nach der Heimath, und immer mußte er an die Schmiede von Schillinen zurückdenken, so daß er, nachdem drei Jahre bereits vorübergegangen waren, endlich heimkehrte. Unaufhaltsam trieb es

ihn nach dem Orte, aus dem er einst mit so traurigem Herzen hatte scheiden müssen. Er faßte sich ein Herz und ging hin. Hier harrte seiner ein betrübender Anblick. Die Besitzung seines früheren Meisters lag, vom Brande zerstört, in Schutt und Asche. Die Familie, die fast um all ihre Habe gekommen war, fand er beim Nachbarn in sehr beschränkter Wohnung und tiefer Niedergeschlagenheit. Ernst und wortkarg empfing ihn der Meister, unter Thränen und mit Innigkeit die Tochter.

Nachdem er von seinen Erlebnissen auf der Wanderschaft so Manches erzählt hatte, fragte er die Tochter, ob sie seiner auch in der Zeit gedacht habe? Sie ging an eine Kiste, holte aus derselben den Rautenkranz und ihn vorzeigend, sagte sie: „Er ist das Einzige, was ich aus den Flammen gerettet habe; er mag Dir antworten.“ Er betrachtete ihn aufmerksam, und meinte, Goldstücke wären, so viel er sich besinne, früher an dem Kranze nicht gewesen. „Goldstücke?“ fragte erstaunt das Mädchen, „ich habe nur ein Paar Kohlen, die Dir der Vater damalen im Zorn nachwarf, daran zum Andenken befestigt.“

„Nun sieh,“ entgegnete er, „es ist blinkendes Gold.“ Bald überzeugte sich das Mädchen, daß es wirklich so sei. Da gedachte Laimutt auch der Worte, die die Bergfrau zu ihm gesprochen; besorgte sich einen Spaten und ging mit der Tochter zu der Stelle, wo er vor drei Jahren die Kohlen hatte vergraben müssen. Nur ein Paar Spatenstiche waren erforderlich, um den schimmernden Schatz an's Tageslicht zu fördern.

Nun war nicht nur dem Meister geholfen, sondern auch dem jungen Paare, zu dessen Vereinigung der Vater mit Freuden seine Einwilligung gab.

„Jetzt erst,“ sagte der junge Mann, „kann ich Euch mittheilen, was ich so lange auch vor Euch als Geheimniß bewahren mußte: ich heiße nicht Laimutt, sondern Wartule und bin Fürstensohn. Mein Vater blieb in der Schlacht, als ich vier Jahre alt war. Damit ich nicht einst Ansprüche auf das Besitzthum meines Vaters machen möchte, sollte ich bei Seite geschafft werden. Die Mutter starb vor Gram, und Verwandte behielten mich im Verborgenen bei sich, bis sie zu ihrer und meiner Sicherheit sich genöthigt sahen, mich unter einem falschen Namen in die Lehre zu geben. So kam ich denn zuletzt hierher. Auf Stand und äußere Ehre zu verzichten,

habe ich gelernt. Möge stilles, häusliches Glück uns zu Theil werden!"

Es darf wohl kaum erwähnt werden, daß es bei der Stille nicht ganz blieb, denn in der ganzen Gegend pries man die Geschicklichkeit des Schillinner Waffenschmiedes."

(Schluß folgt).

Ed. Gisevius.

[**Alterthümerfund in Olschöwen.**] Im Mai v. J. führte die Bestellung eines dem Bauerwirthe Fr. Golub gehörigen, seit mehren Jahren brach liegenden Feldes bei Olschöwen (im Kreise Marggrabowa) zur Entdeckung einer heidnischen Grabstätte, aus der eine nicht uninteressante Ausbeute heimischer Antiquitäten zu Tage gefördert ist. An einer Stelle des Ackers, die ehedem durch einen beträchtlichen Steinhaufen markirt gewesen war, welchen der Besitzer kurz vor der Beackerung fortgeräumt hatte, stieß man beim Eggen in der Erde auf zwei unter spitzem Winkel zusammengesetzte Steine, über welche beim Pflügen das Jocheisen hinweggeglitten, während die Zinken der Egge, den zwischen diesen Steinen befindlichen Spalt durchfurchend, den darunter verborgenen Schatz ans Tageslicht brachten. Letzterer besteht in 3 größeren Reifen, 4 kleineren Ringen und 13 Stangen, sämmtlich von 12 löth. Silber, deren Metallwerth zusammen auf 55¾ Thaler abgeschätzt ist. Die 3 größeren Reifen können, nach ihrem Umfange zu schließen, offenbar weder als Gürtel noch als Kopfschmuck, sondern nur als Hals- oder Armspangen gedient haben. Das Gewicht der einzelnen beträgt 8, 6 u. 3½ Loth. Der schwerste derselben ist 3" im Durchmesser und 1 Linie dick; seine Oberfläche zeigt ringsum kleine künstliche Vertiefungen und an den Kanten einige von einem scharfen Instrumente herrührende Einschnitte. Die beiden leichteren Armspangen haben die Breite von 1" und kaum die Dicke von ¼ Linie; sie sind ringsum mit künstlichen Buckeln von der Größe eines Hagelkorns verziert. Die 4 kleineren (Finger-) Ringe, zusammen 2 Loth im Gewicht, entbehren (wie auch das schwerere Armband) der Löthung und sind an ihren offenen Enden elastisch zusammengebogen. Einer derselben trägt nach Art moderner Ringe einen Stein, aus dem zweiten ist der früher daran befindlich gewesene verloren gegangen; die beiden anderen zeigen statt des Steins das an antiken Ringen gewöhnliche Drahtgeflecht. Die

Silberstangen endlich, insgesammt 2 Pfund 24 Loth schwer, wechseln an Länge von 2 bis 5″, an Dicke von 2 Linien bis $\frac{1}{2}$″. Unter ihnen sind zwei (von ungleicher Länge) die Bruchstücke eines größern, welches auf dem Landrathsamte zu Marggrabowa bei der Ablieferung des Fundes zerschlagen worden. Alle 13 (ursprünglich 12) Stücke sind mit starken Kerben gekennzeichnet, deren Zahl auf den einzelnen zwischen 1 und 17 schwankt. Um so mehr erscheint die Präsumtion gerechtfertigt, daß diese Barren von edlem Metalle vor Alters als Tauschmittel gedient haben mögen. Ꝺ

[Zwei Briefe Kant's.] Die Originale der hier mitgetheilten Piecen gehören einer Handschriftensammlung des Herrn Geh.-Raths Kestner in Hannover an. Die mit I. bezeichnete enthält ein Schreiben Kant's an (den spätern Geh.-Cabinetsrath) Rehberg und ist von Diesem im Jahre 1836 dem Herrn ꝛc. Kestner für seine Sammlung übergeben worden mit der auf dem Originale befindlichen handschriftlichen Bemerkung: „Von Imanuel Kant mir zugesandt als Antwort einer an ihn gerichteten Frage. Rehberg.“ Der Empfänger des unter II. abgedruckten Briefs ist nicht genannt; der Inhalt bezieht sich offenbar auf Rehberg's 1793 zu Hannover erschienene Schrift: „Untersuchungen über die französische Revolution,“ welche die politischen Prinzipien der Letztern mit großer Heftigkeit bekämpfend, damals Gegenstand einer scharfen Polemik ward.

* * *

I.

Die Aufgabe ist: Warum kann der Verstand, der Zahlen willkührlich hervorbringt keine $\sqrt{2}$ in Zahlen denken? Denn, wenn er sie denkt, so muß er sie, wie es scheint, auch machen können; indem die Zahlen reine Actus seiner Spontaneität sind und die synthetische Sätze der Arithm. und Algebra können ihn durch die Bedingungen der Anschauung in Raum und Zeit nicht einschränken. Es scheint also: man müsse ein transscendentales Vermögen der Einbildungskraft, nämlich ein solches, welches in der Vorstellung der Objecte, unabhängig selbst von Raum und Zeit, blos dem Verstande zu Folge Vorstellungen synthetisch verbände, und von dem ein besonderes System der Algebra ab-

geleitet werden könnte, annehmen, dessen nähere Kenntnis (wenn sie möglich wäre) die Methode der Auflösung der Gleichungen zu ihrer größten Allgemeinheit erheben würde.

So verstehe ich nämlich die an mich geschehene Anfrage.

Versuch einer Beantwortung Derselben.

1) Ich kann jede Zahl als das Product aus zwey Factoren ansehen, wenn diese mir gleich nicht gegeben sind und auch nie in Zahlen gegeben werden können. Denn es sei die gegebene Zahl = 15, so kann ich den einen Factor, daraus sie entspringt, = 3 annehmen, und der andere ist alsdann = 5, mithin 3 × 5 = 15 Oder der gegebene Factor sey = 2; so würde der gesuchte andere Factor $\frac{15}{2}$ seyn. Oder der erstere sey ein Bruch = $\frac{1}{7}$ so ist der andere Factor 105 u. s. w. Also ist es möglich zu jeder Zahl als Product, wenn ein Factor gegeben ist, den andern zu finden.

2) Wenn aber keiner der beyden Factoren sondern nur ein Verhältnis derselben, z. B. daß sie gleich seyn sollten, gegeben ist, so, daß das gegebene Factum = a, der gesuchte Factor = x ist, so ist die Aequation $1 : x = x : a$ d. i., er ist die mittlere geometrische Proportionalzahl zwischen 1 und a und, da diesem gemäß $a = x^2$, so ist $x = \sqrt{a}$ d. i. die Quadratwurzel aus einer gegebenen Größe z. B. $\sqrt{2}$ ist durch die mittlere Proportionalzahl zwischen 1 und der gegebenen Zahl = 2 ausgedrückt. Es ist also auch möglich eine solche Zahl zu denken.

Daß nun die mittlere Proportionalgröße zwischen einer die = 1 und einer andern welche = 2 ist gefunden werden könne, mithin jene kein leerer Begriff (ohne Object) sey, zeigt die Geometrie an der Diagonale des Quadrats. Es ist also nur die Frage warum für dieses Quantum keine Zahl gefunden werden könne welche die Quantität (ihr Verhältnis zur Einheit) deutlich und vollständig im Begriffe vorstellt.

Daß auch daraus, daß jede Zahl als Quadratzahl von irgend einer andern als Wurzel müsse vorgestellt werden können, nicht folge, die letztere müsse rational seyn, d. i. ein auszählbares Verhältnis zur Einheit haben, läßt sich nach dem Satze der Identität, aus dem der Aufgabe zum Grunde liegenden Begriffe, nämlich dem zweyer gleichen (aber unbestimmten) Factoren zu einem gegebenen Product einsehen;

denn in diesen ist gar kein bestimmtes Verhältnis zur Einheit sondern nur ihr Verhältnis zu einander gegeben. — Daß aber diese Wurzel gleichwohl in der Zahlreihe, zwischen zwey Gliedern derselben (so fern sie z. B. decadisch eingetheilt ist) immer noch ein Zwischenglied und in demselben ein Verhältniß zur Einheit angetroffen wird, folgt aus Nr. 1, wenn nämlich ein Glied der Wurzel in dieser Reihe gefunden worden. — Daß aber der Verstand, der sich willkürlich den Begriff von $\sqrt{2}$ macht, nicht auch den vollständigen Zahlbegriff, nämlich durch das rationale Verhältnis derselben zur Einheit hervorbringen könne, sondern sich, gleichsam von einem andern Vermögen geleitet, müsse gefallen lassen in dieser Bestimmung eine unendliche Annäherung zur Zahl einzuschlagen, das hat in der That die successive Fortschreitung als die Form alles Zählens und der Zahlgrößen, als die dieser Größenerzeugung zum Grunde liegende Bedingung, die Zeit, zum Grunde.

Zwar bedarf der bloße Begriff einer Quadratwurzel aus einer positiven Größe $= \sqrt{a}$, wie ihn die Algebra vorstellt, gar keiner Synthesis, in der Zeit; eben so auch die Einsicht der Unmöglichkeit der Wurzel aus einer negativen Größe $= \sqrt{-a}$ (in welcher sich die Einheit, als positive Größe, zu einer andern $= x$ eben so verhalten müßte wie diese zu einer negativen)*) welche sich, ohne Zeitbedingung damit zu bewegen, aus bloßen Größenbegriffen erkennen läßt. So bald aber, statt a, die Zahl, wovon es das Zeichen ist, gegeben wird, um die Wurzel derselben nicht blos zu bezeichnen, wie in der Algebra, sondern auch zu finden, wie in der Arithmetik; so ist die Bedingung aller Zahlerzeugung, die Zeit, hiebey unumgänglich zum Grunde liegend, und zwar als reine Anschauung, in welcher wir nicht allein die gegebene Zahlgröße sondern auch von der Wurzel, ob sie als ganze Zahl, oder wenn dieses nicht möglich ist, nur durch eine ins Unendliche abnehmende Reihe von Brüchen, mithin als Irrationalzahl gefunden werden könne, uns belehren können.

Daß nicht der bloße Verstandsbegriff von einer Zahl, sondern eine Synthesis in der Zeit, als einer reinen Anschauung, dem Begriffe der Quadratwurzel einer bestimmten Zahl, z. B. der Zahl 5, zum Grunde gelegt werden müsse, ist daraus klar: daß wir aus dem

*) Da dieses widersprechend ist, so ist $\sqrt{-a}$ der Ausdruck für eine unmögliche Größe.

bloßen Begriffe einer Zahl allein niemals beurtheilen können, ob die Wurzel derselben rational oder irrational seyn werde. Wir müssen es mit ihr versuchen, entweder, indem wir in Zahlen bis 100 die Producte aller kleinern ganzen Zahlen in sich selbst mit dem gegebenen Quadrat blos nach dem Einmaleins vergleichen, oder in größern durch Eintheilung desselben, nach dem allgemein bewiesenen Satze, der Bestandtheile eines Quadrats, einer zwey- oder überhaupt vieltheiligen Wurzel, die Theile derselben nach und nach suchen, in allen aber, wo der Versuch mit einer in sich selbst multiplicirten ganzen Zahl nicht das Quadrat giebt, die Theiler der Einheit, nach einer gewissen Proportion, z. B. der decadischen, wachsen lassen, welche zu Nennern einer ins unendliche abnehmenden Reihe von Brüchen dienen, die, weil sie nie vollendet seyn kann, obgleich sich der Vollendung so nahe bringen läßt als man will, die Wurzel (aber nur auf irrationale Art) ausdrückt.

Gesetzt nun, wir könnten nicht a priori beweisen und auch nicht wie es zugehe erklären: daß, wenn die Wurzel einer gegebenen Größe nicht in ganzen Zahlen gefunden werden kann, sie auch nicht in Brüchen bestimmt (gleichwohl aber doch so weit annähernd als man will) gegeben werden könne, so würde dieses ein Phänomen von dem Verhältnis unserer Einbildungskraft zum Verstande seyn, welches wir zwar durch mit Zahlen angestellte Versuche wahrnehmen, aber uns gar nicht aus Verstandesbegriffen erklären könnten. Nun kann aber das erstere allerdings geschehen: folglich ist die Vermuthung des letzteren nicht nöthig.

Mir scheint das Befremdliche, welches der scharfsinnige Verfasser der Aufgabe in der Unangemessenheit der Einbildungskraft in der Ausführung des Verstandesbegrifs von einer mittleren Proportionalgröße durch die Arithmetik gefunden hat, sich eigentlich auf die Möglichkeit der geometrischen Construction solcher Größen, die doch in Zahlen niemals vollständig gedacht werden können, zu gründen.

Denn, daß sich zu jeder Zahl eine Quadratwurzel finden lassen müsse, allenfalls eine solche, die selbst keine Zahl, sondern nur die Regel der Annäherung zu derselben, wie weit man es verlangt, scheint mir diese Befremdung des Verstandes über $\sqrt{2}$ eben nicht zu bewirken: sondern daß sich dieser Begriff geometrisch construiren läßt, mithin nicht blos denkbar, sondern auch in der Anschauung adäquat anzugeben sey, wovon der Verstand den Grund gar nicht einsieht, ja nicht einmal die Möglichkeit eines Objects $= \sqrt{2}$ anzunehmen befugt ist,

weil er so gar nicht einmal den Begrif einer solchen Quantiät in der Zahlanschauung adäquat darzulegen im Stande ist desto weniger also erwarten sollte, daß ein solches Quantum a priori gegeben werden könne.

Die Nothwendigkeit der Verknüpfung der beyden sinnlichen Formen, Raum und Zeit, in der Bestimmung der Gegenstände unserer Anschauung, so daß die Zeit, wenn sich das Subject selbst zum Objecte seiner Vorstellung macht, als eine Linie vorgestellt werden muß, um sie als Quantum zu erkennen, so wie umgekehrt eine Linie nur dadurch, daß sie in der Zeit construirt werden muß, als Quantum gedacht werden kann, — diese Einsicht der nothwendigen Verknüpfung des innern Sinnes mit dem äußern selbst in der Zeitbestimmung unseres Daseyns, scheint mir zum Beweise der objectiven Realität der Vorstellungen äußerer Dinge (wieder den psychol. Idealism.) Handreichung zu thun, die ich aber jetzt nicht weiter verfolgen kann.

II.

Hier haben Sie, würdigster Freund, Etwas für Ihre M. S., was, wie Swifts Tonne, dazu dienen kann, dem beständigen Lärm über einerley Sache eine augenblickliche Diversion zu machen. — Hrn. Rehberg's Abhandlung ist mir nur gestern zu Handen gekommen, bey deren Durchlesung ich fand: daß, für den unendlichen Abstand des Razionalismus vom Empirism (!) der Rechtsbegriffe, die Beandtwortung seiner Einwürfe zu weitläuftig, bey seinem Princip des auf Macht gegründeten Rechts der obersten Gesetzgebung zu gefährlich, und, bey seiner schon entschiedenen Wahl der zu nehmenden Parthey (wie S. 122), vergeblich seyn würde; daß aber ein Mann von 70 Jahren sich mit beschwerlichen, gefährlichen und vergeblichen Arbeiten abgebe, kann ihm billigermaaßen nicht zugemuthet werden. — Hr. Rehberg will den eigentlichen Juristen (der in der Waage der Gerechtigkeit der Schaale der Vernunftgründe noch das Schwerdt zulegt) mit dem Rechtsphilosophen vereinigen, wo es dann nicht fehlen kann, daß jene so gepriesene der Theorie zur Zulänglichkeit (dem Vorgeben nach, aber eigentlich um jener ihre Stelle zu vertreten) so nothwendige Praxis nicht in Praktiken ausschlage. In der That enthält auch eine solche Schrift das Verbot schon in sich dawieder etwas zu sagen. — Das letztere wird vermuthlich in Kurzem seine volle

Kraft erhalten; seitdem die Herrn. **Hermes und Hillmer** im Oberschulcollegio ihre Plätze eingenommen, mithin auf die Universitäten, wie und was daselbst gelehrt werden soll, Einfluß bekommen haben.

Die Abhandlung, die ich Ihnen zunächst zuschicken werde, wird zum Titel haben „Das Ende aller Dinge" *) welche theils kläglich theils lustig zu lesen seyn wird.

Ich bin mit unveränderter Gesinnung

Königsberg, den 10. April 1794. Ihr

ergebenster Freund und Diener

J. Kant.

* * *

Die Unleserlichkeit des Manuscripts hat, wie es scheint, die Correktheit der uns vorliegenden Abschrift trotz aller darauf verwendeten Sorgfalt an wenigen Stellen des ersten Briefs fast bis zur Unverständlichkeit beeinträchtigt. Wir haben jedoch geglaubt uns jeder rectificirenden Conjectur enthalten und die Copie in wortgetreuem Abdrucke wiedergeben zu müssen. **ð**

[Sammlung litthauischer Volkslieder, übersetzt von P. v. Bohlen].

(Fortsetzung.)

26. N. P. P. B. VI. S. 191. Ness. Nro. 369., auch ohne Mel.

Betol asz n'eisu **Nu Mamuzytés,** **Pakol sulauksu** **Noremojo Bernyczo.**	So lang' will ich nicht scheiden Von meinem Mütterlein, Bis mich von hinnen führet Der Herzgeliebte mein.
Jau szimet' eisu **Nu Mamużytés** **Szimet' sulaukiu** **Noremaji Bernytį.**	Ich schied' in diesem Jahre Von meinem Mütterlein, Wenn ich ihn könnt' erwarten, Den Herzgeliebten mein.
Newelij' Gentis, **Ney Gimminużé,** **Nor iszarditi** **Mudweju Meilużé.**	Ach, aber böse Freunde Und der Verwandten Schaar, Die möchten unsre Liebe Vertilgen ganz und gar!

*) Sie ist gedruckt in der Ausgabe von »J. Kants sämmtlichen kleinen Schriften« (Königsberg und Leipzig, 1797), B. III. S. 491 ff.
D. R.

Weikiaus jus suskaityste
Girrôs Médżû Lapélus,
Tikt' niszardyste
Mudwejû Meilûżę.

Weikiaus jus iszsemste
Isz Júrû Wandenêli,
Tikt' n'iszbandyste
Mudwejû Budéli.

Betol ne skirsos
Nu sawo Bernyczo,
Ikkol pargulsu
I jodą Grabéli.

Jau szimet' skirsos
Nu sawo Bernyczo,
Szimet' pargulsu
I jodaji Grabéli.

Paliksu Szimtus,
Paliksu Tùkstanczus,
O ir paliksu
Mylimaji Bernyti.

Néra man gailu
Téczo, Mamùżês;
O man yr' gailu
Mano jauno Bernyczo.

Lydekit Gentis,
Ir wissa Gimminùże,
Atsiżurêkit
Mano skaistaus Weidélio.

Ihr werdet eher zählen
Die Blätter in dem Wald':
Doch unsrer Beider Liebe,
Die tilgt ihr nicht so bald!

Ihr werdet eher trocknen
Das Wasser aus dem Meer:
Doch unsrer Beider Liebe,
Die tilgt ihr nimmermehr!

So lang' will ich nicht scheiden
Vom Herzgeliebten mein,
Bis ich mich niederlege
In meinen Sarg hinein.

Ich scheid' in diesem Jahre
Vom Herzgeliebten mein
Und will mich niederlegen
In meinen Sarg hinein.

Verlassen alle Theuren
Und der Gespielen Schaar,
Verlassen auch den Jüngling,
Der mir der Liebste war.

Um Vater und um Mutter
Will ich nicht traurig sein;
Doch schmerzt es mich, zu lassen
Den Herzgeliebten mein.

Ihr bösen Freunde Alle,
Geleitet mich zur Ruh'
Und schaut auf meine Augen:
Ihr drücktet sie mir zu!

27. Aehnlich bei Rh. 32., Ness. Nro. 12.

Ai iszbeg, iszbeg isz Karklês Kiemo
Du jaunu Sziporoku.
Ai iszmet, iszmet plonus Tinklelus
Budamu widdurelej.
Ai ir pakello szaures Wiejuzis
Su rundina Waltuże.

O es fahren, fahren ab von Karkelns Dorf
Zwei junge Schifferburschen.
O sie werfen, werfen feine Netze aus,
Als Beide auf der Höhe.
O und da erhob sich des Nordens Wind
Wohl mit dem runden Fahrzeug.

Ai Draugs Draugeli Taworczau mano	O Gesell, Gesell, du mein Kamerad,
Lipk Masto Wirszunėlę.	Steig' auf des Mastes Spitze.
Rasse mattysi Kopû Kalneli	Schauest du vielleicht Nehrungs Bergelein
Ir laibases Puszeles?	Mit den schlanken Fichten?
O ir atsake Draugelis mano	Aber sieh'! es sprach der Gefährte mein, An dem Maste schwankend:
Mastelej kyburdamas:	Seh' die Nehrung nicht noch der Nehrung Berg,
Ney mattau Kopû ney Kopû Kalna	
Ney laibaje Puszele	Auch keine schlanke Fichte.
Tikt asz te matezau Mergite sawo	Sehe einzig nur dort mein Mägdelein
Po Kopelu waikczojant.	Hinwandeln auf der Nehrung.
Raudons Wistaitis, zals Keddelaitis,	Roth das Mieder ist, grün das Rökkelein,
Rożems raszits Szursztaitis.	Mit Rosenbort' das Schürzlein.
Ai Draugs Draugeli Taworczau mano	O Gesell, Gesell, du mein Kamerad,
Katrun suksau Waltuze?	Wo lenkst du dein Kahn hin?
Ar muddu suksau ant Rusnes Kiemo	Sollen wir nicht Beid' nach dem Dorfe Ruß
Pri puikiuju Mergycziu?	Zu schönen Mädchen lenken?
Kadjos ir puikios, tikt ne malonos	Sind sie dort auch schön, liebreich sind sie nicht,
Rusnes Kiemo Mergites.	Im Dorfe Ruß die Mägdlein.
Ai Draugs Draugeli Taworczau mano	O Gesell, Gesell, du mein Kamerad,
Katrun suksau Waltuze?	Wo lenkest du den Kahn hin?
Ar muddu suksau ant Karkles Kiemo	Sollen wir nicht Beid' hin nach Karkeln's Dorf,
Pri prastuju Mergycziu?	Zu garst'gen Mädchen lenken?
Kad jos ir prastos tikt jos malonos	Sind sie häßlich dort, liebreich sind sie doch,
Karklės Kiemo Mergytes.	In Karkelns Dorf die Mädchen.
Ai kadasz begau pro Karkles Kiema	O wenn ich geschifft neben Karkelns Dorf:
Kaip pro Rutu Darzeli.	Wie bei dem Rautengarten!
Cze giest Gaidelei cze toj Szunnelei	Hähne krähen dort, Hunde bellen dort,
Cze riloj Mallejużes.	Da singen Müllerinnen.
O kad asz begau pro Lujjos Kiema	Aber wie ich fuhr neben Luja's Dorf:
Kalp pro pusta Laukeli.	Wie bei dem wüsten Felde!
Ney toj Szunnelei, ney giest Gaidelei	Hunde bellen nicht, Hähne krähen nicht
Ney riloj Mallejużes.	Noch singen Müllerinnen.
Ant wieno Rago joda Mergitė,	Sitzt auf einem Horn eine schwarze Magd;
Szaudine Karczemuże.	Von Stroh ist nur das Wirthshaus.

28. Rhesa 79. Neſſ. Nro. 372 und 373, auch ohne Melodie.

Per Berszinělę, Per Puszinělę Ant jodberio Žirgėlio Pas jaunaje Mergéle.	Durchs Birkenwäldchen, Durch grüne Fichten Auf dunkelbraunem Roſſe Zu meinem jungen Mädchen.
O kaip nujojau Wieną Kartéle Radau mano Mergytę Swirnuże blėgay sergant.	Und als geritten Ich eines Males, Da fand ich, ach! mein Mägdlein Schwach krank im Sommerhäuschen.
Labs Ryts, labs Rytas, Mano Mergéle! Důk man baltą Rankéle, Sakyk man nors Žodéli.	Ei guten Morgen, Mein liebes Mädchen! Reich' mir das weiße Händchen Und ſag' mir nur ein Wörtchen.
Isz blykszt Weidélis Ne krut Szirdélis Ne důd baltą Rankélę Ney sakō man Zodéli.	Es bleicht das Wänglein, Nicht ſchlägt das Herzchen, Nicht giebt ſie mir das Händchen, Sagt mir kein einzig Wörtchen.
Darys Brolélei Tawo Grabéle Baltû Liepôs Lentéliû Su zibbanczeis Langéleis.	Die Brüder werden Den Sarg dir machen, Von weißen Lindenbrettern Mit glänzendem Getäfel.
Asz darrydysu Sawo Mergélei Baltos Ůlos Lenteleis Su dėmantais Langéleis.	Ich laß' ihn machen, Mein liebes Mägdlein, Von weißen Marmortafeln Mit diamantnen Schildern.
Asz nuneszdysu Sawo Mergélę Nu jaunojû Berneliû O naži Szilokélei.	Dann laß' ich tragen Mein liebes Mädchen Hinaus von jungen Burſchen Und vielen Schülerknaben.
Lydes man mano Baltą Mergélę Ant żalujû Kappeliû, I Bažnyczôs Sklėpélę.	Daß ſie geleiten Mein weißes Mägdlein Zur grünen Ruheſtätte, Zum kalten Grabgewölbe.

(Fortſetzung folgt.)

[**Todesanzeige.**] Am 7. Februar d. J. endete eine Lungenlähmung in Folge mehrjährigen Leidens das Leben des **Dr. Moritz Ludwig Georg Wichmann,** Privatdocenten der Aſtronomie an der Univerſität, Obſervators und interimiſtiſchen Mit-Direktors der Sternwarte zu Königsberg. Er war geboren am 14. September 1821, ſeine Vaterſtadt Zelle in Hannover. Mathematiſchen und aſtronomiſchen Studien ſich widmend, wurde er Schüler von Gauß und

Bessel. Seinen academischen Cursus, auf der hannöverschen Landes-Universität Göttingen begonnen, setzte er, angezogen gleich so vielen Anderen durch den wissenschaftlichen Ruhm der Königsberger Sternwarte und ihres damals noch an ihr wirkenden Gründers, auf der Albertina (von Michaelis 1843 bis Ostern 1847) fort, seit Ende 1844 als Gehilfe auf der Sternwarte thätig. Nach Vollendung dieser academischen Lehrzeit 1847 von der philosophischen Facultät zum Doctor promovirt, war er seit jenem Jahre als Privatdocent an der Königsberger Hochschule habilitirt und erhielt 1850 die bis dahin von Dr. Busch (dem zu Bessels Nachfolger Erwählten) bekleidete Observatorstelle an der Sternwarte, zu deren Mitdirigenten er nach Busch's Tode (im Herbste des Jahres 1855) provisorisch befördert ward. Schon aber hatte ein qualvolles und tiefgewurzeltes Brustleiden, bis zur Unheilbarkeit ausgebildet in dem rauhen und aufreibenden Klima Ostpreußens und unter den erschöpfenden Anstrengungen seines Berufes, der mehr als jede andere wissenschaftliche Thätigkeit die Rüstigkeit des Körpers verlangt, der wissenschaftlichen und praktischen Wirksamkeit des strebenden, durch die brechende Hülle gelähmten Geistes in trauriger Weise ein unüberwindliches Hemmniß entgegengesetzt. Vergebens hatte er durch einen längern Aufenthalt in Italien (1854 — 55) unter einem mildern Himmel Linderung und Heilung gesucht. Dem ohne Rettung fortschreitenden Uebel in der vollen Blüthe des Mannesalters erlegen, ward der Dahingeschiedene am 11. Februar auf dem Neuroßgärtner Friedhofe in die Gruft gesenkt, welche Angesichts der Sternwarte ihm bereitet war, inmitten eines Kreises von vorangegangenen, wie er frühverblichenen Berufsgenossen — alle Schüler und Gehilfen eines großen Meisters, — deren Gräberkranz sich melancholisch um die Todtenurne des unsterblichen Bessel schlingt*).

ð.

*) Eine in populär-wissenschaftlichem Tone gehaltene Abhandlung von Wichmann's Hand: „Ueber die bevorstehende Sonnenfinsterniß am 15. März 1858" findet sich in diesen Blättern 3. F. I, 178 ff.; die Vollendung einer zweiten: „Ueber den Kometen von 1858 und die Kometen überhaupt", welche er auf unsere specielle Bitte (um einem von Lesern dieser Zeitschrift mehrfach ausgesprochenen Wunsche zu genügen) mit gewohnter Freundlichkeit in nahe Aussicht gestellt, hat der Tod verhindert. — Wir bemerken schließlich, daß von einem auswärtigen Freunde des Verstorbenen eine biographische Skizze nebst Würdigung seiner schriftstellerischen Arbeiten binnen Kurzem im Druck erscheinen wird.

D. R.

III. Bücherschau.

Die höheren Cryptogamen Preußens. Ein Beitrag zur Flora der Provinz, von Hugo v. Klinggräff, Dr. med Königsberg. Verlag von Willhelm Koch. 1858. 8.

Die Cryptogamen Preußens hatten die Hauptwerke über dessen Flora, von Meier und Patze, sowie von W. v. Klinggräff ausgeschlossen, nur die Chloris borussica von Hagen hatte die Farren, Schachtelhalme und Bärlappe berücksichtigt. Derselbe Verfasser hatte früher die Flechten in einer besondern Monographie, Lichenes Prussiae behandelt. Für Laub- und Lebermoose, wie für Pilze und Algen fehlte bis dahin jede Aufzählung. Auch der Verfasser des in der Ueberschrift bezeichneten Werkes umfaßt in demselben nicht alle Gruppen der Cryptogamen; er verzeichnet in demselben nur die Laub- und Lebermoose nebst den Farren und überläßt die Bearbeitung der Algen, Pilzen und Flechten, an Zahl der Arten wohl den umfangreichsten Theil, künftigen Forschern.

Die Beschränkung seiner Arbeit auf die höhern Crptogamen, die der Verfasser als selbstständige Klasse des Pflanzenreiches, charakterisirt durch den Generationswechsel, nach dem Vorbilde neuer Forscher aufgefäßt wissen will, begründet er durch den triftigen Grund, daß nur diese Abtheilung der Vorwurf seiner mehrjährigen Studien gewesen ist. Die Benutzer seines Werkes, das einem längst und vielseitig gefühlten Bedürfnisse für die Freunde unser einheimischen Flora abhilft, werden ihm auch für diese theilweise Bearbeitung der Cryptogamen Preußens Dank wissen und eine selbstständige und auf Autopsie begründete Bearbeitung dieser drei Pflanzenfamilien vorfinden, so wie keine aus benachbarten Floren entlehnte Pflanze aufgenommen finden, als dürfte dieselbe auch in der Provinz Preußen ihre Heimath haben.

Wenn der Verfasser auch gewissenhaft in der Vorrede alle Freunde und Hülfsmittel aufgezählt, die ihm bei seiner Bearbeitung hülfreiche

Hand geboten haben, so wird unter den Kennern der einheimischen Flora über die ehrenvolle Selbstständigkeit seiner Arbeit kein Zweifel sein. Selbst das Provinzialherbarium der Provinz im botanischen Garten zu Königsberg ist in Betreff dieses Theiles der Flora höchst dürftig, und war der Vorstand desselben, der kürzlich verstorbene Professor Meier, überhaupt der Cryptogamie, mit Ausnahme der Flechten, fremd und nach Herausgabe der Flora der Phanerogamen Preußens ausschließlich der historischen Botanik zugewandt.

Dr. Kleeberg.

Zeitschrift für die Geschichte und Alterthumskunde Ermlands. Im Namen des historischen Vereins für Ermland herausgegeben vom Domcapitular Dr. Eichhorn. Hf. 1. Mainz, 1858; Verlag von Franz Kirchheim. 8. geh. —

Hiezu: Monumenta historiae Warmiensis. I. Abth.: Codex diplomaticus Warmiensis, oder Regesten und Urkunden zur Geschichte Ermlands. Gesammelt und auf Veranlassung des historischen Vereins für Ermland herausg. von C. P. Wölky, Domvicar in Frauenburg, und J. M. Saage, Sekretair und Archivar bei der bischöfl. ermländischen Curie. Lief. 1. Mainz, 1858; Verlag von Franz Kirchheim. 8. geh. —

Nicht gewohnt, aus mißverstandener Pietät gegen die Heimath allen wissenschaftlichen oder künstlerischen Erzeugnissen unserer Provinzial-Literatur bloß deshalb eine gewisse Anerkennung entgegenzutragen, weil sie einheimische Schöpfungen sind, walten wir des kritischen Amtes mit um so größerer Freude und nicht ohne ein Gefühl vaterländischen Stolzes, wenn, wie in dem vorliegenden Falle, Leistungen, deren Trefflichkeit uns zu verdienter Anerkennung nöthigt, gleichzeitig Geistesblüthen unseres heimathlichen Bodens sind. Wir nehmen keinen Anstand, das in der Ueberschrift bezeichnete Werk — so weit es eben vorliegt — in die Reihe derer zu setzen, welche der provinzielle Patriotismus mit Genugthuung aufweisen darf, wenn, wie in neueren Tagen hie und da zu geschehen pflegt, unserer provinziellen Literatur der Mangel der Productivität, unserer Provinz überhaupt der Mangel geistiger Regsamkeit vorgehalten wird. Wir begrüßen in dieser literarischen Unternehmung ein um so erfreulicheres Zeichen wissenschaft-

lichen Lebens in unserer Heimath, als sie lediglich aus Privatmitteln und zwar durch Association ins Werk gesetzt ist.

Der historische Verein für Ermland (dessen Entstehung und Statuten die obige Zeitschrift S. 1. ff. mittheilt und dessen definitive Constituirung in den Juli des Jahres 1857 fällt) verdankt die erste Anregung einem Kreise wissenschaftlicher Capacitäten des Ermlandes (Domcapitular Dr. Eichhorn, bischöfl. Secretair Saage, Domvicar Wölky zu Frauenburg, Prof. Dr. Beckmann, Oberlehrer Dr. Bender, Prof. Lic. Thiel, Prof. Dr. Watterich in Braunsberg), alle mehr oder weniger durch schriftstellerische Arbeiten auf dem Felde vaterländischer Geschichtsforschung bekannt. Er bezweckt (nach §. 1 der Statuten) „die Erforschung der Geschichte und Alterthümer Ermlands, sowohl in bürgerlicher als in kirchlicher Beziehung, bewegt sich aber hiebei auf rein wissenschaftlichem Boden.“ Die Vereinsmitglieder (welche das S. 9 aufgeführte Verzeichniß auf 370 angiebt) zerfallen in ordentliche und Ehrenmitglieder (gegenwärtig 5). „An der Spitze des Ganzen befindet sich ein Vorstand, zu welchem die Stifter des Vereins und Alle gehören, welche dieselben durch Mehrheits-Beschluß sich zugesellen“ (§. 5). „Die Geschäfte des Vereins leitet der vom Vorstande aus seiner Mitte gewählte Ausschuß, welcher aus dem Präsidenten, dem Schriftführer, dem Bibliothekar und dem Rendanten besteht“ (§. 6). *) Die ordentlichen Sitzungen des Vorstandes sollen alle 3 Monate stattfinden. Ihren Concentrationspunkt sucht die praktische Thätigkeit des Vereins in der Herausgabe jener historischen Zeitschrift, welche, wie die mit ihr verbundenen Monumenta hist. Warm., in zwanglosen Jahresheften erscheinen wird, von denen je 3 einen Band bilden. Als Nebenzwecke verfolgt der Verein u. A. die allmälige Anlage einer Bibliothek und eines Münzcabinets.

Durch Gründung eines derartigen Vereins ist endlich Hoffnung gegeben zur Ausfüllung einer sehr fühlbaren Lücke in der historischen Literatur unserer Provinz. Die Specialgeschichte Ermlands gewährt der quellenmäßigen Forschung und Bearbeitung ein noch lange nicht erschöpftes, ja zum großen Theile noch völlig unberührtes Material, dessen Interesse noch erhöht wird durch den eigenthümlichen Lokal-Charakter dieser Landschaft, der in seiner individuellen Färbung von dem

*) Präsident ist zur Zeit Domcap. Dr. Eichhorn, Schriftführer Professor Thiel, Bibliothekar Professor Beckmann, Rendant Domvicar Wölky.

Hintergrunde unseres provinziellen Lebens und unserer provinziellen Geschichte sich abhebt. „Ermland war bekanntlich eins der vier Bisthümer des Preußischen Ordensstaates, führte aber nach der eigenthümlichen Organisation jener Zeit in seinem bischöflichen Drittel ein gesondertes Staatsleben. Demzufolge bietet dasselbe einerseits als ein Deutsches geistliches Fürstenthum an dieser äußersten Ostgrenze des großen Vaterlandes, andererseits in seinem Verhältniß zum Deutschen Orden und später zu Polen ein besonderes Interesse." *) Zu dem Reichthum des vorhandenen handschriftlichen Materials für die ermländische Geschichte stand aber die auffallende Dürftigkeit ihrer Bearbeitung in grellem Contraste. Wohl kein Zweig unserer vaterländischen Geschichtsschreibung hat Jahrhunderte hindurch einer so geringen Pflege sich zu erfreuen gehabt als eben die ermländische. Außer den unzureichenden, kritiklosen und partheiischen Arbeiten eines Plastwig, Treter und Leo existirt bis auf unsere Tage keine irgend nennenswerthe; seit acht Menschenaltern schien der Quell historischer Forschung auf diesem Boden beinahe versiegt. Es ist das Verdienst eines der Stifter des „historischen Vereins für Ermland," in jüngster Zeit das Interesse für die ältere Geschichte dieses Landes wieder angeregt und die reichen, so lange todt daliegenden Schätze der beiden Archive zu Frauenburg (des bischöflichen und des domcapitularischen) in erfolgreicher Weise in Erinnerung gebracht zu haben. Wir meinen Eichhorn durch sein Buch: „Der ermländische Bischof und Cardinal Stanislaus Hosius" (2 Bde.; Mainz, 1854; 8.). **) Die Bahn ist gebrochen und schon eine kleine Zahl kürzerer Monographien ***) von ermländischen Historikern dem größeren Werke gefolgt.

Da es jedoch vor Allem nothwendig wird, mit umfassenderen Kräften ans Werk zu gehen, so hat die Hauptaufgabe in Durchmusterung, Sichtung und Verarbeitung der archivalischen Materialien der

*) Thiel: Historischer Verein für Ermland (in der obigen Zeitschrift Seite 1).

**) Vergl. N. P. P.-B. a. F. VII, 165.

***) Die letzterschienene: **De capituli cathedralis Varmiensis primordiis** von Prof. Thiel ist in dem Lections-Cataloge des **Lycei Hosiani** (1858 Sommersemester) enthalten. Wir bedauern, daß der beschränkte Raum dieser Zeitschrift uns nicht gestattet, anders als im Vorübergehen auf diese fleißige und gründliche Arbeit aufmerksam zu machen, welche bei dieser Gelegenheit den Freunden ermländischer Geschichte bestens empfohlen sei.

durch jene Vorläuferarbeiten ins Dasein gerufene Verein zu erfüllen, welcher durch das Erscheinen der vorliegenden Hefte sein erstes Lebenszeichen gegeben hat.

Und dies erste Lebenszeichen berechtigt uns wohl zu gegründeten Hoffnungen auf die Lebensdauer und den Erfolg des Unternehmens. Die Frucht mehrjähriger Arbeit, in den Aufsätzen der Zeitschrift und dem Codex Diplomat. Warm. niedergelegt, giebt im Großen und Ganzen rühmliches Zeugniß von einer emsigen und gründlichen Forschung, einer scharfsinnigen historischen Kritik, einem ausdauernden und umfassenden Sammlerfleiße. Die unpartheiische, vorurtheilslose Behandlung des Stoffes, unabhängig von jedem confessionellen Standpunkte, verdient volle Anerkennung. Richten und mäkeln wir daher nicht, wenn im Einzelnen die Kühnheit historischer Combinationen oder sprachlicher Conjecturen wohl hie und da ein Bedenken erregt. Mit dem lebhaften Bedauern, daß der diesen Zeilen karg bemessene Raum weder eine eingehende Kritik noch ein ausführliches Referat über den Inhalt der einzelnen Abhandlungen gestattet, begnügen wir uns hier mit deren einfacher Aufzählung. Die Zeitschrift bringt an ihrer Spitze einen einleitenden Artikel: „Historischer Verein für Ermland" von Prof. Lic. Thiel. Hieran schließen sich zwei historische Aufsätze (welche wir einer spätern umfassendern Relation zu unterbreiten gedenken): „Ueber die vorgeschichtliche Zeit und den Namen Ermlands" vom Oberlehrer Dr. Bender und „Die Grenzen des ermländischen Bisthumssprengels seit dem XIII. Jahrhundert" vom Bischöflichen Secretair Saage. Die nun folgende größere Abhandlung: „Geschichte der ermländischen Bischofswahlen, mit möglichster Berücksichtigung der ihnen zum Grunde gelegenen Rechtsverhältnisse, zugleich eine chronologische Grundlage für die Geschichte der Bischöfe Ermlands" vom Domcapitular Dr. Eichhorn behandelt in diesem Hefte erst die Periode von der Gründung des Bisthums bis zum Vertrage von Piotrkow 1243 — 1512. Die letzte Arbeit hat eine kritische Aufgabe: „Der im geheimen Archiv des Domcapitels zu Frauenburg in Schiebl. S. Nr. 1 befindliche Codex, kritisch untersucht" vom Domcapitular Dr. Eichhorn. Das Manuscript ohne Titel ist nach des Verf. scharfsinnigem Raisonnement ein Liber memorialium, welches die älteren Capitels-Acten zwischen 1384 und 1486 enthält, deren Sammlung ins 16. Jahr-

hundert fällt und deren Sammler Tiedemann Giese ist. Dieser an sich nicht unwichtige Fund erhält eine noch größere Bedeutung für die Historiographie Ermlands durch ein in dem Codex befindliches Manuscript, welches einen Beitrag zur Geschichte der ermländischen Diöcese in den Jahren 1355 — 1462 liefert. Die Entstehung dieser „Denkschrift" setzt Eichhorn in das Jahr 1463 und glaubt hieraus, wie aus der schwerfälligen Latinität und vor Allem aus der ordensfeindlichen Tendenz des Schriftstückes auf den Autor schließen zu dürfen, als welchen er mit wohl motivirter Hypothese Niemanden anders als den zeitgenössischen Johann Plastwig († 1461) bezeichnet, eine Vermuthung, die durch die Uebereinstimmung des Codex mit dem chronicon de vitis episcoporum Varmiensium beinahe zur Gewißheit erhoben wird.

Der Codex diplomaticus Warmiensis, von den Herausgebern mit gleicher Liebe wie die Zeitschrift gepflegt, steht der Letztern würdig zur Seite. Die Regesta umfassen 121 Nummern, Excerpte aus Urkunden aus den Jahren 1231 bis 1278. Das Urkundenbuch bringt zum größten Theil bisher ungedruckte Diplomata, deren handschriftliche Originale, Copien oder Transsumpte in den Archiven zu Frauenburg, Königsberg, Elbing, Thorn aufbewahrt sind. Nur wenige, schon früher (in Voigt's Cod. dipl. Pruss. oder anderen Urkundensammlungen, auch in den Prov.-Blättern) abgedruckte haben der Vollständigkeit und ihres innern Werthes halber auch hier Aufnahme gefunden. Das 12 Bogen starke Heft liefert ein neues und reichhaltiges Material nicht bloß der ermländischen sondern der preußischen Geschichtsforschung überhaupt. Die chronologische Anordnung erleichtert die Uebersicht, der Druck ist im Allgemeinen von großer Correktheit, die ganze Ausstattung des Werkes überhaupt macht unserer einheimischen Officin (Universitäts-Buch- und Steindruckerei von E. J. Dalkowski in Königsberg) Ehre.

Wir dürfen somit hoffen, daß dies erste und zufriedenstellende Debut dem Unternehmen bald neue Freunde in der Provinz, eine bedeutsame Stellung in der historischen Literatur überhaupt, dem Vereine neue Mitglieder, den thätigen und verdienstvollen Herausgebern neue Arbeitskräfte erwerben und daß die Schlußworte des Vorberichtes: „Wo nur der Schacht erst gesenkt und das Lager von Edelmetall zugänglich gemacht, da wird es nimmer an Bergleuten fehlen," auch hier ihre Geltung behauptet werden. ŏ

Bücher-Catalog (1858).

(Schluß).

Beesel, M.: Der Lebensmagnetismus, oder Verbindung der schwingend gehaltenen Geister- und Lebenskräfte mit den Schwingungen und Strömungen des Aethers 2c. gr. 8. Danzig. Homan. In Comm. 25 Sgr.

Brandstäter, F. A.: **De vocabulis graecis, maxime paronymis, in — ύτης locus alter, qui est de significationibus.** gr. 4. Danzig. Weber. 10 Sgr.

Eichhorn, A.: Zeitschrift für die Geschichte und Alterthumskunde Ermlands. Im Namen des historischen Vereins für Ermland herausg. 1. Heft. Hiezu: **Monumenta historiae Warmiensis. I.** Abth.: **Codex diplomaticus Warmiensis,** oder Urkunden zur Geschichte Ermlands. Gesammelt und auf Veranlassung des historischen Vereins für Ermland herausgegeben. 1. Lief. 8. Mainz. Kirchheim. 2 Thlr. 10 Sgr.

Eisenbahnbrücken, die, bei Dirschau und Marienburg. Mit beschreibendem Text. gr. Fol. Königsberg. Nürmberger. 5 Sgr.

Ellendt, J. E.: Materialien zum Uebersetzen aus dem Lateinischen ins Deutsche für mittlere Klassen deutscher Gymnasien. 2. Aufl.*) 8. Königsberg. Gebr. Bornträger. 21 Sgr.

Engelhard, Fr. G.: **Gymnasii Gedanensis sacra saecularia tertia diebus XIII. XIV. XV. m. Junii a. MDCCCLVIII. rite celebranda indicit.** gr. 4. Danzig. Saunier. 3 Thlr.

Erinnerungsblatt der 300 jährigen Jubelfeier des Gymnasiums zu Danzig (13. Juni 1858). Fol. Danzig. Flotwell. 2 Thlr.

Förstemann, E.: Altdeutsches namenbuch. II. Bd.**): Ortsnamen. 5 — 8 Lief. gr. 4. Nordhausen. Förstemann. à 1 Thlr.

Goltz, B.: Der Mensch und die Leute. Zur Charakteristik der barbarischen und der civilisirten Nationen. gr. 8. Berlin. Dunker. 3 Thlr. 10 Sgr.

Gottschalk, F.: Preußische Geschichte. 2 Thle. 2. Aufl. ***) gr. 8. Berlin. Ehle. 1 Thlr. 10 Sgr.

*) Die erste erschien 1842.

**) B. I. ist 1854 erschienen.

***) Die erste ist 1813 herausgegeben.

Gottschalk, F.: Die Feldzüge Friedrich des Großen im 7jährigen Kriege. 2. Aufl. gr. 8. Leipzig. Violet. 2 Thlr.

Gottschall, R.: Carlo Zeno. Eine Dichtung. 2. Aufl. 16. Breslau. Trewendt. 2 Thlr. 7½ Sgr.

— Blütenkranz neuer deutscher Dichtung. 3. Aufl. 16. Breslau. Trewendt. 2 Thlr.

Greth, J.: Die malerischen Umgebungen von Danzig. 2. Lief. qu. gr. 4. Danzig. Bertling. 8 Sgr.

Haffer, W.: Wiesenkunde. I. Th.: Die Cultur der Wiesen und Moore. gr. 8. Berlin. Besser. 2 Thlr. 20 Sgr.

Hartmann, J. G.: Ueber die vortheilhafte Benutzung des Gaslichts. 8. Königsberg. Bon. 4 Sgr.

Hendewerk, K. L.: Herbart und die Bibel. Mittheilungen und Andeutungen. 1. Hf. gr. 8. Königsberg. Koch. 20 Sgr.

Herbst, C.: Lectionum Venusinarum particula II. 4. Danzig. Anhuth. In Comm. 10 Sgr.

Jacobi, J.: Die Grundsätze der Preußischen Demokratie. 8. Berlin. Dunker. 2½ Sgr.

Jahrbücher, Königsberger, medizinische, herausgegeben von dem Verein für wissenschaftliche Heilkunde zu Königsberg. Bd. I. Hft. 1 und 2. gr. 8. Königsberg. Gräfe & Unzer. pro cplt. 2 Thlr.

Kersandt, C. L.: Die in den Jahren 1854 bis 1856 in der Königlichen Strafanstalt zu Rhein bei der Beschäftigung der Sträflinge im Freien gewonnenen Resultate und deren Ursachen. gr. 8. Königsberg. Theile. In Comm. 15 Sgr.

v. Klinggräff, H.: Die höheren Cryptogamen Preußens. Ein Beitrag zur Flora der Provinz. gr. 8. Königsberg. Koch. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Lämmer, H.: Die vortridentinisch-katholische Theologie des Reformations-Zeitalters aus den Quellen dargestellt. 8. Berlin. Schlawitz. 1 Thlr. 25 Sgr.

Lehmann, A.: Ost- und Westpreußischer Musen-Almanach für 1858. Im Namen des Altpreußischen Dichtervereins herausgegeben. 8. Königsberg. Nürmberger. 1 Thlr.

Löffler, Fr. B.: Das Preußische Physikats-Examen. Repertorium für Civil- und Militair-Aerzte. gr. 8. Berlin. Enslin. 1 Thlr. 10 Sgr.

Loreï, C. G.: **Flora Prussica.** 3. Aufl. *) 2. Ausg. Königsberg. Selbstverlag. 12 Thlr. halbcolorirt 16 Thlr. ganz color. 24 Thlr.

Meyhöfer: Zur Reform des preußischen Hypotheken-Wesens. Eine Beleuchtung der in der Sitzungsperiode des Landtags vom Jahre 1857 von einer Kommission des Herrenhauses aufgestellten Verbesserungs-Anträge, verbunden mit eigenen Vorschlägen zur Aenderung des Hypothekenwesens nebst angehängtem Gesetzentwurfe. 8. Berlin. Heymann. 6 Sgr.

Muther, Th.: Der Reformationsjurist D. Hieronymus Schürpf. Ein Vortrag gehalten im April 1858 zu Königsberg. 8. Erlangen. Deichert. 6 Sgr.

Nesselmann, N.: Buch der Predigten oder 100 Predigten und Reden aus den verschiedenen Zeiten, Ländern und Confessionen, zu einem Jahrgange geordnet rc. gr. 8. Elbing. Neumann-Hartmann. 2 Thlr. 20 Sgr.

Ohlert, H: Leopold v. F. Nebst einem Vorwort von W. Böhmer. 8. Danzig. Homann. In Comm. 10 Sgr.

v. Polenz, G.: George von Polentz, der erste evangelische Bischof. 8. Halle. Fricke. 12 Sgr.

Preuße, der redliche. Ein Kalender auf das Jahr 1859. 8. Mohrungen. Rautenberg. 10 Sgr.
— gr. 16. ebend. 8 Sgr.
— gr. 16. (kleinere Ausgabe) ebend. 5 Sgr.

Reinhard, C. Th.: Vierstimmiges Choralbuch für die evangelischen Kirchen der Provinz Preußen herausgegeben von W. G. Jenssen. 2. verbess. und mit einem Anhange versehene Aufl., bearbeitet von H. Pätzold, Königl. Musikdirektor. qu. 4. Königsberg. Koch. 1 Thlr. 25 Sgr.

Sämann, C. H.: Choralbuch für die evangelischen Kirchen Preußens, vierstimmig ausgearbeitet. qu. 4. Leipzig. Breitkopf & Härtel. 3 Thlr.

v. Schachtmeyer, F.: Die Schlacht bei Preußisch-Eylau und das Gefecht bei Waltersdorf im Jahre 1807, sowie meine Theilnahme bei beiden Actionen. gr. 8. Berlin. Geelhaar. In Comm. 17½ Sgr.

*) Die erste ist 1848 erschienen.

Sanio, Fr. D.: Zur Geschichte der römischen Rechtswissenschaft. Ein Prolegomenon. gr. 8. Königsb. Gebr. Bornträger. 20 Sgr.

Schmidt, J.: Geschichte der deutschen Literatur seit Lessings Tod. 3 Bde. 4. Aufl.*) 8. Leipzig. Herbig. 6 Thlr. 24 Sgr.

— Geschichte der französischen Literatur seit der Revolution 1789. 2 Bde. 8. Leipzig. Herbig. 5 Thlr. 18 Sgr.

Sternfeld, Th.: Arbaces. Drama in sechs Abtheilungen. 8. Königsberg. Schubert & Seidel. 20 Sgr.

Volkskalender, Danziger für 1859. 8. Danzig. Bertling. 12½ Sgr.

Vorschule zu den lateinischen Klassikern. Eine Zusammenstellung von Lern- und Uebungsstoff für die erste und mittlere Stufe des Unterrichts. Theil I.: Formenlehre und Lesestücke. 6. Aufl. 10 Sgr. Theil II.: Satzlehre und Lesestücke. 4. Aufl. 15 Sgr. 8. Elbing. Neumann-Hartmann.

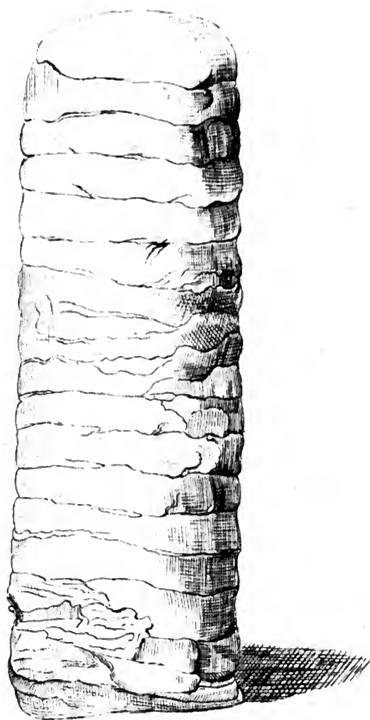
Wald, H.: Gerichtliche Medizin. Ein Handbuch für Gerichtsärzte und Juristen zum Theil auf Grundlage von A. S. Taylor's Medical-Jurisprudence bearbeitet. 2 Bde. 8. Leipzig. Voss. 3 Thlr.

Walter, W. E.: Anleitung, Wegebaumpflanzungen sicher auszuführen und zu schützen. 8. Königsberg. Gräfe & Unzer. 3 Sgr.

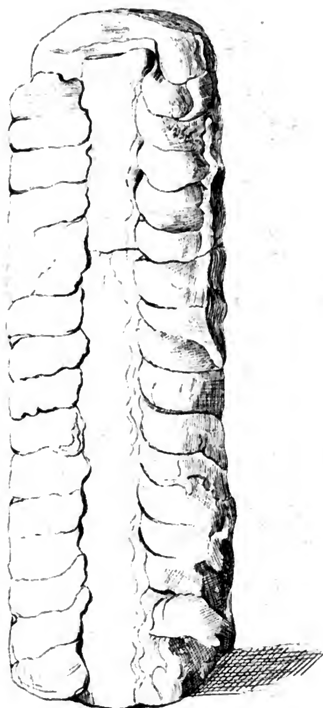
Wahlbewegung, die Königsberger. Ein Wort zur Aufklärung über unsere politischen Parteien. Von einem Urwähler. 8. Königsberg. Gruber & Longrien. 3 Sgr. ♁

*) Die erste erschien 1854.

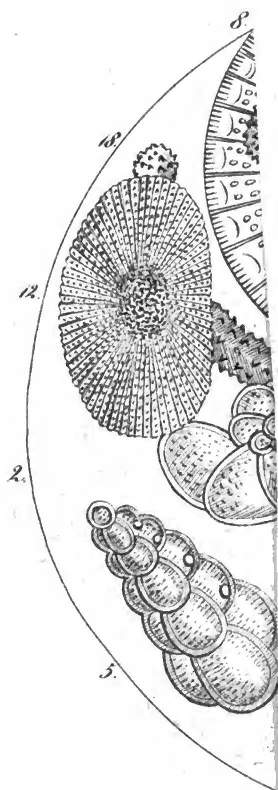




a.



b.


8.
18.
12.
2.
5.



Briefkasten.

In den nächsten Heften kommen zum Abdrucke:

Abhandlungen:

1) Nachricht über die livländische Chronik des Herman von Wartberge (—1378). Von Dr. E. Strehlke.
2) Von Ribben nach Cranz. Von J. Schumann.
3) Die Hexenprozesse der beiden Städte Braunsberg, nach den Criminalacten des braunsberger Archivs. Von Dr. J. A. Lilienthal. (Fortsetzung).
4) Die Vereine in Königsberg. (Weiblicher Verein für Armen- und Krankenpflege, Alterthumsgesellschaft Prussia, landwirthschaftlicher Central-Verein für Ostpreußen, polytechnische Gesellschaft, Gewerbe-Verein, Prämien-Verein zur Belohnung und Versorgung armer weiblicher Dienstboten, Provinzial-Verein für Blinden-Unterricht rc.) Von K. H. Bartisius.
5) Beiträge zur Geschichte der Stadt Elbing in den Jahren 1840 bis 1848. (Fortsetzung.)
6) Gustav Adolph und die preußische Regierung i. J. 1626. Nach den auf dem Geh. Archiv zu Königsberg vorhandenen urkundlichen Materialien. Von Dr. Carl Lohmeyer.

Mittheilungen:

1) Volkssagen von den „Schloßbergen" im Jura-Gebiete. Von E. Gisevius. (Schluß).
2) Sammlung litthauischer Volkslieder, übersetzt von P. v. Bohlen. (Fortsetzung).



Inhalt.

Seite

Angelegenheit der Gesellschaft Prussia.

801. De retibus mirabilibus Dissertatio inauguralis anatomico-physiologica auctore Adolpho Barth. Mit einer Kupfertafel. 4°. Berlin. 1837.

Durch oben stehende Nummer ist die Büchersammlung der Prussia, die zum größern Theil aus Geschenken besteht und die kleinsten Gelegenheitsschriften gern aufnimmt, neuerlichst vermehrt worden.

Der neuen Preußischen
Provinzial-Blätter
dritte Folge.

Zum Besten
der Anstalt zur Rettung verwahrloseter Kinder

herausgegeben
von
A. v. Hasenkamp.

(Ausgegeben am 24. März.)

Band III. (LXI.) Heft 3.

Königsberg, 1859.
In Commission von Th. Theile's Buchhandlung
(Ferd. Beyer).

Druck der Universitäts-Buch- und Steindruckerei von E. J. Dalkowski.

Man lese die innere Seite des Umschlags.

April- und Maiheft werden combinirt als Doppelheft ausgegeben werden.

Die neuen Preußischen Provinzial-Blätter, deren Jahrgang aus zwei Bänden oder zwölf Heften besteht, werden von der Redaction für den Pränumerations-Preis von jährlich **zwei Thaler an die Königsberger**, von **drei Thaler an die auswärtigen Abonnenten** durch **Th. Theile's Buchhandlung (Ferd. Beyer)** franco geliefert. Auch nehmen die Königl. Postanstalten Bestellungen an, gegen Entrichtung der gesetzmäßigen Provision von 25 pCt.

In Beziehung auf die Anschaffung der Blätter durch die Kirchen wird bemerkt, daß diejenigen Kirchen-Aerarien, deren Extraordinarium eine solche Ausgabe gestattet, dazu keiner Genehmigung bedürfen. (A. L. R. Theil 2. Titel 2. §. 686 und 687 und Rescript der Königl. Regierung zu Königsberg am 3. März 1835).

Da die der Zeitschrift bis Januar 1859 gewährte Portofreiheit nunmehr aufgehört hat, so erbitten wir Briefe, Manuscripte u. s. w. franco einzusenden unter der Adresse:

An die Redaction der Neuen Preuß. Prov.-Blätter zu Händen des Dr. v. Hasenkamp

zu

Königsberg.

Um hiebei manchen irrigen Annahmen zu begegnen, wird bemerkt, daß der auf dem Titel genannte Herausgeber an dem Geschäftlichen, soweit es sich auf die Gewinnung neuer Abonnenten u. s. w. bezieht, durchaus keinen Theil nimmt, sondern derartige Mittheilungen zu richten sind an die Th. Theile'sche Buchhandlung in Königsberg.

Die Redactions-Commission.

Ein vollständiges Exempl. der N. P. P.-B. I. u. II. Folge (24 B.) kostet 6 Thaler.

Ein vollständiges Exempl. der N. P. P.-B. jede einzelne Folge (12 B.) kostet 4 Thaler.

Ein einzelner Band der I. oder II. Folge kostet 15 Sgr.

Ein einzelnes Heft kostet 6 Silbergroschen.

Ein Exempl. der Abbildung der bei Tannenberg eroberten Ordensfahnen kostet 5 Sgr.

Die Redactions-Commission.

I. Abhandlungen.

Nachricht über die livländische Chronik des Hermann von Wartberge
(— 1378).

Die livländische Geschichtschreibung hatte bisher, nach ihren frühen und trefflichen Anfängen in Heinrich dem Letten (— 1227) und der Reimchronik (— 1290), wenn man von den wenigen Zeilen der „kleinen Dünamünder Chronik" (— 1348) absieht, erst wiederum vom Ende des XVI. Jahrhunderts an (Balthasar Rüssow 1577) Repräsentanten aufzuweisen, aus welchen sich nur eine trübe Kunde über den größten Theil der dazwischen liegenden Zeiten schöpfen läßt. Sichrere Berichte boten dafür außer den Urkunden die lübischen Chroniken, wie Albrecht von Bardewick und Detmar; besonders aber die preußischen.

Bereits im vorjährigen Februarhefte der N. P. P. B. (1858. I. 139.) gab ich beiläufig die Kunde, daß sich in der Bibliothek des Danziger Rathsarchivs handschriftlich ein Werk vorfinde, welches eine höchst erwünschte Ergänzung innerhalb jener Lücke bilde, die livländische Chronik Hermanns von Wartberge, Kaplans des Meisters von Livland, bis zum Jahre 1378 herabgehend. Insofern jeder Gewinn für die Geschichte des Deutschordens in Livland meist auch zugleich ein solcher für die Preußens ist, insofern außerdem auch manche unmittelbare Beziehungen auf dieses Land in dem neugefundenen Werke vorkommen, dürfte dasselbe schon darum in unserer Provinz willkommen geheißen werden; indeß macht noch ein anderes Moment es für uns wichtig, nämlich der Umstand, daß diese Chronik, von späte-

ren preußischen Autoren benutzt, bis dahin unerklärte Bezüge und Verwandtschaften unter ihnen erläutert.

Den Band der Danziger Archivbibliothek, in welchem Hermann's von Wartberge Werk die ersten dreißig Blätter einnimmt (quarto Ll. 1.), beschrieb ich a. a. O. S. 140 ff. Er ist eine, wie es scheint, im zweiten Viertel des XVI. Jhdts. von einem Preußen gemachte Sammlung von allerlei auf die Geschichte des D. O. und Preußens, sowie Livlands bezüglichen Actenstücken und historischen Werken.

Was den Namen und die Person unseres Chronisten betrifft, so sind wir auf das Werk selbst, besonders aber auf die durchaus glaubwürdigen Bemerkungen jenes alten Geschichtsfreundes angewiesen. Die Ueberschrift lautet (p. 1.): „Conscripta fuit ante multos annos hec chronica per fratrem Hermannum de Wartberge, capellanum magistri per Livoniam." — Unter den Marginalien, welche meist nur in Zahlen, einzelnen aus dem Texte hervorgehobenen Namen, und wo von Preußen die Rede ist, einem „Prutenica", dann aber auch (zu 1366, p. 18.) einem „risum contine lector", (zu 1366 p. 18 b) einem „suspectus es", weiter einem „quod falsum", einem „quod omnino falsum est" u.s.w. bestehen, befindet sich p. 18 folgende: „Autor commendat se ipsum." Der Autor erzählt nämlich, daß bei den Vergleichsverhandlungen des Erzbischofs von Riga Bromold von Vifshusen, mit dem H. M. und dem Meister in Livland zu Danzig 1366 der erstere von dem letzteren den Besitz von Riga, den Lehnseid u. s. w., seine Auseinandersetzung von Pflanzung des Christenthumes in Livland an beginnend, gefordert habe; ferner daß des Erzbischofes Bruder, Bischof Johannes von Dorpat, in sehr gehässiger und hochfahrender Weise gleichfalls viele Ansprüche gegen den D.O. in Livland, an dessen Meister, (s. 1364) Wilhelm von Vrimersheim, zugegen war, erhoben habe. „Frater autem Hermannus, capellanus magistri, ad omnia obiecta et impetita de se nihil presumens, sed ex bonitate Dei sufficienter respondit." —

Diesen Angaben über den Verfasser widerspricht nicht nur nichts in dem Werke, sondern sie erhalten vielmehr durch dasselbe ihre Bestätigung. Die benutzten Urkunden des landmeisterlichen Archives *) waren dem Caplane des Landmeisters jedenfalls vor Allen zugänglich. 1372 (p. 24.), wo er von Wilhelm von Vrimersheim und

*) S. u. p. 143.

dessen Umgebung in der ersten Person des Plural spricht, hatte er seinen Herrn auf das Capitel nach Marienburg (10. October) begleitet. Er reist mit ihm über die kurische Nehrung heim und ist den 20. October in Memel. Dann überschreiten sie die heilige Aa, wo sie von littauischen Wegelagerern angefallen, einen siegreichen Kampf bestehen. — Wahrscheinlich begleitete Herrmann von Wartberge den Landmeister auch auf anderen Zügen nnd Kriegsfahrten, so 1367, 1373, worüber er besonders specielle Angaben, z. B. in Betreff der einzelnen genommenen Nachtquartiere, hat. So mag er auch 1368 mit dem Landmarschalle gegen die Littauer ausgezogen sein; „De nostris", sagt er (p. 20.), „tres de me nibus (von den Mauern herab) occisi sunt; de vulneratis vita sperabatur." —

Wahrscheinlich sind die Nachrichten der letzten Jahre in der Chronik gleichzeitig aufgezeichnet. Zu 1370 (p. 22.) heißt es „presenti anno" habe wegen der ungünstigen Witterung keine Kriegsreise stattfinden können. Den Schluß bilden die Worte (1378. p. 30 b.): „Eodem anno Johannes Lantzberg apostata nuper factus rediit." Der war aber nach p. 25. 1374 zu den Littauern übergelaufen.

Unter den vielen Ortschaften, welche in Deutschland den Namen Wartberg oder in anderer Form Wartenberg tragen *), dürfte wohl

*) In Preußen hieß 1) die Stadt Wartenburg im Ermelande ursprünglich so; vgl. N. P. P. B. 3. F. I, 301; 2) noch jetzt bei Inowraclaw einige Häuser; 3) 4) Stadt und Dorf Poln. Wartenberg im Regierungs-Bezirk Breslau; 5) 6) Stadt und Vorwerk Deutsch Wartenberg Kreis Grüneberg; 7) bei Königsberg in NM.; 8) Dorf im Niederbarnim; 10) bei Pyritz; 11) bei Stendal. Die berühmte Wartburg in Thüringen heißt urkundlich stets Wartberg; s. Böhmer: Regesta Imperii 1246—1313. S. 1. und Dr. Landau: die Grafen von Wartberg. Ein Beitrag zur Geschichte des Schlosses Wartberg; in der Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte. Jena. 1857. II. 353. Von diesem mit dem noch später erwähnten Grafen von Brandenburg stammverwandten Geschlechte, das die burggräfliche Würde des Wartberges für den Landgrafen von Thüringen bekleidete, kommt 1227 der Letzte vor. — In Baiern (vgl. Eisenmann und Mohn, Topographisch statistisches Lexicon vom Königreiche B., Erlangen 1832. II, 988 ff.) liegt ein Wartberg im Landgericht Wolfstein; ein Wartbühel im Lg. Miesbach; ein Wartburg bei Wunsiedel; ein Wartenberg im Lg. Erding; ein anderes bei Kaiserslautern, von welchem wohl der bei Böhmer, Regesta Rudolphi 1276. 12. April vorkommende Conrad von Wartenberg seinen Namen herleitet. — In Würtemberg (vgl. C. Th. Griesinger, Universallexicon von W., Hechingen und Sigmaringen, Stuttgart und Wildbad 1841.

nur eine in Norddeutschland belegene unserem Chronisten als Heimath zuzuweisen sein, indem er bei Namen fast durchgehends die niederdeutsche Form wählt (z. B. Wittensteen, Hattensteen, Haseldorp, u. s. w., wo die livländische Reimchronik stets die entsprechende hochdeutsche hat)*).

Die Chronik beginnt mit einer ganz kurzen Erzählung von der Aussegelung Livlands**), der Errichtung eines Bisthumes daselbst und der des Schwertbrüderordens. Daß hiefür die Quelle nicht etwa in Heinrich dem Letten zu suchen sei, deutet schon die falsche Jahres-

S. 1509) ein Warlberg, auch Nordberg genannt, bei Heilbronn ein zweiter, mit einer wohl 1286 zerstörten Burg bei Stuttgart. — In Ungarn ein Wartberg bei Preßburg. — Lisch in den Jahrbüchern des Vereins für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, Band XXIII. Schwerin 1858, S. 194 nennt in dem Extracte einer Urkunde d. d. Lichen 1337 6. Dezember den Aussteller Johannitercomtur zu Nemerow, Stellvertreter des Meisters in Sachsen, der Mark und Wendenland, wohl nur durch Versehen Hermann von Wartberg, während dieser selbst sich in der betr. Urkunde ebenda Herman de Wertberge nennt. A. a. O. S. 168 führt Lisch den nämlichen Mann in demselben Amte als Hermann von Werberg auf. In einer Urkunde des Danziger Stadtarchives 731 caps. 77 entsagt Br. Hermann von Werberghe, Gebietiger des Johanniterordens in Sachsen und »Pomerene« den Ansprüchen, welche sein Orden auf das von Henning von Wardenberg in Danzig gebaute und dem Otto Parys unter gewissen Bedingungen überlassene Haus hatte d. d. Morhk. 1356 Sonntag nach Neujahr (3. Januar), wohl dieselbe Urkunde, die Voigt V. 222 Note 1 aus dem Königsberger G. Archive kannte. In der Urkunde a. a. O. S. 224 Note 1, d. d. Wartenberg (in Pommerellen oder Pommern, S. 223 Note 2 Wartberg genannt) nennt sich Hermann von Werberg Gebietiger von Sachsen, der Mark Slavien und Pommern. 1382 war er schon todt (vgl. den Heimbachschen Vergleich zwischen dem Johannitermeister und der Ballei Brandenburg 1382 S. Barnabae (11. Juni), am besten in der Berliner Revue 1858 XIII. S. 301 abgedruckt). — Aus einem Geschlechte von Warberg kommen als Bischöfe von Halberstadt vor Heinrich (1406 — 1411) und Burchard (1436 — 1458); E. F. Mooyer, Verzeichniß der deutschen Bischöfe. Minden. 1854. S. 45 ff. — Dr. Töppen theilt mir mit, daß die Stadt Warburg an der Diemel in Westphalen in den Folianten des G. Arch. zu Königsberg »Allerlei Missive 1714 — 1419« fol. 177 dicht neben einander als Warberch und Wartberch vorkomme. —

*) Ueber das Vorwiegen des niederdeutschen Elementes beim Orden in Livland im Allgemeinen vgl. v. Mülverstedt, N. P. P. B. a. F. IV., 242.

**) P. 1. „In principio sciendum, quod cum Livonia adhuc ritibus paganicis esset subiecta, mercatores quidam cum mercibus suis navigio ad portum fluminis Dune Dei gratia disponente pervenerunt se-

zahl der Erhebung Meinhards zum Bischofe (1143) an, welche wir vielmehr in der livländischen Reimchronik *) wiederfinden. Von einer Benutzung Heinrichs des Letten findet sich überhaupt kaum eine Spur; vielleicht daß Hermann von Wartberge aus ihm die Namen des mit Winno ermordeten Caplanes Johannes, und des Mörders, Wigbert, welche die L. Rchr. nicht hat, entlehnt. Indeß konnten ihm dieselben, dazu auf seinen Amtsvorgänger bezüglich, auch aus anderer, selbst mündlicher Ueberlieferung bekannt sein. Uebrigens ist diese älteste Geschichte auf den acht ersten, noch dazu weitläufiger geschriebenen Seiten, als die von 5 b. an folgenden, (bis zu 35 Zeilen enthaltenden) mit nur je 24 Zeilen, abgethan. Die Ereignisse der Zeit, welche die L. Rchr. in ihren 11,940 Versen behandelt (—1290), nehmen hier p. 1—9 b. in Anspruch. Der ganze Stoff läßt sich bis dahin in drei Massen sondern, je nachdem er mit jener Verwandtschaft zeigt, mit der Dünamünder Chronik übereinstimmt oder in Zusätzen des Verfassers nach Namenlisten, Urkunden, mündlicher Tradition u. s. w. besteht. —

Obwohl es nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt, daß der Reimchronist und Hermann eine gemeinsame Quelle vor sich hatten, so möchte ich doch dafür halten, daß jener dem letzteren vorgelegen habe. Freilich ist die Benutzung dann als eine sehr freie zu bezeichnen. Hermann übt an dem gebotenen Materiale auf Grund anderer Hülfsmittel Kritik, ergänzt, auch aus eigener Combination, kürzt stark und läßt auch viel sachlich Wichtiges aus. Zunächst aber läßt sich eine Verwandtschaft beider bis in die letzten Jahre der Reimchronik verfolgen und wie eine Uebersetzung oder selbst Ueberarbeitung eines anderen Werkes, das dann nur um sehr wenige Jahre älter sein könnte, sieht dieses Gedicht, durch das ein frischer Hauch von Originalität weht, kaum aus.

Die Beziehung auf einander steigert sich einige Male, abgesehen von der Verschiedenheit der Sprachen, sogar zur Gleichheit des Ausdruckes, z. B.:

cum quendam venerabilem senem sacerdotem nomine Meynardum habentes" etc. —

*) Ich citire nach der Pfeifferschen Ausgabe. Stuttgart 1844, deren Verszählung größtentheils um eine geringe leicht zu übersehende Differenz hinter der von Kallmeyer und Napiersky, Scriptores rerum Livonicarum I. 1853., zurückbleibt. —

L. R. 748 ff.
„einen guoten bruoder, Volkwîn, welten sie zuo meister dô; des wâren rîche und arme vrô. er liebete sich den liuten; daz volc begunde in triuten.“ und die ff. Verse.

H. v. W. 1211. p. 3.
„Anno 1211 fuit secundus magister fratrum milicie Christi Volquinus, non minus strenuus, pius et fidelis. Hic bella dominica sapienter peregit et adamabant eum fratres ordinis fideliter.“

Mehr noch L. R. 7104 ff.
(Es ist die Rede von M. Werner)
„ein tobende bruoder wunndete in.
der was leider sunder sin,
er was ûz den witzen komen —
er mochte den lîp noch lenger sparn,
zuo diutschen landen wolde er varn — —
dô bat er sich des amtes lôs.

H. v. W. (nach 1261) p. 7.
„Inde idem Wernerus fuit a quodam fratre mente capto vulneratus. Pro cura navi in Almaniam rediit absolutus ab officio.“

Vgl. ferner mit L. R. 7128 ff. H. v. W. p. 7: „Huius (Conradi de Mandern) eciam tempore rex Letwinorum Mindowe fuit a quodam generoso Letwino proponente usurpare regnum interfectus. Filius autem regis, cum esset Rutenus“ (! vgl.: „ein Littowe — rante hin gein Riuzen lant, Mindowen sune tet erz bekant“) „audiens patris necem rediit Letowiam ad ulciscendam patris necem. Omnes christianos, quo(s) reperit in regno captivos, magistro versus Rigam clementer remisit“ cet. — —

L. R. 7280.
(die bruoder) — branten in der selben stunt
die vesten (Gresen) in den tiefen grunt,
nicht lenger sûmten sie dar nâch:
mit ir roube was in gâch
vaste hin zuo lande.
Sie hatten vol ir hande
roubes ûf der burc genomen
zuo Gresen, dar sie wâren komen.

H. v. W. p. 7 b.
„Huius (Conradi de Mande(r)n) tempore fuit in Curonia destructum castrum Grese usque ad solum et crematum, iumentis et omnibus rebus abductis“ — darauf sogleich: „Inde rediit in Almaniam.“

in der L. R. erst nach vielem Dazwischenliegenden 7560: „er vuor ze diutschen landen wider.“ — Mit L. Rchr. 7574 ff. vgl.

H. v. W. p. 7b: „Anno 1268 Demetrius“ (7644 „Dunctve“) „rex Rutenorum congregato exercitu in multis milibus (7580 „wol ûf drizec tûsent man“) „superbe intravit Wironiam“ (7576: „stolzlîch in des küniges [d. i. von Dänemark] lant“) depredacione et incendio eam vastando (7577 ff. sie vrumten roub unde brant mit eime kreftigen her). Cui dominus Alexander episcopus Tarbatensis (7587 ff.) cum ecclesie sue vasallis, fratribus ordinis de Velyn (7596), Witsten (7604) ac Lealis (7602) eorumque hominibus et vasallis (vgl. 7608), eciam vasallis regis Dacie (7617), magistro Ottone circa Dunam contra Letwinos preliante (7597 nur „anderswâ“!), intrepide et viriliter occurrerunt. Inito autem certamine circa ecclesiam Maholin (Zusatz) occubuit idem dominus Alexander episcopus (7623) cum duobus fratribus (Zusatz); populus (7652) collecto exercitu in secundo conflictu (vgl. 7648 ff.) circa rivulum quendam (7650) V^{M} Rutenorum prostravit (7671), ceteris fugatis“ (7673 ff.).

Hermann sagt p. 3. anschließend an die oben S. 134. abgedruckten Worte (— fideliter) von Volkwin: „Hic Estones et Osilianos subiugavit ad fidem Christi faciens eos censuales castrumque Velyn ac parvum castrum Revalie construxit et muravit, cum turribus fossatisque profundis optime firmavit. Fecit et alias edificationes circa Tarbatum et Odempe, (vgl. L. R. 765 ff.) quas causa brevitatis omitto“ (st. obmitto d. Hdschr.). Allerdings ist hier die Kürzung aus der Rchr. sehr stark und ungenau, indem sogar das auf Reval Bezügliche noch selbständiger Zusatz ist. Diese Angaben des ungeduldigen Excerptors wohl mit der L. Rchr. vergleichend schrieb der Abschreiber bei dieser Stelle an den Rand: „quod falsum“. — Von Kope hat H. nichts; von der Königin Martha fast nur den Namen.

Von der Kritik, welche Hermann von Wartberge anwendet, giebt er bald zu Anfang p. 2 b. ein freilich ziemlich unglückliches Beispiel. Die L. R. läßt zwar ausdrücklich 1143 den Meinhard nach Livland kommen, vermeidet aber die Schwierigkeit einer Ausgleichung mit der richtigen Chronologie naiv dadurch; daß sie kaum eine Jahreszahl mehr nennt. H. sucht den Widerspruch zu beseitigen. Meinhard lebt auch ihm als Bischof die 23 Jahre der Rchr.; Berthold von 1167 an: dann ein Bischof Albert, ihm der Gründer des Rit-

terordens, von 1178 an. Diese wesenlose Person läßt er bis 1198 regieren, wo dann der wirkliche Bischof Albert im richtigen Jahre sein Amt antritt: „Anno domini 1198° fuit episcopus Rigensis dominus Albertus secundus, sed quartus in ordine. Huius anno secundo sue consecrationis fundatum et constructum est claustrum in ore Dune ordinis Cisterciensis, quod Mons sancti Nicolai sive Dunemunde deinde vocatum est“. An anderen Stellen ist Hermanns Kritik begründeter. Töppen: Die Deutschen in Livland oder Einführung des Christenthums u. s. w. in Livland (N. P. P. B. 1848. V. S. 168. Note) betont, daß der Verfasser der Rchr. für die frühesten Zeiten schon die späteren Dimensionen vor Augen habe und von Kämpfen gegen die Russen, Littauer und Ehsten spreche, statt gegen die Liven. Die Hauptschlacht, welche derselbe die Christen gegen die Ehsten verlieren läßt und in der Bischof Berthold fiel, geschah nach H. richtig gegen die Liven, und zwar, was sein eigenthümlicher Zusatz ist (wie er denn manche Ergänzung durch Namen bringt), „in monte Zabuli“ (p. 1 b.) bei Riga. — Den Zug gegen Isborsk erzählt die L. R. 2089 ff. von Hermann Balk; H. v. W. von Volkwin. Den Todestag des letzteren giebt Hermann richtig auf den 22. September an, „circa terram Sauleorum.“ — Von Herman Balk sagt er, derselbe habe Livland verlassen, weil ihm die Brüder wegen der vertragsmäßigen Anerkennnng des dänischen Rechtes auf Harrien und Wirland gezürnt hätten. Das ist wohl kaum aus einer alten Quelle herzuleiten, sondern beruht vielmehr wohl auf Hermanns eigener pragmatisirender Thätigkeit, von der sich noch andere Beispiele anführen ließen. — In Bezug auf die Zahl der mit Volkwin gefallenen Ordensbrüder weicht er von der L. R. ab, welche 48 nennt; indem er wie Gregors IX. ihm bekannte Vereinigungsurkunde der Schwertbrüder und des D. O. (Livl. Urkundenbuch CXLIX.) 50 zählt. Wo die L. R. sonst z. B. von dem Ronneburger Obituarium *) abgeht, stimmt er mit derselben überein. —

Die einzelnen Abweichungen, welche sich sonst in Hermann von Wartberge von der L. R. finden, aufzuzählen, würde die Grenzen

*) Vgl. C. Schirren: Der Verfasser der livländischen Reimchronik, in den Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Ehst- und Kurland. Riga 1855. VIII. 26 ff.

dieser vorläufigen Nachricht überschreiten. Die Ausgabe wird eine fortlaufende Verweisung darauf bringen. Ich füge hier nur noch ein Verzeichniß der Meister nach H. zu, zur Vergleichung mit dem der L. Rchr., (vgl. Töppen, Historiographie S. 73.) bis 1290 und besonders dem kritisch bearbeiteten aus dem **Bulletin historique de l'Académie Impériale de S. Petersbourg VIII, 5.** in den Mittheilungen aus dem Gebiete der Gesch. L. E. und K. 1850. V. 471., um zugleich einen Beweis von der Zuverläßigkeit Hermanns in dieser Beziehung zu geben:

Schwertbrüder-O.

Wynno regiert 18 Jahr
Volkwin 1211, — — † S. Mauritii (22. Sptbr.)

D. O. 1235 Vereinigung durch P. Gregor IX.

	Vicelandmeister
Hermann Balko (— 1240)	
Andreas von Velven 1241	Theoderich v. Gröningen 1240 (noch 1245)
Heinrich v. Hinnenberg 1245	
Andreas Stirlant 1250	
(Zu dessen Zeit Bevollmächtigter des H.M.:) Eberhard von Sein.	
Anno 1255	Ludwig 1256
Borchard v. Hornhusen 1257 bis 1260 Marg. (13. Juli)	(nach Borchards Tode) Georg 1260
Werner 1261	
Conrad von Manden 1263	
Otto 1267, † 1270 S. Juliana (16. Febr.)	Andreas 1270 nach 16. Febr.
Wolter v. Nortekke 1270	† 1270
Ernst 1274, † 1278 5. März	Gerhard v. Katzenelbogen, nach 5. März 1278
Konrad v. Buchtwangen 1280 wird H.M.	
Willikin v. Endorpe 1282. † 1287 26. März	
Cono v. Hattensteen 1288	
Halt 1290, † 1292	
Heinrich v. Dinstelage 1295, † 1296 28. Octbr.	
Bruno 1297, † 1298 in 8ª pentec. (2. Juni)	
Gotfrid Roghe 1299	

Gerhard v. Jorke 1309 (— 1321)
(Nach 1321 Wahlstreit zwischen v. Hoenhorst und Johann Ungenade; der H.M. setzt ein: zum Bldm. Bertold Ketelhod, 1323 zum H.M. zurück
Reymar Hane 1324
Everhard v. Munheim 1328
Borchard v. Dreinleven s. 1340 24. Juni
(1362 quondam magister)
Goswin v. Herike s. 1345. 14. Decbr., † 1359 10. Septbr.
Arnold v. Vitinghof s. 1360 vor Matthiä (d. i. 24. Febr.)
Wilhelm v. Vrimersheim s. 1364 29. Septbr. — —

Die kleine von W. Arndt in v. Bunge's Archiv für die Geschichte Liv-, Ehst- und Kurlands. Dorpat 1845. IV., 270 ff. zuerst mitgetheilte, nach ihrer wahrscheinlichen Heimath sog. dünamündische Chronik hat in ihren die livländische Geschichte betreffenden Aufzeichnungen *) die nächste Beziehung zu Hermann v. Wartberge. Man vergleiche die oben S. 136 abgedruckte Stelle des letztern mit Ch. D. p. 270: „a. d. 1211 (NB.) constructa est abbatia Dunemunden in Monte Sancti Nicholai." —

Ch. D. 171.
„A. d. 1228 in die beati Bernardi abbatis devastata est a Curonibus et Semigallis".

H. v. W. p. 4.
„Item castrum Dunemunde fuit a. d. 1228 a Curonibus et Zemigallis XV. Kal. Septembris feria sexta expugnatum monachis diversis mortibus inhumane interfectis".

Ch. D. ibid.
„A. d. 1260 dimicatum est in Durben in die beate Margarete virginis. Sequente hyeme fuit conflictus contra Lettowinos in Leneworden in die beati Blasii."

H. v. W. p. 6 b.
„Occisus autem fuit (M. Burchard v. Hornhausen) in Durben cum II^{c} fratribus (vergl. L. R. 5659: 150) in die beate Magarete a. 1260 ab insequentibus Letwinis, Curonibus secundo in pristinam perfidiam relapsis (L. R. 5743 ff. 5603) — — — Sequenti anno fuit conflictus cum Letwinis circa Lenewarden in die S. Blasii."

*) Beiläufig bemerke ich, daß in den auf die Jungfrau Maria bezüglichen Denkversen auf S. 270 der Sinn statt natu — nato, statt solo Christo — sola Christus fordert.

Ch. D. ibid.

„A. d. 1263 devastata fuit Maritima et Perona in die purificationis a Letthowinis; et in octava predicte sollempnitatis dimicatum est contra eos apud Dunemundis.

H. v. W. p. 7.

„Post hec (Mindowes Sohn) circumventus a Letwinis conspiracione cum eis facta eodem anno aciem direxit versus Maritimam et Peronam, quarum fines in die purificacionis beate Marie vastavit. Et in octava festi eiusdem dimicatum fuit contra eos apud Dunemunde.“

Die Notizen des Ch. D. zu 1270 und 1319 sind auch bei H. v. W. verwerthet, die zu 1307 und 1320 sind beinahe wörtlich dieselben, die zu 1279 („III. Nonas Marcii“) bei H. v. W. besonders nach der L. R. vervollständigt; übereinstimmend ferner die zu 1287, zu 1297:

Ch. D. p. 272.

„A. d. 1297 orta est seditio inter fratres milicie et cives Rygenses.“

H. v. W. p. 8 b.

„A. 1297 fuit magister frater Bruno. Huius tempore cives Rigenses primo movere guerram ordini“ (wo zugleich die Umwandelung des Subjectes characteristisch ist). Zu 1298 lassen sich die Worte des Ch. D. auch bei H. v. W. erkennen; nur ist letzterer viel ausführlicher und sagt, Rigaer und Littauer hätten den Meister erschlagen. Zuletzt heißt es bei beiden:

Ch. D.

„Eodem anno Rygenses sederunt municionem, que dicitur Novum Molendinum, ubi occisi sunt et submersi Petri et Pauli“.

H. v. W. p. 9.

„Eodem anno (Rigenses) obsederunt cum Letwinis Novum Molendinum, ubi occisi et submersi sunt in die apostolorum Petri et Pauli“.

Die Nachrichten des Ch. D. 1305, 1313, 1320, 1348, ferner die für ihn den auf allgemeinerem Standpunkte der Landesgeschichte stehenden, nicht erheblichen über Brände in Dünamünde und Riga fehlen bei Hermann. Da aber die bei ihm gleichfalls vorkommenden durch den darin z. Th. vorwaltenden Bezug auf Dünamünde und Riga mit den übrigen des Ch. D. als eine zusammengehörige Masse erscheinen, wozu sich in dem jetzt vorhandenen Ch. D. nicht mehr erhaltene, innig damit verknüpfte Ergänzungen finden (so s. S. 138

zu 1228 über den Tod der Mönche, falls sich das nicht H. selbst zurecht gelegt hat), so wird man wohl mit W. Arndt ein etwas vollständigeres Original einer Dünamünder Chronik als Quelle des von ihm herausgegebenen, und dann auch Hermanns v. Wartberge anzunehmen haben. —

Bei der geringen Entfernung Riga's von Dünamünde konnte Hermann von Wartberge, der sich doch wohl meist an jenem Orte bei dem Meister aufgehalten haben wird, leicht zur Benutzung der in diesem dem Orden gehörigen Kloster aufgezeichneten Nachrichten gelangen. Ein Theil derselben ist aber, wie es scheint, noch einmal auf einem Umwege an ihn gelangt in einem Werke, das er u. a. auf seiner jedenfalls auch Königsberg berührenden Reise 1366 (s. o. S. 131) daselbst kennen lernen konnte, nämlich in der vor einigen Jahren von Töppen wiederaufgefundenen **Epitome gestorum Prussie** eines samländischen Domherrn. *) Der Verfasser derselben, welcher bereits zu 1313 von sich sagt, daß er in diesem Jahre Canonicus geworden, giebt darin, in verschiedenen Gruppen von historischen Notizen eine Verarbeitung**) von ihm selbst erfahrener und auch z. Th. gleichzeitig niedergeschriebener Berichte, mit solchen, die er aus schriftlichen Quellen erfuhr.

Die Nachricht des **Chron. Dunamundense** zu 1228, bei Hermann p. 4, fehlt dem **Canon. Sambiensis.** Uebereinstimmung in allen dreien, wobei ich jedoch von leichten Abweichungen des Wortlautes sowie davon absehe, daß H. v. W. die Nachrichten mit seinem sonstigen Materiale in Beziehung bringt, findet sich zu 1260 **C. S.** S. (34) 38 — H. v. W. p. 6 b. (vergl. oben; nach ihm fallen 200 auf Seiten der Ritter); 1261 **C. S.** S. 38 — H. v. W. p. 6 b.; 1263 **C. S.** S. 38 — H. v. W. p. 7 b.; 1265 **C. S.** S. 38 — H. v. W. p. 7; 1270 **C. S.** S. 38 — H. v. W. p. 7 b., (bei diesen beiden „**in glacie**“) (1279 **C. S.** S. 38, woselbst statt **Ebirhardus Eilhardus** zu lesen ist, — H. v. W. p. 8); 1287

*) Herausgegeben von Töppen (ohne das nicht auf Preußen Bezügliche bis 1104 excl.) in den N. P. P. Bl. 1853 a. F. IV, 27 ff. 140 ff. — Vgl. desselben Geschichte der pr. Historiographie S. 26 ff. —

) Vgl. S. 42 zu 1330 (Ebirhardus de Munheim**) **tunc temporis magister Lyvonie** (— 1340); S. 42: 1338 **temporibus fratris Henrici Tusemer summi marschalki** (— 1345) S. 38 falls man diese Ausdrücke urgiren darf. — Auf eine Ueberarbeitung durch den Verfasser deuten auch die systematischen Urkundenexcerpte am Ende hin. —

C. S. S. 38 — H. v. W. p. 8; 1297 C. S. S. 38 bis Rigenses — H. v. W. p. 8 b.; 1298 C. S. S. 38. 40 — H. v. W. p. 8 b., nach letzterem ist dort „submissi" in „submersi" zu verbessern; 1307 C. S. S. 40 — H. v. W. p. 9; 1319 C. S. S. 40 — H. v. W. p. 10, wo bei letzterem statt 1327 Kal. Augusti eher 1320 VII. Kal. Augusti zu lesen ist, das richtige ist 1319 VIII. Kal. Augusti, vergl. Voigt IV., 335; 1321 C. S. S. 40 — H. v. W. p. 10. —

Aus den selbständigen Nachrichten des Canonicus Sambiensis sind in H. v. W. übergegangen: 1315 C. S. S. 40, wo Hermann Ehstland nicht erwähnt, aber dazu, daß Eltern ihre Kinder verzehrt hätten, hinzufügt, man habe Leichen aus den Gräbren und von den Galgen gerissen, um sie zu verzehren;

1323 C. S. S. 40.	H. v. W. p. 10.
— — Eodem anno magister*) et fratres Pleskoviam obsederunt et impugnaverunt machinis et aliis bellicis instrumentis. — Eodem anno cives Rigenses quasdam literas sub nomine regis Litwinorum ad civitates maritimas et ad alia loca miserunt publicantes, quod rex dictus vellet suscipere fidem katholicam et baptismum mencientes.	läßt das erste fort. Anno 1323 frater Ketelhod vicemagister duxit magnam expeditionem contra Pleskoviam, terram et civitatem illorum expugnando. Anno 1323 cives Rigenses quasdam litteras sub nomine regis Letwinorum per civitates maritimas et ad papam [Joannem XXII] transmiserunt, quod rex cum gente sua vellet baptizari. Angeknüpft ist die päbstliche Gesandschaft an den König. —

1328 C. S. S. 30 — H. v. W. p. 10 b. erweitert; 1328 C. S. S. 42 —

S. S. 42 —	H. v. W. p. 10 b.
A. d. 1318 in octava apostolorum Petri et Pauli cives Rigenses opido Dunemunde occulte noctis tempore con-	Eodem anno feria V[a] ante Joannis Baptiste tempore fra tres Frederici archiepiscopi, successoris domini

*) Sollte diese Bezeichnung des Landmeisters ohne specifizirenden Zusatz etwa auf eine geschriebene livländische Quelle weisen?

cremato et quibusdam viris et mulieribus et infantibus interfectis, bellum et discordiam cum fratribus iterum inceperunt.

Joannis de Swerin, archiepiscopi Rigensis, cives Rigenses nocturno tempore castrum Dunemunde invadentes, cum illud capere nequirent, suburbium eius maximis laboribus et expensis edificatum cum ecclesia concremarunt. Ibidem tam (p. 11) viros quam mulieres ultra C capita occiderunt ac damna IIII[c] marcarum fratribus non diffidatis intulerunt". — 1329 C. S. 42. Eodem anno bis vastaverunt. — H. v. W. zu 1328 ausführlicher; 1330 C. S. S. 36 bis rapinis — H. v. W. p. 11 b.; (1330 C. S S. 42 — H. v. W. 11 b.); 1331 C. S. S. 42 Eodem anno bis S. 44 martiris — H. v. W. 11 b.

C. S.

„Eodem anno magister Lyvonie cum exercitu terram Littowie, que Sameiten vocatur, intravit; quos post (vergl. Töppen 42 Note 2) rapinas et incendia illata ad propria cum spoliis revertentes Litwini occurrentes sutito invaserunt; sed christiani se ad resistenciam viriliter opponentes de hostibus citra quingentos occiderunt in octava beati Laurentii martiris". —

H. v. W.

„Anno 1330 idem magister cum exercitu suo intravit terram Letovie que Santholem vocatur. Resistentes post vastationem et incendia Letwinos (p. 12) circa VC. occiderunt. De christianis II. fratres et XL. fuerunt occisi in octava beati Laurentii". —

Die übrigen Nachrichten, welche der Canonicus Sambiensis zur Geschichte Livlands, Ehstlands und Kurlands giebt, findet sich bei unserm Autor nicht. —

Eine Beziehung Hermanns zu den ihm voraufgegangenen vorhandenen*) preußischen Annalisten, Dusburg und dem von Oliva,

*) Martin Schonboch, in der ersten Hälfte des XIV. Jhdts. sagt in seinem Littower (Ein schoen und anmuetig gedicht, wie der Littower wunderbarlich bekert ward, vor mer den fünfhundert Jaren durch Bruder Hugen von Langenstein, tütsch Ordens Komturen uf der Maygenowe im Bodensee (vgl. dagegen den letzten Vers des Gedichtes und W. Wackernagel: Geschichte der Deutschen Litteratur 1848. I. 169) also in Rei-

läßt sich kaum nachweisen. Das chronicon Olivense *) läßt u. a. 1343 in Padis 18 Mönche erschlagen werden, Hermann 28. —

Daß unser Autor Verzeichnisse der geistlichen und weltlichen Würdenträger Livlands u. s. w. vor sich hatte, ferner viele Urkunden benutzte, erwähnte ich bereits oben. Außer anderen, deren Kenntniß z. Th. sonst verloren gegangen ist, lagen ihm vor von den in Napiersky's Index corporis historici cet. aufgeführten, (20, 21, 23 — 29, 47) 91, (93, 100, 106) 109, (111) 121, 122, 155) 210, 218, (243, 322) 325, (383, 3287) 3289, 3295 (die darin erwähnte ältere Urkunde); 3297, 3303, 3304, (3310). — Aus dem corpus iuris canonici führt er an, daß Pabst Innocenz III. an Bischof Albert (d. h. nach ihm den I.) die Decretale De vita et honestate clericorum. „Deus qui", d. i. cap. XI. lib. III. tit. I.; de divortiis (d. i. cap. IX. lib. IV. tit XIX.); de penitentiis et remissionibus (d. i. cap. VIII. lib. V. tit. XXXVIII.) erlassen habe. —

Die auf eine Dünamünder Quelle hinweisenden Nachrichten reichen, mit 1321, in eine Zeit hinein, über welche der 1366 schon in einem zu schwierigen diplomatischen Stellungen befähigenden Alter und Erfahrung stehende Mann durch Zeitgenossen oder bald auch, falls er so früh in jene Gegenden kam, durch eigene Beobachtung unterrichtet sein konnte. Es scheint jedoch angemessener, bevor wir über die folgenden Theile seiner Chronik handeln, zuerst von der Art und Weise zu sprechen, in der einige spätere preußische, wie livländische Geschichtsschreiber dieselbe benutzten, indem wir dabei eine nicht geringe Anzahl bereits gedruckter Stellen nachweisen können,

men gepracht und jezt zum erstenmale guten Fründen zu Lust and Lieb ans Liecht gestellt durch Meister Seppen von Eppishusen, (von Laßberg) einen farenden Schueler. Constanz 1826. 12° sagt S. 22, V. 6. "Ich hört daz mans an buochen las, — wie dâ in Prussen landen — die herren mit iren handen — erfâhten manegen grôzen strit. Diz seit man noch in landen wît, — wie von in lîden muoste swer — der ungetoufte Littouer — den taten sie sîner hilfe blôz. — — Vgl. wegen der nach Thorn ohne besondere chronologische Andeutung verlegten Begebenheit auch Vilmar, Gesch. d. Dtsch. Litt. 1852, I., 379. —

*) In der bei Pertz, Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde VIII. 858 erwähnten Handschrift der ehemaligen Oelrichsschen Bibliothek, jetzt auf dem Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin. (Saec. XVIII.) Ms. 98. folio.

welche ursprünglich dem Hermann von Wartberge angehören und wenigstens einen Theil seines Werkes vergegenwärtigen.

Was zunächst Wigand von Marburg betrifft, so meint er freilich gerade an der einen Stelle, wo wir in seinen originalen Worten *) einen Hinweis auf eine Quelle finden, welche auch Livonica berührt haben muß, unsern Hermann von Wartberge nicht. Wigand sagt: **Der meister zu dutschen lant was, als ich an dem bûche las, von Brûmâ brûder Everhart meister zu Lîflant in der vart** (d. i. = damals) u. s. w. Dagegen möchte die in der Uebersetzung verderbte Stelle (**edd.** Voigt und Raczynski S. 12) **Ordinatione archiepiscopi Rigensis**“ **cet.** z. Th. auf Hermann zurückzuführen sein; ebenso S. 14 „**Et Rigenses — expulerunt**“, wo unser Autor indeß weit ausführlicher ist. Mehr als Hermann wiederum giebt Wigand in Bezug auf Wladislaw Lokietek's Zug ins Kulmerland 1329 (W. v. M. läßt die Deutschen im polnischen Heere fort.) Den Tag der Unterwerfung der Stadt Riga unter den livländischen Meister, sowie die Nachricht von der Grundsteinlegung des O.hauses in Riga, den Brand von Dorpat 1335, S. 48, was sich bei Wigand aus anderen Quellen vorfindet, hat Hermann nicht. — Zu 1333 hat

H. v. W. p. 12.	W. v. M. Ueb. S. 48.
„**Eodem anno 1333 circa purificationem Marie fra-**	„**Anno 1333 in die purificacionis fratres Lyvonienses cum fratribus**

*) In den Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Ehst- und Kurlands, herausgegeben von der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Russ. Ostseeprovinzen, Riga 1845. III., 130 ff. theilte Napiersky nach einer (nicht genügenden) Copie zweier Pergamentblätter im Königl. Archive zu Stuttgart »ein Bruchstück einer Reimchronik des Deutschordens aus dem Anfange des XV. Jhdts.« mit (124 Verse), das nichts anderes als ein Fragment aus Wigand ist. Es umfaßt von der Ausgabe der lateinischen Uebersetzung durch Voigt und Raczynski S. 22 „**et ex eis plures**“ — S. 24 „**machinis impugnatur**“. Andere Originalstellen Wigands bekanntlich bei Schütz; ein vor Kurzem gefundenes Fragment s. N. P. P. B. 3. F. II., 357. — Der Name »v. Marburg« (St. Bornbach, s. u., führt nur »Wigandus« an, **Bibl reg. Berol. Ms. Bor. fol. 248 p. 1**) beruht auf Simon Grunau und Schützens Vorrede zu seiner preußischen Chronik und erhält durch die von A. v. Mülverstedt N. P. P. Bl. 1855. VII., 32 wahrscheinlich gefundene Identität der Person mit dem Herold im Treßlerbuche 1409 neues Gewicht. Schütz vermengt aber den Reimchronisten mit unserem Autor, wenn er (**ed.** Eisleben 1599) S. 66. b. 77 b. von Wigand von Wartem(n)berg spricht.

tres de Livonia cum Prutenis collato robore in terram Sameythen cum duobus exercitibus venerunt, quam rapinis et incendiis vastarunt Letwinis fugientibus“.

de Prussia comportaverunt duas copias et terras paganorum vastabant et dampna multa intulerunt, in fugam converterunt et dispersi sunt in silvas (i)idem pagani“. —

Von p. 66 Wigand: „Et interim qood magister erat in Russia“, H. v. W. a. 1343, „cum idem magister cum navigali exercitu contra eosdem scismaticos“ etc. läßt sich in Betreff der an den großen ehstnischen Aufstand geknüpften Ereignisse eine gewisse Uebereinstimmung nicht verkennen, nur ist Wigand im Allgemeinen, z. B. über die Unterdrückung desselben, weit ausführlicher, während er Hermanns Angaben über die Anfänge und die Ausbreitung meist unbenutzt läßt. Von den Holzbefestigungen auf Oesel sprechen beide, ebenso von des Königs Wesse Tod am Galgen (1344 Aschermittwoch), auch vom Tode der 500 Christen. In Betreff der Zahl der Gefallenen weichen sie von einander ab, H. nennt 10,000, Wigand 2000. Wigand's größere Ausführlichkeit scheint auf einer preußischen, nicht livländischen Quelle zu beruhen (vergl. S. 72: Postea preceptores in medio XLme revertuntur cum suis et in festo pasche veniunt in Prussiam de Lyvonia cum profectu.“ Auch in den Nachrichten zu 1345 finden sich in Wigand einige Anklänge an Hermann; doch giebt der eine immer bald mehr, bald weniger als der andere. Ziemlich übereinstimmen zu diesem Jahre:

H. v. W. p. 14.

„Anno 1345 in die Lucie fuit generale capitulum in castro Marienborg, ubi frater Hinricus Dusemer fuit electus in magistrum generalem. In crastino frater Goswinus ab iis (sic!) fuit in magistrum Lironie constitutus.“

W. v. M. S. 78.

„Anno 1345 in die Lucie et in (eodem) capitulo lecta fuit cedula, quomodo frater Goswinus de Herken deberet esse magister in Lyvonia.“ — — — Vergl. Voigts Note 1, Töppen Historiographie S. 271.

In Betreff der Schlacht an der Strebe 1348 2. Februar lagen dem Wigand wiederum neben Hermann andere Aufzeichnungen vor.

Geradezu eine Verschiedenheit von einander haben sie z. B. zu 1361: nach W. v. M. wurde Kinstutte am Palmsonntage, nach H. v. W. am Sonnabend vor Judica gefangen.

Einen ganz sicheren Beweis dafür, daß troß solcher Abweichungen W. v. M. den H. v. W. benutzt habe, möchte wohl die Vergleichung der Worte der Uebersetzung S. 162, 164 mit den, wenn irgend welchen, original von unserem Autor herrührenden p. 17 b., 18 geben:

H. v. W. S. 17 b. **Eodem anno dominus Vromoldus, archiepiscopus Rigensis, scripsit magistro generali, quod affectaret in Dantzek coram eo (p. 18) in causa, que esset inter eum et magistrum et fratres Livonie, tractare, et quod vellet eo magistrum cum preceptoribus convocare, prius tamen occulte literis ab Urbano papa V. ad diversos episcopos procuratis. Scripsit eciam idem papa generali magistro, ut informaret magistrum Livonie, quod componeret se cum archiepiscopo. Scripsit eciam magistro Livonie, ut se componeret; alioquin durius cogeretur procedere.**

Convenientibus magistris cum preceptoribus invenerunt ante se literas papales. Comparuit eciam archiepiscopus cum fratre suo domino Joanne, episcopo Tarbatensi, episcopo Lubicensi, cum suffraganeis Pomezaniensi, Culmensi, Warmiensi et Sambiensi. Fuit et ibi episcopus Revaliensis; fuerunt eciam prepositi, decani et canonici diocesium dictarum ac milites armigeri, cives diversarum civitatum, clerici et laici aliique multi fide digni. In quorum presentia dominus archiepiscopus Rigensis impetiit magistrum ac preceptores Livonie u. s. w. vergl. oben S. 130. **Item frater eius dominus Joannes episcopus Tarbatensis impetiit** u. s. w.; darauf die oben gedruckte Stelle „**Frater autem Hermannus**“ auf H. selbst bezüglich, statt dessen Wigand den Meister selbst setzt. **P. 18 b. Nihilominus generalis magister propter bonum pacis et tranquillum statum Livonie fecit quandam transactionem seu amicabilem compositionem inter partes, quam archiepiscopus cum suo capitulo Rigensi et generalis magister cum suo ac bulla ordinis et magister Livonie sigillarunt. Quod autem hec transactio non servatur, non est culpa fratrum in Livonia; sed archiepiscopi**

et capituli Rigensis, qui obtinuerunt hoc in Romana curia, ne observaretur." —

Die Stelle Wigands 1367 p. 172 „Anno 1367 — ducunt eos in terram" stimmt abgesehen von dem Namen Lerdentrag, den H. nicht kennt, beinahe wörtlich mit diesem; ebenso weiter unten „Eodem anno" — S. 174 — „Eroglen et alias terras"; stark mit Wigand's Zusätzen versetzt ist p. 176 — Anno 1369 und das folgende S. 180. In hyeme — occidit omnes stimmt wiederum sehr nahe überein. Einzelne Spuren solcher Beziehung lassen sich bis in Hermanns letzte Jahre verfolgen. Wigand behandelt seine Quelle sehr frei, wozu auch wohl die Form, deren er sich bediente, ein wenig verleiten mochte. Die Vergleichung mit Hermann, soweit sie durch das trübe Medium der vorliegenden Uebersetzung ermöglicht ist, läßt ihn als einen sehr selbständig arbeitenden und verschiedenen Quellen Entstammendes mit nicht unpassender Auswahl geschickt vereinenden Chronisten erkennen. —

Der Thorner Franciscaner*) (—1410) hat gleichfalls das Werk des Hermann von Wartberge benutzt. Aus ihm, der selbst schon das Vorliegende nicht ohne eigene Zuthat und Wandelung annahm, gingen dann daher stammende Nachrichten in Detmar, den kleineren Thorner Annalisten und z. Th. noch mehr vervollständigt und geändert in Johannes von Pusilje über. Die N. P. P.-Bl. 1858. I., 146 abgedruckten Stellen zu 1260 und 1295 (statt 1297) beruhen auf Hermann, ebenso wohl die über Kinstut's Gefangennehmung und Flucht (a. a. O. S. 148) 1361, 1362 die Kämpfe um Kauen, die Gefangennehmung von Kinstut's Sohn, wo der Th. A. den Namen Waydot zusetzt; 1363 (4) der Raub am Ordensschatze; 1365 der Zug der Littauer vor die drei Schlösser Kanstritten, Splittern und Ragniter Hakelwerk; 1366 der Vertrag mit dem Erzbischofe von Riga, s. a. a. O. S. 149 wo die Schlußbemerkung (concordia) quae tamen non fuit servata; J. v. P: „die her doch nicht enhilt" sich leicht als aus der oben S. 146 f. aus H. v. W. mitgetheilten Bemerkung ableiten läßt; 1367 des H. M. Zug vor Wielun, 1368 der Bau von Livl. Marienburg; Zerstörung

*) Vergl. meine Nachricht über den Thorner Annalisten, eine neuaufgefundene Quelle zur preußischen Geschichte N. P. P.-Bl. 1858 I., 137 ff., wo ich diese Verwandschaft indeß nicht berührt habe.

von Neu Kauen; 1369 Bau von Gotteswerder und Kämpfe darum (H. v. W. erwähnt 18 machinas et alia instrumenta; A. Th. 15 machinas et 5 tomeler, jener Martini, dieser X. Kal. Decmbr.); 1370 Schlacht bei Rudau, wo A. Th. u. a. die Namen zu den bloßen Titeln der gefallenen Gebietiger bei H. v. W. hinzufügt; 1376 der Einfall der Littauer in Preußen; 1377 des Herzogs von Oestreich Kreuzfahrt mit einiger Abweichung (H. v. W.: 100 Begleiter; Th. A. 2000 Pferde, Edle, Grafen und Barone); ferner zu demselben Jahre der Insterburger und Ragniter (und nach Th. A. auch Balgaer) Zug gegen Littauen. —

Zu einer Vergleichung mit der s. g. Zamehlschen Chronik benutzte ich die um die Mitte des XVI. Jahrhunderts geschriebene Handschrift der letzteren, welche sich auf der Bibliothek des Danziger Archives*) (quarto L l 3) befindet. Das Resultat ist, daß der Verfasser derselben für das XIII. Jahrhundert die Chronik des Hermann von Wartberge vereinzelt neben der livländischen Reimchronik benutzte, daß sie aber, besonders für die Zeit, mit welcher Nicolaus von Jeroschin aufhört, seine Hauptquelle ist. Die Nachricht über K. Lokieteks Einfall ins Culmer Land bis — robe und brande ist beinahe Uebersetzung aus H. v. W:, der nur statt umbtrent Nicolai — circa festum Michaelis giebt; wörtliche Uebersetzung mit Auslassung einiger Namen ist die Erzählung von der Schlacht an der Strebe; „Jm iare 1348 42 gutten mannen", z. Th. abgedruckt bei Voigt, Pr. G. V., 694 f.**) Dasselbe gilt, einzelne unbedeutende Aenderungen und abweichende Lesarten, die wir hier nicht berühren, ungerechnet, von der Belagerung von Kauen, Ostern 1362 durch den H. M. (Z. Chr. p. 100 „Dornach in der fasten — 7 bruder

*) Diese Handschrift enthält auch das Danziger Werk über den dreizehnjährigen Krieg (s. g. Ebert Ferber's Chronik). Die Anzahl der Manuscripte der Zamehlschen Chronik ist nun schon bis über zehn, welche z. Th. sehr interessante Abweichungen von einander bieten, angewachsen. — Eine Chronik von Livland, vielleicht gerade die Hermanns von Wartberge, befand sich schon in der ersten Hälfte des XV. Jhdts. in der Büchersammlung auf der Marienburg; s. J. Voigt, Einleitung zu Johann von der Pusilje 1823 S. 18, Note, und Geschichte von Marienburg, 1824 S. 382. —

**) H. v. W. sagt: „Ceciderunt supra XM., wie auch die Danziger und die Stockholmer Handschrift des chron. Zamehl. geben; vrgl. Dudik, Forschungen in Schweden für Mährens Geschichte. Brünn 1852. S. 271.

und 20 mane); ferner von allem unmittelbar darauf Folgenden zu 1364, 1365 (vergl. Voigt V., 176 Note 1); der Name Waydoch steht allerdings weder in H. v. W., noch im Ms. Gedan.) 1369, 1370 (z. Th. abgedruckt bei Voigt V., 219 Note 1).), 1371, 1372 (der Zug Herzog Leopolds von Oesterreich und der anderen Herren, den Voigt V., 225 f. nach Wigand zu 1370 erzählt, (vergl. a. a. O. Note 2); die bei Töppen Historiographie S. 45 erwähnte, auch in der Danziger Handschrift sich findende Stelle über Leopolds Beisetzung unter Maximilian I. selbstverständlich nicht) bis betrubt zurucke; dann wiederum vom Generalcapitel zu Marienburg 1372 und die Abenteuer des heimkehrenden livländischen Meisters mit littauischen Wegelagern (s. oben S. 131 und Töppen, Historiographie S. 47.); 1375 die bei Voigt V., 267 Note 3 abgedruckte Nachricht, worin viele Ortsnamen vom Chronisten übergangen sind; weiter der Zug des Comturs von Ragnit ins Land Wayken und der der Littauer in das Gebiet Osterrode; 1376 (H. v. W. 1377) Winrichs Zug ins Land Widukelen und Crasien im September, wobei der Herzog von Oestreich anwesend war*); (1377) des Comturs von Balga Zug nach Rußland, des von Ragnit und des Pflegers von Insterburg beinahe durch Thauwetter verhinderte Reise ins Land Slawislow, (welchen Namen die Zamehlsche Chronik wiederum ausläßt.)

Das somit von 1348 bis 1377 als aus Hermann von Wartberge entlehnt Aufgeführte ist bis auf sehr wenige unbedeutende Hinzufügungen der ganze Inhalt der Zamehlschen Chronik für diese Jahre. Die Uebersetzung ist, wie eine spätmittelalterliche Uebersetzung meist zu sein pflegt, oft recht frei; dann kürzend und besonders Namen auslassend, was wiederum für den überhaupt mehr auf den Effect der Handlung Gewicht legenden Autor bezeichnend ist. —

In die Hochmeisterchronik könnte, vielleicht durch Mittelglieder, einiges nur sehr Wenige aus H. v. W. gekommen sein, so z. B. in Bezug auf die Schlacht an der Strebe 1348 (Matthaei, Veteris aevi analecta V., 780) und auf den Uebertritt von Kinstut's Sohne zum Christenthume (1365) so wie dessen spätere Schicksale (a. a. O. V., 781; vrgl. oben diese S.) Unter den preußischen

*) Daß der H. M. auf dem Zuge 1377 den Herzog zum Ritter schlug setzt die Zamehlsche Chronik (cod. Gedan. p. 106; Voigt V., 281 Note 1) zu der einfachen Notiz Hermanns von des letzteren Anwesenheit hinzu.

Chronisten des XVI. Jahrhunderts machte **Stanislaus Bornbach** (geb. 1530, † 1597), von dessen unermüdlichem Fleiße viele Folianten auf der Stadtbibliothek, der Archivbibliothek, der Uphagenschen und noch einer anderen Privatbibliothek zu Danzig, den königlichen zu Berlin und zu Dresden, endlich der herzoglichen zu Gotha*) Zeugniß ablegen, besonders in derjenigen seiner Redactionen der preußischen Geschichte einen sehr umfassenden Gebrauch von Hermann von Wartberge, welche als fol. L 1 22 (Originalmſ.) — 1295 (1349) gehend auf der Archivbibliothek zu Danzig aufbewahrt ist. Er übersetzt daraus ganze Stücke, als aus des Hermanns von Wartenberg cronica, eines alten Caplans in Liefflandt (p. 16b.); aus „Hermannus de Wartberg" (p. 19b.); aus Isländischer Cronika (p. 97) u. s. w. Die livländische Reimchronik benutzte er daneben. An einigen Stellen giebt Bornbach die Worte des lateinischen Originals. Da sich u. a. ein ungehöriger Zusatz von einer Hand des XVI. Jhdts. in unserer Handschrift p. 6b. auch bei Bornbach findet, so möchte ich glauben, daß er gerade unsere Handschrift vor sich hatte. Einige Lesarten bei ihm (so statt des pro cura oben S. 134 quocirca, das eine Hand auch in der Handschrift durch Hinzufügung eines Ipunkts herzustellen sich bemüht hat) sind schlechte Conjectur, andere Folge von Flüchtigkeit. Einen kritischen Nutzen für den im Allgemeinen ziemlich unverderbt erhaltenen Text geben sie nicht**).—

*) Auf der letzteren befindet sich u. a. (z. B. einem Originalmanuscripte von St. B. über die Belagerung Danzigs durch Stephan Batory 1577, welchen Bericht eine competente Feder bald unserer Provinz zugänglich machen wird) eine Originalprachthandschrift von ihm, von ihm selbst mit einer sehr großen Menge colorirter Bilder ausgestattet: **Kronica der Preussenn, Ms. chartac. A. fol. 819**, in Einband saec. XVIII. Die Bilder sind meist recht ungeschickt. Es befinden sich darunter, wie sie mir gerade beim Durchblättern auffielen: die Verlesung der Bundesschrift vor dem Kaiser, Kurfürst Friedrich von Sachsen, Luther, Luthers Tod, Eberhard Ferbers Aufruhr, König Sigismund und Herzog Albrecht in Krakau 1525, Johann von Leyden, Brand des S. Johannisthurms in Danzig 1543, Hans Glockengießers Selbstmord in Danzig 1548, Herzog's Moritz von Sachsen Tod, Uebermuth der Polen in Danzig, Einzug König Sigismund August's in Danzig 1552 u. s. w. u. s. w. Ueber Bornbach vergl. auch Th. Hirsch Handels- und Gewerbsgeschichte Danzigs, Leipzig 1858. S. 71.

) Vergl. in Bezug auf die Anführungen unseres Werkes in der Berliner Handschrift Bornbachs I. (Ms. boruss. fol. 245) jetzt auch Karl **Kletke, die Quellenschriftsteller zur Geschichte des preußischen Staates 1858. S. 113.

Von Danziger Chronisten kannte und benutzte ferner wohl Hans Spatt (1573) Bibl. Archiv. Gedan. fol. L 1 4. unseren Autor. —

In Caspar Schütz's Chronik sind einige ursprünglich aus Hermann stammende Nachrichten durch Vermittelung von Balthasar Rüssows livländischer Chronik (s. u.) gekommen*). Das mir vorliegende Exemplar der Ausgabe von 1599, welches einem Vermerke auf dem Rücken nach einst wohl dem bekannten Professor M. Hanow vom Danziger Gymnasium (1727 — 1773) angehörte und von diesem mit vielen handschriftlichen Anmerkungen nnd Ergänzungen, besonders aus Johann von Pusilje versehen ist, enthält vorn als Vervollständigung zu dem Schriftstellerverzeichnisse die **Chronica latina Fratris Hermanni de Wartenburg usque ad annum 1378.** Die Notiz scheint mir jedoch eher aus Bornbach, als aus eigener Anschauung des Werkes zu stammen, da in den übrigen Randbemerkungeu desselben nie gedacht wird.

In neuester Zeit hat, seit Hermanns Chronik wieder aufgefunden worden, zuerst Töppen in seiner historisch-comparativen Geographie von Preußen, Gotha 1858, davon wissenschaftlichen Gebrauch gemacht. — —

Unter den livländischen Chronisten hat der vortreffliche Balthasar Rüssow, dessen Buch, auch abgesehen von dem sprachlichen Interesse, wohl eines der lesenswerthesten seiner Art ist, den Hermann von Wartberge benutzt, freilich nur beiläufig, indem er ihn z. B. nicht zur Grundlage seiner Chronologie der Landmeister und Bischöfe macht, (für die allererste Zeit mit Recht, später mit Unrecht), Vieles, da sein eigener Schwerpunkt und seine Bedeutung in der neuesten Zeit ruht, nicht benutzt, in vielen Sachen anderen nicht so guten Quellen folgt**). Einige unbedeutende Anklänge z. B. edit. 1584 S. 5 f. übergehe ich hier; auf S. 7. a. E von: „Disse Meister Volquin" an ist fast wörtliche Uebersetzung. Die Nachrichten über den Aufstand der Ehsten u. s. w. 1345 (1343) hat Rüssow aus Hermann und irgend einer anderen Quelle zusammengestellt. Das von „Alse nu de

*) Bei 1367 z. B. könnte indeß eine unmittelbare Benutzung vorzuliegen scheinen.

**) Vergl. seine Landmeisterreihe und ihre entstellten Namen mit der oben S. 137 mitgetheilten Hermanns von Wartberge.

Meister" S. 16 bis 1345, in der Fasten ist mit einigen Zusätzen und Abweichungen Uebersetzung aus dem ersteren. Ebenso ferner p. 17 „Anno 1347 — Johannis Baptistae". Was Rüssow ferner über Meister Goswin von Herike, wie über Arnold von Vitinghof sagt, ist z. Th. Auszug daraus; S. 136 über Meister Bruno beruht gleichfalls auf Hermann; bei Gotfried Roghe setzt Rüssow, wie mehre Male statt den Rigaer die Bischöfe: H. v. W. hat „cujus tempore duravit discordia cum Rigensibus". Den Ketelhod (S. 14) nennt H. v. W. ebenfalls abweichend Vicelandmeister und erzählt von ihm, daß er 1323 Pleskow erobert habe; den Bau von Mezoten knüpft er an Ostern 1321. Von der Hungersnoth 1315 (vgl. v. S. 141) sagt H., daß Eltern ihre eigenen Kinder gegessen haben, daß man Todte aus den Gräbern und von den Galgen geholt habe, sie zu verzehren. Was Rüssow mehr giebt, ist Ausschmückung, wenn nicht die specielle Notiz über den Vorfall in dem ehstnischen Dorfe Pugget auf eine andere, verlorene, Quelle weist. Auch die Geschichte Meister Eberhards von Monheim ist mit Beachtung mancher Erweiterungen und Ergänzungen z. Th. auf H. v. W. zurückzuführen. Wenn Rüssow als sechzehnten Meister D. O. in Livland Willeken von Schurberg aufführt, welcher von Einigen auch Willem von Endorf genannt werde, so dürfte letzteres vielleicht gerade auf H. v. W. zu beziehen sein, der denselben (p. 8) indeß als Willikinus de Endorpe bezeichnet. — —

Der späteren livländischen Geschichtsforschung war Hermann von Wartberge unbekannt. — —

Die in die ebenangeführten Werke übergegangenen Stellen, welche handschriftlich engeren Kreisen, oder durch den Druck weiteren zugänglich sind, machen nur den kleineren Theil von Hermanns Aufzeichnungen aus; der reiche Schatz seiner übrigen Mittheilungen ist unbenutzt geblieben. Auch er wird in hoffentlich nicht zu langer Zeit in der bereits beiläufig angekündigten Gesammtausgabe der preußischen Quellenschriftsteller bis 1525 dargeboten werden, indem die hohe Staatsregierung sowie die Stände der Provinz den Vorarbeiten zu dem Unternehmen ihre fördernde Hülfe zugesichert und auch schon thätig bewiesen haben. Den Hauptkern bilden, wie sich denken läßt, die Kriegszüge gegen Littauer und Russen, durch die Meister oder einzelne Gebietiger, von Livland oder auch von Preußen aus unternommen; die von jenem Lande ausgehenden in besonderer Ausführlichkeit und Vollständigkeit, obwohl

z. B. Wigand an einigen Stellen, wie oben gesagt, noch Ergänzungen bietet; Nowgorod und Pleskow, in feindlichen Berührungen, besonders mit dem Bischofe von Dorpat (z. B. 1367 wegen der Fischerei auf dem Peipussee, p. 26), aber auch in freundlichen (1371 Handelstractat mit Lübeck*), dem Bischofe und dem Meister zu Frauenburg, Dörpter Diöcese) werden häufig genannt. Bei den Gefechten finden wir meist doch wohl nach amtlichen Berichten die Zahlen der Gefangenen und Gefallenen, auch des Viehes, angegeben; sehr genaue Ortsbestimmungen werden besonders zur littauischen Topographie gegeben, wofür freilich die oft von Voigt angeführten Wegeverzeichnisse des Geheimen Archivs zu Königsberg eine umfassendere Quelle sind. Auffallende Naturereignisse werden erwähnt, auch außer den weichen Wintern, welche die Reisen hindern, (1348 große Fruchtbarkeit, 1351 großes Sterben, 1357 Heuschrecken, 1363 Ueberschwemmung bei Riga); Erbauung von Burgen an den Grenzen und im Lande (1368 von Schrunden in Kurland; 1371 Verstärkung der zu Riga und Reval); 1373 der Bau einer Mühle mit sechs Rädern bei Riga. Zu 1375 (p. 27b.) wird hervorgehoben, daß der eine Vogt von Wenden, Albert von Brenken, aus den Mitteln seines Amtes dem H. M. den Rückstand des vorgeschossenen Kaufpreises für Ehstland entrichtet habe; 1358 (p. 15 f.) die kaiserliche Gesandschaft nach Littauen, von der Heinrich von Rebdorf ((**Freher) Struve: Scriptores Rerum Germanicarum, Argentorati 1717. I., 642**) ähnlich berichtet; vrgl. Töppen: H. Geographie S. 104 Note 462. Bei einigen Ereignissen werden bisherige Annahmen in Bezug auf die Chronologie berichtigt, so was den oben S. 149 erwähnten Zug Herzog Leopolds von Oestreich 1372 anbetrifft, bei dem der Graf von Hals sogar bis Riga, gewiß häufig Hermanns Aufenthaltsort, kam. Der Tod Olgjerds wird auf 1377, Voigts (V., 285) Meinung bestätigend, um Trinitatis, fixirt und berichtet, daß bei den Exsequien des Großfürsten u. a. achtzehn Pferde nach heidnischer Sitte verbrannt seien. Er wird also, wie auch Voigt gegen Karamsin annimmt, als Heide, nicht als Christ gestorben sein.

*) Allerdings nennt H. v. W. den Johann Schepenstede von Lübeck als bei diesem Tractate gegenwärtig; s. Hanseatisches Urkundenbuch p. 290 und 658 und die anderen bei Riesenkampff, der deutsche Hof zu Nowgorod bis zu seiner Schließung durch Iwan Wassiljewitsch III. im Jahre 1494. Dorpat 1854. S. 84.

Den Bischöfen des Landes und der Stadt Riga gegenüber, deren Verhältnisse Hermann selbstverständlich öfters berühren muß, ist er, wie ja auch seine praktische Wirksamkeit als Anwalt des Ordens dahineingreift, und seiner amtlichen Stellung entsprechend, für den Orden parteiisch. Derselbe ist in seiner Darstellung stets der tragende, nachgebende Theil. Von bezüglichen Urkunden wendet er nur die ihm passenden an; er nimmt sich auch nicht übel, Ungenaues oder offenbar Unrichtiges über die früheren gegenseitigen Beziehungen mitzutheilen. Eine zusammenhängende Entwickelung des Streites versucht er nicht. Er verschmäht selbst Anecdotenhaftes nicht, wenn es dem Orden günstig ist. Eberhard von Monheim, Comtur von Windau (p. 9b.), hatte 1309 einige Rigaer, welche die Pfarre Kilekunde auf Oesel geplündert hatten und auf der Rückfahrt bei Dondangen Schiffbruch litten, aufhängen lassen, worauf die Stadt durch Erzbischof Friedrich ihn am päbstlichen Hofe verklagen ließ, indem jene unschuldig gewesen seien. Da antwortete der vor denselben vorgeforderte Comtur: „Heiligster Vater! das ist nicht so; das ist eine Lüge (mendum est). Ich habe einige Seeräuber, welche ein Kirchspiel Namens Kilekunde ausgeraubt haben, ergriffen und sie nach dem Rechte jenes Landes gerichtet und wie sie es verdient haben, an Bäumen aufgehenkt". Da sagte der Herr Papst Clemens: „O, hätten wir doch auch hier solche Richter!" und legte dem Erzbischofe in dieser Sache ewiges Stillschweigen auf".

Die Sprache wird von H. v. W. mitunter etwas nachläßig behandelt, verräth aber im Allgemeinen einen gewandten Geist. Seine Schulbildung zeigt er auch einmal, indem er den Vers irgend eines Dichters citirt: „Post inimicitias iram (irae) meminisse malorum est (p. 17).

Soviel genüge für jetzt, um gewissermaßen die Zone dieses neugefundenen Werkes anzudeuten, da man bald wird können „komen by des ordens cronycken*)". Eine durchaus erschöpfende Aus-

*) In Rynesborch's und Schene's Bremischer Chronik (Lappenberg, Geschichtsquellen des Erzstiftes und der Stadt Bremen. Bremen 1841) S. 62f. heißt es, daß die Bürger von Bremen, weil sie: „een grot anhevent unde beghin weren" des Ordens in Livland, mit denen von Lübeck davon großer Freiheiten genössen, so den weißen Mantel tragen dürften, was anderen Bürgern verboten sei. „Unde die orde plecht vor dat vor die stadt van Bremen tho biddende unde kunde men komen by des ordens cronycken dar staat die iare Godes enkede (d. i. genau) ynne". — —

einandersetzung darüber zu geben, lag mir für den Augenblick fern, indem ich nur dem durch die neue Erscheinung wachgerufenen Interesse der Freunde unserer Landesgeschichte einigermaßen durch diese vorläufige Nachricht genügen wollte. —

Berlin.

Dr. Ernst Strehlke.

Von Nidden nach Cranz.

Wer die curische Nehrung*) in ihren stärksten Contrasten sehen will und Wanderkraft hat, der mache die Tour von Nidden nach Cranz. Zugleich findet er auf diesem Wege sichere Documente aus den früheren Entwickelungsphasen dieser schnell sich ändernden, merkwürdigen Landzunge. Die ersten zwei Meilen hielt ich den Strand, um die auf dem Abhange der Hauptdüne gezeichneten schwarzen Curven, die Reste des alten Waldes, zu verfolgen. Kleine grünbraune Strandläufer, zierliche Vögel, liefen trippelnd in der Spülung der See herum, während ein schief aufgerichtetes Schiffswrack daran mahnte, daß der „Herr der Schöpfung" nicht immer der Herr ist. Ich schlug links ab. Auf dem Anberge der Düne sah ich wiederum sehr deutlich, daß der Kamm der Nehrung zur Zeit des alten Waldes merklich niedriger gewesen und mehrere hundert Schritte näher dem heutigen Seestrande gelaufen, daß somit die Nehrung allmählig höher geworden und nach Osten fortgeschritten ist. Während ihr Rücken in langhingeschwungenen Zügen fortläuft, findet sich auf ihm ein oft sehr regelmäßiges System kleiner paralleler Sandwellen, die auf der Windseite sanft aufsteigen, um auf der Leeseite ziemlich steil abzufallen. Sie sind Dünen en miniature. Nachdem der Wind die Sandkörner bis auf den Kamm getrieben, gleiten die schwereren Körner auf der anderen, steileren Seite herab,

*) Vergl. 1) Nachrichten über die kurische Nehrung. Von Jachmann auf Nesselbeck. Preuß. Prov.-Blätter (Jahrg. 1829) I., 195. 310. 2) Bemerkungen über die Entstehung und den gegenwärtigen Zustand des curischen Haffs und der Nehrung und über den Hafen bei Memel. Von J. C. Wutzke, Regierungsrath und Wasserbaudirektor. Preuß. Prov.-Blätter (Jahrg. 1831) V., 122, 226, 293, 443.

während die leichteren den nächsten Wellenberg erreichen, um von da eine weitere Wanderung zu machen. Eine Messung gab mir als Breite einer solchen Sandwelle 3 Zoll, als Steigungswinkel 7½, als Fallwinkel 38 Grad. Häufiger als an anderen Stellen der Nehrung sendet hier die Hauptdüne nach der Haffseite hin Seitenzweige ab, von denen die meisten in einer scharfen Ebene wie abgeschnitten enden. Die Nehrunger nennen sie recht treffend Stürzdünen. Auch auf ihren Abfällen findet man das oben geschilderte System kleiner paralleler Sandwellen, die hier stets von der oberen scharfen Kante der Stürzebene gerade herab nach dem Fuße fortlaufen. Eine solche Ebene sieht so aus, als wäre sie regelmäßig abgeeggt. Und zwar dies nicht nur wegen der Wellenform, sondern auch wegen der dunklen Farbe des in den herablaufenden Wellenthälern liegenden schwereren Sandes. Wenngleich nämlich der Dünensand auf der Haffseite, nachdem er die Wanderung über die Nehrung gemacht, sehr gleichkörnig ist, so lassen sich doch in ihm verschiedene Bestandtheile sondern. Mehrere Proben, die ich später untersuchte, gaben mir durchschnittlich in 100 Theilen dieses Sandes 88 Theile Quarz, 8 Theile Feldspath, 2 Theile Hornblende, 2 Theile grünen Knollensand; außerdem äußerst wenige vegetabilische Brocken, zerstreute schwarze magnetische und einzelne hellgrüne (Olivin?) Körner. Der Knollensand ist so dunkel, daß er, obenhin angesehen, mit Streusand verwechselt werden kann. Mit Hülfe einer starken Lupe sieht man indeß, daß man grüne knollige Körner oder vielmehr kleine Trauben vor sich hat. Würde man 3 bis 10 verschieden große grüne Wachskügelchen zu einer Traube zusammendrücken und die einspringenden Ränder, in denen die Kügelchen an einander stoßen, mit hellgrünen Strichen bezeichnen, so hätte man das vergrößerte Bild eines solchen Knollenkörnchens. Derselbe Sand kommt in manchen Tertiärlagern des Samländischen Strandes so häufig vor, daß er mächtige Schichten intensiv grün färbt; er findet sich auch in der räthselhaften Muschelbank von Klein-Kuhren. Denselben Sand endlich habe ich in den Kreideschichten gefunden, die der artesische Brunnen von Thorn durchsenkt hat, und zwar in einer bei 438 Fuß Tiefe beginnenden Schicht, die geologisch Grünsand genannt werden muß. Vielleicht besteht er aus den versteinerten Weichtheilen von Foraminiferen (gekammerten Kreidethieren). Wie ich irgend wo gefunden, hat Klapproth eine von den Samländischen Tertiärschichten ent-

nommene Probe chemisch analysirt und den Stoff für Eisensilikat erklärt. Der Knollensand ist schwerer als die übrigen Bestandtheile des Dünensandes, bleibt in den herablaufenden Furchen der nach der Haffseite abfallenden Stürzebenen liegen und markirt dadurch sehr deutlich die Wirkung der von Nord oder Süd vorbeistreichenden Winde.

An manchen Stellen hat das Haff ein niedriges Vorland gebildet, auf dem große Strecken von einer Art Huflattig, **Petasites tomentosus D.C.**, besetzt sind, einer Kalkpflanze, die nicht wie die andere Lattigarten darauf schließen läßt, daß der Untergrund aus Lehmmergel bestehe. Sie kommt vielmehr wohl nur auf Sandboden vor, der reich mit zerbrochenen Muschelschalen durchsetzt ist. Weiterhin erheben sich die meisten Berge höher und höher. Auf den höchsten fand ich ein Vermessungs-Signal, und etwas unter ihm einen schwarzen unbewegten Körper, den ich mir nicht deuten konnte. Endlich hebt das räthselhafte Wesen den Hals hoch auf. Ich habe einen colossalen Vogel vor mir, einen Seeadler, der seine mächtigen Schwingen ausbreitet und sich erhebt, um seewärts hinüber zu ziehen. Dieser Dünenberg ist bereits bis hart ans Haff vorgerückt, so daß man an seinem Fuße kaum gehen kann ohne ins Wasser zu kommen. Eine Schaar großer Brachvögel, die auf der darauf folgenden wiesenartigen Ebene ihr Wesen trieben, verließ nur zögernd den Platz. Auch den folgenden Berg umging ich auf der Haffseite und kam heil vorbei, wenngleich eine Stelle bedenklich an Triebsand erinnerte. Den Fuß des dritten Berges fand ich streckenweise senkrecht abgefallen, so daß ich es räthlich hielt, ihn zu überschreiten. Rossitten lag vor mir, der bedeutendste Ort der curischen Nehrung und doch, heute wenigstens, sehr unbedeutend. Der nördliche Theil des einst ausgedehnten fruchtbaren Areals ist bis ans Dorf hin theils von den weißen Bergen überlagert, theils mit einer dünnen Schicht Flugsand überdeckt. Nur westlich und südlich tritt noch der ursprüngliche solide Lehm-Boden zu Tage. „Bei der Grabung des Brunnens in Rossitten im Jahre 1822 fand man 55 Fuß reinen Lehm, dann grauen Mergel mit Sandadern gemischt, und auf 90 Fuß Tiefe 4 bis 5 Fuß im Durchmesser große Steine und dann Wasser". Der Boden ist somit bis zu dieser Tiefe hin diluvial und dem Wesen nach gleichartig dem von Cranz. Hier zeigte sich bei dem im Jahre 1858 durch Herrn Schloßröhrenmeister Hildebrandt ausgeführten Baue eines

Brunnens 40 Fuß Lehm, darauf bis 80 Fuß Tiefe grüner Schluffmergel (nach der mir vorliegenden Probe ist er derselbe, der am Nordrande Samlands weit verbreitet ist) und dann folgten große Steine. Wie weit der feste Boden von Rossitten sich ausdehnt, läßt sich heute schwer entscheiden, da die Berge jährlich 10 bis 20 Fuß, manche derselben aber auch viel schneller vorrücken. Derselbe Berg, den ich zuletzt überschritt, soll vor zwanzig Jahren links von dem nach Nidden führenden Wege gestanden haben und ist jetzt mindestens 100 Schritte rechts von ihm. Bisweilen freilich ist diese Wanderung der Berge auch förderlich. So erzählte mir eine Frau, die sich bei der Versandung des südlich von Rossitten gelegenen Dorfes Kunzen nebst den Andern hieher übergesiedelt, daß ihr dortiger Garten im nächsten Jahre bereits frei sein und daß sie dann wieder Kartoffeln und Zwiebeln pflanzen werde.

Ich wanderte weiter. Zur Linken hatte ich ein schönes Kornfeld, zur Rechten ein buschiges Terrain mit Linden, Eichenstrauch, Weißdorn, Haseln und Rosen! vor mir einen kleinen Laubwald. Hie und da liegen erratische Blöcke zerstreut; die größten derselben bilden einen geschlossenen etwa 150 Schritte breiten Zug, der nördöstlich bis ans Haff fortstreicht und hier eine unübersehbar lange Muschelbank unterbricht. Bald treten wieder die weißen Berge näher. Welcher von ihnen Kunzen begraben? Ich konnte ihn trotz der Beschreibung von den andern nicht unterscheiden. Einzelne von ihnen, denen ihre frühere Rolle als Landverderber nicht weiter zugesagt, hatten sich von den Genossen getrennt und waren stark abgeflacht, weit ins Haff vorgegangen. Andere schienen nicht üble Lust zu haben, ihnen zu folgen. Und wenn ihnen Alle folgen möchten, was dann? Wird das Meer immer neuen Sand ausspeien?

In diesen Gedanken wurde ich durch Möwen gestört. Ich weiß nicht, ob der Leser den naturhistorischen Atlas von Goldfuß kennt, insbesondere das Blatt, auf dem der Haushalt der Möwen bildlich dargestellt ist. Wir sehen im Vordergrunde viele dieser schönhalsigen Vögel theils brütend, theils schwimmend, weiterhin aber an den Bergabhängen und in der Luft eine solche Unzahl, daß ich wenigstens bisher nicht daran geglaubt habe, daß das Natur sei. Ich sollte hier, ½ Meile von Rossitten, eines Besseren belehrt werden. Schon von Weitem sah ich Tausende dieser gewandten Segler, die in einem regelmäßigen Kreise gleichen Fluges herumflogen. Es war seltsam zu sehen, wie

die auf den blauen Himmel projicirten Bahnen der mir zugewandten und der jenseitigen in entgegengesetzten Richtungen einander durchzogen. Während ich mir Mühe gab, die überaus große Zahl der Thiere annähernd zu bestimmen, bemerkte ich zu meiner Verwunderung auf dem Haffe eine weit ausgebreitete Möwengruppe, die der kreisenden nichts nachzugeben schien. Aber rechts ab auf den sanften Abhängen der weißen Berge saß eine ohne Frage noch bedeutendere Anzahl. Vor mir hatte ich, wie ich wähnte, ein langhin sich ziehendes Feld von Huflattig. Bald wurden die aufrecht stehenden Blätter lebendig, sie wurden zu Möwen und stiegen auf. Gleichzeitig erhoben sich die schwimmenden und die auf der Düne sitzenden und Alle vereinigten sich über mir zu einer Gesammtschaar, die mit so entsetzlichem Geschrei mich umschwärmte, daß ich es kaum ertragen konnte. Ich suchte eine kleine Gruppe zu zählen und bemühte mich zu schätzen, wieviel Mal sie in der ganzen Zahl enthalten sei und schrieb endlich in meine Brieftasche: „mindestens 50,000 Haffmöwen". Würde jede derselben täglich nur $\frac{1}{5}$ Pfund Fische fressen, so gäbe das für den Tag 100 Centner! Ob wohl alle Bewohner des Haffs aus diesem Gewässer täglich soviel Fische ziehen mögen als diese einzige Möwenschaar?

Nach der Uhr — dem einzigen in solchen Gegenden brauchbaren Meilenzeiger — zu schließen, mußte ich etwa an den Bergen sein, unter denen Lattenwalde begraben liegt. Der Weg, bisher durch einzelne verlorene Weidenbäume markirt, hörte hier auf, was nichts schadete, da das Haff genug orientirt. Doch war es mir lieb, endlich einmal wieder Menschen zu sehen. Zwei Kuren mit ihren Frauen waren beschäftigt, langsamen Schrittes das Netz aufs Land zu ziehen. Ihnen half ein etwa 10 jähriges Mädchen und ein Junge von kaum 6 Jahren. Ich verweilte, um zu sehen, welches der Erfolg ihrer Arbeit sein werde. Der Junge ging stolz mit seiner rothbunten Weste herum, seinem einzigen Kleidungsstücke, und warf, da es Zeit war, bald auf der rechten, bald auf der linken Seite Sand in das Wasser, um die Fische zurückzuscheuchen, welche seitlich durchzugehen versuchen sollten. Eine mäßige Schüssel fingerslanger Fische wurden an's Land gezogen, unter denen ein handgroßer Flunder durch seine Größe hervorragte. Aber die Leute schienen einen wesentlich besseren Fang nicht erwartet zu haben. Wenn der Wind umsetze, wollten sie hinauf nach Memel, da gebe es gute

Aale, auch sei der Absatz leicht. Sie ließen sich dabei in ihrer guten Laune nicht stören, waren gern bereit mich nach Sarkau mitzunehmen und später kaum dazu zu bringen, ein Geldstück von mir anzunehmen. Ich muß überhaupt aussprechen, daß der Kurische Stamm, wo ich mit ihm in Berührung gekommen, mir wohl zugesagt hat. Die Leute sprachen alle deutsch und zeigten sich viel unterrichteter als ich's vermuthete. So z. B. wurde das Treiben der Cranzer Badegäste mit etwas derben aber bezeichnenden Worten geschildert. Ich brachte einen der Alten auf ein Thema, über das ich bereits an verschiedenen Orten der Nehrung ziemlich übereinstimm nde Ansichten gesammelt hatte, auf den ehemaligen Zusammenhang der beiden ins Haff hineinlangenden Spitzen von Windenburg (einem nördlich vom Niemenausfluße gelegenen Dorfe) und Rossitten. „Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Land der sogenannten Litthauischen oder östlichen Seite des Kurischen Haffes in früheren Zeiten viel, und sehr v iel weiter in dasselbe hineingereicht hat. Das Vorufer oder der seichte Theil des Haffes vor dem Ufer, der in hiesiger Gegend bis zweihundert und vierzig Ruthen und mehr hineingeht, und dessen Tiefe sich allmählig bis auf nur vier Fuß senkt, wird noch heutigen Tages auf Litthauisch „Krantas", das Ufer, genannt. Bei sehr niedrigem Wasser liegt es an manchen Stellen bis ungefähr zehn Ruthen vom Lande trocken. In diesem Theile, Krantas, findet man ziemlich weit im Haffe Ellernwurzeln; ein Beweis, daß früher daselbst Land und Wald gewesen. Die Stelle des ehemaligen Windenburger Schlosses kennt man nicht mehr; sie muß weit im Haffe sein". „Die berüchtigten Windenburger Steine bilden ein natürliches Lager, das, aus dem Lande kommend, weit ins Haff streicht. Die Stelle der Windenburgschen Kirche, die im Jahre 1705 abgebrochen und nach Kinten verlegt wurde, liegt jetzt im Haffe*)". Mein alter Kure sagte mir: „Als die Welt angefangen, sind — wie die alten Leute erzählen — die Haken von Windenburg und Rossitten einander so nahe gewesen, daß nur eine schmale Furt dazwischen war." Auch versicherte er, daß der Steinzug, der über Rossitten ins Haff hineinstreicht, auf dem Grunde des Haffs bis nach dem

*) Nachricht von den Uferbefestigungs-Arbeiten des Förster Tanscheit in Kinten, vermittelst Rohr- und Binsen-Cultur. Von Wilh. Beerbohm auf Feilenhof bei Windenburg. P. P. Bl. (Jahrg. 1833) X. 206.

Windenburger Haken fortlaufe und von da weiter ins Meer gehe. Auf meinen Einwand, daß er doch die Steine auf dem Haffgrunde nicht sehen könne, entgegnete er: „Wir Fischer fühlen sie mit unsern langen Stangen. Der ganze Strich ist flach, während die tiefen Stellen des Haffs 5—6 Faden tief sind“. Mittlerweile schien das Mädchen ihre Mutter um etwas zu bitten. Da ich nichts verstand, so sagte die Letztere mir, daß die Margelle Lust habe, den schönen Flunder aufzuessen. „Ja,“ fuhr sie fort, „darüber müssen Sie sich nicht wundern, wir Alle essen rohe Fische, aber mit Salz und Pfeffer“. Der Junge, der sich inzwischen ein Paar Hosen angezogen und ein eigenes kleines Segel aufgehißt hatte, schien das Lieblingskind zu sein. „Ein prächtiger Junge, für den ich nicht hundert Gulden nehmen möchte“. Später sprachen die Leute davon, daß sie sich eine Kuh anschaffen wollten. Aber das werde schwer gehen, es sei theure Zeit. „In Wehlau hat ein Nachbar für eine Kuh elf Thaler gezahlt, aber die hat auch ein Euter wie ein Eimer!“ Glückliche Menschen, die mit so kleinen Maaßen messen! Ich lenkte das Gespräch auf den Seeadler und ließ mir von dem einen Alten — den andern konnte ich doch schwer verstehen — sagen, daß er kein Standvogel sei, obwohl er im Sarkauer Walde brüte. Er käme von Rußland her und ziehe im Herbst längs der Küste nach Frankreich. Dasselbe wurde mir von dem Jägerburschen in Grenz, der mir einige Zeit später einen lebenden Seeadler brachte, über das Brüten und den Abzug des Thieres mitgetheilt.

So kam ich in guter Gesellschaft nach Sarkau, wo ich bei dem freundlichen, unterrichteten Posthalter übernachtete. Die Hauptdüne, der auf der nördlichen Spitze der Nehrung beginnende Sandrücken, hört als solche bereits in der Gegend von Rossitten auf; sie wird von da ab durch einzelne wenig zusammenhängende Berge ersetzt, deren Höhe ich 2 Meilen nördlich von Sarkau auf 90 bis 100 Fuß schätze. Bei Sarkau finden sich nur zerstreute kleine Dünenberge, die auf eine sich wenig erhebende Ebene aufgesetzt sind. An dem südlich vom Dorfe liegenden Sarkauer Walde hat das Haff eine 20 Schritte breite, 3 bis 5 Fuß hohe Uferbank aufgeworfen, die den hinter ihr liegenden moorigen mit Erlen bestandenen Streifen vor Ueberfluthungen schützt. Im Innern der sanft aufsteigenden Nehrung findet man Birken, kranke Tannen und Farrnkräuter. Der nach Cranz führende Weg mag etwa 12 Fuß Seehöhe haben. Vom

Haffufer nahm ich eine Probe schönen Streusandes, der hier langhingezogene 1 bis 2 Zoll mächtige Bänke bildet; Bernstein wird, wie mir mein Wirth mittheilte, an der Haffseite nicht gefunden und nur selten am Strande. Der Sarkauer Wald senke sich nicht, auch werde er vom Haff direct nicht angegriffen, wohl aber heben sich im Frühjahre zur Zeit des Eisganges Stücke in die Höhe und fallen um. Dies aber geschehe nicht nur am Ufer, sondern auch im Innern des Waldes.

Am nächsten Morgen ging ich nach der Seeseite hinüber, um bis nach Cranz hin den Strand zu halten. Auf der 3 Fuß hohen Uferbank der See liegen viele feinkörnige Granite, hellrothe Feldsteine, glänzende Hornblende-Stücke, wenige helle Kiesel, hie und da Fragmente von Gneis, auch leichte hellgraue Kalke mit Versteinerungen. Der etwa 100 Schritte vom Strande sich fortziehende Wall mag 24 Fuß hoch sein. Einzelne von der See ausgeworfene Torffladen von 6 Zoll Dicke nahmen meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie zeigten Carex-Blätter und Samen, Kohlenstückchen und Stengel von Schachtelhalmen. In einer Probe fand ich bei mikroskopischer Untersuchung ziemlich viele kieselschalige Bacillarien. Die meisten derselben (wie **Pinnularia viridis, Fragilaria biceps** und **amphilepta, Synedra spectabilis, Melosira aequalis**) sind Süßwassergebilde; andre (wie die weichriefige **Navicula italica Ktz.**) leben bei uns nur in der Ostsee und in Brakwassern, z. B. in dem Hafen von Pillau. Die am Strande liegenden Steine werden bald größer; manche sind kopfgroß; einzelne erreichen die doppelte Größe. Auch treten hier alte Korallen auf, oft in mürben Kalkstein eingebettet. Eine Meile vor Cranz fällt das Ufer steil ab. Unter dem jetzigen Walde, der nur eine sehr schwache Humusschicht gebildet hat, liegt 10 Fuß mächtig grauer geschichteter Dünensand; unter ihm die 1 bis 2 Zoll dicke humose Schicht des alten Waldes, dann 6 Zoll Dünensand, der eine 3 Fuß dicke Schicht bedeckt. Sie ist identisch mit der bei Nidden gefundenen und enthält die Reste des Urwaldes der Nehrung*). Die tieferen Schich-

*) Die hier klar ausgeprägte Gliederung der Schichten bestimmte mich einige Tage später, bei meiner Wanderung über die frische Nehrung, besondere Aufmerksamkeit auf das Vorkommen und die Lage des kaffeebraunen Sandes zu richten. Ich fand ihn auf der Strecke von Polski bis Neufähr an den nach der Haffseite gerichteten Abstürzen und im Innern in continuirlichem Zuge, also

ten sind überstürzt. Der alte Wald zeigt noch eine Reihe von Baumstümpfen, die wie Gespenster aussehen. Die braune Schicht des Urwalds ist an manchen Stellen 8 Fuß mächtig. Unter dieser Schicht treten weiterhin noch Torfschichten zu Tage. Etwa ¾ Meilen vor Cranz ist folgende Schichtenreihe zu sehen:

½ Zoll Humus des jetzigen Waldes, der hier 35 Fuß über See steht,

5 Fuß geschichteter grauer Dünensand,

2½ Zoll Humus des alten Waldes mit Baumstümpfen,

1 Fuß kalkig-weißer Sand,

2½ Fuß kaffeebrauner fester Sand mit zwei dunkleren Humusschichten des Urwaldes,

5 Fuß hellgraue Sandschichten,

1 Zoll Torf mit Erlenästchen, Moosresten, Fichten-Blüthenstaub, dunklen Sporen, Kieselinsen und dergl.,

2 Zoll grauer Sand,

1 Zoll derselbe Torf,

2 Zoll grauer Sand,

6 Zoll derselbe Torf, dann etwa

20 Fuß überstürzt.

Aus diesem Abfalle, der sich weithin verfolgen läßt, ist die ganze Entwickelungsgeschichte der curischen Nehrung abzulesen. Weiterhin senken sich die Torfschichten; die kaffeebraune Schicht zeigt wieder eine Mächtigkeit von sechs Fuß, aber auch sie sinkt und entzieht sich dem Auge des Beobachters. Nur die Stümpfe des alten Waldes begleiten noch den Wanderer und erzählen ihm Geschichten, die wie Märchen klingen, von dem noch unentweihten Cultus der Götter, die einst hier auf heiligen Eichen thronten, von Erndtefesten und Gesängen, die schrillend verstummten, da erzgepanzerte Fremdlinge einbrachen und — das Bild der Barmherzigkeit in der flatternden Fahne — mit blutigen Spuren das Land durchzogen. Tief unter meinen Füßen klang es wie Orgelgetön. Der Urwald schien zu grollen, daß ich dem Geplauder der Neulinge lausche. Er begann — aber ich konnte ihn nicht verstehen, nur glaube ich Asgard und

auf einer Strecke von etwa 8 Meilen. Durch diese spätere Erfahrung gewannen die beiden hier auf der curischen Nehrung gemachten Beobachtungen die Bedeutung, die ich ihnen beilege.

Odin deutlich vernommen zu haben — die Wellen spielten plätschernd mit dem Gestein, ein Falke schrie das weithintönende „Fei", und der Alte verstummte. Auch Jene wurden wieder, was sie gewesen, Baumstümpfe des begrabenen Waldes.

Kurz vor dem Ende des jetzigen Waldes von Sarkau sinkt der alte Wald schnell hinab bis auf das Niveau der See und verliert sich unter den Wellen; er wird somit zum untermeerischen Walde. Die auf dem Seegrunde stehenden, fest gewurzelten Stümpfe, deren ich vom Lande aus etwa 200 zählen konnte, ragen bis gegen die Oberfläche des Wassers hinauf und sind sämmtlich durch die Macht der Wellen oben halbkugelförmig abgerundet. Solche auf dem Seegrunde stehende (nicht etwa durch die Wellen dahin geführte) Stubben finden sich auch am Strande von Nidden (nach Aussage des dortigen Dünenaufsehers) und sind am Rossitter Strande so häufig, daß sie die Fischerei hindern.

Es liegt die Frage nahe: wie ist der Waldboden hier und an anderen Stellen des Ostseestrandes unter den Spiegel der See gekommen? Ich bin nicht der Meinung, daß in einer verhältnißmäßig neuen Zeit — denn auch der Wald, den ich Urwald nenne, und die noch älteren Torfschichten gehören geologisch gesprochen zur Neuzeit — unser Festland sich so bedeutend gesenkt habe. Daß die See in früheren Perioden nach Osten vorgeschritten sei und heute stark vorschreitet, ist eine unzweifelhafte Thatsache. An der Seeseite wird der Sand dauernd von den Wellen angegriffen, aufgelockert und aufs Ufer geworfen. Findet der Wind eine kahle Düne vor, so trägt er den getrockneten Ufersand hinauf und schiebt diese Düne dadurch weiter, daß er die ihm zugewandten Körner auf die Haffseite hinüberwirft. Ist dagegen die Düne mit Wald bestanden und durch eine Grasnarbe gegen das Weiterrücken geschützt, so müssen zuerst Abfälle entstehen, dann Senkungen und Rutsche, die so langsam erfolgt sein mögen, daß der Wald sich mehrfach erneuern konnte. So sind bewaldete Strecken mit senkrecht stehenden Bäumen bis an die Uferlinie und endlich beim weiteren Vorrücken der See bis unter die Wellen gerathen.

J. Schumann.

Die Vereine in Königsberg.

(Fortsetzung.)

---

24. Der weibliche Verein für Armen- und Kranken-Pflege.

Unter den vielen wohlthätigen Damen, deren sich Königsberg in der neuesten Zeit, dem rechten Blüthen-Alter der Vereine, erfreut, nimmt die im Jahre 1856 verstorbene Frau Stadt-Räthin Rosalie Friedmann die erste Stelle ein. Als ihr durch den Tod ihres Vaters, des sehr reichen Bankiers Friebe in Berlin, eine bedeutende Erbschaft zufiel, benutzte sie die über den standesmäßigen Unterhalt hinausgehenden Einkünfte nicht etwa dazu, ein großes Haus zu machen, sondern verwandte sie, der Neigung ihres Herzens folgend, zu Wohlthaten für ihre minder gut gestellten Nebenmenschen. Sie gewährte strebsamen Handwerkern die Mittel zur Begründung eines selbstständigen Gewerbe-Betriebes, sie reichte dem kränkelnden Familien-Vater die Summen, die zu einer kostspieligen Kur oder einer Gesundheitsreise erforderlich waren, sie unterstützte Diejenigen, welche durch die Ungunst des Schicksals an dem Selbsterwerbe gehindert wurden, und that dies Alles mit solcher Bereitwilligkeit und solcher Zartheit, daß die Empfänger nicht gedrückt werden konnten, sie selbst aber sich ein ehrendes Andenken stiftete. Die ärmere Volksklasse fand in ihr eine oft nur zu milde Spenderin. Ihre Thüre war daher auch immer belagert, und es mußte der mildthätigen Frau am Ende doch als eine Nothwendigkeit erscheinen, ihren Bewilligungen eine strengere Prüfung vorangehen und eine Controlle folgen zu lassen. Sie suchte und fand daher auch gleichgesinnte Frauen, die ihr bei der Austheilung ihrer Liebesgaben behilflich waren. Aber auch hier selbst konnte die Erfahrung nicht vermieden werden, daß die Absicht bei der Austheilung nicht überall verwirklicht wurde. Undank, vermehrte Anforderungen, Arbeitsscheu und ein tieferes Sinken der Unterstützten machten sich nicht gar zu selten bemerklich. Ließ sich Frau Stadträthin Friedmann durch derartige Erfahrungen auch nicht in ihrem wohlwollenden Sinne gegen ihre Nebenmenschen stören, so wurde sie doch bei Vertheilung ihrer Gaben vorsichtiger. Die Bedrängten in Königsberg sind ihr stark verschuldet geblieben. Unglücksfälle in der Familie, eigene schwere Krank-

heit, selbst die nöthig gewordene Entfernung nov dieser Stadt konnten ihren mildthätigen Sinn nicht ändern. Auch über das Grab hinaus hat sie für Viele gesorgt.

Daß eine solche Frau in allen Vereinen, namentlich in denen, welche Wohlthätigkeit zum Zwecke haben, durch Zeichnung reichlicher Beiträge die Mitgliedschaft erworben hat, ist leicht begreiflich. Sie vermied es aber, in den Vorstand der Vereine zu treten und an der Sorge der Verwaltung Theil zu nehmen. Allein auch diesen Grundsatz mußte sie aufgeben, da die Verhältnisse eines neu sich bildenden Vereins sie dazu nöthigten.

Die Schneider-Meister-Wittwe Schmidtke, welche, bei dem Mangel eigener Mittel zur Befriedigung ihres Wohlthätigkeits-Triebes, sich zur Vermittlerin zwischen Reichen und Armen gerne darbot und die Gaben der Ersteren vertheilte, hatte mehrere ihr bekannte Damen für den Plan gewonnen, einen besonderen weiblichen Verein für Armen- und Kranken-Pflege zu gründen. Da die Zahl dieser Damen aber an sich nicht sehr groß war, und die Aussicht für die Wirksamkeit des Vereins von der Vermehrung der Mitglieder abhing, so schien es nothwendig, auch andere Damen für den Plan zu interessiren. Die Einladung vom 20. Februar 1844 hatte einen guten Erfolg; aber die weitere Begründung des Vereins machte große Schwierigkeiten. Gleich in der ersten Versammlung zeigte sich die Verschiedenheit in den Grundansichten. Die zuerst beigetretenen Damen waren der ausschließend kirchlichen Richtung zugethan und wollten diese Richtung auch bei dem zu bildenden Vereine zur Geltung bringen. Dagegen sträubten sich aber die später eingeladenen Damen: sie wollten nur Humanitäts-Grundsätze als Maaßgabe zur Anwendung gebracht wissen. Schärfer noch sprach sich der Gegensatz aus, als in der General-Versammlung von 1845 der Bericht über das verflossene Jahr vorgelesen wurde und Statuten zur Berathung kamen. Die exclusive Partei blieb in der Minderheit und schied nach und nach aus dem Vereine.

Frau Stadt-Räthin Friedmann, welche an der Spitze der Opposition gestanden hatte, wurde neben Frau Schmidtke und Fräulein Sartorius in den Vorstand gewählt. Die von der General-Versammlung angenommenen Statuten haben der höhern Bestätigung nicht unterlegen, sind aber von dem Vereine und seinen Mitgliedern als Norm betrachtet worden. Von Anfang an galt in

dem Vereine der Grundsatz, daß baares Geld als Unterstützung nur ganz ausnahmsweise zu geben sei. Ergiebt die vorgenommene Untersuchung, daß die Bedrängten ohne Unterstützung nicht bestehen können, so wird ihnen dieselbe in natura zu Theil. Immer aber geht der Wille dahin, die Armen zur Anstrengung ihrer Kräfte und damit zum Selbsterwerbe zu veranlassen. Man versorgt sie daher mit Arbeiten und hilft ihnen bei dem Verkaufe derselben. Den Kranken gewährt man ärztliche Pflege und erläßt ihnen die Bezahlung der Medizin ganz oder theilweise. Dabei ist der Verein von den hiesigen Aerzten und Apothekern auf eine dankenswerthe Weise unterstützt worden, und er hätte das, was er geleistet, nimmermehr leisten können, wenn er die Kosten für Kur und Arzenei aus seinen Mitteln hätte bestreiten müssen. Insbesondere hatte er es aber sich zur Aufgabe gestellt, den unheilbar kranken Personen beizustehen, da es an Anstalten für derartig Leidende in Königsberg sehr mangelt. Die Mittel zur Erreichung seiner Zwecke erhält der Verein zunächst aus den ihm zufließenden Geschenken und aus den Beiträgen. Die Letzteren verminderten sich, als viele der unzufriedenen Damen aus dem Vereine ausschieden. Auch die vielfachen neuentstehenden Vereine wirkten nachtheilig ein, und es mußte darauf Bedacht genommen werden, die Vereinskasse zu verstärken. Als erfolgreiche Mittel haben sich bewährt der Verkauf von unentgeldlich eingelieferten Handarbeiten, die Aufführung von Concerten und Theater-Vorstellungen zum Besten des Vereins. Die Jahresberichte desselben — und es sind deren bereits 14 erschienen — haben zwar nicht von auffallenden Ereignissen aber von vielen guten Erfolgen zu melden, deren die geräuschlose Thätigkeit des Vereins sich zu erfreuen hat. Der letzte Bericht, vom Frühjahr 1858, weiset die Einnahme auf 771 Thlr. 11 Sgr 3 Pf. nach, die Ausgabe aber auf 493 Thlr. 10 Sgr. 3 Pf.

Den Namen eines weiblichen Vereins suchen die Mitglieder desselben vollständig zu rechtfertigen, da Frauen die Geschäfte besorgen und Männer nur dann zugezogen worden, wenn es unvermeidlich ist. Die Verwaltung geht von dem Vorstande und den thätigen Damen, deren jetzt 10 sind, aus. Sie haben sich in die Geschäfte getheilt. Als Vorsteherinnen fungiren gegenwärtig Frau Stadträthin Emilie v. Facius und Fräulein Amalie Bertram, von denen Erstere auch das Kassen- und Rechnungswesen besorgt. Es bleibt noch, mit

Anerkennung einer That des weiblichen Vereins Erwähnung zu thun, nämlich der Hinstellung eines Familienhauses d. h. eines Gebäudes, in welchem gesunde und angemessene Wohnungen für die unteren Volksklassen gegen billige Miethen zu haben sind. Schon die oben genannte Schneider-Meister-Wittwe Schmidtke legte einen solchen Plan dem Vorstande vor und fand damit Anklang. Die nöthigen Vorarbeiten stießen aber auf so viele Schwierigkeiten, daß Frau Schmidtke das neuerbaute Haus nicht mehr in Augenschein nehmen konnte, da sie vor Beendigung des Baues Königsberg verließ. Da es dem Vereine an den nöthigen Geldmitteln mangelte, so beschloß er, den Bau durch Aktien-Zeichnung zu bewirken. Die Aktien sollten zu 20 Thlr. und zinsfrei ausgefertigt, dann aber aus den überfließenden Revenüen nach erfolgter Ausloosung (jährlich 10 bis 12 Stück) bezahlt werden. Es wurden in dieser Weise 293 Aktien untergebracht und dadurch eine Bau-Summe von 5860 Thl. erzielt. Da diese aber nicht hinreichte, so mußte man noch 19 zinstragende Aktien ausstellen. Trotzdem war es unmöglich, den beabsichtigten Bau in seiner ganzen Ausdehnung auszuführen; es blieb etwa ein Drittel besseren Zeiten vorbehalten. Zum Bauplatze wählte man den in der Sackheimer 3ten Wallgasse Nro. 23 an der Ecke der Steilen Gasse gelegenen Raum, der von dem Eigenthümer, der Königsberger Stadt-Commune, unentgeldlich hergegeben wurde. Von städtischen Abgaben ist das Familienhaus befreit. Es enthält in 3 Stockwerken 24 Wohnungen, jede aus 1 Stube, 1 Kammer, 1 Küche und dem erforderlichen Holzgelaße bestehend. Zu ebner Erde kosten diese Wohnungen 18 Thlr., im 2. Stocke 16 Thlr., im 3. 14 Thlr. an jährlicher Miethe. Im untern Stocke bewohnt der Hausmeister 2 Stuben unentgeldlich und hat dafür die Aufsicht zu führen und die Miethen in Empfang zu nehmen. Jeder Miether muß einen Contrakt unterzeichnen, in welchem er sich verbindlich macht, die Wohnung zu räumen, wenn er 2 Monate hindurch die Miethe nicht bezahlt hat oder durch Trunksucht, Unreinlichkeit oder schlechten Lebenswandel zu gerechten Beschwerden Anlaß giebt. — Das Gebäude konnte Michael 1847 bezogen werden und hat einem wirklichen Bedürfnisse abgeholfen. Die Miether sind im Allgemeinen den ihnen gestellten Bedingungen nachgekommen. Von den ausgefertigten zinslosen Aktien sind bereits 120 amortisirt. Die Amortisation erfolgt aus den eingehenden Miethen des Vereinshauses.

Aus den von den Inhabern nicht angenommenen Beträgen einer Anzahl ausgelooseter Aktien ist bereits ein Kapital von 2000 Thlr. gesammelt, welches, wenn es die nöthige Höhe erreicht hat, zur Vollendung des Baues verwandt werden soll. Andere Aktieninhaber sind großmüthig genug gewesen, ihre Aktien dem Vereine zu schenken, wie dies z. B. Frau Stadträthin Friedmann mit ihren 65 Aktien gethan hat.

25. Die Alterthums-Gesellschaft Prussia.

Unter den Anregungen, welche in den Tagen der dritten Säkularfeier der Universität zu Königsberg, im Monate August 1844, sich vielfach kund gaben, nahm nicht eine der untersten Stellen der Vorschlag ein, einen Verein zu begründen, der sich die Aufgabe stellte, die Kunde der vaterländischen Provinz aus dem reichen Schatze ihrer Vorzeit zu vermehren und in größeren Kreisen zu verbreiten. Professor Dr. A. Hagen verband mit diesem seinem Vorschlage eine doppelte Absicht, nämlich einmal das provinzielle Interesse zu fördern, dann aber auch gute Vorarbeiten für die in 11 Jahren zu begehende würdige Feier des 600 jährigen Bestehens der Stadt Königsberg zu gewinnen. Hiesige wie Auswärtige nahmen den Plan beifällig auf, und die auswärtigen Commilitonen, welche nach beendetem Feste die Stadt verließen, blieben dem Unternehmen zugethan. Es fand sich bald ein Kreis befreundeter Personen, der sich für die Verwirklichung der gut geheißenen Absichten aussprach, und die Versammlungen der Gesellschaft konnten schon im Herbste des Jahres 1844 regelmäßig gehalten werden. Professor Dr. Hagen wurde zum Vorsitzenden gewählt, ihm auch ein Schriftführer und ein Schatzmeister beigegeben. Man kam in einem öffentlichen Lokale, doch getrennt von den übrigen Gästen, zusammen und bestritt die Ausgaben aus den Beiträgen der Verbindung. Schriftliche und mündliche Vorträge, an welche sich Besprechungen knüpften, bildeten den Gegenstand der Unterhaltung. Außerdem wurden aufgefundene Gegenstände der Vorzeit vorgewiesen oder durch Zeichnungen zur Anschauung gebracht.

Nur zu bald wurde es klar, daß die Gesellschaft, wenn sie ihre Zwecke vollständig erreichen wolle, ein periodisches Blatt zur Verfügung haben müsse, in welches sie die Ergebnisse ihrer Wirksamkeit niederzulegen im Stande war. Zur Erlangung dieses Wunsches waren die Umstände günstig. Der Verein zur Rettung verwahrlo-

seter Kinder (s. diesen Nro. 9) hatte zur Vergrößerung seiner Einnahme ein Journal gegründet, das unter dem Namen der Preußischen Provinzial-Blätter in monatlichen Heften erschien und durch Königliche Kabinets-Ordre die Portofreiheit erhalten hatte. Dieses Journal erfreute sich im Anfange einer großen Zahl von Abonnenten und brachte dem Vereine bedeutende Ueberschüsse. Verschiedene Umstände wirkten indessen im Laufe der Zeit so nachtheilig ein, daß der Verein eher Schaden als Vortheil von der Herausgabe des Blattes hatte und daher geneigt war, es ganz eingehen zu lassen. Die Verhandlungen, welche nun von der Gesellschaft Prussia mit dem Vereine zur Rettung verwahrloseter Kinder wegen Abtretung des Blattes eingeleitet wurden, führten um so leichter zu einem guten Abschlusse, als die Gesellschaft dabei verhieß, den Verein an dem überschießenden Ertrage der Zeitschrift theilnehmen zu lassen. Schon mit dem Anfange des Jahres 1846 konnte die Alterthums-Gesellschaft Prussia die Zeitschrift unter ihrem Namen herausgeben, und sie thut es, indem sie die frühere Einrichtung beibehielt und den Namen nur dahin änderte, daß sie das Journal „Neue Preußische Provinzial-Blätter" benannte. Es sind davon bereits 13 Jahrgänge oder 26 Bände erschienen.

Hatte man bei Gründung der Gesellschaft auch den Wunsch vorzugsweise gehegt, ihr jede mögliche Freiheit zu bewahren und sie daher auch nicht durch statutarische Bestimmungen einzuengen, so stellte sich doch in Folge der weitern Ausbildung die Nützlichkeit und sogar Nothwendigkeit von Statuten heraus, da nur eine festgeregelte Gesellschaft auf Anerkennung und Schutz vom Staate zu rechnen habe. Die statutarischen Bestimmungen wurden daher von einer Kommission entworfen, von der General-Versammlung geprüft und gut geheißen, auch von dem Königlichen Ministerium unterm 2. Februar 1848 genehmigt. Das Statut selbst, vom 16. November 1847, spricht sich in §. 1 dahin aus: Die Gesellschaft hat den Zweck die Kenntniß der vaterländischen Vorzeit zu erhalten und zu erweitern. Sie bewirkt solches durch Forschungen und Mittheilungen so wie durch Anlegung dahin gehöriger Sammlungen. §. 4: Sie richtet ihre Thätigkeit zunächst auf die Provinz Preußen und umfaßt Geschichte, Alterthümer, Recht, Poesie sowie das gesammte geistige und bürgereiche Leben des Vaterlandes. Der Sitz der Gesellschaft ist Königsberg, ihre Zusammenkünfte finden monatlich an einem

bestimmten Tage statt. Als Organ für die Bekanntmachung ihrer Arbeiten hat sie die Neuen Preußischen Provinzial-Blätter. Sie besteht aus ordentlichen und Ehren-Mitgliedern. Alle werden mit Diplomen versehen. Die ordentlichen Mitglieder zahlen jährlich 2 Thlr. als Beitrag und erhalten dafür auch die Schriften der Gesellschaft. An der Spitze des Vereins steht ein Vorstand, aus dem Ordner, dem Schriftführer und dem Schatzmeister zusammengesetzt. Alle diese werden auf ein Jahr und zwar in der Novembersitzung gewählt, sind auch wieder wählbar.

Das Statut befindet sich noch in voller Geltung. Der Verein hat seine Sitzungen gehalten und dabei fortwährend Theilnahme für die Angelegenheit erfahren. Seit ein paar Jahren ist ihm ein Zimmer in dem Geh. Archiv zur Abhaltung seiner Versammlungen eingeräumt worden. Die antiquarischen Sammlungen haben eine anerkennenswerthe Bedeutsamkeit erhalten. Fremde und Durchreisende nehmen sie, denen in dem Königl. Schloße ein Zimmer eingeräumt ist, gern in Augenschein, und auch der König hat sie seiner Aufmerksamkeit gewürdigt. Vor einigen Jahren wurde bei Gelegenheit einer Kunstausstellung auch ein Theil des Antiquariums in dem Moskowitersaale öffentlich aufgestellt und fand hier Anerkennung. Die Bibliothek, aus freiwilligen Gaben hervorggegangen, zählt bereits 1000 Bände und enthält interessante Monographien und mehrere Werke, die belehrenden Aufschluß über die preußische Vorzeit ertheilen. Auch an einem Münz-Kabinete fehlt es nicht. Der vom Vereine herausgegebenen Zeitschrift ist oben schon Erwähnung gethan.

(Fortsetzung folgt).

K. H. Partisius.

Zur Geschichte der Stadt Danzig während der Belagerung Marienburgs im Jahre 1454.

Bei der Schilderung des großen Einflusses, den Danzig auf die Führung des 13 jährigen Krieges (1454 bis 1466) übte, und der bedeutenden Opfer, die es dabei brachte, haben die im Archive der Stadt Danzig befindlichen Dokumente in Voigt's Geschichte Preußens keine Beachtung finden können, weil erst nach der Zeit

die wissenschaftlichen Schätze des genannten Archives durch die unermüdliche Thätigkeit des Herrn Professor Dr. Hirsch benutzbar gemacht worden sind. Ihm gebührt daher auch die dankbarste Anerkennung, wenn es mir möglich geworden ist, bisher unbekannte Thatsachen zu veröffentlichen, welche die Angaben über den Antheil Danzigs an der Belagerung Marienburgs im Jahre 1454 vervollständigen. Die hierbei benutzten Quellen sind Originalbriefe, die von den bei dem Belagerungsheere befindlichen Abgeordneten aus der Mitte des Danziger Rathes und von anderen bedeutenden Personen an die Stadt Danzig geschrieben wurden und in dem dortigen Archive aufbewahrt werden. Außerdem sind mir einige schätzenswerthe Notizen von dem Herrn Dr. E. Strehlke zur Benutzung übergeben. Nur auf dieses bisher Unbekannte und noch nicht Veröffentlichte beschränke ich meine Mittheilungen mit stetem Hinblicke auf Voigt's Geschichte Preußens und Marienburgs. Das hier von geschichtskundigerer Feder dargestellte Bekannte berühre ich nur insoweit, als es zum Verständniß des Ganzen nothwendig ist.

Die Unzufriedenheit in Preußen mit der Regierung des deutschen Ordens trat bald nach der Tannenberger Schlacht (1410) bemerkbarer hervor und führte einige Jahrzehnte später (1440) zu einer Verbindung der größeren Städte mit dem Lande, d. h. mit der landsässigen Ritterschaft. Alle Versuche, eine Aussöhnung zwischen der Regierung und dem Bunde zu Wege zu bringen, blieben ohne Erfolg, vielmehr stieg die gegenseitige Erbitterung unter dem Hochmeister Ludwig von Erlichshausen zu der Höhe, die den Ausbruch offener Feindseligkeit unvermeidlich machte *). Beide Theile trafen Vorbereitungen zu dem nahen Kampfe. Die Leiter des Bundes übertrugen dem Könige von Polen den Schutz des Landes, wozu dieser alte Feind des Ordens gern bereitwillig war. Doch auch die preußischen Städte wollten ihre Freiheiten und Gerechtsame gewahrt wissen und führten dieserhalb Verhandlungen an dem polnischen Hofe. Hier aber war man keineswegs geneigt, diesem Verlangen entgegenzukommen, vielmehr sprach sich die Absicht deutlich aus, das Land in unumschränkten Besitz zu nehmen und die Macht der Städte

*) S. hierüber noch besonders: Danzigs Handels- und Gewerbegeschichte von Dr. Th. Hirsch. Leipzig 1858, S 65.

zu beschränken, wozu die Ordensburgen geeignete Mittel boten. In Polen war man daher auch gegen das Zerstören dieser festen Plätze, womit Thorn den Anfang machte. Diesem Beispiele folgten binnen kurzer Zeit mehrere Städte, darunter auch Danzig, worüber diesem die Stände in Thorn ihre Freude zu erkennen gaben, zugleich aber auch baten, den Elbingern mit Geschützen und Mannschaft beizustehen, auch eine Wagenburg zu errichten, bei Stargard und Dirschau aber die dem Orden zuziehenden Söldner und Waffensendungen abzuschneiden *).

Die Ordensburg Danzig soll nach Schütz auf den Rath des verrätherischen Hauskomthurs Pfersfelder abgetragen sein **). Unsere Quellen lassen uns die wahren Gründe in eben jenen Verhältnissen zu Polen erkennen, die nicht nur Danzig, sondern auch Thorn und die andern Städte bestimmten, die in ihre Hände gefallenen Schlösser zu zerstören. Denn die Danziger Sendboten Wilhelm Jordan und Hans Meydeburg meldeten dem Rathe von Danzig, daß die Verhandlungen mit dem Könige über die Unterwerfung der Stadt nicht nach dem Wunsche Danzigs ausfielen, namentlich in Betreff der verlangten Privilegien und der Ausdehnung des Stadtgebietes, hinzufügend: „wy hebben dat lant to Palen alle kegen vns". Gleichzeitig setzten sie auseinander, wie nothwendig es sei, das Schloß, wenn es noch nicht gebrochen wäre, zu zerstören, und die Altstadt mit der Rechtstadt der Mühlen wegen zu vereinigen. Alle Ordensburgen in Preußen, die noch nicht niedergerissen waren, sollten erhalten bleiben und ohne Rath und Wissen des Königes, der Lande und der Städte ferner nicht gebrochen werden ***). Und gleich darauf erklärten sie Gabriel von Baisen für einen Freund Danzigs, weil er ihnen die Erlaubniß zum Niederreißen des dortigen Schlosses von dem Könige verschaffte, während dieser in dem Schlosse ein Mittel

*) Schreiben der Stände in Thorn d. d. Valentin (14. Februar) 1454. Schbl. 83. Nro. 3946.

**) Schütz S. 195. 2. Vgl. Voigt VIII. 368.

***) „Dar vme guden vrunde hebbe gy nicht gebraken so rade wy Iw vp allen rat dat gy breken jo er jo leuer er wy heyme comen wente dem Hrn. conyge henget de lunge sere vp Danzik dar vme hebben lant und stede deme konyge vor gebracht dat it gebroken sy." Schr. d. d. Krakau Sonntag zu Fastelabend (3. März) o. J. (1454). Schbl. 41. Nro. 4212.

gesucht habe, sich Danzig allmählig unterthänig zu machen, und eben deshalb solle man die Vernichtung desselben beschleunigen *).

Innerhalb der ersten Wochen des Jahres 1454 hatte sich das ganze Land gegen den Orden erhoben, dem nur noch einige Städte treu und in seinem Besitze geblieben waren. Ihm fehlte demnach die wahrscheinliche Aussicht, sich gegen die Uebermacht der Verbündeten im freien Felde zu behaupten, und so mußte er seine Hauptsorge darauf richten, jene Oerter sich zu erhalten. Doch auch hierin war er nicht immer glücklich; denn obgleich „der Komthur aus Marienburg" anfangs Februar mit 1100 Pferden über Holland gegen Mohrungen gezogen war **), so fiel auch dieser Ort noch vor Ablauf des Monates in die Hände der Verbündeten. Damals schon befanden sich einige Danziger Truppen vor Marienburg, die dem Orden indessen geringe Besorgniß einflößten und nur zum Spotte dienten, weil nnter ihnen Unordnung herrschte, viele eigenmächtig fortzogen und die Söldner zurückgerufen wurden, so daß von den Schlesischen kaum 40 geblieben waren ***).

Indeß war eine ernstliche Bedrohung Marienburgs mit Sicherheit bald zu erwarten und der hart bedrängte, von allen Geldmitteln entblößte Orden erkannte, daß er nur mit fremder Hilfe dem Untergange entgehen könne. Seine Bitten fanden jedoch bei den auswärtigen Höfen kein geneigtes Gehör. Der Kurfüst von Brandenburg, der bei Gelegenheit des Verkaufes der Neumark versprochen hatte, nach Schlochau oder Marienburg zu kommen, nahm zwar Tuchel und berannte am 3. Februar Schlochau, wo sich die „Schiffskinder" tapfer mit ihm schlugen und das Städtchen verbrannten †), doch hiermit endete auch seine thätige Theilnahme für den Orden. Einzelne von diesem erfochtene glücklicheErfolge waren für das Ganze von

*) Schr. d. d. Krakau zu Fastnacht (4. März) 1454. Schbl. 83. Nr. 4511.

**) Schr. des Arnt Finkenberg d. d. Montag nach U. L. F. (4. Febr.) 1454. Schbl. 88. Nro. 3974.

***) Schr. des Otto Machwitz d. d. Im Heere vor Marienburg Mittwoch nach Purifikat. Marie (6. Febr.) 1454. Schbl. 88. Nro. 3969.

†) Schr. des Hans v. d. Jene d. d. Mewe Dienstag nach U. L. F. (5. Febr.) 1454. Schbl. 88. Nro. 3943. In demselben Schreiben bat er, daß ihm Danzig Geschütze und Munition, namentlich Pfeile und Pulver zur Behauptung der Schlösser Mewe und Mosseg (?) leihe, und die Mewer zur Hilfsleistung aufforderre.

keinem Einflusse, und so konnte auch die Niederlage des Königes von Polen, der von 6000 Mann, die ihm gegenüber eine Wagenburg aufgeschlagen hatten, mit großem Verluste aus dem Felde geschlagen wurde *), die Belagerung Marienburgs nicht länger hinausschieben, zu welcher die Verbündeten schreiten wollten, sobald Schwez und Strasburg erobert wären **). Die sich mehrende Zahl der Besatzung des Schlosses Marienburg, die Drohung des Hochmeisters, alles Land 4 Meilen um Marienburg niederzubrennen, sowie die Nogatdämme im Werder zu durchstechen, und der Umstand, daß das große Werder von Marienburg aus sehr bedrängt wurde, beschleunigten die Ausführung des Vorsatzes der Stände. Diese baten deshalb Danzig, hinlängliche Mannschaft in das Werder nach der Nogatbrücke zu schicken, während auf der andern Seite des Hauses die Tuppen aus Elbing zum Schutze des Werders lagern sollten ***).

Wenige Tage später (27. Februar) wurden Stadt und Haupthaus Marienburg von Polen, böhmischen Söldnern und 6000 Mann aus Danzig auf allen Seiten eingeschlossen. Gegen die letztern, die auf dem linken Ufer lagerten, machten die Marienburger einen Ausfall, bei welchem jene sechs Gefangene, darunter Niklas v. Krysſow, und sechs Todte verloren, und eine halbe Last Pfeile verschossen hatten †). Zur Verstärkung der an Zahl nach schwachen Belagerer sollte nach dem Gebot der Stände alle Mannschaft aus dem Kulmer- und aus dem Niederlande am 10. März theils in Marienwerder, theils in Riesenburg und in Elbing sich einfinden, um gemeinsam vor Marienburg zu rücken, Danzig aber das Land, zwischen Nogat und Weichsel vor Brandschatzung des Ordens schützen ††). Diese Maßregel war um so nothwendiger, als ein Or-

*) Schr. des Arnt Finkenberg, Hauptmann auf Schlochau, d. d. Schlochau Donnerstag vor Matthei (20. Febr.) 1454. Schbl. 88. Nro. 3990.

**) Schr. der Stände in Thorn d. d. Donnerstag vor Cathedra Petri (21. Febr.) 1454. Schbl. 42. Nro. 4632.

***) Schr. des Stibor v. Baisen, Ramschel v. Krizen und des Rathes von Elbing d. d. Elbing Tag Cathedra Petri (22. Febr.) 1454. Schbl. 83. Nro. 3951. Nach der Fortsetzung von Detmars Lübeckischer Chronik (ed. Grautoff II. 165) befanden sich auf Marienburg etwa 3000 Mann, die viele Ausfälle machten.

†) Schr. des Hermann Stargard d. d. Montag in den Fasten (4. März) 1454. Schbl. 72. Nro. 4113.

††) Schr. der Stände in Thorn d. d. Thorn Montag zu Fastnacht (4. März) 1454. Schbl. 83. Nro. 4437.

denssheer von der Stuhmer Seite die Danziger vor Marienburg mit einem Ueberfalle bedrohte und 300 Gewappnete von letzterem Orte die Höfe Lesewitz, Warnau, Kaldhof und das Dorf Traheim verbrannt hatten; auch die Höfe zu Leske, Gurke und Neuteich mit einem gleichen Schicksale bedroht gewesen waren *).

Die Vermehrung des Belagerungsheeres, das noch einen Zuzug von 500 Reisigen und 300 Fußgängern von Dobrin her erhielt **), vermochte die Belagerten nicht, in die geforderte Uebergabe zu willigen ***), dies um so weniger, als die Bundestruppen den Ort noch nicht so enge eingeschlossen hatten, um ihm besonders gefährlich werden zu können. Daher wurde namentlich Danzig angewiesen, sein Heer von Leske näher nach Marienburg zu ziehen, die Bewohner des Werders zu Hilfe zu nehmen und die Dämme, sowie das Werder zu hüten †). Bei der nun geringeren Entfernung von dem Ordenshause war für die Danziger die Gefahr vor Ueberfällen größer geworden, und wenn sie sich auch vor diesen sicherten, so litten sie dagegen durch den Abgang brauchbarer Truppen, besonders Armbrustschützen ††), indem die bei dem Heere befindlichen Bürger von Zeit zu Zeit durch andere abgelöst wurden †††), wie ebenfalls der Befehl über die Bürgertruppen wechselte. Neben dieser mangelhaften Einrichtung mußten die erforderlichen Lebensmittel, Munition, Schanzzeug und andere Kriegsgeräthschaften erst von Danzig herbeigeschafft werden, was

*) Schr. des Rathes von Neuteich d. d. Dienstag zu Fastnacht (5. März) 1454 Schbl. XL. Nro. 3594. Schr. des Ewald Wryge und Hans Vere d. d. Leske Aschentag (6. März) 1454. Schbl. 83. Nro. 4573.

**) Schr. des Ewald Wryge und Hans Vere d. d. Leske am St Georgenstag (12. März) 1454. Schbl. 88. Nro. 3970.

***) Reinhold Niederhof berichtet, daß die Ordensherren sich entschieden geweigert hätten, das Schloß oder die zwei Thürme der Stadt an Danzig zu übergeben d. d. Leske Dienstag vor Oculi (19. März) 1454 Schbl. 83. Nr. 4582. Vergl. Voigt: Geschichte Preußens VIII. 380, u. Geschichte Marienburgs. S. 404.

†) Schr. des Hans von Baisen d. d. Thorn Mittwoch nach Reminiscere 20. März) 1454. Schbl. 42. Nro. 4616.

††) Schr. der Danziger Hauptleute d. d. Vor Marienburg Freitag vor Lätare (29. März) 1454 Schbl. 72. Nro. 4076.

†††) So bittet z. B. Reinhold Niederhof in seinem Schr. vom 19. März um allerlei Kriegsgeräth und um Ablösung der bei ihm dienenden Bürger von der Lastadie durch andere Bürger aus demselben Quartier. Ueber den Zustand des Belagerungsheeres vergl. Voigt a. a. O. VIII. 386.

Zeit erforderte und oft die Mittel zu einer kräftigen Belagerung fehlen ließ. Unter solchen Umständen ist es wohl kaum auffallend, wenn die Danziger vor Marienburg in Folge eines Ausfalles am 1. April eine bedeutende Niederlage erlitten, woran auch auf irgend eine Art ein gewisser Claus Eckstet Schuld gehabt haben mag, da ihm Versäumniß zur Last gelegt und er daher von der Stadt Danzig in das Gefängniß geworfen wurde *). Die Danziger wurden mit einem Verlust von 400 Todten, 300 Gefangenen uud 14 Geschützen ganz aus dem Felde geschlagen **) und mögen wohl noch auf ihrer Flucht feindselige Behandlung von Neuteich erfahren haben, wenigstens sah sich dessen Rath veranlaßt, sein Benehmen gegen die Flüchtlinge zu rechtfertigen und nachzuweisen, wie er sich um ihre Retuung sehr verdient gemacht habe ***).

Durch dieses Kriegsunglück entstand eine beträchtliche Lücke in dem Belagerungsheere. Von verschiedenen Seiten wurde Danzig aufgefordert, mit einem neuen Heere wieder vor Marienburg zu rücken. Der Gubernator Hans von Baisen unterstützte seine desfallsige Bitte mit beruhigenden Nachrichten, erklärte den Anzug des Deutschmeisters und anderer Hülfstruppen für eine Lüge; zwar fürchtete er die in der Neumark und in Konitz, doch war gegen diese Czerlenski mit 2100 polnischer und böhmischer Reisigen ausgezogen, mit denen sich das Aufgebot verschiedener pommerellischer Gebiete vereinigen sollte, woneben auch der König in ganz Polen zu den Waffen gerufen hatte. Durch die Belagerung Marienburgs,

*) Der Rath von Alt-Stettin bat für ihn mit Rücksicht auf seine Freunde und seinen sonstigen guten Ruf um Schonung. Schr. d. d. Donnerstag vor Palmen (11. April) 1454. Schbl. 45. Nro. 4969.

**) Ms. boruss. Ms. Diez C. Fol. 33 Chronika des Landes Bruthenia von Kaspar Böttcher dem Jüngern, und Ms. boruss. 259 Fol. in der Königl. Bibliothek zu Berlin. Nach dem letztern war der Ausfall „drei Wochen nach der Belagerung", welches wenn man den Anfang der Belagerung auf den 27. Februar setzt, der 19. März gewesen wäre; dies widerspricht anderen glaubwürdigen Nachrichten. Vergl. Voigt: Gesch. Pr. VIII. 383, und Gesch. Marienburgs S. 405. Henneberger nennt jene 14 Geschütze „Mauerbrecher", worunter in jener Zeit Belagerungsgeschütze verstanden wurden, die 16 bis 100 Pfund Eisen schossen.

***) Schr. d. d. Neuteich Freitag nach Mitfasten (5. April) 1454. Schbl 41. Nro. 4202.

wozu das ganze Danziger Gebiet aufgefordert werden könne, werde man, wie er hoffte, die Feinde abhalten, den Verbündeten vor Konitz in den Rücken zu fallen. Nächstdem forderte er Danzig auf, die Fähren über die Weichsel bis auf eine einzuziehen und diese strenge zu bewachen, damit kein Feind diesen Fluß überschreite *). Auch der Woiewode von Brzesc, Nikolaus Subuicze (?) drang in den Danziger Rath, diesem sein Bedauern bezeigend, wegen des erlittenen Unfalles vor Marienburg die Belagerung desselben aufgegeben zu haben, auf die Erneuerung dieser, wobei er zugleich um Geld zur Bezahlung seiner Söldner bat, mit welchen er vor Konitz oder wohin man sonst wolle, zu ziehen, sich bereit zeigte **). Unter dem Versprechen, der Stadt zur Wiedererhaltung der verlorenen und Erlangung neuer Privilegien behilflich zu sein, bat Niklas Scherer gleichfalls, sobald als möglich mit ganzer Macht vor Marienburg zu erscheinen ***). Neben diesen Aufforderungen zu neuer Theilnahme an der Belagerung des Ordenshauses verlangten die Abgeordneten Danzigs, Reinhold Niederhof, Wilhelm Jordan und Joachim v. d. Beke, im Namen des Gubernators, daß man eiligst je 100 Gewappnete nach Stargard und Mewe sende, um den Komthur von Schlochau zu verhindern, mit den Konitzern nach Marienburg zu ziehen. †). Der Danziger Rath zeigte sich der Gewährung der an ihn gerichteten Forderungen geneigt, doch war es ihm nicht jederzeit möglich, eine Anzahl neuer Truppen zusammen zu bringen, wie denn auch Lübeck es ablehnte, für ihn 300 Söldner unter einem oder zwei Hauptleuten anzuwerben, und nur Bereitwilligkeit zeigte, einen Danziger Abgeordneten bei der Anwerbung zu unterstützen ††).

Das wenigstens zeitweilige Aufgeben der Belagerung Seitens der Danziger gestattete den Belagerten nicht nur die Benutzung des

*) Schr. d. d. Thorn Donnerstag vor Judica (4. April) 1454. Schbl. 41. Nro. 4227.

**) Schr. d. d. Tuchel Sonnabend vor Judica (6 April) 1454. Schbl. 38. Nro. 3473.

***) Schr. d. d. Thorn am krummen Mittwoch (17. April) 1454. Schbl. 90. Nro. 2622.

†) Schr. d. d. Thorn Sonntag Palmar. (14. April) 1454. Schbl. 52. Nro. 3139.

††) Schr. von Lübeck d. d. Montag nach Palmar. (15. April) 1454. Schbl. 38. Nro. 3467.

fruchtbaren Werders zur Versorgung mit Lebensmitteln, sondern auch die Aufnahme neuer Verstärkungen, die Heinrich Reuß von Plauen von Konitz her zuführte und am Ostersonnabend (20. April) mit 400 Reisigen auf dem Haupthause ankam, nachdem am Tage vorher, am Charfreitage, 50 Reisige daselbst eingetroffen waren *). Wie dieser Zuzug die Ordensritter mit neuem Muthe erfüllte, so erregte er auf der Gegenseite nicht geringe Besorgnisse, wenn auch der gefürchtete Ueberfall der Stadt Stargard unterblieb **). Auf das Neue mahnte daher Hans von Baisen den Rath von Danzig, schleunigst Truppen in das Werder und Kähne zum Brückenbau über die Nogat die Weichsel hinauf zu schicken, wohin bereits 220 Gewappnete aus Tuchel mit den übrigen Brückengeräthschaften gesandt waren, nächstdem aber auch dem Heere vor Marienburg sogleich Reisige zu Schiffe zuzusenden, die indessen wieder nach Danzig gehen sollten, sobald dieses seine Unternehmung gegen das Werder ausgeführt haben würde ***).

Bei den Verbündeten erregte die Ankunft von Danziger Kähnen mit Truppen vor Marienburg (am 1. Mai) große Freude, besonders da, nach Aussage eines Gefangenen, noch für diesen Tag ein Ausfall bestimmt gewesen war, der nun unterblieb. Die Zahl jener von Wilhelm Jordan geführten Truppen betrug 1100 Mann. Hierzu kamen am 8. Mai aus Elbing 300 Mann, aus Königsberg eben so viele und aus dem Samlande 1000 Mann †).

*) Schr. des Gubernators d. d. Thorn am Ostertage (21. April) 1454. Schbl. 72. Nro. 4027.

**) Schr. des Hans v. d. Jene, Hauptmanns von Mewe und Stargard, an den Rath von Stargard d. d. Mossig Dienstag nach Palmen (16. April) 1454. Schbl. 83. Nro. 4576.

***) Schr. d. d. Thorn Ostertag (21. April) 1454. Schbl. XL. Nro. 3696.

†) Schr. des Wilhelm Jordan an den Danziger Rath d. d. Vor Marienburg vor der Ziegelscheune Donnerstag nach Stanislai (9. Mai) 1454. Schbl. 72. Nro. 4061. In diesem Schreiben sagt W. Jordan über seine Ankunft vor Marienburg: „Wisset daß wir Mittwoch früh mit Schiffen und aller unserm Volk vor Marienburg kamen u. s. w." Da der Brief am Donnerstag, den 9. Mai, geschrieben, von der Ankunft der Elbinger u. a. aber gesagt ist: „die kamen gestern in das Heer," so scheinen die Danziger acht Tage früher, also den 1. Mai, vor Marienburg gekommen zu sein. Dies stimmt auch mit seiner Forderung an den Danziger Rath vom 1. Juni (s. u.) seine Leute abzulösen, „die über vier Wochen" hier liegen.

Unter stetem gegenseitigen Schießen wurden sogleich das Schloß und die Stadt rekognoscirt und darauf der Beschluß gefaßt, näher an die letztere zu rücken, um die Ziegelscheune und „die Hofe" zu verschanzen, wozu die nöthigen Geräthschaften aus Danzig geschickt werden sollten. Ein Hinderniß für die Belagerer, erfolgreich gegen die Stadt zu wirken, war deren Verbindung mit dem großen Werder, dessen Bewohner bei dem Herannahen der Danziger nach Marienburg geflohen waren, so daß diese jenen Landstrich in Besitz hätten nehmen können, wenn sie zu Lande über Dirschau gezogen wären. Die Verbindung Marienburgs mit dem Werder konnte nur durch Zerstören der Nogatbrücke unterbrochen und das Hinüberkommen der Verbündeten nach der Werderseite durch Erbauung einer Schiffbrücke ermöglicht werden. Zu beiden Unternehmungen fehlten die Mittel. Wilhelm Jordan beklagte sich daher, daß ihm zu dem erstern nicht Bordinge und alte Kähne zu Gebote ständen, die er mit Kiehn, Theer, Pech und anderen brennbaren Materialien füllen und als Brander gebrauchen wollte, zu deren Führung geschickte Schiffer erforderlich aber ebenfalls nicht vorhanden wären. Die Größe des Stromes und der schutzlose Zustand der Brücke stromaufwärts sicherten einen glücklichen Erfolg, wie Jordan sich durch eigenen Augenschein überzeugt hatte. Ebenso fehlten zum Bau einer Schiffbrücke noch 20 Kähne, weshalb er, wiewohl es von Danzig gefordert wurde, die von dort gekommenen nicht zurückschicken wollte, da überdies die Strömung der Nogat zu stark war und die feindlichen Truppen auf dem Damme den Fluß scharf bewachten, die Kähne also leicht verloren gehen konnten. Zu diesem Mangel an allen nöthigen Mitteln, die Belagerung thätig zu betreiben, kam noch die dürftige Verpflegung und Besoldung der Truppen, wodurch diese zur Unzufriedenheit gestimmt und, da Marienburg höhern Sold anbot (3 Gulden die Woche auf das Pferd), zum Uebergehen zum Feinde oder zum Fortziehen gereizt wurden*). Diese Uebelstände zu beseitigen und damit die locker gewordene Disciplin namentlich

*) Schr. des Wilhelm Jordan an den Danziger Rath d. d. Vor Marienburg vor der Ziegelscheune Donnerstag nach Stanislai (9. Mai) 1454. Schbl. 72. Nro. 4061. In diesem Briefe klagt er, daß er seinen Gästen von Land und Städten, böhmischen Herren und Polen nur Tafelbier vorsetzen könne, und bat daher um Bier und Wein, auch um einen Steinkrus zu seinem Tische.

unter den Söldnern herzustellen, dazu fehlte es an Geld *). Hiervon nur einige Beispiele.

Die Hauptleute zu Schlochau klagten über die Ruchlosigkeit der in Krakau angeworbenen Söldner, die selbst dem Woiewoden von Bromberg den Gehorsam verweigerten und nur von Wilhelm Jordan, der sie angeworben, würden gezügelt werden können **).

Von den jüngst vor Marienburg angekommenen Danziger Truppen erhielten zuerst 60, dann 90 Mann eine Tonne „Trinken", ein Theil mußte sich jedoch mit Wasser begnügen. Als der erste Vorrath verbraucht war, wurden in Elbing 4 Last solchen Getränkes, die Last zu 13 Scot***) mit der Fuhre gekauft, und darauf von Marienwerder 3 andere Last für denselben Preis bezogen. Ebenso mußte, weil es an Brod fehlte, an dem letztern Orte Roggen erst gemahlen werden. Fleisch mangelte gänzlich und es war auch zum Ankauf desselben kein Geld vorhanden. Nicht besser war für die Pferde gesorgt, die mit dem Stroh gefüttert wurden, das von den Dächern der Häuser in den Dörfern genommen war, weil es an Heu und Hafer fehlte; Danzig sollte 3 Last Hafer und 3 bespannte Wagen schicken, um mit diesen das eine Meile entfernte Holz zum Kochen heranzufahren †).

(Schluß folgt).

Berlin. **K. Hoburg,**
Major a. D.

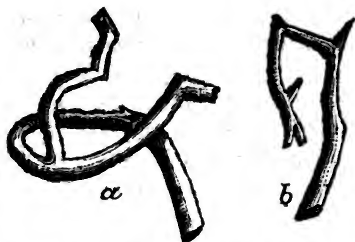
*) Vergl. Voigt: Gesch. Preußens VIII. 386 u. f., und Gesch. Marienburgs S. 410.

**) Schr. d. d. Schlochau Sonnabend vor Quasimodogeniti (27. April) 1454. Schbl. XL. Nro. 3684. In diesem Schr. verlangten sie einige Geschütze, 2 Tonnen Pulver und 5 Tonnen Pfeile.

***) 1 Last = 12 Tonnen zu 92 Stof Kulm.: Maaß, 1 Scot nach heutigem Gelde = 2 Sgr. 4 Pf. S. Dr. Th. Hirsch: Handels- und Gewerbegeschichte Danzigs S. 241 und 245.

†) Schr. des Wilhelm Jordan d. d. Im Felde vor Marienburg am Sonntag Jubilate (12. Mai) 1454. Schbl. XXV. Nro. 969.

II. Mittheilungen.



[Die Klucke in Pommerellen]. Die weitverbreitete Sitte, daß der Schulze eines Dorfes die Bauern durch Herumschicken eines Stockes zur Versammlung einlädt, die Herr E. Gisevius auf S. 47 dieses Bandes der N. P. P. Bl. Anmerkung **) in Littauen nachweist, findet sich u. a. auch in Pommerellen. Die nebenstehenden Abbildungen zeigen *a* die große, *b* die kleine „Klucke", Baumwurzeln, welche in dem eine halbe Meile südwestlich von Carthaus gelegenen Dorfe Kossy in gleicher Absicht gebraucht werden. Die große, etwa zwei Fuß in ihrer größten Ausdehnung betragend, wird umhergeschickt, wenn Bauern und Knechte zusammen kommen sollen, die kleine, wenn nur die Ersteren. Jeder, dem sie überbracht wird, ist verpflichtet, sie sofort bei Strafe dem Nachbar zuzustellen. — Im Holsteinschen wird abweichend von der hier landesüblichen Sitte zu jeder Berufung ein neuer Stab genommen, in den der Bauer als sein „vidi" einen Kerb schneidet. — **S.**

[Ein Paar littauische Sprüche]. 1. Unter den Littauern selbst schon ziemlich unbekannt ist folgender nur noch zuweilen bei Memel vorkommender Spruch:

„**Burs Jautys**
„**Żydś Sets**
„**Żamaits Mets**
„**Lenkś zale Żolē**
„**Woketis raudona Rożė**".

Jautys sutrauke Sétą, palauzo Métą, paĕdo, żalę Zolę, apsziko raudoną Rożę. —

„Der Littauer*) ist ein Ochse, der Jude ist ein Strick zum Anbinden des Rindviehs**), der Samaite ist ein Pfahl***), der Pole ist grünes Gras, der Deutsche ist eine rothe Rose". Der Ochse zerriß den Strick, brach den Pfahl um, fraß das grüne Gras weg, behandelte sehr verächtlich die rothe Rose.

Sich selbst vergleicht er mit einem Ochsen; entweder seiner physischen Kraft wegen, oder, weil er keinem fremden Einflusse sich unterwirft (z. B. in der Kleidung); er geht seinen eignen Weg. Den Juden vergleicht er mit einem Stricke, vielleicht deshalb, weil derselbe gelenkig ist und scheinbar auf jeden Wunsch eingeht, sich zu Allem benutzen läßt. Den Samaiten nennt er einen Pfahl, entweder der einfachen grauen Kleidung oder der ungelenken Haltung wegen; wir würden vielleicht sagen „ein Klotz". Ob der Vergleich des Polen mit grünem Grase auf die Farbe der Nationalkleidung, die grün ist, geht, oder ob es historisch zu deuten sei, daß z. B. die Polen den Littauern (etwa im Kriege gegen den Orden) schöne Illusionen gemacht haben (was dem Ochsen die üppige Weide ist) — das lasse ich unentschieden. Den Deutschen nennt der Littauer eine rothe Rose entweder wegen seines Stolzes oder wegen der schönen Kleidung. —

2. Der Littauer sagt: **Ponû Walgis tikt pro Wartùs** d. h. die Bewirthung der Deutschen hält bis vor das Thor vor; das soll wohl heißen, daß die Speisen der Deutschen, wenn auch schmackhafter, doch nicht so reichlich seien als die der Littauer. —

Otto Urban.

*) Der Memeler Littauer nennt sich stets nur **Burs**; Litt. sprechen heißt **buriszko (kay) pasitégti = susi kalbēti.**

) **Setas ist auch Memler-Littauischer Dialekt.

***) Bei Tilsit heißt der Pfahl **Kolase.**

III. Bücherschau.

Die Leinengarnspinnerei des Ermlandes. Vom Regierungs-Assessor Kretschmann zu Posen. Im Archiv für Landeskunde der Preußischen Monarchie. Berlin, Selbstverlag des Herausgebers; gr. 8. B. VI. S. 303—19.

Das provinzielle Interesse des hier behandelten Gegenstandes rechtfertigt ein näheres Eingehen auf die belehrende Abhandlung. Wir beabsichtigen jedoch keine kritische Beleuchtung der Letztern, da uns hiezu die nöthigen Hilfsmittel und Anhaltspunkte fehlen, sondern beschränken uns im Folgenden auf eine einfache sachliche Berichterstattung, für den Theil unserer Leser berechnet, dem die obige Zeitschrift nicht zugänglich ist.

Der Verfasser des Aufsatzes gruppirt das zu verarbeitende Material sachgemäß in drei Abschnitte: 1) In früherer Zeit; 2) Gegenwärtiger Zustand; 3) Aus welchen Gründen ist die Leinengarnspinnerei des Ermlandes in Verfall gerathen?

Der erste Theil liefert eine gedrängte aber sehr anschauliche historische Uebersicht von der Entwicklung der Linnenindustrie in dem genannten Distrikte unserer Provinz. Der Urspung derselben, mindestens so alt als die deutsche Colonisation des Ermlandes, läßt sich mit Sicherheit bis in die Jahrhunderte der Ordensherrschaft hinauf verfolgen. Der Boden des Landes eignete sich durch seine feuchte Naur und Fruchtbarkeit wie durch treffliche Bestellung vorzüglich zum Flachsbau und forderte somit schon in den ältesten Zeiten jenen Industriezweig heraus, der, gehoben durch die sorgfältige und zweckgemäße Zubereitung des Flachses (namentlich durch Anwendung von Thau- und Wasserröste sowie durch Anlegung eigner Brechstuben) bereits unter der Ordensherrschaft in hoher Cultur stand; unter dem polnischen Scepter erhob sich Ermland „zum Hauptsitze dieses Industrie-

zweiges unter den Ländern der südlichen Ostseeküste", so daß in den auf den zweiten Thorner Frieden (1466) folgenden drei Jahrhunderten der Flachsbau selbst den Getreidebau zu beeinträchtigen drohte und die polnische Regierung in ihm die Ursache für die steigenden Kornpreise und die Abnahme der ermländischen Bevölkerung zu erkennen glaubte, und daher — im Einklange mit den nationalökonomischen Prinzipien jener Zeit — durch gesetzliche Normen dies Mißverhältniß zu reguliren suchte. Man verbot, mehr als einen, späterhin mehr als anderthalb Morgen von jeder Hufe zur Aussaat von Leinpflanzen zu verwenden. Nach der Occupation Ermlands durch Preußen (1772) gewann durch den Wegfall dieser Beschränkung der Flachsbau seine alte Ausdehnung wieder und es wurde nun im Durchschnitte etwa ein Neuntel (in manchen Gegenden aber bis ein Drittel) des cultivirten Bodens dazu verwandt.

Das durch die Agricultur gewonnene Rohmaterial fand seinen Weg theils in den auswärtigen Handel theils in die Spinnstuben des Ermlandes selbst. Der Hauptexport des ermländischen Flachshandels war in jenen Jahrhunderten nach Flandern gerichtet.

Die Garnspinnerei, zu deren Betrachtung der Verfasser nun übergeht, trat von jeher im Ermlande nicht als selbstständige Industrie sondern als Nebenbeschäftigung (neben Ackerbau und Handwerk) auf. „Auf dem Lande versammelte sich — die Familien der wenigen Gutsbesitzer und Handwerker ausgenommen — mit dem Beginn des Winters in den Stunden des Tages, welche nicht von den landwirthschaftlichen Arbeiten in Anspruch genommen wurden, Jung und Alt beiderlei Geschlechts in den geselligen Räumer der Spinnstube, und während Märchen mit harmlosen Volksliedern oder geistlichen Gesängen wechselten, führte das eilige Spinnrad den unaufhörlich wachsenden Faden der schwirrenden, ungenügsamen Spule zu." Von der städtischen Bevölkerung beschäftigte sich die weibliche (selbst in den gebildeteren Ständen) und sogar ein Theil der Männer (Arbeiter und ärmere Handwerker) in den Feierabendstunden mit dieser Industrie. An Feinheit kommt das ermländische Gespinnst, zwischen den englischen Garnnummern 42 und 10 schwankend, durchschnittlich der Nro. 17 gleich, gehört also zu den gröberen Sorten.

Der bedeutende Aufschwung der Spinnerei im Ermlande war keineswegs abhängig von dem Umfange der Linnenmanufaktur: die ermländischen Spinnräder arbeiteten in der Hauptmasse nicht für die ein-

heimischen Webestühle, sondern für den auswärtigen Markt des Garnhandels. Nicht vor dem Anfange des 18. Jahrhunderts beginnt die Ausfuhr des ermländischen Garns, welche aber bald eine beträchtliche Höhe erreicht, so daß dieser Handel um 1772 einen Ertrag von 500,000 Thaler abwerfen konnte. Der Gesammtexport des ermländischen Garns, beinahe ausschließlich nach England gerichtet, fand seinen Ausfuhrhafen in Braunsberg, wohin die Waare auf dem Wege des Detailhandels gelangte. Neben dem ermländischen wurde von Braunsberg aus auch masurisches Garn (obwohl in unerheblichen Quantitäten) versendet, während der Export des littauischen allein über Königsberg ging. In tabellarischer Form giebt die Abhdlg. (S. 306) eine Uebersicht des ermländischen Garnhandels in den Jahren 1782 — 1856, gestützt auf die Angaben der Braunsberger Kämmerei-Kassen-Akten, der Pillauer Schiffslisten und die Mittheilungen des Commerzienraths Barth in Braunsberg. Hienach fällt der Culminationspunkt des Braunsberger Garnhandels in das erste Lustrum dieses Jahrhunderts (1801 — 5), wo durchschnittlich 101,256 Schock oder 22,092 Centner verladen werden; der gänzliche Verfall desselben datirt seit einem Vierteljahrhundert:

1831 — 35	wurden noch	21,163	Sch.	oder	4,618 Ctr.,
1836 — 40	nur	1,502	"	"	328 "
1841 — 56	nicht mehr als	475	"	"	104 "

ausgeführt. Zur Vergleichung wird die Königsberger Ausfuhr an Garn herangezogen. Diese erreichte während eines Cyklus von 60 Jahren ihre größte Höhe zwischen 1821 und 1825 (8,085 Ctr. jährlich), war aber 1836—38 schon auf 114 Ctr. gesunken. Selbst in seinem größten Umfange hatte demnach das Königsberger Garngeschäft nur den halben Umsatz des Braunsberger, das in jener Zeit 15,072 Centner jährlich vertrieb. Die eigentliche Blüthezeit des ermländischen Garnhandels fällt in das Decennium 1796 — 1805, wo die größte Ausfuhr (99,060 Sch.) stattfand, auf den englischen Märkten die höchsten Preise (7 Thlr. 20 Sgr. pro Schock) gezahlt wurden, und die Durchschnittseinnahme für ausgeführtes Garn sich jährlich auf 759,460 Thlr. belief. Den Verbrauch an Leinwand im Ermlande während dieser Periode berechnet der Verfasser auf 35,667 Stück (à 35 Berliner Ellen oder bei einer Bevölkerung von 107,000 Seelen, ca. 11⅔ Ellen pr. Kopf jährlich. Rechnet man hiezu die Ausfuhr von fertigem Linnen (welche auf 25 Prozent des jährlichen Verbrauchs veranschlagt wird)

= 8,917 St., so giebt dies eine Gesammtproduktion von 44,584 St. Leinwand als Jahresdurchschnitt. Darf man hieraus auf den Verbrauch von 16,347 Schock Garn zur Linnenbereitung schließen, so ergiebt sich als Durchschnittszahl für die Gesammtmasse des damals in Ermland gesponnenen Garns jährlich 90,060 + 16,347 = 115,407 Sch. Nach dem Calcul des Verfassers beschäftigte die Spinnerei zwischen 1796 und 1805 in den 5 Wintermonaten 46,163 Menschen, etwa ⅔ der ganzen ermländischen Bevölkerung. Der Tagesverdienst dieser Arbeiter stellt sich auf die geringe Summe von höchstens 4 Sgr. heraus. „Deshalb hat Krug nicht Unrecht, wenn er die Handspinnerei schon 1805, also in ihrer Blüthezeit, das erbärmlichste Geschäft nennt." —

Der zweite Abschnitt behandelt die heutigen Verhältnisse, also die Zeit des völligen Ruins dieser Industrie. „Die Leinengarnspinnerei des Ermlandes hat in der Art des Betriebes keine Veränderung erlitten, sie bildet vielmehr auch gegenwärtig noch fast ausschließlich eine Nebenbeschäftigung eines sonstigen Erwerbszweiges. Während dieselbe in dieser Betriebsweise ungeachtet ihres Verfalles noch jetzt eine erhebliche Ausdehnung hat, betrug die stets geringe Zahl der Spinner, welche sich mit der Fertigung des Garns gewerbsweise beschäftigten, nach den amtlichen Ermittlungen im Jahre 1849 nur 191,
" " 1855 sogar nur 131."

Die Abnahme des ermländischen Garnhandels während der letzten 20 Jahre ist nach den mitgetheilten statistischen Zahlen eine so enorme, daß sie fast einem gänzlichen Aufhören gleichkommt. In den Jahren 1840—56 betrug die Garnausfuhr durchschnittlich 475 Schock (im Werthe von 950 Thlr.)! Die heutige Spinnerei hat mithin kaum mehr als den Bedarf der dortigen Webestühle zu liefern. Als Gewerbe hat die Linnenweberei im Ermlande äußerst geringen Umfang; die Zahl dieser Klasse von Webestühlen betrug 1855 nur 32. Als Nebenbeschäftigung wurde sie nach der letzten Zählung von 15,978 Menschen betrieben. Die Gesammtproduktion der ermländischen Weberei liefert jährlich 71,901 Stücke, was mit Hinzurechnung des ausgeführten Garns ein Gesammt-Erzeugniß von 26,839 Schock Garn voraussetzt. Somit ist die jetzige Spinnerei im Ermlande, verglichen mit der Blüthezeit (1796 bis 1805), auf ein Viertel der Produktion reducirt. Die Zahl

der Spinner veranschlagt der Verfasser auf 13,419, zur Hälfte aus dem weiblichen Gesinde zusammengesetzt; „Männer spinnen in der neueren Zeit der Regel nach nur dann, wenn sie durch Kränklichkeit oder hohes Alter zu sonstiger Beschäftigung untauglich geworden sind.“ Der tägliche Durchschnittsverdienst des Spinners beläuft sich heutigen Tages auf ca. 1 Sgr., im günstigsten Ausnahmefalle auf höchstens 2 bis 2½ Sgr.!! „Doch die gegenwärtige Spinnerei des Ermlandes ist zum größten Theile Füllarbeit für eine müssige Zeit, welche sich anders nicht nutzbar verwenden läßt; sie soll auf die billigste Weise den nöthigen Bedarf an Leinen beschaffen helfen und hat nur insoweit, als die Leinwand zum Verkauf gefertigt wird, den Erwerb zum Zwecke. In dem letztern Falle kommt ihr aber die etwa um das Fünffache größere Einträglichkeit der Weberei zu statten, da sie mit dieser gemeinsam betrieben wird und gewissermaßen einen einzigen Erwerbszweig bildet. Immerhin bleibt der Verdienst eines Spinners, der aus selbstgesponnenem Garn Leinwand fertigt, kärglich und vermag nur eine höchst kümmerliche Existenz zu fristen, wenn nicht eine größere Einnahme aus einer sonstigen Beschäftigung, wozu besonders die Sommermonate Gelegenheit bieten, für die karge Spinnzeit als Aushilfe dient“ (S. 310). —

Aus den also gewonnenen statistischen Resultaten zieht die Abhandlung in ihrem dritten Theile Rückschlüsse auf die Ursachen des enormen Verfalls der Garnspinnerei im Ermlande. Danach resultirt derselbe weder 1) aus einer Verminderung der Weberei im Ermlande noch 2) aus den Zollverhältnissen noch 3) aus der schlechten Qualität und dem unrichtigen Maaße des ermländischen Garns noch endlich 4) aus der ungeheuren Concurrenz der britischen Baumwolleinindustrie. Seine Hauptquelle ist vielmehr in der Concurrenz des Maschinengarns und dem dabuch herbeigeführten Ruin des ermländischen Garnhandels zu suchen. Das 1825 von Kay und Marschall erfundene und schnell in Aufnahme gekommene Spinnsystem (dessen Vorzüge auf S. 318 zur Anschauung gebracht werden) hat eine Entwickelung dieses Industriezweiges hervorgerufen, welche seit 20 Jahren ein rapides Steigen der Ausfuhr und ein proportionales Sinken der Einfuhr von Leinengarn in England, dem Hauptmarkte des Braunsberger Garnhandels, in seinem Gefolge hat. —

Wir geben nachstehend noch die „Schlußworte“ der Abhandlung (S. 318—19): „Als in der Mitte der vierziger Jahre die

Leinenindustrie Schlesiens stockte, brach Hungersnoth unter den dortigen Spinnern und Webern aus, und ihr Hülferuf drang von einem Ende Europas bis zum andern.

Von einem ähnlichen Loose wurden beinahe gleichzeitig die Spinner und Weber Flanderns betroffen, und es empfingen im Jahre 1848

von den ersteren 49,512 und
von den letzteren 18,616

allein in der Provinz Ostflandern nach der Schrift von Ducpetieux, Almosen.

Ohne solche nachtheilige Folgen, ja fast unbemerkt hat der Garnhandel Ermlands aufgehört und, obwohl hiermit dieser kleine Landstrich eine seiner reichsten Erwerbsquellen und eine jährliche Einnahme von mehr als einer halben Million Thaler eingebüßt, so hat seine Bevölkerung doch ununterbrochen an Zahl und Wohlstand zugenommen. Die Ursache dieser abweichenden Erscheinung ist besonders darin zu suchen, daß daselbst die Spinnerei nur eine Nebenbeschäftigung für einen sonstigen Erwerbszweig bildete, nur nach und nach in Verfall gerieth, und daß ein gleichzeitiger Aufschwung der Landwirthschaft diesen Verlust reichlich ersetzte.

Im Ermlande glichen die Spinner niemals den bleichen und verkrüppelten Gestalten, zu denen im schlesischen Riesengebirge viele Spinner und Weber durch den langjährigen Genuß schlechter Nahrung und ununterbrochenes Sitzen am Spinnrade und Webestuhle verkümmert sind; jenen hatte die gleichzeitige Beschäftigung mit dem Ackerbau oder einem sonstigen Erwerbszweige immer einen reichlichern Verdienst gewährt, als dies das Spinnrad selbst in der Blüthezeit des Garnhandels vermochte; die hiermit verbundenen Arbeiten in freier Natur und die körperlichen Anstrengungen hatten ihren Gliedmaßen die volle Kraft und Rüstigkeit erhalten. Als dann die Spinnerei in Verfall gerieth, war ihr Arm zu den schwersten Arbeiten stark und zu Leistungen der verschiedensten Art gewandt genug; ihre bekannte Betriebsamkeit scheute auch keine Mühe für die Zeit, welcher bis dahin das Spinnrad Unterhalt gewährt hatte, Erwerb zu suchen. Hiezu bot der Ackerbau genügende Gelegenheit dar. Derselbe erhielt beinahe gleichzeitig durch das Steigen der Getreidepreise und durch die Ausführung der Gemeinheitstheilungen eine erhebliche Erweiterung und Verbesserung und vermochte deshalb dem größten Theile der früheren Spinner auch während des Winters Beschäftigung und Unterhalt zu gewähren. Ergiebi-

gere Ernten wogen den Gewinn, welchen früher Spinnerei gebracht hatte, nicht nur reichlich auf, sondern gaben besonders der Bevölkerung des platten Landes auch bald eine gewisse Wohlhabenheit.

Deshalb traten daselbst beim Verfall des Garnhandels nicht Calamitäten, wie in anderen Gegenden, hervor, sondern lassen sich höchstens Nachtheile von geringerer Bedeutung namhaft machen.

Vor fünfzig Jahren kannte man im Ermlande die Bettelei beinahe nur dem Namen nach. Damals konnten nur schwache und gebrechliche Personen, Greise und Kinder durch das Spinnen ihren Unterhalt verdienen; heute hört man häufig begründete Klagen über Mangel an Arbeit und Verdienst. Wenn die Feldarbeiten aufhören oder eine Stockung in einem sonstigen Nahrungszweige eintritt, ist es nicht immer möglich, sogleich eine andere Erwerbsquelle ausfindig zu machen und, da gegenwärtig das Spinnen den Unterhalt nicht zu gewähren vermag, sind häufig Müßiggang und Armuth, Diebstahl und sonstige Verbrechen die Folge.

Mögen diese Uebelstände auch zum größten Theile durch den Verfall der Spinnerei herbeigeführt und erheblich genug sein, um die Klagen über den Verlust dieses einzigen Industriezweiges von Bedeutung zu rechtfertigen, so lassen sie sich doch nur als Ausnahmen hinstellen und treten vor der allgemeinen Zunahme des Wohlstandes, der Bildung und Gesittung vollständig zurück." ♂

Bibliographie (1859).

v. Bohlen, A.: Das Buch der Mutter für Haus und Erziehung. 8. Berlin. Springer. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Dagott: Das Bruchrechnen bis zum Bereich der Zwölftel. 2. Aufl.*) gr. 8. Königsberg. Theile (Beyer). 8 Sgr.

Fischer, Th.: Lebens- und Charakterbilder Griechischer Staatsmänner und Philosophen aus G. Grote's Griechischer Geschichte übersetzt und bearbeitet. I. Bd. gr. 8. Königsberg. Gebr. Bornträger. 2 Thlr.

Förstemann, E.: altdeutsches namenbuch. II. Bd.: ortsnamen. 9. Lief. gr. 4. Nordhausen. Förstemann. 1 Thlr.

*) Die erste erschien 1857.

Goldammer, L.: Schloß Kuckernese. 8. Berlin. Janke. 1 Thlr.

Goltz, B.: Exakte Menschenkenntniß in Studien und Mikroskopen. I. Abth.: Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen. 8. Berlin. Janke. 1 Thlr.

Gottschall, R.: Poetik. Die Dichtkunst und ihre Technik. Vom Standpunkte der Neuzeit. gr. 8. Breslau. Trewendt. 2 Thlr. 15 Sgr.

Jacobson, J. H.: Abtalion. 3. Cursus. Auch unter den Titel: Rimmonim. Ein deutsches Lesebuch für Israeliten in Schule und Haus. gr. 8. Leipzig. Brandstetter. 1 Thlr.

Jahrbücher, Königsberger, medizinische, herausgegeben von dem Verein für wissenschaftliche Heilkunde zu Königsberg. B. I. Hft. 1. gr. 8. Königsberg. Gräfe & Unzer. pr. cplt. 2 Thlr.

John, E.: Landwirthschaftliche Mittheilungen aus Ost- und Westpreußen. 8. Marienwerder. Selbstverlag. 22½ Sgr.

Kant, J.: Von der Macht des Gemüths durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein. Herausg. von C. W. Hufeland. 10. Aufl.*) 8. Leipzig. Geibel. 12 Sgr.

Kreyssig, F.: Vorlesungen über Shakspeare, seine Zeit und seine Werke. Bd. II**). 8. Berlin. Nicolai. 2 Thlr.

Lewald, F.: Prinz Louis Ferdinand. Ein Zeitbild. 3 Bde. gr. 16. Berlin. Hofmann & Comp. 24 Sgr.

Oldenberg, F.: Ein Streifzug in die Bilderwelt. 16. Hamburg. Agentur des Rauhen Hauses. 6 Sgr.

Pape, H. M. M.: Aphoristische Bemerkungen über Einzelrichter, juristische Prüfungen und Besoldungen. 8. Königsberg. Theile (Beyer). 15 Sgr.

Rupp, J.: Die Grenzboten, der paritätische Staat und die freien Gemeinden. 8. Königsberg. Selbstverlag. 3 Sgr.

Sobolewski, E.: Das Geheimniß der neuesten Schule der Musik. 8. Leipzig. Wiedemann. 7½ Sgr.

Tagmann, R.: Friedrich bei Leuthen. Vaterländisches Schauspiel in 5 Aufzügen. 8. Tilsit. Gräfe & Unzer. 20 Sgr.

*) Die erste ist in Jena 1798 von der akademischen Buchhandlung edirt.
**) B. I. ist 1858 erschienen.

Töppen, M.: Geschichte des Amtes und der Stadt Hohenstein, nach den Quellen dargestellt. 8. Hohenstein. Harich. In Comm. 15 Sgr.

Wechselprozeß, der Freudenfeld'sche. Verhandelt vor dem Schwurgericht zu Thorn in den Tagen vom 24. Januar bis 5. Februar 1859. 8. Thorn. Lambeck. 3 Sgr.

Weiß, B.: Der Philipper Brief, ausgelegt und die Geschichte seiner Auslegung kritisch dargestellt. gr. 8. Berlin. Hertz (Besser). 1 Thlr. 24 Sgr.

(Fortsetzung folgt.) ♂



Briefkasten.

In den nächsten Heften kommen zum Abdrucke:

Abhandlungen:

1) Die Hexenprozesse der beiden Städte Braunsberg, nach den Criminalacten des braunsberger Archivs bearbeitet. Von Dr. J. A. Lilienthal. (Fortsetzung).
2) Die Vereine in Königsberg. Von K. H. Bartisius. (Fortsetzung. Landwirthschaftlicher Central-Verein für Ostpreußen, polytechnische Gesellschaft, Gewerbe-Verein &c.)
3) Beiträge zur Geschichte der Stadt Elbing in den Jahren 1840 bis 1848. (Fortsetzung.)
4) Zur Geschichte der Stadt Danzig während der Belagerung Marienburgs im Jahre 1454. Von K. Hoburg. (Schluß.)
5) Anna Sabinus, die Tochter Melanthons. Ein Vortrag gehalten am 3. März 1859 im Königl. Schlosse zu Königsberg in Pr. Von Prof. Dr. Theodor Muther.
6) Gustav Adolph und die preußische Regierung i. J. 1626. Nach den auf dem Geh. Archiv zu Königsberg vorhandenen urkundlichen Materialien. Von Dr. Carl Lohmeyer.
7) Simon Dach, der Sänger des Todes. Zur Erinnerung an seinen Todestag, den 15. April, nach 200 Jahren). Von Prof. Cosack.

Mittheilungen:

1) Volkssagen von den „Schloßbergen" im Jura-Gebiete. Von E. Gisevius. (Schluß).
2) Sammlung litthauischer Volkslieder, übersetzt von P. v. Bohlen. (Fortsetzung).

Herrn O. in S. Noch unbeantwortet. — L. S. Im nächsten Hefte! — Herrn Dr. K. in B. Erhalten; soll baldigst besorgt werden. — Herrn Dr. E. St. in B. Freundlichen Dank! — R. G. Unausführbar. —



Inhalt.

Angelegenheit der Gesellschaft Prussia.

801. De retibus mirabilibus Dissertatio inauguralis anatomico-physiologica auctore Adolpho Barth. Mit einer Kupfertafel. 4°. Berlin. 1837.

Durch oben stehende Nummer ist die Büchersammlung der Prussia, die zum größern Theil aus Geschenken besteht und die kleinsten Gelegenheitsschriften gern aufnimmt, neuerlichst vermehrt worden.

Der neuen Preußischen Provinzial-Blätter

dritte Folge.

Zum Besten

der Anstalt zur Rettung verwahrloseter Kinder

herausgegeben

von

X. v. Hasenkamp.

(Ausgegeben am 26. Mai.)

Band III. (LXI.) Heft 4 und 5.

Königsberg, 1859.

In Commission bei Th. Theile's Buchhandlung
(Ferd. Beyer).

Druck der Universitäts-Buch- und Steindruckerei von E. J. Dalkowski.



Man lese die innere Seite des Umschlags.

Die neuen Preußischen Provinzial-Blätter, deren Jahrgang aus zwei Bänden oder zwölf Heften besteht, werden von der Redaction für den Pränumerations-Preis von jährlich **zwei Thaler** an die Königsberger, von **drei Thaler** an die auswärtigen Abonnenten durch **Th. Theile's Buchhandlung (Ferd. Beyer)** franco geliefert. Auch nehmen die Königl. Postanstalten Bestellungen an, gegen Entrichtung der gesetzmäßigen Provision von 25 pCt.

In Beziehung auf die Anschaffung der Blätter durch die Kirchen wird bemerkt, daß diejenigen Kirchen-Aerarien, deren Extraordinarium eine solche Ausgabe gestattet, dazu keiner Genehmigung bedürfen. (A. L. R. Theil 2. Titel 11. §. 686 und 687 und Rescript der Königl. Regierung zu Königsberg am 3. März 1835).

Da die der Zeitschrift bis Januar 1859 gewährte Portofreiheit nunmehr aufgehört hat, so erbitten wir Briefe, Manuscripte u. s. w. franco einzusenden unter der Adresse:

**An die Redaction der Neuen Preuß. Prov.-Blätter
zu Händen des Dr. v. Hasenkamp
zu
Königsberg.**

Um hiebei manchen irrigen Annahmen zu begegnen, wird bemerkt, daß der auf dem Titel genannte Herausgeber an dem Geschäftlichen, soweit es sich auf die Gewinnung neuer Abonnenten u. s. w. bezieht, durchaus keinen Theil nimmt, sondern derartige Mittheilungen zu richten sind an die Th. Theile'sche Buchhandlung in Königsberg.

Die Redactions-Commission.

Ein vollständiges Exempl. der N. P. P.-B. I. u. II. Folge (24 B.) kostet 6 Thaler.
Ein vollständiges Exempl. der N. P. P.-B. jede einzelne Folge (12 B.) kostet 4 Thaler.
Ein einzelner Band der I. oder II. Folge kostet 15 Sgr.
Ein einzelnes Heft kostet 6 Silbergroschen.
Ein Exempl. der Abbildung der bei Tannenberg eroberten Ordensfahnen kostet 5 Sgr.

Die Redactions-Commission.

I. Abhandlungen.

Zur Geschichte der Stadt Danzig während der Belagerung Marienburgs im Jahre 1454.

(Schluß).

Wenige Tage später klagte Wilhelm Jordan über die Noth die seine Truppen namentlich die Reisigen, wegen Mangel an Geld und Lebensmitteln litten, und bat um Abhilfe. Gleichzeitig rieth er, in Schlochau und in Danzig an den Thoren Acht zu haben auf die Mordbrenner, nachdem von Königsberg in der Neumark drei Absage briefe angekommen wären *). Er erhielt hierauf von Danzig 100 Mark und beruhigende Zusicherungen wegen Ablösung seiner Leute durch andere **); doch da solche sich verzögerte, so wurden sie unruhig und liefen dann fort ***). Ferner klagte derselbe über eine Rauferei zwischen seinen Leuten und den Polen und Böhmen, die erst durch die Hinrichtung einiger der Seinen beigelegt werden konnte †). Endlich sei noch die Beschwerde erwähnt, die Arnt Finkenberg, der am 20. Juni vor Marienburg eintraf, über seine Truppen führte,

*) Schr. d. d. Im Feldlager vor Marienburg Mittwoch nach Jubilate (15. Mai) 1454. Schbl. 88. Nro. 3996.

**) Schr. des Wilhelm Jordan d. d. Im Feldlager vor Marienburg Dienstag vor Himmelfahrt (28. Mai) 1454. Schbl. 72. Nro. 4087.

***) Schr. desselben d. d. Im Felde vor Marienburg Sonnabend nach Himmelfahrt (1. Juni) 1454. Schbl. 72. Nro. 4099. Die Klage über Mangel an Lebensmitteln wird hier wiederholt.

†) Schr. d. d. Im Felde vor Marienburg Dienstag vor Pfingsten (4. Juni) 1454. Schbl. 83. Nro. 4572.

bei denen unter 500 nicht der vierte Mann etwas taugte; zugleich bat er um Lebensmittel, Pulver und Pfeile *).

So bereitwillig auch Danzig war, die entstandenen Lücken unter seinen Soldaten zu ersetzen, so fehlte es ihm dazu doch an eigenen Geldmitteln und seine Bemühung, diese von Lübeck zu erhalten, war erfolglos; denn diesem hatte der Kaiser Friedrich befohlen, nach allen Kräften den zwischen dem Orden und den preußischen Ständen ausgebrochenen Streit zu vermitteln, wofern dies aber nicht gelänge den aufrührerischen Ständen keine Hilfe zu gewähren **); daher weigerte es sich auch, Danzig mit Geld zu unterstützen ***). Das Anwerben von Söldnern hatte demnach nur geringen Fortgang †).

Zu diesen Uebelständen gesellte sich eine unzweckmäßige Bewaffnung und untaugliches Kriegsmaterial, namentlich Pulver. Die meisten Leute waren mit Spießen, die wenigsten mit Armbrüsten versehen, und da nur von diesen eine gute Wirkung zu erwarten stand, so wurde daran gemahnt, gute Armbrustschützen zu schicken, von denen man 100 besser hielt, als 300 Spieße, die, wie „Polleren" und Keulen, zu nichts dienen. Neben dem Pulver, das nicht immer in hinreichender Menge vorhanden war und dann von den Städten geliehen werden mußte, trat Mangel an Pfeilen ein, oder diese waren für die starken Armbrüste zu schwach und verdarben diese ††).

Mit Sicherheit läßt sich annehmen, daß bei den Truppen der anderen Verbündeten mindestens gleiche Mißstände geherrscht haben werden, und sich daraus der langsame Fortgang der Belagerung erklärt. Der Orden benutzte diese für ihn günstigen Verhältnisse. Er beschränkte sich nicht blos auf die unmittelbare Vertheidigung Ma-

*) Schr. d. d. am heiligen Leichnamstage (20. Juni) 1454. Schbl. 42. Nro. 4635.

**) Schr. d. d. Neustadt Montag nach Misericordia (6. Mai) 1454. Schbl. XL. Nro. 3586.

***) Schr. des Rathmann Marquard Knake d. d. Lübeck d. 25. Mai 1454. Schbl. 63. Nro. 1602.

†) Schr. desselben d. d. Lübeck d. 17. und 28. Mai 1454. Schbl. 63. Nro. 1596. Nach seinem Schr. vom 16. Mai 1454. Schbl. 63. Nro. 1599 sendete er 25 Schützen nach Danzig und erwartete flamländische Söldner, klagte aber auch, daß er kein Geld aufbringen könne.

††) Schr. des Wilhelm Jordan d. d. Im Felde vor Marienburg Dienstag vor Himmelfahrt (28. Mai), und Sonnabend nach Himmelfahrt (1 Juni) 1454. Schbl. 72. Nro. 4087 und 4099.

rienburgs, sondern er machte täglich Ausfälle und suchte seinen Feinden selbst in größerer Entfernung Schaden zu thun. Auf dem Pfarrhofe und am Krezem (Wirthshaus) zu Wernersdorf, einem Dorfe auf dem linken Nogatufer eine Meile oberhalb Marienburg, hatte er drei Lothbüchsen aufgestellt, bei dem Dorfe aber eine Verschanzung aufgeworfen und lag mit 100 Pferden hinter dem Nogatdamme. Diese Anordnung hinderte die Fahrt auf dem Flusse, so daß nicht allein die von Danzig kommenden Kähne mit Lebensmitteln nur mit Mühe und Gefahr in das Lager gebracht werden konnten, sondern auch den Belagerern andere nützliche Materialien entzogen wurden, wie z. B. Holz, das von Polen heruntergeflößt und von den Ordensherren genommen wurde. Selbst in noch weiterer Entfernung geschah den Belagerern Abbruch durch 200 Bauern, die bei Montau mit Büchsen und Armbrüsten den Schiffen auflauerten, wonach man für nöthig fand, die in Dirschau zurückgebliebenen Kähne mit Lebensmitteln von 6 bewaffneten Böten begleiten zu lassen. Ein Versuch der Danziger, die Feinde aus Wernersdorf zu vertreiben, war nach einem zwei Stunden langen gegenseitigen Beschießen ohne Erfolg geblieben *), wie auch der Mangel an Kähnen es bisher unmöglich gemacht hatte, eine Brücke über die Nogat zur Verbindung des Lagers mit dem Werder zu schlagen, und die Marienburger Brücke zu zerstören. Beides hatte der König von Polen auf seinem Zuge nach Elbing dem Danziger Wilhelm Jordan übertragen, der aber darauf erwiderte: er wisse nicht, wie er zu solcher Ehre komme, die Sache wäre ihm zu schwierig und er wünsche nach Hause zurückzukehren **).

Die Absicht, zur Eroberung des Werders 1200 bis 1500 Mann von dem Belagerungsheere zu verwenden, wurde aufgegeben, weil man bei den häufigen Ausfällen aus Marienburg, denen nur mit Anstrengung widerstanden werden konnte, nicht wagte jene Truppenzahl zu entsenden, da von den Belagerern überdies noch 400 Mann

*) Schr. des Wilhelm Jordan d. d. Im Felde vor Marienburg Dienstag vor Urbani (21. Mai) 1454. Schbl. 88. Nro. 3938, und Tag Urbani (25. Mai) 1454. Schbl. 72. Nro. 4047. In dem letztern Schreiben meldete er, daß die Werderer 10 Traften Holz genommen, die 220 Flößer aber beraubt und dann freigelassen hatten.

**) Schr. desselben vom 1. Juni s. o.

Danziger nach Stuhm gehen mußten, wo Augustin v. d. Schewe mit seinen Truppen abzuziehen gedroht hatte *). Eine weitere Verminderung des Belagerungsheeres war durch den Abzug der böhmischen Söldner zu befürchten, die wegen ihres rückständigen Soldes fortgehen und sich in dem Dome zu Marienwerder oder in dem gebrochenen Hause zu Christburg festsetzen wollten. Um diese gefährlichen Gäste in Güte aus dem Lande zu entfernen, forderte der König von Polen die Stadt Danzig auf, Geld bereit zu halten zur Bezahlung derselben, zugleich aber auch alle seine Truppen schleunigst durch das Werder nach Marienburg zu schicken, wo sie sich an sein Hofgesinde anschließen sollten **). Eine gleich dringende Mahnung an Danzig erging von dessen Abgesandten Arnt Finkenberg und Tyman Gerwer, den Sold für die Böhmen (2 Gulden auf das Pferd, so lange sie dienen) herbeizuschaffen, um sie zum Bleiben zu vermögen, denn wenn sie fortzogen, blieben nicht 1000 Preußen zusammen, von denen nur eine geringe Zahl verlaßbar sich zeigte, unter den jüngst von Wilhelm Hip gebrachten 1200 oder 1400 Mann sich aber nicht 200 Schützen vor Marienburg und Stuhm befanden, die anderen, mit Spießen bewaffnet, waren untaugliches Volk ***); dagegen zählte die Besatzung in der Stadt und in dem Schlosse 3500 Mann und „sie wissen alle Tage unser Regiment und das Land wo es steht". Die Bürger, erklärten die Abgesandten, würden Verräther an dem Lande werden, wenn sie nicht Hilfe schickten, da man sich eines feindlichen Angriffes täglich zu versehen habe.

Die Geldnoth des Ordens erlaubte auch ihm nicht, seine Kriegsmacht durch Soldtruppen zu vermehren, denn schon den wenigen, die in seinem Dienste waren, mußte er den Sold rückständig bleiben, was sie unzufrieden und widerspenstig machte. Bei seiner unzulänglichen Kriegsmacht, von allen Seiten gedrängt, konnte er also auch nicht die Vortheile benuz-

*) Schr. des Wilhelm Jordan v. 28. Mai s. o. Schr. des Stibor von Baisen an den Rath von Danzig d. d. Im Heere vor Marienburg Dienstag vor Ascens. Dom. (28. Mai) 1454. Schbl. 83. Nro 4544.

**) Schr. des Königes Kasimir von Polen d. d. Auf dem Felde vor der Heide zu Graudenz Abend Corp. Chr. (20. Juni) 1454. Schbl. XI. Nro. 3770.

***) „Brodbettler und unrostig Volk" in dem Schr. des Arnt Finkenberg und Tyman Gerwer d. d. Freitag nach heil. Sakramentstag (21. Juni) 1454. Schbl. 42. Nro. 4626.

zen, die ihm die Unordnung im Heere und die Uneinigkeit im Handeln seiner Gegner boten. Seine Bitten um auswärtige Hilfe bei deutschen und anderen Fürsten fanden entweder gar kein Gehör oder ihre Gewährung wurde von unerfüllbaren Bedingungen abhängig gemacht *). So weit entfernt eine fremde Unterstützung für den Orden war, so erregte sie auf Seite der Verbündeten doch Besorgniß, wie denn auch der Rathmann Marquard Knake an den Danziger Rath von Lübeck aus berichtet, daß er gehört habe, der Kaiser und mehrere deutsche Fürsten würden dem Orden Hilfe leisten, weshalb er darauf dringt, die damals noch offene Altstadt Danzig zu befestigen, daneben auch rieth, den Ordensrittern entgegenzuwirken, die der Stadt in Dänemark zu schaden suchten **).

Solche Befürchtungen spornten die Verbündeten an, die Eroberung des Werders und die engere Einschließung Marienburgs, von wo aus Streifzüge bis an die Weichsel unternommen und Höfe und Dörfer verwüstet wurden ***), kraftvoller zu betreiben. Ueberdies beunruhigte der Feind fortdauernd die Zufuhr auf der Weichsel, und man fürchtete selbst, daß er bei Montau und Palschau über den Fluß gehen würde †). Mit einem neuen starken Heere rückten die

*) S. Voigt a. a. O. VIII. 389. u. f.

**) Schr. des Marquard Knake d. d. Lübeck Pfingstabend (8. Juni) 1454. Schbl. 63. Nro. 1598. Auf dem von dem Könige Christiern von Dänemark Mitfasten (3. März) 1456 gehaltenen Tage zu Rostock befanden sich auch Ritter des deutschen Ordens (Detmar a. a. O. 181). Die feindselige Stimmung des Königes gegen Danzig machte sich während dieses Krieges mehrmals bemerklich. So z. B. als Lübeck im Jahre 1458 mit großer Mühe und mit Unkosten eine Friedensstiftung unternahm und hierzu durch Vermittelung des Herzogs von Holstein der König Christiern auch die Anwesenheit eines Abgeordneten aus Danzig gestattete. Dieses schickte den Bürgermeister Reinhold Niederhof, dem der König, nachdem dieser ihn drei Tage hatte warten lassen, mit harten Worten entgegen trat, jener darauf aber in gleicher Weise mit Würde antwortete (Detmar IV. 691). Ferner ließ der König im Jahre 1461 den Danzigern 4 große wohlbeladene Schiffe nehmen, für deren Zurückgabe sich Lübeck im folgenden Jahre bei dem Könige verwandte (Detmar II. 241 und 251). Dieses war überhaupt bemüht den Frieden zwischen dem Orden und den preußischen Städten zu vermitteln. (S. d. Jahr 1464 bei Detmar II. 277.)

***) Schr. an den Danziger Rath d. d. Im Heere vor Konitz Freitag nach Corp. Chr. (21. Juni) 1454. Schbl. 83. Nro. 4553.

†) Schr. des Daniel Freudenberg d. d. Dirschau Dienstag vor Pfingsten (4. Juni) 1454. Schbl. 83. Nro. 4500.

Danziger in das Werder und bezogen ihr früheres Lager in dem jetzt nicht mehr vorhandenen Walde von Warnau*), während die anderen Heere auch auf dem rechten Nogatufer der Marienburg sich mehr näherten. Die Freude hierüber war so groß, daß der Gubernator Hans v. Baisen dem Danziger Rathe zu diesem Unternehmen Glück wünschte und im Namen des Königes dankte, daß er seine anderen Truppen vor Marienburg und Stuhm nicht abgerufen habe. Bei dieser Gelegenheit empfahl er ihm bei dem Anlegen von Verschanzungen und dem Verbrennen der Brücke den Rath des Grafen von Hohenstein, des Stibor von Poniz u. A., die bei ihm dienten. Den letztern hatte der König schon am 18. Juni an Danzig geschickt, um dieses bei der Einnahme des Werders mit Rath und That zu unterstützen**). Dem erstern indessen sollte der Danziger Rath den rückständigen Sold von 4 Wochen für 40 Pferde, je auf ein Pferd einen Gulden, zahlen***).

Den Belagerern fehlte es aber immer noch sowohl an Lebensmitteln†), als an Geld zum Ankauf derselben und zur Befriedigung der Söldner, die bloßen Vorstellungen kein Gehör mehr geben wollten und auf solche „einen Gesang singen". Selbst die Danziger verließen das Lager, um zum Dominik (5. August) zu Hause zu sein, so daß kaum 1500 Mann zurückblieben. Der Rath von Danzig wurde daher von seinen Hauptleuten vor Marienburg unaufhörlich dringend aufgefordert, Abhilfe zu schaffen, in Gilgenburg 2 bis 3 Schock Ochsen zur Verproviantirung des Lagers auffaufen zu lassen, Böte zum Abbrennen der Brücke, Geld und Munition, namentlich 7 Tonnen Pfeile, und, da der König keine Reiter sandte, auf die Polen

*) S. Voigt Gesch. Preußens VIII. 394, und Marienburgs S 415. Der Warnausche Wald erstreckte sich im Jahre 1409 bis zwischen Neuteich und Läsewitz.

**) Schr. des Hans von Baisen d. d. Graudenz Dienstag nach Trinitat. (18. Juni) 1454. Schbl. 42. Nro. 4612, und d. d. Thorn Petri und Pauli (29. Juni) 1454. Schbl. 72. 4094.

***) Schr. des Gubernators d. d. Thorn T. Joh. Bapt. (24. Juni) 1454. Schbl. 83. Nro. 4584.

†) Schr. des Hermann Stargard u. A. d. d. Marienburg im Heere am Sonnabend (?) 1454. Schbl. 72. Nro. 4095. In demselben Schr. baten sie den Danziger Rath, 6 Mark in alten Schillingen in eine silberne Schale zu legen und daraus, so weit es ausreiche, am Marie Magdalenentage (22. Juli) jedem Armen einen Schilling zu geben, damit Gott besser helfe.

überhaupt nicht zu rechnen war, man sich also selbst helfen mußte, auch 400 Reisige zu schicken; jeden Bürger aber für ehrlos zu erklären, der sich nicht selbst oder einen Söldner stellte, und nur Alte und Kranke davon zu befreien *). Danzig ließ durch seine Sendboten in Thorn den König bitten, seinem in Graudenz gegebenen Versprechen gemäß, das Herr vor Marienburg mit 200 Reitern zu verstärken, schickte von den 10,000 Mark (eine damalige Mark hatte nach heutigem Gelde den Werth von etwa 1 Thlr. 4¼ Sgr.), die er zu zahlen sich verpflichtet hatte, 2200 ungarische Gulden vor Konitz, und wollte die übrigen 3800 Gulden, je nach dem es verlangt würde, nach Konitz, Tuchel oder Thorn senden. Gleichzeitig gab er ihnen den Auftrag, daß sie mit den Thornern dahin wirken sollten, einer Auflehnung der böhmischen Hauptleute vorzubeugen und über den Betrag des geforderten Schadegeldes sich zu einigen, sowie auch die übrigen Stände zur Aufbringung von Geldmitteln aufzufordern **). Veranlassung hierzu fand der Rath von Danzig in dem Wunsche des Königes, daß das Land 300 bis 400 von den Böhmen auf den ersten Sold (die Woche einen Ungar. Gulden) behalte, und 400 bis 500 Trabanten, die bei Breslau standen, in Sold nehme (Kost und 6 Groschen die Woche). Von den Böhmen, die vor Marienburg gelegen hatten, befanden sich 300 in Kulmsee, das sie nicht verlassen wollten, und konnten von hier aus, den kleineren Städten gefährlich werden, weshalb diese auch gewarnt werden sollten, keine Böhmen aufzunehmen. ***).

Inzwischen griffen die Belagerten das auf dem rechten Nogatufer lagernde Heer mit Glück an, nahmen ihm 50 Gefangene ab und fielen mit 400 Reisigen in das Werder ein, wo sie Wernersdorf und Groß-Montau verwüsteten †). Diesen Einfall konnten die

*) Schr. des Hermann Stargard, Johann Meydeburg u. A. d. d. Im Heere vor Marienburg Donnerstag vor Margarethe (11. Juli) 1454. Schbl. 83. Nr. 4555; Marie Magdalene (22. Juli) Schbl. 72. Nr. 4114; Dienstag vor Dominik (30. Juli) Schbl. 42. Nr. 4617; und Mittwoch nach Pantaleon (31. Juli) Schbl. 41. Nr. 4252.

**) Schr. des Danziger Rathes d. d. Danzig Verklär. Chr. (6. August) 1454. Schbl. 38. Nr. 3491. Vergl. Voigt a. a. O. VIII. 395 u. f.

***) Schr. des Henning Germann und Andreas Eler an den Danz. Rath d. d. Thorn Freitag vor Dominik (2. Aug.) 1454. Schbl. 83. Nr. 4593.

†) Schr. des Hermann Stargard u. A. d. d. Im Heere vor Marienburg Freitag vor Dominik (2. Aug.) 1454. Schbl. 88. Nr. 3955, und d. d. Vor

Danziger nicht hindern, da ihr Heer in einem kläglichen Zustande sich befand; zwei Drittel waren entlaufen und von den Zurückgebliebenen ging ein Theil unter Hermann Stargard nach Zantier, dem heutigen Piekel, um die dort lagernden Kähne zu beaufsichtigen, so daß bei einer Heerschau kaum 800 Mann gezählt wurden*). Dessenungeachtet schlugen sie einen Angriff der Belagerten zurück; als sie aber am 13. August von einer größern Macht überfallen werden sollten, gab ihnen der oberste Feldherr des Belagerungsheeres, der Heergraf Stibor von Baisen Nachricht hiervon und den Rath, im Lager zu bleiben; er selbst wollte mit den Polen zu Hilfe kommen, den Werderern jedoch, die bestimmt waren, den Danzigern in den Rücken zu fallen, sollte man mit dem Verbrennen ihrer Häuser drohen, wenn sie den Rittern beiständen**). So entgingen die Danziger diesmal einer großen Gefahr, verloren dagegen bei einem anderen Ausfalle viele Pferde. Solche und andere Verluste waren für die Verbündeten empfindlich, da sie, ohnehin schon in geringer Zahl, bei der Uneinigkeit zwischen ihnen und den Polen der Absicht der Belagerten, sich mit Holz und Futter für die Pferde, woran sie Mangel litten, aus dem Werder zu versorgen, nur mit zweifelhaftem Erfolge entgegentreten konnten. Stibor von Baisen hatte daher angeordnet, daß Otto Machwitz von Thorn her zu den Danzigern stoße und man die zum Verbrennen der Brücke bestimmten Kähne weiter hinunter bringe, wodurch die Feinde abgehalten werden würden, sich von ihr zu entfernen***).

Endlich war den Verbündeten auch gelungen, ihre Vorbereitungen zum Zerstören der Brücke zu beenden, das in der Nacht vom

Marienburg im Werder Abend Laurentii (9. August) 1454. Schbl. 88. Nr. 3972.

*) Schr. des Ambrosius Thiergart u. a. Hauptleute d. d. Vor Marienburg am Donnerstag, wo Stuhm genommen ward (8. Aug.) 1454, Schbl. 72. Nr. 4045, und d. d. Vor Marienburg im Werder Abend Laurentii w. o.

**) Schr. des Joh. Meydeburg u. A. d. d. Vor Marienburg S. Laurentii (10. Aug.) 1454. Schbl. 41. Nr. 4264, und des Stibor von Baisen d. d. Vor Marienburg Montag nach Laurentii (12. Aug.) 1454. Schbl. 88. Nr. 3961.

***) Schr. des Hans v. Schauwen und Ambrosius Thiergart d. d. Im Heere vor Marienburg Mittwoch vor Bartholomäi (21. Aug.) 1454. Schbl. 42. Nr. 4619. Schr. des Stibor von Baisen d. d. Im Heere vor Marienburg Sonnabend nach Augustin (31. Aug.) 1454. Schbl. 72. Nr. 4097.

2. zum 3. September ausgeführt wurde, und wozu gewisse Feuerzeichen verabredet waren *). Von sieben mit Pech, Theer und anderen brennbaren Materialien gefüllten Kähnen erreichten einige die Brücke und verbrannten vier Joche derselben, fünf blieben aber stehen, so daß der angerichtete Schaden in drei Tagen wiederhergestellt war **).

Das Mißlingen dieses Unternehmens, auf das die Verbündeten große Hoffnungen gesetzt hatten, vermehrte den in ihrem Heere schon herrschenden Unmuth. Die Polen verließen das Lager; Otto von Machwitz konnte nur mit Mühe dahin gebracht werden, noch einige Tage zu bleiben, und von den Danzigern war die Hälfte fortgelaufen. Der Rath von Danzig wurde daher von Neuem dringend gebeten, Verstärkung zu schicken, wenn die Belagerung nicht schmachvoll enden soll, ferner bei der Aushebung und Absendung der neuen Mannschaft sorgfältig und streng zu Werke zu gehen, übrigens sie bald in das Lager zu schicken, da das Wegziehen der Böhmen, die 60 Pferde stark waren, täglich zu erwarten stände ***).

Die Uebergabe des Schlosses Stuhm †) an die Verbündeten am 8. August und der Abfall der meisten der darin gewesenen Ritter vom Orden brach nicht den Muth der Marienburger Besatzung, vielmehr wurden sie dadurch zu den äußersten Anstrengungen vermocht. In dem Belagerungsheere dagegen fürchtete man den Ausbruch von Unruhen, weil der Graf von Hohenstein und Stibor von Ponitz die Verbündeten verlassen und mit dem Orden sich vereinigt hatten, alle Holsteinischen, Sundeschen und Meißner Söldner aber

*) Schr. des Stibor v. Baisen d. d. Vor Marienburg Montag vor Nat. Marie (2. Septbr.) 1454. Schbl. XL. Nr. 3780.

**) Schr. des Hermann Stargard u. A. d. d. Im Heere vor Marienburg am Montage (?) 1454. Schbl. 72. Nr. 4067. Henneberger.

***) Schr. des Hermann Stargard u. A. d. d. Vor Marienburg nach (?) Marien Geburt 1454. Schbl. 42. Nr. 4621, und d. d. am Montage (?) 1454. Schbl. 72. Nr. 4067.

†) Die Mauer desselben war schon im Mai mit einer großen Büchse aus Mewe von einem erbauten Belagerungswerke aus durchschossen. Schr. des Wilhelm Jordan d. d. Im Felde vor Marienburg T. Urbani (25. Mai) 1454. Schbl. 72. Nr. 4047. In seinem Schr. v. 21. Mai (s. o.) erklärte er, vor Stuhm ziehen und beim Stürmen sein zu wollen „im Namen des guten Ritters St. George.“

ihnen ergeben waren und den Grafen für ihren Hauptmann hielten *). Von dieser Mißstimmung und von den anderen ungünstigen Verhältnissen im Bundesheere waren die Belagerten unterrichtet. Sie benutzten dies, indem sie am 12. September einen plötzlichen Ausfall machten und das Lager der Danziger enge einschlossen, unterdeß ein anderer Theil bis Neuteich vordrang und vieles Vieh aus dem Werder nach Marienburg trieb. In der folgenden Nacht griff der Graf v. Hohenstein 100 Trabanten an, die 24 Wagen mit Lebensmitteln geleiteten, zersprengte sie nach einem tapfern Widerstande und führte 41 Gefangene nebst den Wagen nach dem Haupthause. Um die Danziger nicht zur Ruhe kommen zu lassen, rückten die Belagerten am 13. September wieder vor das Lager derselben. Nach einigen Gefechten erboten sich die Danziger zur Räumung des Lagers, wenn man ihnen mit Allem, was sie darin an Geschützen, Lebensmitteln u. s. w. hatten, freien Abzug gewähren wollte. Der Orden verlangte dagegen, daß sie nicht nur Alles zurücklassen, sondern noch eine gewisse Geldsumme zahlen sollten. Hierzu verstanden sich die Danziger nicht, worauf die Ordenstruppen nach Marienburg zurückgingen, um am nächsten Tage das Lager zu stürmen. Dies benutzten die Danziger; sie zogen in der Nacht mit Zurücklassung von 24 Geschützen, aller Lebensmittel und vielen Kriegsgeräthes aus dem Lager durch das Werder nach Danzig. Sobald dies in Marienburg bekannt geworden war, eilte man den Flüchtigen nach und holte sie bei dem Dorfe Schöneberg an der Weichsel ein. Hier kamen ihnen Truppen aus Danzig zu Hilfe, die das völlige Aufreiben der Ihrigen verhinderten **).

Nach der Schlacht bei Konitz am 18. September, in welcher der König von Polen eine gänzliche Niederlage erlitt, die dem Verrathe der vor Konitz liegenden Böhmen zugeschrieben wurde, war am 21. September ein 6000 Mann starker feindlicher Heerhaufen nach Marienburg aufgebrochen, bedrohte jedoch zunächst Dirschau,

*) Schr. des W. Jordan, Joh. Meydeburg u. A. d. d. Vor Marienburg im Werder o. D. Schbl. 72. Nr. 4185. Sie klagen in diesem Schreiben über Verräther im Lager, berichten über ein erfolgloses Gefecht, das viele Pfeile gekostet habe, und bitten zu dem einen Bogener, der zur Anfertigung der Armbrüste nicht ausreiche, noch um zwei mit den nöthigen Werkzeugen, ferner um Pfeile nebst einigen andern Sachen.

**) Voigt a. a. O. VIII. 401 u. f. Henneberger.

Mewe und Stargard, von denen das erstere schon am 23. September einen Angriff befürchtete. Danzig wurde hiervon benachrichtigt und im Namen der preußischen Stände aufgefordert, Truppen gegen die heranziehenden Feinde nach jenen drei Oertern zu senden, alle Fahrzeuge auf der Weichsel von Dirschau ab nach Danzig bringen zu lassen und den Uebergang über die Weichsel, sowie den Entsatz Marienburgs auf dem rechten Nogatufer zu verhindern *). Die hier liegenden Verbündeten verließen indessen ihr Lager sobald sie Kunde von dem Ausgange der Konitzer Schlacht erhielten, wodurch das große Werder Preis gegeben war und, wenn die Feinde Besitz von demselben nahmen, der König in große Gefahr gerieth. Diesem entgegen zu wirken, wandte sich der Gubernator an den Rath von Danzig mit der Bitte, 200 Schützen über die Nehrung den Elbingern zu Hilfe zu schicken und mit allem Eifer darüber zu wachen, daß das Ordensheer weder bei Falkenau (einem Dorfe auf dem linken Ufer der Weichsel, nicht weit unterhalb der Montauer Spitze) noch an irgend einem anderen Orte über die Weichsel gegen Marienburg hin in das große Werder übersetze **).

Diese dem Orden günstigen Kriegsereignisse hatten die unmittelbare Folge, daß mehrere Burgen sich ihm ergaben und ein großer Theil des Landes mit den Städten seine Herrschaft wieder anerkannte. Von dem im Lande weit zerstreuten Ordensheere kam ein bei Dirschau liegender Streithaufe am Donnerstage vor Martini (7. November) bis vor Danzig, verbrannte hier auf dem Hoppenbruche und Petershagen einige Häuser, und im Gebiete der Stadt einzelne Bauernhöfe. Diese Nähe des feindlichen Heeres erregte Besorgnisse für Danzig selbst, das von seinen Sendboten Hermann Stargard und Andreas Eler vor einem Ueberfalle und einer Brandstiftung in den Futtervorräthen gewarnt und ihm gerathen wurde, die Altstadt und die Speicher zu befestigen, sowie die Weichsel bis zum

*) Schr. des Gubernators d. d. Elbing T. Matthäi (21. Septbr.) 1454. Schbl. 38. Nr. 3489. Schr. des Rathes von Dirschau d. d. Dirschau Sonntag nach Matthäi (22. Septbr.) 1454. Schbl. 38. Nr. 3475. Schr. der Hauptleute zu Schlochau d. d. Schlochau Montag nach Matthäi (23. Septbr.) 1454. Schbl. 83. Nr. 4439.

**) Schr. des Gubernators d. d. Elbing Dienstag nach Matthäi (24. Sept.) 1454. Schbl. XI. Nr. 3671, und d. d. Elbing Abend Michaelis (28. Septbr.) 1454. Schbl. 83. Nr. 4589.

Galgenkruge (?) aufeisen zu lassen*). Nicht minder hielt der Rath von Danzig die Jungstadt für gefährlich und forderte die Bewohner derselben auf, ihre Stadt niederzureißen. Als sie sich weigerten, dieser Aufforderung Folge zu leisten und sich deshalb an den König wandten, wies der Danziger Rath seine Sendboten an, dem Könige vorzustellen, daß die Jungstadt der Recht- und Altstadt Danzig gefährlich sei, theils wegen einer von dort aus anzulegenden Feuersbrunst, theils weil auswärtige Mächte, die dem Orden von der See her etwa Hilfe brächten, in der Jungstadt sich leicht festsetzen und von da aus die Weichsel beherrschen könnten. Der Befehl des Königes, die Jungstadt abzubrechen, wäre um so leichter auszuführen, als ein Drittheil derselben Danziger Bürgern zugehörte, die sich dazu bereit zeigten**). Nach einigen Verhandlungen mit den Jungstädtern, die der Forderung Danzigs auf Grund eines Briefes vom Könige widersprachen, wurde beschlossen, mit dem durch die Kälte verzögerten Niederreißen der Stadt am 14. Januar 1455 vorzugehen, wenn deren Einwohner es nicht freiwillig thäten***). Das Niederbrechen wurde denn auch sofort ausgeführt und so eifrig betrieben, daß es bis auf das Weißmönchen Kloster und die Bartholomäi Kirche am 6. Februar 1455 beendigt war†).

Das Zerstören der Jungstadt hatte noch nicht begonnen, als der Hochmeister an der Spitze einer Schaar Reisiger vor Danzig ankam, die Vorstädte Petershagen, St. Albrecht und Ohra abbrannte und die Radaune ableitete, wodurch das Wasser derselben der Stadt entzogen wurde. Die Danziger griffen die Ordenstruppen an und trieben sie mit großem Verluste zurück††).

*) Schr. des Hermann Stargard u. Andreas Eler d. d. Stargard Dienstag nach Lucie (17. Decemb.) 1454. Schbl. 83. Nr. 4471, und d. d. Freitag vor Thome (20. Decemb.) 1454. Schbl. 83. Nr. 4505.

**) Schr. des Danziger Raths d. d. Freitag vor Epiphanie (3. Januar) 1455. Schbl. 88. Nro. 3980. S. Dr. Th. Hirsch: Handelsgeschichte Danzigs S. 17.

***) Schr. des Danziger Rathes d. d. Mittwoch nach 3 Königen (8. Januar) 1455. Schbl. 83. Nro. 4535, und d. d. Montag in der Oktave der h. 3 Könige (13. Januar) 1455. Schbl. 72. Nro. 4035.

†) Schr. des Danziger Rathes d. d. Sonnabend nach Anton. (18. Jan.), und St. Dorothee (6. Febr.) 1455. Schbl. 88. Nro. 3998 und 3997.

††) Schr. des Danziger Rathes an seine Sendboten Hermann Stargard und Andreas Eler d. d. Montag in der Oktave der h. 3 Könige (13. Januar) 1455. Schbl. 72. Nro. 4035.

An anderen Orten errang der Hochmeister zwar einige glücklichere Erfolge, doch konnten sie ihn nicht aus seiner bedrängten Lage befreien. Die Unterstützungen, die er bei auswärtigen Fürsten suchte und fand, waren von keiner Bedeutung, während gerade die Verhandlungen, die deshalb mit dem Kurfürsten von Brandenburg geführt wurden, die Verbündeten nur noch vorsichtiger machten. So erhielt auch Danzig von seinen Sendboten in Brzesc wiederholte Warnungen, wegen Feuer und Verräther auf seiner Hut zu sein und die Befestigung der Altstadt mit allem Fleiße zu betreiben *). Zur Aufstellung eines eigenen größeren Heeres fehlte dem Orden das nöthige Geld, da es ihm schon nicht möglich war, seinen böhmischen Söldnern den rückständigen Sold zu zahlen, was endlich die Uebergabe des Marienburger Schlosses (1457) an diese zur Folge hatte. Der Versuch, das von Polen und Böhmen besetzte Haupthaus in der Nacht vom 27. zum 28. September von der Stadt her zu erstürmen, mißlang, worauf der Söldnerhauptmann Bernhard von Zinnenberg, der den Sturm im Verein mit dem Bürgermeister Blume geleitet hatte, nach Stuhm sich zurückzog. Von hier unternahm er einen Zug nach dem Werder und stieß hier auf eine feindliche Schaar, die von Dirschau nach Marienburg ging. Diese von einigen Bauern des Werders benachrichtigt, daß Zinnenberg in der Nähe sei, bildete von zusammengebrachten Wagen eine Wagenburg, die dieser mehrmals angriff, doch zurückgeschlagen wurde und nach Neuteich, dann zwischen Groß- und Klein-Montau über die Weichsel ging. Zinnenberg selbst erhielt eine Wunde und verlor 200 Mann **).

Diese Angriffe auf Marienburg veranlaßten den König von Polen, die Besatzung des Schlosses am 18. und 19. November 1457 mit 3000 Reisigen und Trabanten zu verstärken ***). Es begannen

*) Schr. des Hermann Stargard und Ewald Wryge d. d. Brißke Freitag nach Dominici (8. August) 1455. Schbl. 72. Nro. 4037 a.

**) Chron. rerum Pruten. S. 205 (Ernst Ferbers Chronik bei Töppen Historiographie S. 92. ff.) in der Danziger Archiv-Bibl. L. l. 3.

***) Ebd. Nach einem Berichte des Joh. Meydeburg d. d. Marienburg Sonntag nach Bernhardi (16. Oktober 1457) Schbl. 41. Nro. 4313 hatte man den König von Polen um 4000 Reisige gebeten, dagegen stellte er ein Hilfsheer von 2000 Reisigen und, wenn es nöthig wäre, das Aufgebot von ganz Polen in Aussicht. Auch zeigte er an, daß „In dyser nacht von vnsen vinde de heb-

jetzt unausgesetzte Kämpfe zwischen Schloß und Stadt Marienburg, aber die Entscheidung des Schicksals der letztern schob sich unter mannigfaltigem Wechsel des Kriegsglückes bis in das Jahr 1460 *).

Die zu Ende des Jahres 1459 in Preußen eingerückten polnischen Heerhaufen vereinigten sich im Monat März 1460 vor der Stadt Marienburg, nachdem sie von dem Hauptmann des Schlosses Prandothe Lubischoffski am 11. März zur Uebergabe aufgefordert worden war. Der Bürgermeister Blume trat dieserhalb in Unterhandlung und versprach zum 14. März eine entscheidende Antwort zu geben. Er wollte hiermit, wie die Gegner es durch Gefangene und Ueberläufer erfuhren, aber nur Zeit gewinnen, um die Stadt mit Mannschaft und Lebensmitteln zu versorgen, die er von Mewe erwartete. Lubischoffski bat demnach den Danziger Rath, 200 bis 300 Mann nach Neuteich zu senden, wo sie zu seiner Verfügung bleiben sollten, bis er ihrer bedürfe **).

Durch solche Forderungen, denen Danzig nicht immer genügen konnte, kam es selbst in die Lage, zur Besetzung der vor Marienburg erbauten Verschanzungen 60 Trabanten von dem Rathe von Thorn zu verlangen ***), welche dieser aber nicht sandte, weil er sie nicht zu unterhalten vermochte; denn das von den Feinden zu Lande und zu Wasser gefährdete Thorn befand sich in solcher Geldnoth, daß es außer Stande war, Mannschaft zu seinem eigenen Schutze zu halten, außerdem von den Polen wegen rückständiger Forderungen gemahnt wurde und den Danzigern Wilhelm Jordan und Ewald Wryge bedeutende Summen schuldig war †).

Noch fühlbarer als den Belagerern war den Vertheidigern Marienburgs der Mangel an Streitkräften, dem der Hochmeister

den des nachtlings dat stech vorbrant by sunte annen alzo man In de stat geit."

*) S. Voigt: Geschichte Preußens VIII. 544 und ff., und Marienburgs S. 470 u. ff.

**) Schr. an den Danziger Rath d. d. Marienburg St. Georgstag (12. März) 1460. Nro. 5273.

***) Schr. des Danziger Rathes bei Voigt: Marienburg S. 500 u. 502

†) Schreiben des Rathes von Thorn d. d. Thorn Mittwoch nach Ostern (16. April) 1460. Nro. 5279.

nicht abhelfen konnte, und unter seinen Hilfstruppen, die für die bedauernswerthe Stadt vortheilhaft hätten wirken können, herrschte Uneinigkeit. Nach Aussage von Gefangenen war der Hauptmann Kaspar Wernstorff am 27. März mit 600 Reisigen und 400 Trabanten von Mewe ausgezogen, um in das kleine Werder bis vor Danzig zu gehen. Wegen eines Zwistes mit dem Hauptmann von Neuenburg aber nahm er seine Richtung nach Kischau, dem Putziger Winkel und nach dem Lauenburgischen, wovon Danzig dem Könige und den Lauenburgern Nachricht geben sollte. Eben so wenig erfreuten sich indessen auch die Verbündeten der Einigkeit. Die Söldnerhauptleute auf dem Schlosse verweigerten dessen Hauptmann Lubischoffski den Gehorsam, weil er ihnen den schuldigen Sold nicht zahlen konnte. Er verlangte demnach durch Vermittelung der Abgeordneten Danzigs von diesem 400 Mark mit dem Bedeuten, daß er das Haus verlassen müsse, wenn er das Geld nicht erhalte. Diese Drohung bewog die Abgeordneten, den Danziger Rath dringend anzugehen, jene Summe zu zahlen, „auf daß das eine das andere nicht verderbe *)“. Außerdem machten den Danzigern Abgeordneten die Söldner vor Marienburg ebenfalls vielen Kummer. Diese wollten nicht im Felde, sondern auf dem Schlosse liegen, und zeigten sich nun, da man ihnen dies nicht gewährte, unwillig bei Allem, was sie thun sollten. Aber nicht allein Zwietracht unter den Truppen hinderte einen raschen Fortgang der Belagerung, auch die Bauern aus dem großen Werder, die es übernommen hatten, einen Graben von der nahe der Nogat liegenden großen Bastei nach der Mittelmühle hin auszuwerfen, verließen ihre angefangene Arbeit und gingen nach Hause. Den größten Fleiß verwandten jedoch die Danziger auf die Vollendung jener Bastei, die wegen ihrer Größe und Festigkeit den Namen „Klein Danzig“ erhielt. Ihre alleinige Kraft reichte dazu indessen nicht aus; auf ihre Bitte überließen ihnen die Elbinger 100 „Gesellen“, doch nur auf acht Tage, weil sie sonst keine Leute zum Schutze des Haffs hatten. Auf die beantragte Gestellung von bemannten Böten auf der Nogat dagegen wollte Elbing nicht eingehen, weil dasselbe mit Braunsberg sich geeinigt hatte, das Haff von dem Feinde rein zu halten; eine Besetzung der Bastei

*) Schr. des Hauptm. Meydeburg u. A. d. d. Auf Marienburg Freitag nach Lätare (28. März) 1460.

in Gemeinschaft mit Danzig wies Elbing gleichfalls von der Hand*). Der von den Danzigern unternommene Bau dieses großen Werks fand übrigens in dem ungünstigen, mit Triebsand vermischten Boden nicht geringe Schwierigkeit, indem das Wasser der Nogat in Folge einer Eisstopfung in den Graben lief und das Erdreich sumpfig machte. Aus dem letztern Grunde war es auch nicht möglich, die von Danzig hierher geschickte Blide**) in den Graben zu setzen, wo sie versunken wäre, dieselbe aber an einem anderen Orte und zwar in dem Baumgarten***) aufzustellen, verwehrten die Belagerten, die mit Lothbüchsen und Armbrüsten auf Jeden schossen, der sich dort sehen ließ†). Ueberdies konnte die Maschine wegen mangelnder Werkzeuge nicht benutzt werden, wogegen ein an der Nogat

*) Schr. des Jacob Falke und Joh. Meydeburg d. d. Auf der Bastei Sonnabend (?) 1460.

**) Der Bliden oder Bleiden bediente man sich damals noch neben den Geschützen in und vor belagerten Städten, um entweder bloße Steine oder auch Feuersteine und Feuerpfeile zu schleudern. Zu den Feuersteinen nahm man Feldsteine von einer gewissen Schwere, umgab sie mit einer Mischung von Schwefel und Harz, und wälzte sie, wenn diese Masse noch feucht war, in Pulver. Nach dem Trocknen wurde der Stein mit geschwefeltem Zwillich überzogen, und dieses Verfahren so oft wiederholt, bis der Stein mit der ihn umgebenden Hülle das nöthige der Blide angemessene Gewicht hatte. Zu den Feuerpfeilen wurden 3 Pfund Salpeter, ein Pfund Schwefel und ein halb Pfund Kohle zu Pulver gestoßen und gemengt, dann mit Branntwein zu einem Teig verarbeitet. Diesen stopfte man in einen kleinen Sack von Parchend und steckte mitten durch einen Pfeil, umwand das Ganze mit Bindfaden und überzog es mit einer Mischung von Schwefel und Harz.

***) Die erwähnte Bastei lag zwischen 600 und 700 Schritt südwestlich von der Stadt Marienburg entfernt, hinter dem St. Georgen Hospital, wo auch die Ziegelei war, an der Schmergrube, einer Einbiegung der Nogat, die zum Lagern von Holz benutzt wurde. Auf einem Plane von Marienburg und dessen nächsten Umgebungen, wie dieselben zur Zeit des deutschen Ordens waren, ist an der Schmergrube kein Baumgarten angegeben. Ein solcher lag da, wo der Mühlengraben die westliche Biegung nach der Stadt macht, auf der Vorstadt, durch welche der Weg nach Elbing führt. Oestlich von diesem Baumgarten lag des Hochmeisters Garten und südlich der große Karpfenteich. Es ist dies ungefähr in der Gegend zwischen dem jetzigen Eisenbahnhofe und dem Mühlengraben.

†) Schr. des Jakob Falke u. A. d. d. Auf Marienburg Tag Annunc. Marie (25. März) 1460. Nro. 5280.

gebautes Blockhaus dem Feinde bei dem Fischen großen Schaden that *).

Nicht in Folge großartiger Belagerungsarbeiten, nicht durch die Gewalt der Geschosse, nicht nach Eroberung irgend eines Theiles des Schlosses und der Stadt Marienburg, da selbst das auf dem linken Nogatufer als Brückenkopf dienende Kastell im Besitz des Ordens blieb, gelangten Beide in die Hände der Verbündeten. Jenes fiel durch Verrath am 4. Juni 1457, diese fast drei Jahre später durch Hunger und Krankheit, welche nebst den täglichen Ausfällen die Hälfte der waffenfähigen Bürgerschaft hingerafft und von 300 Mann der Garnison nur den Ritter Trotzeler und 4 Mann verschont hatten, nach einer 20 Wochen langen heldenmüthigen Gegenwehr am am 6. August 1460. Die ersten Handlungen der Sieger nach der Uebergabe beider Oerter zeigten von Roheit und Rachgier. In dem Schlosse erduldete der Hochmeister Demüthigungen, wie ein Fürst sie nur erfahren kann; in der Stadt vergalt schmachvoller Tod die Treue des Bürgermeisters Blume und einiger seiner Freunde, mit der sie dem Orden ergeben gewesen waren.

Aus der Zeit des 13jährigen Krieges (1454 bis 1466) sind außer den Briefen, die der vorstehenden Arbeit zu Grunde liegen, noch andere in dem Archive der Stadt Danzig, deren Inhalt insofern bemerkenswerth ist, als daraus hervorgeht, daß es den kleineren Städten zu ihrer Vertheidigung an Geschützen und verschiedenem Kriegsmaterial fehlte und sie dieses von Danzig sich erbaten.

So fordern Guntl Struwe von Crossen, Rathmann und Gemeine von Holland unterm 12. Februar (Dienstag vor Valentin) 1454 den Rath von Elbing auf, ihnen mit einer großen Büchse, einer Tonne Pulver und 100 geschickten Leuten zu Hilfe zu kommen, da der Komthur mächtig auf die Stadt stürmte, ihre Büchsen unbrauchbar machte und ihre mit Strohdächern gebaute Stadt niederzubrennen drohte, sie dagegen nichts ausrichteten und ihr Pulver unnütz verschossen. Als Elbing hierbei nicht helfen konnte, mußte Danzig ins Mittel treten, das Büchsenmeister, Büchsen, Pulver, Steine und einige Leute nach Holland sandte, wofür Elbing unterm 19. Februar

*) Schr. des Joachim v. d. Beke d. d. Marienburg Abend der 10,000 Ritter (21. Juni) 1460.

(Dienstag vor Cathedra Petri) 1454 dankte und dabei auch die Eroberung vor Ortelsburg, Rastenburg und Eilau meldete. — Unterm 13. März (Mittwoch vor Reminiscere) 1454 erbat sich Arnt von Tolchten in Bütow von dem Danziger Rathe vier von den größten Schiffsbüchsen und sechs Lothbüchsen. — Auf Verlangen der Stände hatten die Hauptleute zu Tuchel Hans Komorski und Otto von Czissow ihre große Büchse vor Marienburg geschickt, und da sie hierauf nur drei mittelmäßige behielten, so baten sie Danzig unterm 22. März (Freitag vor Oculi) 1454, ihnen drei oder vier Steinbüchsen zuzusenden. — Ferner bat Hans v. d. Jene, im Einverständnisse mit seinem Vetter Scharlenski und dem Danziger Hauptmann Peckow aus dem Lager vor Konitz unterm 16. Mai (Donnerstag nach Sophie) 1454 die Stadt Danzig, Schwefel, Bernstein und Pulver zu senden, um daraus Feuerpfeile zu machen und Feuer in die Stadt zu schießen. Endlich möge noch angeführt werden, daß Dirschau unterm 12. Juni (Mittwoch nach Pfingsten) 1454 um zwei Büchsen leihweise bat, um durch sie jenseits der Weichsel die Feinde von der Beunruhigung der Stadt, der Steinbrücke und des Klosters abzuhalten.

Wie mit Geschützen und Munition, so sollte Danzig auch mit Mannschaft Hilfe leisten. Außer den früher angeführten Beispielen bat der Rath von Braunsberg unterm 15. Januar (Dienstag Felicis) 1454 um Zusendung eines Büchsenschützen, wenigstens auf so lange bis er alle Büchsen für die Stadt angefertigt hätte. — Dirschau bat unterm 26. Febr. (Dienstag nach Matthie) 1451 um Zusendung von 40 bis 50 Geharnischten und einen tüchtigen Büchsenschützen, weil es einen Ueberfall vom Komthur von Elbing befürchtete. — Ferner baten die Hauptleute von Schlochau unterm 14. Mai (Dienstag nach Jubilate) 1454, ihnen zwei Büchsenschützen zuzuschicken, da von den dortigen Czinkefitz die Büchse aus Tuchel absichtlich gesprengt hatte, und der andere an den Augen krank war. Außerdem verlangten sie mehrere Kriegsbedürfnisse und 600 seefahrende Leute unter einem besonderen Hauptmann, welche den Verheerungen der Polen und Böhmen vor Konitz wehren sollten, indem sie gleichzeitig klagten, daß Johann Smerbarth und Gerhard von Hutten mit ihren Söldnern ohne Erlaubniß abgezogen waren, und daher auf ihre Bestrafung drangen. Der obenerwähnte Büchsenschütze Hans Czinkefitz saß wegen der verdorbenen Büchse in Schlochau im Gefängniß. Er bat

unterm 9. Juli (Oktave Visitat. Marie) 1454 den Danziger Rath um Begnadigung und erbot sich eine neue Büchse von seinem eigenen Erze zu gießen. — Recht ärmlich erscheint Hela, das am 23. Juni (Sonntag nach h. Leichnam) 1454 bat, die Stadt von der vom Gubernator verlangten Stellung von Mannschaft vor Marienburg zu entbinden, da sie nur für drei Mann Harnische besaß, gegen Seeräuber Tag und Nacht auf der Hut sein mußte und beim Fischfange, auf den sie angewiesen war, ihre Leute nicht entbehren konnte.

In jener Zeit erhielt Danzig auch Anerbietungen von auswärtigen Büchsenschützen und Büchsengießern, die in den Dienst desselben treten wollten und ihre Künste rühmten. Hierher gehört Meister Johann (Geltbeke), Herrn Olafs Büchsenschütze, der sich aus Wisby unterm 27. Oktober (Abend Simonis Jude) 1453 für alle Geschäfte eines Büchsenschützen erbot, als: Schießen mit Büchsen, Anfertigung von Feuerpfeilen und köstlichem Kraut (Pulver) zu den Büchsen auf drei- oder viererlei Art; Drachen, deren Feuer nicht zu löschen, in Städte und Schlösser zu schießen, und Feuerbälle auf die Schiffe zu werfen, deren Feuer nicht mit Wasser zu löschen ist, denn sie würden aus dem Wasser brennen, würfe man sie auch 300 Faden tief in die See. — Als Büchsengießer bot der Gießer-Meister Hans in Frankfurt a. O. unterm 2. Februar (Sonnabend vor Fastnacht) 1454 dem Danziger Rathe seine Dienste an, zur Anfertigung von Büchsen, aus denen man kleine und große Steine, und mit denen man nach Thürmen und Schlössern in die Höhe schießen kann, und fügte eine Zeichnung von einem solchen Geschütze bei.

Berlin.

K. Hoburg,
Major a. D.

Anna Sabinus, die Tochter Melanthons.

Ein Vortrag,

gehalten am 3. März 1859 im Königlichen Schloß zu Königsberg i. Pr.

Narrationem autem talium ideo nequaquam ommittendam duco — — ut huiusmodi quasi vulneribus inspectis, quam misera interdum uita sit magnorum uirorum, intelligatur, cum ad onera Reipublicae pondus etiam domestici doloris adiicitur.
Joach. Camerar. Vita Melanthonis p. 208.

Wer von Ihnen, hochverehrte Anwesende, hat nicht in unserer Domkirche das schöne Frauenbild bemerkt, welches an der Ostwand, für den Eintretenden links vom Altar, sich befindet? Auf den ersten Blick möchte man meinen eine Madonna aus deutscher Schule vor sich zu haben. Die edlen Formen und der geistige Ausdruck des Gesichts, die weiße Kleidung, das Kind auf dem Schoß würden uns wol zu dieser Annahme berechtigen. Allein ein nicht zu verkennender Zug tiefen Seelenleidens erregt Zweifel und die Ueber- und Unterschrift belehrt uns, daß wir ein Portrait bewundern, die Gedenktafel der Anna Sabinus, der Gattin des ersten Rectors der Universität Königsberg Georg Sabinus, der Lieblingstochter Philipp Melanthons.

Das Bild selbst, der Gatte, der Vater erregt unser Interesse und ich glaube nur Ihren Wünschen zuvorzukommen, wenn ich Ihnen von den Schicksalen der Frau das mittheile, was ich bei Gelegenheit einer auf andere Zwecke gerichteten Arbeit gefunden habe.

„Dem Philippus wurde eine Tochter geboren, Hanna, ein feines Kind" schreibt am 4. September 1522 Luther an Spalatin [1]). Melanthon war damals noch nicht volle zwei Jahre mit Katharina, Tochter des Bürgermeisters Hieronymus Crapp, verheiratet. Luther, der Stifter dieser Ehe [2]), wurde Taufpathe des ersten Sprößlings derselben [3]): er gab Anna ihren Namen. Je glücklicher die Ehe Melanthons war und in je größerer Gefahr die Mutter geschwebt hatte [4]), desto stärker mußte die Freude sein, welche der Vater über die Geburt der Tochter empfand. War er doch überhaupt ein Freund

der Kinder. Unwiderstehlich ja leidenschaftlich fühlte er sich zu ihnen hingezogen [5]). Anna umfaßte er von zartester Jugend an mit innigster Zärtlichkeit. Besuchende Fremde treffen ihn mit der einen Hand ihre Wiege in Bewegung setzend, mit der anderen ein Buch haltend. Er demonstrirt den verwunderten Gästen das sei seine Pflicht als Hausvater und beruft sich auf die große Gnade in welcher Kinder bei Gott stehen [6]). Als Anna älter wird freut er sich der ersten Spuren geistiger Entwickelung; Antworten, welche ihm noch halbstammelnd das zweijährige Töchterlein giebt sind ihm günstige Vorbedeutungen [7]). Und alle diese Dinge machten auf ihn tiefe Eindrücke, welche, anders wie sonst bei leichterregbaren Menschen, unauslöschlich eingeprägt bleiben. Als er eines Morgens in tiefer Kümmerniß über Angelegenheiten der Kirche in Thränen ausbrach trocknete Anna seine Wangen mit ihrem Hemdchen. Und wol an zwanzig Jahre nachher erinnert sich jenes Umstands Melanthon noch und schreibt: Bis in die innerste Seele drang mir der Gestus, so daß ich meinte, er sei nicht bedeutungslos [8]). Ebenso hat er noch nach langen Jahren Gedächtniß für eine Krankheit der kleinen Anna und für den Trost, der ihm beim Gebet aus dem „wie ein wunderbares Licht“ ihm aufgehenden Gedanken kam, sie stehe in Gottes Hut [9]).

Je mehr aber die Tochter sich entwickelte, desto mehr mußte Melanthons Liebe zu ihr sich steigern: zwischen ihrer Natur und derjenigen des Vaters bestand eine innere Verwandschaft, sie war mit einem eben so reichen Gemüt begabt, wie jener und besaß treffliche Anlagen [10]). Ihre Erziehung überschritt den Maasstab, den man damals an weibliche Bildung legte, bei Weitem. Daß Melanthon es nicht versäumte sein Kind mit den Lehren des Glaubens und mit der heiligen Schrift bekannt zu machen, sie zu wahrer Frömmigkeit hinzuleiten, brauche ich kaum zu erwähnen. Daß er aber auch strebte, ihr eine elegante Bildung zu geben, war etwas ungewöhnliches. Freilich war diese, dem Stand der allemeinen Bildung gemäß, eine lateinische. Anna wurde eine Gelehrte und verstand es sogar, sich lateinisch auszudrücken [11]).

Mehr als Unterricht und äußere Erziehung wirken auf Kinder die Eindrücke, welche Geist und Treiben im älterlichen Haus überhaupt auf sie machen. Bei Anna mußten diese die besten sein, denn auch ihre Mutter kennen wir als eine überaus treffliche Frau. Joachim Camerarius, der liebste Freund ihres Mannes, sagt von

ihr: „Sie war ein sehr frommes, ihren Mann innig liebendes Weib, vor Allem eine treue und emsige Hausfrau, freigebig und wohlthätig gegen Alle, eifrig für die Armen.“ Nicht nur sie selbst gab und half, wo sie konnte, oft über Vermögen hinaus, sondern sie war auch nicht müde im Fürbitten und Fordern bei Anderen, selbst auf die Gefahr hin, unbequem zu erscheinen. Das Haus wurde nicht leer von Ansprechenden und Niemand ging ohne eine Gabe traurig von dannen [12]). Eben so gastfrei gesinnt, wie ihr Mann, war Katharina Melanthon die freundlichste Wirtin [13]). Ihr Heerd war ein Sammelplatz vieler bedeutender Geister der damaligen Zeit. Durchreisende Fremde wurden gastlich empfangen und beherbergt, die Wittenberger Freunde oft zu heiterer Tafelrunde versammelt. Ueberhaupt dürfen Sie das gesellige Leben jener Tage sich nicht öde und einförmig vorstellen. Die freundschaftlichen Zusammenkünfte in den Häusern wechselten mit großen öffentlichen Gelagen, bei denen häufig auch die Frauen zugezogen waren. Promotionen und andere festliche Akte gaben dazu die Veranlassung. Bei einer einzigen juristischen Promotion des Jahres 1508 finde ich in dem Decanatsbuch [14]) 7 Collationen und Mahlzeiten angemerkt, welche innerhalb weniger Wochen meistens im „Görlitzer Haus“ abgehalten wurden. Eines Abends speisten auch die Damen mit dem neuen Doctor und nach dem Essen wurde getanzt. Aus späterer Zeit wird erzählt von Einladungen, welche die Studenten der Rechte an die Lehrer mit Frauen und Töchtern hatten ergehen lassen zum Abendessen mit nachfolgendem Tanz. Der damalige Pfarrer von Wittenberg Simon Brück, Bruder des Kanzlers, eiferte gegen diese Juristenbälle. Allein Melanthon ihn widerlegend sagte, es sei ein Zeichen großen Wohlwollens der Lehrer gegen die Schüler, daß sie der Einladung Folge geleistet [15]). Sittige Tänze werden von Luther wie Melanthon empfohlen, nur wilde Wirbeltänze verdammt und sogar öffentlich vom Rector den Studenten untersagt [16]). Maskirte Umzüge [17]), öffentliche Redeacte und Comödien der Studirenden, die selbst an Sonntagen aufgeführt wurden [18]), Musikgesellschaften [19]), Landpartien, insonderheit Besuche bei Edelleuten und Pfarrern auf naheliegenden Ortschaften [20]), gaben mancherlei Unterhaltung. Die Stellung der Frauen war eine gar einflußreiche. Wie Luthers Gattin auf ihren Mann sogar in öffentlichen und kirchlichen Dingen einwirkte und nicht immer zum Beßten, ist von mehr als Einem Zeitgenossen bezeugt [21]); aber auch

auf Melanthon machten in solchen Angelegenheiten die Damen mitunter Eindruck. Kanzler Brück schreibt z. B. 1545 in einem — so viel mir bekannt noch unveröffentlichten — Bericht über Besetzung der mathematischen Professur an Kurfürst Johann Friedrich: der „fürnehmsten der Universität Einer" sagte mir „wunderliche Ding..., wie es zuging und unter andern vormarkt Joh. souil, das weiber praktiken mit under gelauffen, die den frommen Philippum irre gemacht [22])".

Dieß zur Characterisirung der Zustände welche die heranwachsende Anna umgaben. Das rege Treiben ihrer Vaterstadt, der häusliche Verkehr mit vielen bedeutenden Menschen, konnte nur dazu dienen, ihren Blick frühzeitig zu schärfen und demselben eine Tragweite zu verschaffen, wie sie selten in kleineren und beengten Verhältnissen erworben wird. Aber bevor sie noch die Kinderschuhe recht ausgetreten hatte und in den Kreis der handelnden Personen selbständig eingetreten war, wurde sie demselben entrissen und in eine ganz andere, ihr wol weniger behagende Umgebung versetzt.

Zu den Haus- und Tischgenossen eines academischen Lehrers des sechszehnten Jahrhunderts gehören notwendig mehrere Studenten, welche theils als Familie, theils als Pensionäre zu den Familiengliedern zählen. Bei Melanthon befand sich unter Anderen etwa seit dem Jahr 1523 oder 1524 ein junger Brandenburger, Georg Schuler. Unter Joachim I. war Wittenberg für die Marken eine verpönte Universität und so war Georg heimlich dahin gesendet worden [23]). Er war noch sehr jung, bei seiner Ankunft 15 oder 16 Jahre. Mit glücklicher Beweglichkeit des Geistes und lebhafter Einbildungskraft begabt, von einem brennenden Ehrgeiz beseelt, strebte er nicht ohne Erfolg, sich auszuzeichnen. In Folge des Wiedererwachens klassischer Studien stand damals die Poesie in hoher Gunst. Aber nicht eine nationale, aus dem Volksgeist hervorgewachsene Dichtung war es, die man liebte, sondern die Lateinische Versmacherei, die wenig geistvolle Nachahmung Römischer Muster in mehr oder minder glatter Form. Es ist das eine gefährliche Kunst: die äußere Fertigkeit, die nur zu häufig mechanisch wird, verdeckt den Mangel wirklichen Gefühls und wahrer Gedanken. Die älteren Humanisten hatten dergleichen Uebungen nebenbei zur Erholung von ihren ernsten grammatikalischen und antiquarischen Forschungen getrieben. Das jüngere Geschlecht aber warf sich auf die Versmacherei als Handwerk. Die

unschwer erlernte Kunst sollte Brod und Ansehn geben, den Mangel jeder inneren Befriedigung mußte wilder Sinnentaumel und äußerer Glanz ersetzen. Ein poetisch geniales Leben mochte etwas plumbe und unbeholfene Liederlichkeit vertreten, anstatt nach Bewunderung der für solche Dinge todten Nation aber konnte man nur nach den Gnadenbrocken prachtliebender, mit niederträchtiger Schmeichelei besungener, Fürsten haschen. Wirklich gelang es nicht blos einzelnen Personen, sondern dem ganzen Handwerk ein gewisses Ansehen bei Fürstenhöfen sich zu verschaffen. Als einer jener Leute, Johann Stigelius sich 1542 um die Professur des Terenz in Wittenberg bewarb, schrieb Kanzler Brück an den Kurfürsten: „... die lectio therentii ist fur die Jugent die beste lectio, nach dem Cathecißmo und untherrichtung (in) gottes sachenn. Do solch poeten volk, als Stiegel ist, leichtfertigs redens und lebens mit dartzue dienet, darumb werden E. C. F. G. gnediglichen bedenken dem genannten Stiegel darzu zuverordnen [24])". Allein Johann Friedrich theilte das Urteil des scharfblickenden Brück nicht und meinte man könne den Mann, „der sich als Poet ausgezeichnet" nicht zurückweisen. Dieß ist um so entschuldbarer, als auch wahrhaft gelehrte Männer, von ihrer großen Liebe zur alten Literatur und klassischen Form geblendet, dem Treiben der Dichterlinge nicht abhold waren. Melanthon selbst machte gelegentlich gern einen lateinischen Vers und bei Anderen ergötzte ihn die Gewandheit im lateinischen Ausdruck. So war er auch nicht dagegen, als Georg Schuler, weniger aus innerem Drang zur Poesie, als weil ihm der Ruhm des Dichters an sich das schönste Ziel schien [25]), sich vorzugsweise auf poetische Versuche legte. Ja die Fortschritte Georgs im Lateinschreiben waren es gerade, die ihm Melanthons Gunst erwarben [26]). Jener aber vergoß Thränen, wenn er ein wolgelungenes lateinisches Gedicht las und beklagte bitter, daß er es noch nicht zu eben solcher Fertigkeit gebracht habe [27]). An Eifer ließ er es nicht fehlen und so erlangte er bald, was er erstrebte: er wurde ein wolgeübter lateinischer Poet und, da es einmal die Natur des Handwerks mit sich brachte, von Fremden erborgtes Außenwerk zu lieben, verwandelte er seinen deutschen Vaternamen Schuler in den lateinischen Sabinus. Schon bei seinem ersten öffentlichen Auftreten, in den ersten Gedichten, die er herausgab, ließ er „keine Gelegenheit vorüber der Großen Gunst zu erwerben". Besonders war es der heftige Gegner der evangelischen Sache Kardinal Albrecht, Erzbischof

von Mainz, dem er „einen vollständigen Panegyricus" sang und bald darauf weissagte er sich selbst in einem zum eigenen Geburtstag verfaßten Gedicht: „du wirst die hohen Pforten der Könige suchen, deren Großthaten dein Lied verherrlicht. Von dort wird dir Reichthum kommen, von dort großer Ruhm, große Ehre und ein Name den die Nachwelt kennt". Einige Jahre nachher schon durfte er sagen: „Meine Poesie ist bei Fürsten bekannt und beliebt [28])".

Beinahe ein Jahrzehnt lebte Sabinus im Hause des Melanthon. Anna hatte er von ihrer frühesten Kindheit an aufwachsen sehen. Ein älterer Bruder gleichsam hatte er mit ihr gespielt, vielleicht auch sie unterrichtet [29]). Im Mai 1533 kehrte Sabinus nach einem Ausflug nach Süddeutschland in die Vaterstadt zurück. Doch nur kurze Zeit hielt er sich da auf. Reiselust, das Verlangen einflußreiche Bekanntschaften berühmter Männer zu machen, wol nur eingebildete Sehnsucht nach klassischem Boden, trieben ihn nach Italien. In Wittenberg kehrte er bei Melanthon ein. Und hier wurde ihm der Abschied von der zweiten Heimat auf eine seinem eitlen Herzen woltuende Weise versüßt. Schon stampften die Rosse ungeduldig vor der Thür. Da trat die eilfjährige Anna heran und überreichte ihm einen Kranz. „Er sei dir ein Pfand unserer Liebe" sprach sie verschämt die Augen niederschlagend. Sabinus aber ging auf den von Frau Katharina Melanthon veranstalteten Scherz ein und antwortete: „Führt ein günstiges Geschick mich zurück, so wirst du Anna und keine andere mein Weib [30])".

Diese Scene machte auf das Herz des Poeten einen tiefen Eindruck. Anna's Bild begleitete ihn, wie er versichert, nach Italien. Und als er nach etwa Jahresfrist ohne seinen Plan tüchtige juristische Studien zu machen, ausgeführt zu haben, aber zum päbstlichen Pfalzgrafen ernannt, um einige Gönner bereichert und in den Formen höfischer Sitte vervollkommnet zurückkehrte, dachte er nicht nur daran, sich mit Anna zu verloben, sondern setzte dieses sein Vorhaben auch durch. Es ist unerhört, ihn ernsthaft von Liebe zu dem zwölfjährigen Mädchen reden zu hören. Er erzählt in der weitschweifigen, manirirten Weise lateinischer Poeten: Venus sei zu ihm gekommen, den Sohn an der Hand. „Nimm ihn in deine Schule", habe sie gebeten, „ich wünsche, daß er Dichter werde; rechter Lohn soll deine Mühe vergelten". Doch der wilde Knabe habe die Zucht des Lehrers nicht ertragen. Scharfen Pfeil in die Brust desselben stoßend, sei er ent-

schwunden unter dem Ausruf: „Tiefe Wunde schlug dir zahmlos Amor, Melanthons Tochter wird sie heilen". Sofort sei sein Herz in Liebe zu Anna erglüht, nicht müde geworden sei er im Bitten: „Jungfrau, die du mir allein gefällst, sei meinem brennenden Wunsche geneigt" u. s. w. [31]).

War der Poet in einer Selbsttäuschung befangen, wie sie bei Menschen, die immer nach äußerlichem schauend nie in ihr Inneres blicken, wol vorkommt? Ich scheue mich zu sagen: nein. Möge es sein, daß er sich selbst überredet hatte, er könne dem netten Mädchen, dem er von Kindheit an gewogen war, die Liebe des Gatten weihen; aber so viel ist auch gewiß, daß derselbe Sabinus, der jetzt von Liebe verzehrt zu werden vorgab, Melanthon später eingestand: er habe nicht aus eigenem Antrieb, sondern auf den Rat Anderer, namentlich des durch seine Streitigkeiten mit Luther bekannten M. Agricola von Eisleben die Verbindung mit Anna erstrebt [32]). Melanthons weltberühmter Name, sein einflußreiches Ansehen bei Fürsten und Städten, vielleicht auch die auf Wolstand deutende Behäbigkeit seines Hauses, waren Reizmittel genug, um einen Sabinus zu bewegen, nach Verschwägerung mit ihm zu ringen.

Und Anna, wie nahm sie die Bewerbungen des Anbeters auf? Der weltmännische Schliff seines Benehmens, die Eleganz seines Auftretens, das poetische Kleid der seinem beredten Mund entströmenden Liebesworte, konnten nicht verfehlen, ihr junges Herz zu verwirren. Gewiß war sie dem langjährigen Hausgenossen geneigt, aber von der Liebe, welche dieser jetzt von ihr forderte, hatte sie keinen Begriff. Wenn sie seine Bitten erhörte, so wußte sie nicht was sie that.

Die Verlobung war bald förmlich abgeschlossen. M. Franz Burkhard, der spätere berühmte Vice-Kanzler und „feinste Orator im Latein, als man seiner Zeit in Germanien haben mochte", wie von ihm Cyprian sagt, damals Lector der griechischen Sprache in Wittenberg, machte den Freiersmann [33]). Melanthon klagt sich später selbst an, daß er übereilt und sorglos gehandelt habe, als er seine Einwilligung gab. Aehnlich, nur schroffer spricht sich auch Luther aus [34]). Einigermaßen dient es wol zur Entschuldigung des Vaters, daß man damals Töchter und Söhne so jung als möglich zu verheiraten strebte. Aber auf der andern Seite soll man auch nicht verhehlen, daß er der vielerfahrene weise Mann nicht übersehen durfte,

wie seine Tochter und Sabin ihrer Anlage, ihrem Charakter, ihren Neigungen nach so grundverschiedene Naturen seien, daß unmöglich eine glückliche Ehe aus ihrer Verbindung sich erwarten lasse.

Anna eine tiefe Natur, die alles innerlich verarbeiten mußte, wie der Vater, war schweigsam, maßvoll in ihrem Benehmen, enthaltsam und, so klug sie war, dem Streit abhold [35]). Sabinus dagegen glanzliebend, lebenslustig, ein wortreicher Sprecher, voll von Affect, eigenwillig, suchte ein wechselvolles bewegtes Leben, haßte die Einförmigkeit comtemplativer Ruhe und wurde, wie es scheint, durch Häckeleien und Reibereien, die ihm nicht unangenehmen Wechsel der Stimmung gewärten, ergötzt. Sein Horoscop zeigte eine Coniunction des Saturn und Mars in der Jungfrau und Melanthon wünscht später oft, daß er diese auf Hartnäckigkeit, unphilosophisches Wesen, Ehrgeiz und Zerrüttung der ökonomischen Verhältnisse hindeutende Constellation beachtet hätte, als Sabin seine Tochter verlangte [36]). Von den starken Ausschweifungen anderer lateinischer Poeten scheint zwar Sabinus sich frei gehalten zu haben, aber da seine hochfahrende Natur mit den Sorgen des täglichen Lebens sich nicht befassen mochte, erwarb er das Geld und gab es mit vollen Händen aus, ohne um dessen Wert sich zu kümmern. Unordentlichkeit in pecuniärer Beziehung gehört mit zu den Grundzügen seines Wesens. Und diesem Manne sollte eine Frau die Wirthschaft führen, welche kaum den Kinderschuhen entwachsen noch nicht die dazu erforderliche Festigkeit und Erfahrung besaß, welcher die Richtung ihres Charakters, ihre gelehrte Erziehung einen ganz anderen Weg anwies, als den einer rüstig waltenden Hausfrau, die mit Energie doch umsichtig dem ungestümen Treiben des Mannes kaum fühlbare Zügel anlegen konnte.

Zwei Jahre nach der Verlobung fand die Hochzeit statt. Nur mit Widerstreben hatte Sabinus deren Verzögerung sich gefallen laßen. Am 6. November 1536 führte er die vierzehnjährige Anna mit Pomp zur Kirche. Nach Sitte der damaligen Zeit hatte, den Ehrentag des Schützlings zu verherrlichen, Kardinal Albrecht seinen Kanzler Dr. Türk gesendet. Von dem Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg war für Anna ein kostbares Geschenk eingetroffen. Camerarius hatte nicht nur eine wertvolle Gabe, sondern auch ein lateinisches Gratulationsgedicht geschickt. Poetische Freunde des Bräutigams wie Mattheus Illyricus, Melchior Accontius, Johann

Stiegel u. A. beeiferten sich griechische und lateinische Epithalamien zu singen. Mit Allem bezeigt sich Sabin sehr zufrieden, ein Beweis, daß nichts unterlassen war, die Feier so glänzend als möglich zu begehen [37]).

Bald nachher begab sich Sabin mit der Gattin an den üppigen Hof, den der prachtliebende Kardinal Albrecht zu Halle hielt. Welche Stellung Sabinus daselbst einnahm, ist unbekannt. Anna scheint in der zweiten Hälfte des Jahres 1537 wieder in das älterliche Haus zurückgekehrt zu sein und daselbst ihre erste Tochter, Anna, geboren zu haben [38]). Sabin finden wir erst 1538 wieder zu Wittenberg. Luther schreibt am 8. April jenes Jahrs an Justus Jonas: Melanthons Tochter Hanna ist hier mit Mann und Kind „sie kamen von Halle weil es dem Mann ein Trost ist, hier zu communiciren. Auch diese Tragödie, fange ich nun an zu hoffen, werde eine gutes Ende nehmen und in Zukunft die beste Comödie werden, so daß wir rühmen können, es sei eine Tragicomödie gewesen. **Amen per Christum** [39])".

Das Glück der jungen Ehe hatte also jedenfalls nur kurze Zeit gedauert. Luther gründet seine Hoffnung auf Besserung des Mißverhältnißes darauf, daß Sabinus von religiösem Bedürfniß getrieben den Hof des Erzfeindes der Reformation verlassen habe. Wenn nun auch die enge Beziehung in welcher Sabin zu vielen Häubtern der Papisten stand, die Gleichgültigkeit mit welcher er auf Angeleheiten der Kirche hinsah, dazu beigetragen haben mag, daß die in den Anschauungen der Reformation erzogene, von tiefem religiösen Gefühl durchdrungene Anna ihm nicht ihr ganzes Herz zuwenden mochte, so lagen doch, wie schon angedeutet, die Gründe weshalb in dieser Ehe keine Zufriedenheit herrschen konnte tiefer und es mußte Anna, als vor ihrem hellen Blick die Nebel sich zerstreuten, mit welchen Sabins süße Worte die arglose umlagert hatten, bald erkennen, daß Schwesterliebe nicht Gattenliebe werde und daß sie nicht bloß um das Glück einer freien Jugend, daß sie um ihr ganzes Lebensglück betrogen sei. Sabinus aber, der wankelbare Mann spielte je nach seinen Launen bald den Zärtlichen gegen sie, bald gefiel er sich darin, sie zu peinigen entweder mit thörigten Eifersüchteleien, oder mit gegründeteren Klagen über die Hauswirthschaft und Anderem. Melanthon mußte schon jetzt bereuen, seine Einwilligung zur Heirat gegeben zu haben. Am 31. März 1538 schreibt er an Ca-

merar: „Mein Eidam quält mich, davon ein ander Mal [40])" und am 14. Mai desselben Jahrs an Jonas bei Erwähnung eines Bräutigams der früher gleich dem Aetna erglüht, nun plötzlich erkaltet sei: „Wenn nur auch ich den Wankelmut meines Schwiegersohnes vorhergesehen hätte [41])".

Um diese Zeit hatte er einen Ruf als Professor der Beredsamkeit nach Frankfurt a. O. angenommen. Er wurde schon im April 1538 in die Matrikel der Universität Frankfurt eingetragen, scheint aber erst im Herbst jenes Jahrs sein Amt angetreten und den Sommer noch in Wittenberg verlebt zu haben. Vor seinem Weggang wurde er in eine unangenehme Angelegenheit verwickelt. Zu seinen vertrauten Freunden zählte Simon Lemnius, ein lateinischer Poet bei welchem sich die unliebenswürdigen Eigenschaften dieser Menschenklasse mit grenzenloser Unverschämtheit paarten. Lemnius gab zu Pfingsten 1538 zwei Bücher Epigramme heraus, welche dem Kardinal Albrecht gewidmet diesem und einigen seiner Hofleute Weihrauch streuten, dagegen auf angesehene Wittenberger Bürger, Beamte, Professoren und Frauen beißende, zum Theil freche Satiren enthielten. Dieses Werk war gedruckt worden, ohne die Censur des Rectors der Universität, damals Melanthon passirt zu haben. Gegen Lemnius wurde daher ein Prozeß eingeleitet und demselben vom Rector Stadtarrest angekündigt. Allein der Poet fand es für gut, sich weiterer Verfolgung durch die Flucht zu entziehen und wurde, nachdem er zweimaliger Edictalcitation keine Folge geleistet, am 4. Juli wegen des durch den Ungehorsam gegen Befehle des Rectors begangenen Eidbruchs relegirt [42]). Die Angelegenheit machte viel Aufsehen und veranlaßte Luther ein heftige Angriffe auf Kardinal Albrecht enthaltendes Decret gegen Lemnius von der Kanzel zu verlesen, „das, wie Strobel sagt, allemal ein trauriges Monument von Luthers grenzenloser Hitze und übertriebenem Eifer bleibt." — Auch Melanthon kam in's Gedränge, vor Allen aber war Sabinus in Verdacht nicht nur Antheil an den Gedichten zu haben, sondern auch dem Lemnius zur Flucht behülflich gewesen zu sein. Melanthon entschuldigt sich am 10. Juli bei dem Kurfürsten Johann Friedrich, er habe nichts von dem Vorhaben des Lemnius gewußt. „Was aber mein Eidam hierum gewußt oder gethan, fährt er fort, weiß ich nicht; denn er mir sonst Betrübniß genug machet, daran ich zu flicken habe [44])." Am 31. August schreibt er an Camerar, Sabi-

nus habe sich bei ihm, die Sache des Lemnius betreffend, gerechtfertigt, am Hofe des Kurfürsten aber hege man gegen denselben noch Verdacht [45]). Wol mag dieser Verdacht nicht unbegründet und es Sabinus bequem gewesen sein, daß er während noch schwebender Untersuchung Wittenberg verlassen und an seinen neuen Bestimmungsort sich begeben konnte [46]).

In Frankfurt fand Sabinus großen Beifall als Lehrer, sein Landesherr Kurfürst Joachim II., dessen Kanzler Weinlob u. A. wurden seine Gönner. Aber charakteristisch ist es für den mit Rede und Feder so gewandten Mann, daß er da, wo es sich um einigermaßen schwierigere wissenschaftliche Aufgaben handelte, des Beistands von Melanthon nicht entraten konnte. Häufig bat er diesen jetzt und noch in späterer Zeit um Verabfassung von Prolegomena, von Dispositionen zu Vorlesungen, von academischen Reden u. s. w. [47]) Uebrigens gebrauchte ihn sein Kurfürst auch zu mancherlei öffentlichen Geschäften, er nahm ihn in seinem Gefolge mit zu Conventen und Reichstagen, so 1541 mit auf den Reichstag zu Regensburg und es scheint als ob der Ehrgeiz Sabins dadurch eine würdigere und höhere Richtung bekommen habe. Die häuslichen Verhältnisse aber gestalteten sich trüber und trüber. Die arme Anna wurde gequält, wie früher. Und wenn auch Sabinus Versuche machte, sich behaglicher einzurichten, indem er ein Haus baute und einen Garten an der Oder kaufte [48]), so dienten doch gerade diese Operationen bei seinem unökonomischen Sinn dazu, ihn in Schulden zu stürzen und der jungen Frau das Leben noch unerträglicher zu machen.

Im Jahr 1540 bat Melanthon den Kanzler Weinloch um Besoldungszulage für seinen Eidam und auch Frau Katharina Melanthon schrieb an denselben einen etwas wortreichen, aber charakeristischen Brief. Es heißt darin u. A.: „Dieweil nun meines Sohns und seiner Hausfrauen meiner lieben Tochter Gelegenheit sich nach der Zeit dermaßen anlassen, daß sie sich mit dem Jahrsold nicht wol behelfen können, sonderlich dieweil, wie ich vernimm, auch zu Frankfurt alle Ding, so zur Haushaltung von Nöten, anfangen zu steigen, und sich mein Sohn mit dem Bauen etwas zu Schuld gesteckt, auch Gott der Allmächtige ihnen nun dabei aus sonderlichem Gnaden das Haus gemehret .... hab ich aus sonderlicher guter Zuversicht zu euch nicht unterlassen können auch wollen euch dienstlich zu bitten, daß ihr auf Wege und Mittel bedacht sein wollet, damit mei-

nem Sohn sein Jahrsold auch etwas gebessert mag werden, dieweil ich vernimm und ihr ohne Zweifel wisset, daß er nichts unterlaßt, das zu der Schul Förderniß und Zunehmen dienlich sein mag, und wollet fürnemlich hierzu meiner Tochter Elend auch ihre unerzogene kleine Kinder gütlich bedenken, auch daneben beherzigen, daß wir ohn das und sonderlich dieser Zeit so bloß sind, daß wir ihnen nicht vermögen sonderliche Hilf in dieser ihrer Armuth zu beweisen [49])."

Diese Bitten blieben nicht ohne Erfolg. Sabinus meldet Melanthon, Weinlob habe versprochen für ihn zu sorgen, dabei unterläßt er es aber nicht sich zu rühmen: eigentlich sei die Verwendung überflüssig gewesen, denn Niemand habe auf Weinlob mehr Einfluß, als er selbst; nur sei es unangenehm für sich zu bitten und deshalb lasse er sich die Fürsprache Melanthons gefallen [50]). Trotz des erhöhten Einkommens wurde die ökonomische Lage nicht besser, noch später klagt Anna, daß sie wegen der Schulden des Mannes viel Unangenehmes hören müsse [51]). Freilich mag rücksichtlich dieser ein Theil der Verantwortung sie selbst treffen, denn wie wenig sie auch jetzt im Stande war, ihre Stelle als Hausfrau und Mutter völlig auszufüllen, läßt sich aus manchen Zügen entnehmen.

Zu Anfang des Jahres 1539 wurde sie durch die unerwartete Geburt einer zweite Tochter (Katharina) überrascht. Luther schreibt darüber am 2. März an Melanthon, der damals auf den Frankfurter Convent sich befand, im heitersten Ton [52]). Eine dritte Tochter Magdalena, wurde 1541 geboren. Sabinus war abwesend, mit dem Kurfürsten zum Reichstag nach Regensburg gezogen und der einsamen, verlassenen Frau starb ihr Kind bald nach der Geburt [53]). In dieser und ähnlichen Lagen mußte sie ihr Unglück bitter empfinden. Ihr Wesen wurde, wie bei ähnlichen Charakteren so häufig, immer abgeschlossener und äußerlich zeigte sich das in einer gewissen mürrischen Verdrossenheit, die freilich auch nicht dazu diente die ohnehin zweifelhafte Neigung des Mannes zu erhöhen. Zu den wenigen Freuden, die Anna geblieben waren gehörten Besuche im älterlichen Haus. So war sie im Jahr 1540 während ihr Mann nach Brandenburg sich begeben hatte, auf einige Wochen nach Wittenberg gegangen [54]). Dort hatte sie ihre zweite Tochter Katharina bei der Großmutter gelassen, obgleich Sabinus nur mit Widerstreben es zugab. Im Juni und Juli 1542 empfing sie den Gegenbesuch ihrer Mutter. Während dieser Zeit gebar sie eine vierte Tochter: Sa-

bina [55]). Anfangs August 1543 reiste Sabinus zu seinem Gönner und ehemaligen Lehrer Camerarius nach Leipzig. Anna blieb unterdessen in Wittenberg [56]). Melanthon war gerade abwesend. Doch als er am 15. August heimkehrte fand er die Tochter noch. Ihre Thränen machten ihm das Herz schwer: er klagt öfter über Sorgen und häusliches Ungemach [57]). Aber es sollten noch trübere Stunden kommen.

Es giebt kein deutsches Land, welches nicht seine Fürsten hätte, deren Andenken noch nach Jahrhunderten im Herz des Volkes fortlebte, ein Beweis wie lügenhaft die oftmals wiederholte Behauptung mancher Schriftsteller ist, Deutschlands Geschichte sei durch die Fürsten verdorben. Für das Land Preußen ist ein solcher Fürst Herzog Albrecht. Man braucht bloß den Namen zu nennen und die markige Figur ersteht vor den Augen selbst des Niedrigsten im Volk. Jeder weiß, daß er die Reformation eingeführt und die Albertina gegründet hat.

Schon im Jahre 1540 hatte Albrecht eine höhere Schule ohne ihr den Rang einer Universität zu verleihen, errichtet. Die Lehrer dieses sg. Particulars hatten sich allerhand Unordnungen zu Schulden kommen lassen, Zwistigkeiten waren unter ihnen eingerissen, so daß Albrecht, um gänzlichen Verfall seiner Schöpfung zu verhüten, sich nach einem tüchtigen und energischen Gelehrten umsah, der als Rector mit gehöriger Autorität ausgestattet, dem Unwesen ein Ende machen und der Anstalt Gedeihen schaffen sollte. Der Herzog hatte sich deshalb im Oktober 1543 an Melanthon gewendet [58]) und denselben gebeten das Rectorat einem geschickten Mann anzutragen. Mehrere der Vorgeschlagenen lehnten ab und man war einigermaßen in Verlegenheit, als Sabinus von dem Vorhaben des Herzogs Kunde bekam. Sofort hielt er sich für den tauglichsten Mann und verlangte zu der Stelle denuncirt zu werden [59]). Melanthon hatte schon an ihn gedacht, aber Bedenken getragen, ihn zu benennen, da er nur einen das Schulwesen liebenden, philosophische Ruhe besitzenden, nicht einen unsteten Menschen für geeignet erachtete [60]). Daß auch Furcht vor allzuweiter Entfernung der Tochter auf ihn eingewirkt, will er nicht Wort haben. „Ich habe sie ja schon lange verloren, klagt er, und empfehle sie Gott, der sie bisher gnädig regierte [61]).“ Um die Verantwortung von seinen Schultern abzuwälzen überließ er die Ent-

scheidung Camerar, an welchen Herzog Albrecht bei Besetzung der Stelle vor allen Anderen gedacht hatte. Camerar war dem Sabinus sehr geneigt. Noch immer erinnerte er sich des großen Lerneifers des einstmaligen Schülers und blieb für ihn um so günstiger gestimmt, als derselbe große Anhänglichkeit an den Tag legte und überdem ist es ja eine alte Erfahrung, daß Lehrer sich durch bedeutende Erfolge ihrer Zöglinge geschmeichelt fühlen. So redete Camerar dem immer ungestümer andringenden Sabinus das Wort [62]) und es ging im Januar 1544 von Leipzig aus, wo sich durch Meßkaufleute gute Gelegenheit nach Preußen bot, ein von Melanthon und Camerar unterzeichneter Empfehlungsbrief an Albrecht ab [63]). Dieser aber, schon von anderer Seite auf Sabinus aufmerksam gemacht, hatte unter dem 18. December 1544 an Melanthon geschrieben: „Es ist uns beigefallen, ob nicht der achtbare und hochgelahrte Herr Dr. Georg Sabinus, euer Tochtermann, zu (dem Amt des Rectors) aufzubringen und zu gebrauchen sein möchte [64])". Die Briefe kreuzten sich und die Verhandlungen zogen sich in die Länge. Damit war Sabinus, dem sich gleichzeitig eine Aussicht nach Leipzig eröffnete [65]), unzufrieden, auch war ihm die angebotene Besoldung zu niedrig. Gegen seinen Schwiegervater war er ohnehin erbost, da er meinte, derselbe sei gegen Anna zu nachsichtig [66]) und nun glaubte er sich von demselben nicht gehörig unterstützt. In ungebärdigen Zornausbrüchen gab er seinen ungeduldigen Launen Raum und soweit vergaß er sich, daß er an Melanthon und Camerar gerichtete Briefe, welche der Herzog einem Schreiben an ihn versiegelt beigelegt hatte, erbrach und las [67]). Endlich beschloß er, selbst nach Preußen zu reisen und die fünfzig Gulden, welche der Herzog für den Fall des Abschlusses als einstweilige Umzugsentschädigung gesendet hatte, dazu zu verwenden [68]). Im März 1544 kam er mit einem ziemlich kühlen Empfehlungsschreiben [69]) von Melanthon und Camerar versehen in Königsberg an, wußte aber durch den Glanz seiner Erscheinung den Herzog bald zu gewinnen und wurde am 19. März zum Rat und Diener Albrechts, „als welchen er sich als Rector im Collegio oder sonst in Rathschlägen und Legationen 2c. gebrauchen lassen sollte", mit 350 Thaler jährlicher Besoldung, freier Wohnung und günstigen Pensionsbedingungen — für die damalige Zeit sehr viel — ernannt [70]).

Das ganze mehr als unbescheidene Benehmen Sabins hatte Melanthon aufgebracht; er äußert unverholen, wenn auch jener das Ziel seiner Wünsche erreiche, so werde doch auch hier der Ausspruch des Xenophon sich bewähren: „Wer ein Pferd kauft, der es nicht zu reiten versteht, sondern von demselben herabfällt und Schaden nimmt, für den ist das Pferd kein Gut". Dem Camerar dankt Melanthon für seine Beihülfe und freut sich der guten Meinung, die jener von Sabinus hegt. Aber, fährt er fort, mein Urteil über ihn bleibt das alte. „Wie er die Wissenschaft achtet erkennst du daraus, daß er eine Academie (Leipzig) flieht, wo es, wie er sieht, schwer ist, der Kritik so vieler gelehrter Beurteiler zu genügen; dagegen sucht er einen entfernten Winkel aus, wo er herrschen oder zu dem Hofleben sich erheben kann [71]". Das Empfehlungsschreiben an Herzog Albrecht rühmt lediglich des Sabinus Gewandheit im Lateinschreiben; außerdem wird hervorgehoben, daß derselbe auch zu lateinischen Ausfertigungen und zu Gesandschaften gut verwendbar sei [72]). Das Letztere aber ist wol ein Zusatz von Camerar, denn mit der neuen schon erwähnten Richtung von Sabins Ehrgeiz ist sein Schwiegervater durchaus unzufrieden [73])

Ueber das Haus des Philipp Melanthon war schon von Beginn des Jahres 1544 an die Sorge gelagert. Der Sohn hatte sich ohne Zustimmung der Aeltern mit einer Leipzigerin, Magaretha Kuffner verlobt. Während diese flehentliche Briefe schrieb, den Bräutigam zu beschwören, sein Wort zu lösen [74]) und Melanthon, der Vater, obgleich sehr bekümmert nicht abgeneigt war den Bitten des Sohnes nachzugeben, widersetzte sich Katharina Melanthon jener Verbindung auf das Energischste und Luther, zu jener Zeit in seinem Streit mit den Juristen begriffen, hatte kaum von dem heimlichen Verlöbniß gehört, als er eine seiner scharfen Predigten gegen die clandestina sponsalia hielt. Er schreibt im Januar jenes Jahrs: Ueber solche heimliche Verlöbnisse sind viele Aeltern tief betrübt „etliche auch wol durch Grämen getödtet, wie neulich und gar nahe Philipp Melanthon hätte geschehen können, da ich mit Macht wehren mußte, daß er nicht überwogen in seines Sohns Verlöbniß willigte; denn er zuvor über der Tochter gleichfalls betrübt und klagt, daß ihm seine Kinder so jämmerlich gestohlen wurden, und wo ers mit dem Sohn versehen, hernach, wenn der Reuel kommen wäre, sich abermal zu Tode gegrämt hätte [75])." Ueber Luthers Benehmen

in dieser Angelegenheit scheint aber Melanthon nicht gerade erbaut, überhaupt war das Verhältniß zwischen beiden Reformatoren damals nicht ungetrübt. Der milde Melanthon mußte Manches von Luthers Eigenwilligkeit und Zornmut leiden; mit Bezug hierauf schreibt er in jenen Tagen: „Ich muß schon mein Schicksal ertragen und bitte Gott, daß er die Kümmerniß mindre [76]." Der Stand der öffentlichen Angelegenheiten war auch unerfreulich genug und zu alle dem kam nun noch der Schmerz über die bevorstehende weite Entfernung der Tochter [77]). Anna hatte im Februar einen Brief an die Mutter geschrieben und über die ökonomischen Verhältnisse des Mannes geklagt. Sie wollte zwar nicht, daß dem Vater darüber eine Mittheilung gemacht werde; sie sei im Dulden von Ungemach schon so erfahren, meinte sie, daß sie auch dieses Elend mit Ergebung trage; allein Melanthon bekam den Brief doch zu sehen und in seiner Betrübniß schrieb er an Camerar, er glaubte Sabinus strebe auch deshalb nach Königsberg, um nur ihm, dem Vater, die Tochter so weit als möglich aus den Augen zu führen; doch sein Vertrauen sei, Gott werde sie trotzdem, wie so viele Andere, wunderbar schützen und erhalten [78]).

Schon Anfangs April war Sabinus nach Deutschland zurückgekehrt. Obgleich er am Ziel seiner Wünsche stand uud von Albrecht höchst gnädig mit einem silbernen Pokal beschenkt und prächtig geschmückt entlassen war, hatte sich doch sein Zorn gegen den Schwiegervater nicht gelegt, vielmehr verstärkt. Er brachte Frau und Kinder nach Wittenberg und es gelang hier ihn einigermaßen zu besänftigen [79]). Um seine Entlassung von dem Kurfürst Joachim II. zu erhalten und zu bitten, daß ihm seine Frankfurter Besoldung auch in Königsberg fortbezahlt werde, schickte er sich an, nach Speier, wo jener damals auf dem Reichstag sich befand, zu reisen [80]). Bevor er Wittenberg verließ fand noch eine förmliche Versöhnung mit Anna statt: Vergessen des Geschehenen, gegenseitige Vergebung wurde angelobt [81]). Mit mehr Beruhigung als bisher sah man im Hause Melanthons der Zukunft entgegen. Man glaubte Sabinus völlig begütigt und der besten Vorsätze voll entlassen zu haben.

Aber man irrte. Ganz unerwartet kam ein Brief von den Ufern des Rheins, der von Neuem Beschuldigungen gegen Anna enthielt. Es scheint der Vorwurf von Untreue gewesen zu sein, den Sabinus seiner Gattin machte. Vielleicht war ihm der Gedanke ge-

kommen, um das glänzende Leben in Preußen ungetrübt zu genießen, sei es wünschenswert ein Verhältniß zu lösen, das schon bisher ihm lästig genug gewesen war. Er behauptete, einen Grund zu Scheidung zu haben. Melanthon war vor Schmerz außer sich. „Ich sehe wie groß die Schande sein wird", schreibt er am 19. Mai an Camerar, „aber von zwei Uebeln wält man das kleinere und so scheint es mir, nachdem Sabin 9 Jahre lang alle Schmach auf meine Tochter gehäuft hat, nun, da er laut ruft Ursache dazu zu haben, gut, daß sie mir (von ihm) zurückgegeben werde [82]."

Wenige Tage nachher kam Sabinus selbst nach Wittenberg nicht aber ohne einen seiner würdigen Streich ausgeführt zu haben. In Leipzig hatte er einen Brief fabricirt und mit dem Namen eines jungen Mannes unterzeichnet, den er von Geschenken begleitet an Anna abschickt. Als er nun Tags darauf selbst in Wittenberg anlangte, behaubtete er, Anna habe heimlich Briefe und Geschenke eines Andern empfangen und verlangte deren Herausgabe. „Solche Schauspiele führt er mit uns auf," äußert darüber Melanthon [83].

In der That scheint Sabin mit arglistiger Schlauheit seinen Scheidungsplan verfolgt zu haben. Als er, nach Brandenburg zu gehen, Wittenberg kurze Zeit darauf wieder verließ, sagte er zu Melanthon, dieser könne, wenn er wolle, Anna nachschicken. Auch das waren captiöse hinterlistige Worte, darauf berechnet später einwenden zu können: entweder, Anna sei ihm gewaltsam vorenthalten, oder aber, sie sei ihm aufgedrungen worden. Melanthon schreibt: „Wo er nur das gelernt haben mag, er der weder Dialectic studirte, noch die Kniffe der Advokaten kennt [84]."

Camerar, welcher von allen diesen Vorgängen Kunde erhielt, war von Sabin überredet worden, Melanthon sei gegen die Seinen zu nachsichtig. Er ließ diesen Vorwurf in einem Brief, der vermitteln sollte, durchschimmern. Das kränkte Melanthon bitter. Er antwortete und wol nicht mit Unrecht, Camerar kenne den Charakter Sabins und das ganze Verhältniß nicht gründlich genug, um urteilen zu können. Sabin laure im Hinterhalt und häufe Schmähung auf Schmähung. Melanthon scheint zu vermuten, daß poetische Freunde Sabins denselben wider ihn und seine Tochter aufstacheln. Mit Bezug darauf fährt er fort: „Keine Wissenschaft, keine Lehre der Religion oder Moral achtet jene Menschenklasse ... bisher lebte ich ohne Schande. Muß ich aber die mir von Jenen aufgebürdete

Schmach tragen, so werde ich es als Strafe meiner Sünden betrachten ... Schlaflos verbrachte ich die ganze Nacht, niedergedrückt von der Wucht des Schmerzes [85])." Dieser Brief der außerdem noch die Selbstbeschuldigung allzugroßer Nachgiebigkeit und Mäßigung enthält, scheint Camerar veranlaßt zu haben, einen Versuch zu machen, Sabin in Deutschland zu halten und ihn nach Leipzig zu bringen. Aber Melanthon bittet ihn, weitere Bemühungen einzustellen: Sabin fühlte sich mehr nach den Gestaden des Baltischen Meeres gezogen, als nach Leipzig, auch möge er (Melanthon) nicht den Vorwurf auf sich laden, daß er ränkevoll die Seinen in einem fremden Staat vortheilhaft zu placiren suche [86]).

Die beiden ebenerwähnten Briefe trugen die Spuren starker Aufregung, so daß Camerar beschloß, selbst nach Wittenberg zu reisen und persönlich den Freund zu beruhigen. Unterdessen hatte auch Sabinus von Brandenburg geschrieben. Obgleich er wieder Beschuldigungen vorbrachte, wünschte der doch, daß Anna zu ihm zurückkehre. Freilich stellte er Bedingungen. Im Rat der Freunde wurde beschlossen, ihm nicht heftig aber mit bestimmter Festigkeit und Würde zu antworten. Demgemäß schrieb am 4. Juni Melanthon an Sabinus: „Ich stelle es dir anheim über das Bleiben oder die Abreise meiner Tochter zu bestimmen. Anständig ist die eine deiner Bedingungen: daß sie nichts gegen ihre Pflicht thue. Sowol sie selbst versichert, daß sie nie gegen die Gesetze der Ehrbarkeit handeln werde, als auch ich weiß es, der ich ihren Character genau kenne. Wenn du andere Gedanken hegst, wie du neulich schriebst, so bitte und beschwöre ich dich wiederholt, laß sie mir hier. Denn dann ist keine Versöhnung wenn du an ihrem Charakter und der Beständigkeit ihres guten Willens zweifelst. Wolwollen entspringt immer nur aus dem Urteil über den Charakter. — Du stellst aber auch noch eine andere Bedingung: daß Anna ihr mürrisches Wesen ablege. Darüber kann ich nichts versprechen, auch wenn euer beiderseitiges Wesen mehr übereinstimmte. Jetzt aber, da es einmal ungleich ist, muß sowol sie deine Schwächen tragen, als auch du die ihrigen, soweit darin keine Pflichtwidrigkeit liegt. Gieb endlich deinen Entschluß ohne Umschweif zu erkennen. Und willst du, daß sie mit dir lebe so komme hierher und umfange sie liebreich ..... Ich allerdings, wünsche mehr, daß sie in meinem Haus erst ihre Entbindung ab-

warte und dir dann nach Preußen folge; doch mache ich dir keine Vorschrift [87])."

Mit demselben Boten, der ihm diesen Brief gebracht, sendete Sabinus die Antwort: Melanthon möge die Tochter mit ihren Kindern nach Belzig bringen, dort wolle er sie abholen [88]).

So geschah es. Mit ihren beiden Mädchen Anna und Sabina — Katharina blieb wieder im großälterlichen Haus — verließ Anna Sabinus in Begleitung des Vaters die Heimat. In Belzig wartete ihrer Sabin. Ueber das Zusammentreffen mit ihm berichtet Melanthon (10. Juni): „Seine Rede war ruhig und ich gab zu, daß er meine Tochter in sein Märkisches Vaterland zurückführe. Die Magd aber, die wir von hier mitgenommen hatten, entfernte er trotzdem daß das eine Kind krank war und von der vertrauten Person sich am leichtesten behandeln ließ. So folgt die Mutter mit zwei kleinen Mädchen dem Gatten, das Herz voll Schmerzen; ihrem Leben wird der Gram, wie sie selbst ahnend vorhersieht, gar bald ein Ende machen. Und man darf noch wünschen, daß nichts Traurigeres geschehe [89])."

Wochenlang stand das Bild der scheidenden Tochter vor Melanthons Seele. Nicht ohne Grund macht er Camerar den Vorwurf, dieser habe sich von Sabin durch „den Schein des Schönen" bestechen lassen. Es vermehrte seinen Kummer, sich und die Seinigen angeklagt, den Gegner verteidigt zu sehen. Fast bereute er schon, nachgegeben und die Tochter von sich gelassen zu haben [90]).

Besorgt wie er war, machte ihm das Ausbleiben eines mit Briefen an Sabinus geschickten Boten viele Unruhe. Aber der Bote kam endlich an und brachte, wie es scheint, leidliche Nachricht [91]). In Frankfurt aber rüstete Sabin zur Abreise. Es wurde nur noch eine Dienerin erwartet, eine von Camerarius in Leipzig gedungene erfahrene Frau, welche wie Sabinus dießmal gewiß verständig beschlossen hatte, Anna die Last der Haushaltung erleichtern sollte [92]). Melanthon freilich meint, es sei unrecht der Hausfrau eine natürliche Gegnerin zu setzen, aber er tröstet sich, die Frau werde, da sie selbst Mutter sei, Menschlichkeitsgefühl besitzen [93]) und lieber sei ihm immer eine Meißnerin als eine Märkerin [94]). — Ende Juni oder Anfang Juli wurde die weite und gefährliche Reise nach Königsberg angetreten. Melanthon aber warf zu Wittenberg der Kummer aufs Krankenlager [95]).

Wer heutzutage in etwa 10 Stunden von Frankfurt a. O. nach Königsberg fährt, kann sich kaum eine Vorstellung machen, was es im sechszehnten Jahrhundert auf sich hatte, diese Reise zu unternehmen. Es war keine geringe körperliche Anstrengung durch die einförmigen Ebenen in unbequemem Fuhrwerk sich Tage und Wochen lang auf den schlechtesten Wegen hinfahren zu lassen und Nachts in erbärmlichen Herbergen zu verweilen, wo kaum für die notwendigsten Bedürfnisse elend gesorgt war. Der Weg führte über Posen und Thorn. Doch die Naturen waren damals stärker wie jetzt und so besserte sich, wie Sabinus von ersterem Ort aus schreibt, die angegriffene Gesundheit Annas zusehends [96]). Gegen Mitte des Monats Juli zog man mit guten Hoffnungen in Königsberg ein [97]).

Sabinus trug ein von Melanthon verabfaßtes, von Camerar mitunterzeichnetes Empfehlungsschreiben an Herzog Albrecht bei sich, worin es heißt: in diesen äußersten Landen sei die lateinische Sprache durch der Polen Latein sehr verderbt. Nun könne Georgius Sabinus die Jugend „zu rechter natürlicher Art" Latein zu schreiben gewöhnen und so sehr nützlich sein [98]). Der Empfohlene selbst freilich hatte andere Pläne, als den, einen guten lateinischen Schulmeister zu machen. Große Ehren, Reichthum, Einfluß und Macht, glanzvolle Sendungen an üppige Höfe könnten ihm, träumte er, nicht entgehen [99]). Schon bei seiner früheren Anwesenheit in Königsberg war beschlossen worden, die Particularschule zu einer Universität zu erheben und dieser sollte er als erster Rector perpetuus vorstehen. Am 17. August 1544 wurde die Universität feierlich inaugurirt, bei ihrer Einrichtung wurde Wittenberg zum Muster genommen, die Mehrzahl ihrer Lehrer war ebendaher gerufen. Mit dem Benehmen Sabins, mit seiner Thätigkeit bezeigte sich Herzog Albrecht sehr zufrieden und es scheint auch, als ob jener in der ersten Zeit sein schweres Amt mit Umsicht und Geschick verwaltet habe. Allein es kam Manches anders als er es gehofft. Nicht leicht war die Bürde, welche er auf seine Schultern geladen hatte. Der ersehnte angenehme Wechsel durch Gesandschaften und öffentliches Wirken in Staatsangelegenheiten als einflußreicher Rat des Herzogs blieb aus; Neid und Mißgunst der Untergebenen erhoben ihr giftiges Haubt; schon nach wenigen Jahren war er es der Rector müde, sein Amt weiter zu führen; die Universität nahm keinen gedeihlichen Aufschwung, verursachte dem Gründer nur Sorge; und so ging denn schließlich

(1555) Georg Sabinus ohne Dank und unbefriedigt dahin zurück, von wo er gekommen war[100]): er hatte es eben nicht verstanden, das Pferd, welches er gekauft, zu reiten.

Anna erlebte die Tage der völligen Enttäuschung nicht. Der Vielgeprüften hatte es die Vorsehung beschieden nur Zeugin und Theilnehmerin der frohen, glänzenden Tage ihres Gatten in Königsberg zu werden. Als dieser die Insignien der neuen Academie erdachte, den Albertus mit Harnisch und Schwert, den noch heute die Universität im Siegel führt und die Studenten an der Mütze tragen, da fühlte er sich in seiner Würde als Rector, ein mächtiger Mann. Er sendete jene Embleme durch Melanthon an Camerar. Ersterer schreibt bei dieser Gelegenheit an Letzteren: „Ich wünschte das Symbol sei passender für Wissenschaft und Kunst. Aber jenes eisige Küstenland war immer rauh und kriegerisch[101]).“

Die äußere Befriedigung des Mannes wirkte zurück auf sein Benehmen im Haus. Anna hatte nicht mehr so viel zu dulden durch seine Launen. Auch die verbesserte ökonomische Lage, die zweckmäßigere Einrichtung des Hauswesens nahm manche Veranlassung zu Unfriede und Streit. Wenn aber Camerar meldet, nichts habe das Glück des ehelichen Bandes und gegenseitiger Liebe in Königsberg gestört[102]), so zeigt sich auch hierin, daß er kein zuverläßiger Gewährsmann ist betreffs des Verhältnisses zwischen Sabinus und Anna. Wol kommen in Wittenberg Briefe Anna's an, die nur einen gerade erträglichen Zustand verrathen[103]) und ausdrücklich redet Melanthon nach ihrem Tod von Leiden, die sie auch jetzt noch erduldet[104]).

Mehr als Sabins Benehmen haben wol andere Umstände dazu beigetragen, Anna noch einige freundliche Tage zu verschaffen. Die Mitglieder der Universität und deren Frauen waren zum großen Theil alte Freunde von Wittenberg her. So bildete sich ein angenehmer geselliger Kreis, welcher Sitten und Gebräuche der Heimat festhaltend, das unvergessene Bild des Jugendlebens nicht nur auffrischte sondern auch nachzuahmen sich bestrebte. Besonders als im Juni 1546 der Theologe Staphylus welcher sechszehn Jahre lang in Wittenberg gewirkt hatte, nach Königsberg kam fand Anna im Hause desselben Freundschaft und liebreiche Unterstützung[105]). Vor Allem aber war es der Hof, welcher sich der Tochter Melanthons annahm und ihr das Leben verschönte.

In den Räumen dieses Schlosses waltete damals Herzogin Dorothea, das Muster einer deutschen Fürstin. Fromm und gottergeben hatte sie den Verlust ihrer Kinder ertragen — von 2 Söhnen und 4 Töchtern überlebte sie eine einzige Tochter: Anna Sophia — und sich ganz dem Dienst der leidenden Menschheit gewidmet. Ihrer Freigebigkeit gegen Arme halben wird sie mit der heil. Elisabeth verglichen. Dabei aber ließ sie es nicht bewenden. Sie hatte die Heilkunde studirt und war jener Zeit der hülfreichste und glücklichste Arzt in Königsberg. Wo sie von Kranken oder Wöchnerinnen hörte, da erschien sie, die selbstbereiteten Mittel zu reichen oder, wenn es etwa an passender Nahrung fehlte, an den Heerd zu treten und die Speisen zu kochen. Dabei war sie eine hochherzige Dame, die ihren Gemahl in großen Entschließungen zu bestärken und, wenn der Ausführung Schwierigkeiten sich entgegen drängten, vor Entmutigung zu bewahren wußte. Die Universität hat ihr nicht bloß Stipendien für adelige Studirende zu verdanken, sondern auch für die Gründung und Erhaltung derselben ist ihr eifriges und einflußreiches Wirken nicht ohne Bedeutung geblieben [106]).

Es hätte wol kaum der Worte Melanthons an den Herzog bedurft: „Meine Tochter, das arme Weib, empfehle ich Ew. Hoheit. Fürsten sind die Bilder Gottes, der sich einen Vater der Waisen nennt“ [107]), um Albrecht und seine Gemahlin für Anna zu interessiren. Konnte doch Herzogin Dorothea gerade hier, wie ihr scharfer Blick leicht erkannte, großes Elend mildern und ein edles aber halbgebrochenes Herz vor Verzweiflung bewahren. Anna wurde in die persönliche Umgebung der Herzogin gezogen und erhielt sogar Einladungen zur Tafel [108]). So erblicken wir sie in dem auserlesenen Kreis edler Damen, welche Herzogin Dorothea um sich gesammelt hatte. Ein schönes Bild ist es, welches Sabinus in der Lobrede auf Dorothea von dem Leben an ihrem Hof entwirft. Kein übertriebener Putz, keine schwelgerischen Gelage; leichtfertige Lieder, zweideutige Lecture und Unterhaltung sind verbannt. Aber es tönen fromme Gesänge aus den Damenzimmern: die Herzogin, eine würdevolle Gestalt, steht unter ihren Frauen, deren Beschäftigung regelnd. Rocken und Nadeln sind unvergessen, geistiges Bedürfniß befriedigt das Lesen in der heiligen Schrift und in anderen guten Büchern. Selbst Unterricht in der Pflanzen- und Heilkunde wird erteilt. „Und was soll ich — fährt der Grabredner der Herzogin fort —

von ihren Gärten sagen, in denen jetzt auch die Blumen ihre Herrin zu betrauern scheinen? Anmutiger schildert Homer selbst die Gärten des Alkinous nicht, als die sind, welche die Herzogin in dieser kalten und eisigen Gegend angelegt hat ..... In ihnen weilte die Herzogin mit ihren Frauen, die wie Naiaden theils Samen in die Erde streuend, theils den trocknen Boden begießend, theils welke Pflanzen aufrichtend, das Lob Gottes sangen, des Schöpfers dieser herrlichen Natur [109])."

Daß es in solcher Umgebung Anna wol werden mußte, brauche ich nicht auszuführen. Vieles häusliche Ungemach mag sie in den Kreisen der Herzogin vergessen haben, anderes mag dadurch abgewendet worden sein, daß Sabinus durch die Gunst in welcher seine Frau bei Hofe stand [110]), sich einestheils geschmeichelt, anderntheils gefesselt fühlte, indem er fürchten mußte, durch rohes und ungestümes Benehmen die Gnade des Herzogs zu verscherzen.

Noch zwei Kinder gebar Anna in Königsberg; im Jahr 1545 eine Tochter: Martha, in April 1547 einen Sohn, der, vom Herzog aus der Taufe gehoben, den Namen Albrecht erhielt.

Melanthon hatte schon seit längerer Zeit den Plan gefaßt, seine Tochter zu besuchen. Aber Jahr um Jahr wurde die Reise verschoben und er sollte sein Herzenskind nicht wieder sehen. Bald nach der Geburt des Sohnes erkrankte Anna und am 26. Februar 1547 erfüllte sich die Todesahnung, welche sie beim Scheiden von der Heimat bewegt hatte. Durch langjährige Seelenleiden war ihre Lebenskraft gebrochen, noch nicht 25 Jahre alt sank sie ins Grab.

In derselben Nacht, wo Anna in Königsberg den Todeskampf rang, erschien zu Wittenberg Philipp Melanthon das Bild der todten Tochter im Traum [111]). Erst einige Wochen nachher erhielt er durch Herzog Albrecht Kunde von ihrer Erkrankung [112]); die Todesnachricht bekam er am 26. März [113]). Tief niedergebeugt durch den Gang der öffentlichen Angelegenheiten — denn schon hatte der schmalkaldische Krieg begonnen — mußte er nun auch den Verlust der Tochter tragen. Aus den Briefen an Bugenhagen, Creuciger, Georg Maior, Justus Jonas, Chilian Goldstein, Paul Eber, Pannonius, Staphylus und Herzog Albrecht, in denen theils das traurige Ereigniß mitgetheilt, theils für Beileidsbezeugungen gedankt wird, athmet das Gefühl unnennbaren, aber gefaßten Schmerzes und tiefer väterlicher Sehnsucht. Es war Melanthon ein Trost, daß

Anna vor ihrem Hingang Beweise wahrer Ergebung gegen Gott und ihren Gatten gegeben [114]); dagegen weckte peinliche Gedanken die Frage, was die Bewegung bedeutet haben möge, welche die Tochter, um Aufträge an die Ihrigen angegangen, weinend gemacht hatte [115]). In einem der Briefe schreibt Melanthon: „das Gefühl natürlicher Liebe zur Tochter vermehrte das Mitleid, als sie in die traurigste Knechtschaft geraten war, zumal da ich sah, daß bei ihr viele Tugenden angezeigt seien. Ich muß daher, nachdem zu ihrem übrigen Unglück auch ein vorzeitiger Tod gekommen ist, wol klagen. Meine Trauer wird gesteigert durch die Erinnerung an den eigenen Fehler. Denn nicht durch ihre Schuld, sondern durch meine Sorglosigkeit kam sie in so großes Elend. Da ich aber zehn Jahre hindurch sie Gott tief aufseufzend täglich anempfohlen habe, und mir durch ein sichtbares Zeichen Kund getan ist, Gott nehme sie in seine Hut, urteile ich, sie sei durch göttlichen Ratschluß von dieser Erde abgerufen worden, damit sie von dem Mißgeschick, das sie verfolgte, befreit werde [116])."

Sabinus war über den Tod seiner Gattin untröstlich. Alle Zier des Lebens singt er, sei ihm genommen, freudelos und öde starre ihn das Dasein an [117]). Bald nachher aber dachte der Poet schon an eine zweite Ehe und wenige Jahre darauf führte er eine junge Königsbergerin, Anna Cromerus, heim [118]).

Noten.

d. W. = Luthers Briefe ꝛc. gesammelt von de Wette.

C. R. = Corpus reformatorum ed. C. G. Bretschneider.

Cam. = J. Camerarii de uita Ph. Melanthonis narratio Rec. etc. G. T. Strobelius. Hal. 1777. 8.

Töppen = Die Gründung der Universität Königsberg und das Leben ihres ersten Rectors Georg Sabinus. Von Max Töppen. 1844. 8. Auf diese gründliche überaus fleißig gearbeitete Schrift verweise ich überall, wo ich nicht meine Quellen besonders angegeben habe.

1) d. W. Bd. 2. S. 245.
2) G. T. Strobel Melanthoniana p. 14.
3) Petr. Albini Vita G. Sabini (edit. Th. Crusii. Lignic. 1724. 8.) p. 107.
4) Cam. p. 206.
5) Cam. p. 59.
6) Strobel, Melanthoniana S. 21.
7) C. R. Tom. I. col. 687.
8) C. R. V. 293.
9) C. R. V. 323; vgl. VI. 457.
10) Cam. p. 206.
11) Epitaphium Annae uxoris Georgii Sabini. Zuerst in: Scripta quaedam publice proposita in Acade-

mia Regijmontis Mense Aprili. Anno 1547. 8. Sign. C. 4.
12) Cam. p. 38. Vgl. Script. publ. Witeberg. T. III. fol. 118 b.
13) Strobel, Melanthoniana p. 16.
14) Archiv der Juristenfacultät der Universität Halle-Wittenberg.
15) Manlii Locor. commun. collect. (Basil. 1562. 8.) I. 153. Vgl. II. 340.
16) Manlii Loc. comm. coll. U. U. C. R. X. 79.
17) Nachweisungen bei Strobel, Neue Beiträge I. 2. S. 88.
18) Vgl. Strobel, Neue Beiträge IV. 1 S. 8. Not. **).
19) Vgl. Strobel, Neue Beiträge III. 1 S. 12.
20) Vgl. z. B. Strobel, Neue Beiträge I. 1 S. 58 u. Luthers Tischreden hrsg. von Förstemann und Bindseil Bd. 3. S. 27.
21) S. die Briefe Creucigers C. R. III. 398. V. 314; Melanthons C. R. V. 495. 410. Ueber eine Aeußerung Hieronymus Besolds s. Strobel Beiträge II. 2 S. 481. Note *).
22) Großherzogl. und Herzogl. Sächs. Communalarchiv zu Weimar. Reg. O. Litt. AAA. fol 125.
23) Cam. p. 206. Vgl. Töppen S. 20.
24) Weimarer Communalarchiv Reg. O. Litt. AAA. fol. 125.
25) Töppen S. 21.
26) C. R. V. 243.
27) Cam. p. 207.
28) Vgl. Töppen S. 25 ff.
29) Töppen S. 42.
30) Nach Sabinus eigener Erzählung im Hodoeporicon itineris Italici (Poemata G. Sabini Brandenburg. Lips. 1581. Eleg. II. p. 41).
31) Sabini poemata. Eleg. III. 2.
32) C. R. V. 406.
33) Albin. Vita Sabini p. 107.
34) Luthers Tischreden Bd. 4. S. 53.
35) C. R. V. 408.
36) C. R. V. 315, 316. 406.
37) Ueber Alles s. Töppen S. 43 ff.
38) C. R. III. 388; vgl. III. 399.
39) d. W. V. 105.
40) C. R. III. 507.
41) C. R. III. 522.
42) Vgl. Strobel, Neue Beiträge III. 1 S. 3 ff.
43) Strobel a. a. O. S. 44.
44) C. R. III. 552.
45) C. R. III. 572.
46) Töppen S. 48.
47) Vgl. z. B. C. R. III. 1104. Töppen a. a. O. S. aber auch Ratzebergers Luther herausg. von Neudecker S. 81.
48) Töppen S. 62.
49) C. R. III. 1084 ff.
50) C. R. III. 1104.
51) C. R. V. 323.
52) d. W. V. S. 171.
53) Töppen S. 63.
54) C. R. III. 1104.
55) C. R. IV. 821. 855.
56) C. R. V. 156. 154.
57) C. R. V. 161. 225.
58) C. R. V. 228.
59) C. R. V. 240.
60) C. R. V. 415.
61) C. R. V. 240. 270.
62) C. R. V. 253.
63) C. R. V. 282.
64) Töppen S. 98.
65) C. R. V. 317.
66) Vgl. C. R. V. 398.
67) C. R. V. 315.
68) C. R. V. 316.
69) C. R. V. 317.
70) C. R. V. 318.
71) C. R. V. 316; 321; vgl. V. 406. Mit Philyra bezeichnet Melanthon Leipzig (C. R. X. 322); es kann das Wort aber auch Wissenschaft bedeut-

ten. Das doppelsinnige Wortspiel Melanthons läßt sich in der Uebersetzung nicht wiedergeben.

72) C. R. V. 283.

73) Cam. p. 208.

74) C. R. V. 286 ff.

75) d. W. V. S. 620; vgl. S. 616.

76) C. R. V. 293.

77) C. R. V. 294.

78) C. R. V. 323.

79) C. R. V. 360. 361.

80) C. R. V. 360.

81) C. R. V. 398.

82) C. R. V. 395. Töppen S. 66 zweifelt, ob Sabinus den Gedanken einer Scheidung ausgesprochen. Mir scheinen die Worte Melanthons: **Etsi uideo quantum sit dedecoris, tamen ut in malis** *αἱρετώτερον* **uidetur .... nunc eam restitui cum se causam nactum esse clamitat** deutlich genug.

83) C. R. V. 398.

84) C. R. V. 398.

85) C. R. V. 398.

86) C. R. V. 406.

87) C. R. V. 407.

88) C. R. V. 408.

89) C. R. V. 411.

90) C. R. V. 415. Töppen S. 67. stützt auf die Worte: „**Et augetur meus dolor, quod me et meos tantum accusari uideo, illum culpa liberari**" die Behauptung: „— wie Camerarius (und Sabinus) urteilen (bezüglich der Partheilichkeit Melanthons für Anna) auch Andere." Aber jene Worte sind offenbar nur auf den zu beziehen an den sie gerichtet sind, auf Camerar. Uebrigens kann ich auch nicht finden, daß Camerar sagte Melanthon sei „parteiisch" für Anna. Zwischen „nachsichtig sein" und „parteiisch sein" ist ein Unterschied. Beschuldigte Camerar den Melanthon der Parteilichkeit für Anna so würde darin die Anerkenntniß liegen, Sabins Vorwurf bezüglich der Untreue sei begründet. Ich kann mir aber nicht denken, daß dann Camerar in der Lebensbeschreibung Melanthons ausdrücklich die hohe Tugend Annas hervorheben möchte.

91) C. R. V. 422.

92) C. R. V. 411.

93) C. R. V. 423.

94) C. R. V. 416.

95) C. R. V. 438.

96) Töppen S. 69.

97) Töppen S. 106.

98) C. R. V. 412.

99) Sabini poemata. Eleg. V. 5.

100) Ueber Alles ausführliche Nachrichten in der oft angeführten Schrift von Töppen.

101) C. R. V. 555.

102) Cam. p. 209.

103) C. R. V. 803.

104) C. R. VI. 457.

105) C. R. VI. 470.

106) Ueber Alles vgl. C. R. X. 763 ff.

107) C. R. V. 443.

108) C. R. V. 899.

109) C. R. X. 770.

110) Vgl. z. B. C. R. V. 510 und 849. VI. 474.

111) Cam. p. 209. Vgl. C. R. VI. 437.

112) C. R. VI. 437. 438.

113) C. R. VI. 458.

114) C. R. VI. 469. 475.

115) C. R. VI. 460.

116) C. R. VI. 457.

117) Sabini poem. Liber Hendecasylabor. p. 329.

118) Töppen S. 240.

Dr. Theodor Muther,
Professor.

Die Vereine in Königsberg.

(Fortsetzung.)

26. Der landwirthschaftliche Central-Verein für Ostpreußen in Königsberg.

Der allgemeine Beifall, welchen der zu Königsberg gestiftete Verein zur Beförderung der Landwirthschaft sich erwarb, machte bei vielen Landwirthen den Wunsch rege, derartige Verbindungen in ihrer Nähe zu haben, weil die Reisen zu den Versammlungen in Königsberg nicht ohne Schwierigkeiten und Opfer zu erlangen waren. Man gründete daher verschiedene Lokal-Vereine, welche sich im Anfange zwar als Zweige des Königsberger Vereins betrachteten, dann aber auch hie und da nach Selbstständigkeit strebten. Fast jeder landräthliche Kreis verlangte seinen besondern Verein, und in den Königsberg zunächst gelegenen entstanden sogar mehrere in einem und demselben Kreise. So waren nach und nach im Regierungs-Bezirke Königsberg gegen 30 einzelne Vereine ins Leben gerufen worden. Von ihnen erloschen zwar einige, andere veränderten ihren Sitz, aber es blieben zuletzt doch etwa 20 in Wirksamkeit. In ihnen machte sich ganz natürlich der Wunsch nach einem Mittelpunkte und der durch ihn bedingten größeren Einheit rege. Man glaubte dieses durch Hinstellung eines Central-Vereins nach dem Vorgange anderer Provinzen zu erreichen. Die Herren v. Schön-Pr. Arnau (der bekannte Staatsminister), Siegfried-Carben und Jachmann-Trutenau entwarfen auf eine im Jahre 1844 an sie ergangene Bitte die Statuten für den Central-Verein, die unterm 13. November 1844 von den zu diesem Behufe versammelten Deputirten der einzelnen Vereine geprüft und angenommen wurden. Wenn sie auch noch nicht vom Staate bestätigt worden, so constituirte sich doch der beabsichtigte Verein im Jahre 1845 unter dem Namen: Landwirthschaftlicher Central-Verein für Ostpreußen zu Königsberg und wählte den Staatsminister von Schön-Pr. Arnau zu seinem Hauptvorsteher. Sein Zweck ist: Verbreitung landwirthschaftlicher Kenntnisse durch eine Druckschrift („Landwirthschaftliche Jahrbücher aus Ostpreußen") sowie landwirthschaftlicher Kultur durch Versuche, Anschaffung nützlicher Geräthe

und Maschinen, Thier- und Produkten-Schau, Ausstellungen rc., sowie Unterstützung jeder nützlichen Bestrebung im Gebiete der Landwirthschaft. Eigene Mitglieder hat die Centralstelle nicht, doch sind alle diejenigen, welche die Mitgliedschaft bei einem centralisirten d. h. einem landwirthschaftlichen Vereine aus dem Regierungs-Bezirke Königsberg, der sich an die Centralstelle angeschlossen hat, erworben haben, auch zugleich Mitglieder des Central-Vereins. Beiträge werden nicht besonders gezahlt, wohl aber senden die Zweig-Vereine einen Theil der von ihnen bezogenen Beiträge an die Centralkasse ein. Die von dem Central-Vereine herausgegebene Zeitschrift ist in die Stelle der von dem Königsberger Vereine veröffentlichten Abhandlungen getreten (vergl. Nro. 18). Zur Erreichung ihrer Zwecke erhält die Centralstelle einen jährlichen Zuschuß von 1200 bis 1400 Thaler aus Staats-Kassen, den sie der Verwendung des Königl. Landes-Oekonomie-Collegiums verdankt. An Capital-Vermögen besitzt sie etwa 4000 Thaler. Die Wahl des Vorstandes geht von allen zu diesem Behufe einberufenen Mitgliedern aus und erfolgt nach Stimmen-Mehrheit auf 3 Jahre. Ihm ist ein Verwaltungsrath zur Seite gestellt, der von den Zweig-Vereinen gewählt wird.

Die große Zahl der zu den Versammlungen des Central-Vereins Berechtigten — es sind deren über 1200 — wird nicht weiter auffallen, wenn man aus dem Angeführten erwägt, daß jedes Mitglied eines centralisirten Zweig-Vereins — und deren sind jetzt schon 23 — das Recht hat, den Berathungen beizuwohnen. Ueberhaupt wird nicht allein vom Staate für die Interessen der Landwirthschaft viel gethan, sondern auch die einzelnen Landwirthe geben ein bedeutsames Streben kund. Dieses zeigt sich u. A. auch in der fortwährenden Vermehrung und Ausdehnung der landwirthschaftlichen Vereine. Es bestehen in Preußen incl. Hohenzollern 456 derartige Vereine. Seit dem Jahre 1852 hat sich die Zahl um 95 vermehrt. Die Provinz Preußen hat deren 113.

27. Die polytechnische Gesellschaft.

Die Geschichte weiß in großartigen Zügen von den erfolgreichen Anstrengungen zu melden, welche der Preußische Staat nach seiner Erniedrigung im Frieden von Tilse gemacht, um wieder zu erstarken.

Diese Anstrengungen ließen auch nicht nach, als die beiden Pariser Friedens-Schlüsse die von dem Preußischen Volke gebrachten Opfer einigermaaßen belohnt und dem Staate eine wichtigere Stellung gegeben hatten, nur daß die Bemühungen der Regierung andere Bahnen einschlugen. Hier mag nur von einer derselben die Rede sein. In seinem verkleinerten Zustande war Preußen ein Staat, der sich vorzüglich auf den Ackerbau stützte. Nach der glücklichen Beendigung der Feldzüge gegen Frankreich erwarb er Provinzen, in welchen die Gewerbthätigkeit in Blüthe stand oder als vornehmstes Lebens-Prinzip sich geltend machte. Die Regierung hatte daher die Aufgabe, die Gewerbe da, wo sie ihre Thätigkeit schon entfalten konnten, zu stützen und zu pflegen, da aber, wo sie noch mangelte ins Leben zu rufen und zu befördern. Sie hat diese ihre Aufgabe gelöst und das Volk den an dasselbe gestellten Erwartungen entsprochen. Preussen ist jetzt in Bezug auf gewerbliche Erzeugnisse nur da vom Auslande abhängig, wo es solches seinen Vortheilen angemessen findet, und kann sonst überall mit ihm in die Schranken treten.

Berlin, die Hauptstadt der Monarchie, ist zu einem Orte herangewachsen, von dem die Erzeugnisse der Preußischen Industrie nach allen Gegenden der Erde versendet werden, und die Presse kann nicht laut genug verkünden, wie es kaum möglich sei, den Anforderungen und Bestellungen zu genügen. Ein solcher glücklicher Zustand wäre ohne das eifrige und umsichtige Bemühen der Staatsregierung nicht leicht erreicht worden. Sie nahm Berlin, wo schon aus früheren Zeiten Fabriken und Manufacturen mit Erfolg betrieben wurden, zum Stapelplatze der technischen Kenntnisse und errichtete daselbst ein Gewerbe-Institut, von welchem aus die möglichste Ausbildung der Gewerbetreibenden erreicht werden sollte. Diesem Institute sollten die Gewerbe-Schulen, die in den einzelnen Regierungs-Bezirken errichtet wurden, vorarbeiten, und junge Leute, die sich irgend einem Gewerbe widmeten, für den Besuch der höhern Anstalt in Berlin mit den nöthigen Vorkenntnissen ausstatten. Jährlich hatten Gewerbe-Schüler eine Prüfung zu bestehen, und der bei derselben hinreichend vorbereitet Erfundene erhielt die Vergünstigung, auf Kosten des Staates nach Berlin zu reisen und dort den Unterricht im Gewerbe-Institute 2 Jahre hindurch zu genießen. Alle diese Einrichtungen waren freilich anfangs nicht so angethan, wie sie es jetzt sind, aber die

Fortschritte waren mit Vorbedacht von der Regierung angeordnet, und sie konnte sich freuen, in dem Manne, den sie mit der Leitung dieser Angelegenheiten betraut hatte, einen Beamten gefunden zu haben, welcher dem Vertrauen vollständig entsprach und die technischen Kenntnisse in Preußen zu einem so hohen Standpunkte führte. Es war dies der Ministerialrath Beuth, dem nun nach seinem Tode die dankbaren Schüler und Verehrer in Anerkennung seiner hohen Verdienste ein Denkmal zu setzen im Begriffe sind.

Die Folgen von den Bemühungen der Staats-Regierung, die sich in der preußischen Monarchie überall wohlthätig äußerten, konnten auch in Königsberg nicht ausbleiben. Es entstanden Fabriken und gewerbliche Anlagen der mannigfachsten Art in und neben der Stadt, und die Bewohner derselben wurden für technische Interessen angeregt. Derartigen veränderten Ansichten verdankt der Gewerbe-Verein (s. diesen Nr. 28) seine Begründung. Aber noch ehe dieser Verein da war, schon im Jahre 1844 vereinigten sich Gewerbtreibende und Gewerbfreunde zu gemeinschaftlichen Zusammenkünften, in welchen sie sich über die Gewerbekunde unterrichten und über die neuen Fortschritte in derselben besprechen wollten. Ein solcher Gewerbefreund war besonders der Ober-Landes-Gerichts-Referendarius Herr Moritz Simson, der später auch in den Vorstand des hiesigen Gewerbevereins gewählt wurde und als Sekretair der Handelskammer in Breslau im Jahre 1856 gestorben ist. Er versammelte am 18. Februar 1845 15 für die Sache interessirte Männer und bewog sie zur Bildung eines Vereins, der sich den Namen der polytechnischen Gesellschaft beilegte. Diese Gesellschaft hat bereits ihre vierzehnte Jahres-Feier begangen und ist noch immer im Zunehmen, so sehr hat sie sich den Beifall und die Theilnahme der Interessenten erworben. Die Bestätigung von Statuten hat die Gesellschaft nicht gewünscht. Sie will sich frei bewegen und bedarf vorläufig keiner Corporations-Rechte. Die Leitung ihrer Angelegenheiten hat sie einem Vorstande anvertraut, der aus der freien Wahl der Mitglieder hervorgeht und aus dem Ordner, dem Schriftführer und dem Schatzmeister zusammengesetzt ist. Alle drei haben ihre Stellvertreter. Mitglied der Gesellschaft kann jeder Unbescholtene werden, welcher von einem Mitgliede vorgeschlagen und in den 2 darauf folgenden Versammlungen namhaft gemacht worden, bei der darauf vorgenommenen Ballotage die Stimmenmehrheit für

sich hat. Jedes Mitglied zahlt einen jährlichen Beitrag von 2 Thlr. Die Zahl der Mitglieder, welche sowohl in als außerhalb der Stadt leben, betrug zur Zeit des letzten Stiftungsfestes 648.

Der Verein hat seine Zusammenkünfte wöchentlich, zur Zeit am Montage, und nur die Monate Juli und August und die eingetretenen Feiertage sind davon ausgenommen. Da die Versammlungen in der Regel stark besucht werden, so muß die Gesellschaft dazu die größten Lokale in **Königsberg** benutzen. Die Unterhaltung in den wöchentlichen Sitzungen ist eine freie. Vorträge, zu denen jedes Mitglied nach vorheriger Beistimmung des Ordners berechtigt ist, wechseln mit den Besprechungen über gewerbliche Angelegenheiten und die mit ihnen zusammenhängenden Wissenschaften ab. Modelle und Zeichnungen werden vorgewiesen und erläutert. Da die meisten Industriellen der Stadt zu der Gesellschaft gehören, so findet unter ihnen ein förmlicher Wetteifer statt, alles Neue, dessen sie habhaft werden können, in den Versammlungen zur Anschauung zu bringen. Einzelne Gewerbtreibende fertigen vor den Augen der Versammelten, um ihnen die Art und Weise recht anschaulich zu machen, ihre Fabrikate, wie z. B. Hutmacher und Cigarrenfabrikanten. Kann man über eine zur Sprache gebrachte Angelegenheit nicht ins Klare kommen oder bleibt der Werth und die Brauchbarkeit eines vorgelegten Gegenstandes zweifelhaft, so werden Commissionen ernannt, welche die Ergebnisse ihrer sorgfältigen Untersuchungen in einer der nächsten Versammlungen zum Vortrage bringen. Um dem Mangel an Stoff zur Besprechung vorzubeugen, ist der Frage-Kasten eingerichtet. In diesen werden von jedem Mitgliede, dem es beliebt, schriftliche Fragen über technische Gegenstände eingelegt und, je nachdem sie einzeln herausgenommen, entweder sogleich besprochen und erledigt, oder wenn dies nicht thunlich, Sachverständigen, zuweilen auch einer Commision zur Prüfung und Erörterung übergeben. In jeder Sitzung wird ein ausführliches Protokoll aufgenommen und ein Auszug aus demselben wöchentlich durch die **Hartung**'sche Zeitung zur öffentlichen Kenntniß gebracht. Nicht genug, daß die polytechnische Gesellschaft viele Mitglieder in der Provinz zählt, so haben sich auch Töchter-Gesellschaften gebildet. Die zu **Wehlau** und **Hohenstein** sind eingegangen; die zu **Memel** und **Bartenstein** bestehen noch fort. Hervorgehoben mag noch werden, daß die Gesellschaft im Jahr 1853 eine Lokal-Gewerbe-Ausstellung im Exercierhause eröffnete, die einen

bequemen Ueberblick über den zeitigen Stand der Industrie am Orte lieferte und auch vom Könige am 2. August in Augenschein genommen wurde. Der dabei gewonnene Ueberschuß wurde zu einem Fonds bestimmt, aus welchem bedürftigen Gewerbetreibenden zinsfreie Darlehne gereicht werden sollten, und dieser Fonds, durch die Spenden bei dem jährlichen Stiftungsfeste vergrößert, hat bereits seiner Bestimmung gemäß vielfach genützt. Bei der erwähnten Ausstellung hatte man noch einen besonderen Zweck im Auge. Man wollte nämlich durch sie eine Ueberzeugung gewinnen, ob die im Bau begriffene Ostbahn auf die gewerblichen Verhältnisse von Königsberg einwirken werde. Da diese Bahn im Jahre 1854 fertig und eröffnet werden sollte, wie es denn auch wirklich geschah, so wollte man durch eine Gewerbe-Ausstellung im Jahr 1853 möglichst genau feststellen, in welcher Lage die Gewerbe in Königsberg sich vor der Eröffnung der Eisenbahn befänden, um durch eine später zu veranlassende Ausstellung einen sichern Vergleich machen zu können. Die später beabsichtigte Ausstellung hat noch nicht stattgefunden.

Einen großen Werth setzt die Gesellschaft in die festliche Feier ihres Stiftungstages. An dem abendlichen Feste, zu dem auch Gäste zugelassen werden, findet man Alles aufgeboten, was Fröhlichkeit und Humor zur Ergötzung der Erschienenen nur bringen kann.

28. Der Gewerbe-Verein.

Es ist oben bei der Darstellung des Kunst-Vereines (s. diesen Nro. 11) dargethan worden, wie im Jahre 1832 ein Verein gestiftet wurde, der sich der Kunst und des Gewerbes annahm und daher auch den Namen des Kunst- und Gewerbe-Vereins erhielt, auch wie derselbe nach 15jährigem Bestehn im Jahre 1845 in sofern aufgelöst wurde, als der bisherige Verein nur der Kunst allein zugewandt blieb und ein neuer Verein sich dem Gewerbe-Wesen widmete. Hier ist nun von diesem allein, dem Gewerbe-Vereine, die Rede. Es mag aber noch erwähnt werden, daß schon der Kunst- und Gewerbe-Verein in seiner Versammlung vom 27. November 1844 beschloß, daß von den Bilder-Ausstellungen fortan jede Ausstellung von gewerblichen Gegenständen ausgeschlossen bleiben und dafür besondere gewerbliche Ausstellungen angeordnet werden sollten. Eine spätere Versammlung, die vom 3. Mai 1845, ging noch weiter; sie

setzte durch Stimmen-Mehrheit fest, daß der bisherige Verein sich lediglich mit der Kunst zu befassen, die gewerblichen Interessen aber einem neuzubegründenden Vereine zu überlassen habe. Das geschah denn auch, wie oben näher angegeben ist.

Der neue Verein legte sich den Namen „Gewerbe-Verein der Provinz Preußen" bei und stellte sich in seinem Statute vom 10. Juni 1845 (§. 1) die Aufgabe, den Gewerbefleiß in der Provinz Preußen kräftig zu beleben, andauernd mehr und mehr zu fördern und eine möglichst ausgedehnte Theilnahme und Mitwirkung bei allen Gewerbetreibenden und Gewerbefreunden in der Provinz sowie bei den schon in derselben bestehenden oder noch zu errichtenden Lokal-Gewerbe-Vereinen zur Erreichung dieses Zweckes herbeizuführen. Diese seine Absicht gedenkt er zu erreichen durch Belehrung der Gewerbetreibenden, indem Vorträge gehalten und Lese-Cirkel errichtet werden, durch Unterricht und Prämiirung der Lehrlinge, durch Beschaffung und Vorzeigung von Modellen und Zeichnungen, durch Veranstaltung von Ausstellungen, durch Herausgabe eines Vereins-Blattes u. s. w. Mitglied des Vereins kann Jeder werden, welcher sich zu einem jährlichen Beitrage von 1 Thlr. 10 Sgr. verbindlich macht. An der Spitze steht ein Vorstand, welchen der Director, der Sekretair, der Rendant und der Bibliothekar bilden. Sie werden aus den Mitgliedern auf drei Jahre gewählt. Der Vorstand hält am 1ten jeden Monats seine Sitzung. General-Versammlungen, welche jährlich 4 Mal statt zu finden haben, werden von dem Vorstande einberufen.

Schon während der Gewerbeausstellung im Jahre 1845 fanden sich etwa 250 Personen, theils Gewerbetreibende, theils Gewerbefreunde, die sich zum Eintritt in den Gewerbe-Verein bereit erklärten. Ihnen folgten nach der Constituirung des Vereins noch Andere, so daß das Vereins-Jahr 1846/47 mit 551 Mitgliedern begann.

Die Thätigkeit des Vereins war gleich von Anfang an eine bemerkenswerthe, die vorbehaltenen Commissionen wurden gewählt und waren in ihrer Wirksamkeit rührig. Das schon durch den Kunst- und Gewerbe-Verein eingerichtete Lese-Institut war gar nicht unterbrochen worden und wurde nun sehr verstärkt durch einen vom Ministerium bewilligten Zuschuß von jährlich 100 Thlr. Die Bibliothek ward vermehrt und eine Sonntagsschule für Handwerker-Lehr-

linge eingerichtet. Von dem Gewerbe-Vereins-Blatte erschien schon im Mai 1846 die erste Nummmer, und es sollte in jedem Monat eine Nummer, mindestens einen Bogen stark, herausgegeben werden. Der Etat für das Vereins-Jahr 1847 konnte schon auf den Betrag von 944 Thlr. angenommen werden.

Die in dem Gewerbe-Blatte mitgetheilten Jahres-Berichte geben ein günstiges Zeugniß von dem Wirken des Vorstandes und des ihm zur Seite stehenden Ausschusses. Die Interessen nicht allein des Gewerbes überhaupt sondern auch der Gewerbetreibenden in Königsberg insbesondere sind beachtet und befördert worden, und es hat zum Wohle des Vereines nicht wenig beigetragen, daß die Beamten nicht viel wechselten sondern durch das Vertrauen ihrer Genossen bei wiederkehrenden Wahlen an ihren Stellen verblieben. Es muß daher befremden, daß die Zahl der Vereins-Mitglieder nicht allein sich nicht vermehrt sondern sogar abgenommen hat. Während bei Errichtung des Vereins, wie vorhin angeführt worden, 551 Mitglieder vorhanden waren, sank die Zahl derselben in fast jedem der folgenden Jahre und betrug am Schlusse des Jahres 1858 nur 320. Diese geringe Betheiligung erscheint um so befremdender, als die Mitglieder des Vereins für ihren Beitrag verhältnißmäßig große Vortheile genießen. Eine Erklärung der Erscheinung könnte man wohl in der Masse der immer neu sich bildenden Vereine finden, welche alle Stadt-Bewohner in Anspruch nehmen, aber gewiß liegt ein Grund auch in der Genußsucht, welche immer mehr und mehr bei den kleinern Gewerbtreibenden sich verbreitet und nicht allein ihre Einnahmen verzehrt sondern ihnen auch ernste Beschäftigungen außerhalb der eigentlichen Arbeitsstunden verleidet. Die von dem Vereine ins Leben gerufenen Veranstaltungen waren theils solche, die von Anfang an ins Auge gefaßt und im Statute verheißen waren, theils solche, die zur Befriedigung eines augenblicklichen Bedürfnisses dienen sollten. Um von den ersten zunächst zu handeln, so hat die Bibliothek sich im Laufe der Jahre bedeutend vermehrt und wird von den Mitgliedern des Vereins auch treulich benutzt. Der Journal-Zirkel hat in 2 Abtheilungen zerlegt werden müssen und findet genügende Theilnehmer. Das mit der Bibliothek verbundene Lese-Zimmer, welches wegen Mangel an Benutzung eingegangen war, ist in neuerer Zeit wieder eingerichtet worden. Die für Lehrlinge bestimmte Sonntags-Schule, welche im Lesen, Schreiben und in der Recht-

Schreibung Unterweisungen ertheilt, besteht fort, wird aber nicht von so Vielen besucht, als zu wünschen wäre. Freilich muß dabei erwähnt werden, daß neben der vom Gewerbe-Vereine begründeten Sonntags-Schule auch andere dieser Gattung sich gebildet haben. Technische Vorträge wurden in Versammlungen des Vereins gehalten, welche deshalb besonders anberaumt waren und an denen auch Nicht-Mitglieder theilnehmen konnten. Prämien für Lehrlinge wurden bewilligt und die Entscheidung der zu diesem Behufe ernannten Commissionen durch das Gewerbe-Blatt bekannt gemacht. Dieses Organ des Vereins wird noch immer fortgesetzt, nur ist die Aenderung eingetreten, daß nicht allmonatlich ein Heft erscheint sondern 6 Doppelhefte für das Jahr herausgegeben werden.

Wenden wir uns zu den außerordentlichen Veranstaltungen des Gewerbe-Vorstandes, so haben wir zunächst der Weihnachts-Bazare zu erwähnen, welche in den Jahren 1847, 1848, 1849 und 1858 stattfanden. Nach dem Beispiele anderer Städte hatte der Vorstand es angemessen gefunden, den Gewerbetreibenden Gelegenheit zu geben, ihre Erzeugnisse um die Zeit vor Weihnachten an einem passenden Orte feil zu halten. Der Moskowiter-Saal, welcher zu einem solchen Zwecke sehr geeignet ist und von dem Ober-Präsidio unentgeltlich bewilligt wurde, war geschmackvoll eingerichtet. Die Gewerbetreibenden, welche ihre Waaren zum Verkaufe ausstellen wollten, mußten sich zwar durch Reverse verpflichten, die Kosten der Einrichtung und Ausschmückung sowie die laufenden Tageskosten nach Verhältniß der von ihnen benutzten Stellen zu erstatten, sie wurden aber von der Verpflichtung befreit, weil sämmmtliche Kosten durch die reichlichen Eintritts-Gelder à 2½ Sgr. ersetzt wurden. Der Bazar fand beim Publiko so großen Beifall, daß der letzte von mehr als 26,000 Besuchern in Augenschein genommen wurde und die Gewerbetreibenden, die den Markt bezogen hatten, mit dem Erlöse zufrieden waren. — Wichtiger noch war die Eröffnung der Gewerbe-Halle. In der Bekanntmachung vom 27. August 1848 setzte der Vorstand des Gewerbe-Vereins die Königsberger Gewerbetreibenden davon in Kenntniß, daß er, um ihnen bei der zeitigen Stockung der Gewerbe und des Handels Gelegenheit zum Absatz ihrer Erzeugnisse zu geben, die Errichtung einer Gewerbe-Halle beschlossen habe, in welcher sie ihre Waaren unter gewissen Bedingungen zum Verkaufe ausstellen und darauf die Hälfte des ermittelten Werthes als Darlehn

erhalten könnten. Eine besondere Direktion für die Gewerbe-Halle wurde ernannt und ein Statut zur Beachtung gegeben. Die nöthigen Gelder zu den verheißenen Darlehnen erhielt man aus der im Jahre 1848 vom Staate errichteten Darlehns-Kasse, und die Gewerbetreibenden säumten nicht, ihre Waaren der Gewerbehalle (Parade-Platz Nr. 2) anzuvertrauen. Sie wurde am 11. Dezember 1848 eröffnet, mußte aber zu Michael 1851 verlegt werden, weil das benutzte Gebäude verkauft und zur Königshalle eingerichtet wurde. Das neue Lokal in dem Eckhause am Eingange zur Tragheimer Kirchenstraße war nicht so zweckmäßig, doch wurde die Halle für Rechnung des Vereins bis zum 15. September 1852 fortgeführt, von hier ab aber die weitere Fortsetzung den dabei interessirten Gewerbetreibenden überlassen. Ohne die Darlehnskasse wäre die Gewerbe-Halle nicht gut möglich geworden, da die ihr zugesicherten Darlehne nur aus jener Kasse bezogen werden konnten. Die Auflösung jener Kasse stellte daher auch das Fortbestehen der Gewerbe-Halle in Frage. Wenn sie aber auch viele Zuschüsse gekostet — das Ministerium bewilligte zur Einrichtung 1000 Thlr., die städtischen Behörden in Königsberg gaben im Jahre 1851 ein- für allemal 500 Thlr. und die Kasse des Gewerbevereins hatte am Schlusse eine Einbuße von mehr als 1200 Thlr. zu tragen — so hat sie doch auch einen wohlthätigen Einfluß auf den Königsberger Gewerbebetrieb geäußert und viel dazu beigetragen, daß die durch das Jahr 1848 im Verkehr herbeigeführten Stockungen nicht noch fühlbarer wurden. Der durch die Gewerbe-Halle in den 4 Jahren ihres Bestehens vermittelte Absatz von Erzeugnissen erreicht die Summe von 93,423 Thlr. 26 Sgr. 1 Pf. — In den Monaten Dezember 1856 und Januar 1857 hatte der Gewerbe-Verein in seinem Lokale eine Ausstellung von Apparaten, Modellen und Maschinen veranstaltet. Der Stamm bestand aus der eigenen Sammlung des Vereins: es waren aber von verschiedenen Seiten her so viele Zusendungen erfolgt, daß mehr als 500 Nummern aufgestellt waren. Das Publikum betheiligte sich bei dieser interessanten Ausstellung um so mehr, als sachverständige Mitglieder des Vereins sich der Mühe unterzogen hatten, zweckdienliche Erläuterungen zu geben. Das Eintritts-Geld von 5 Sgr. ging in solcher Masse ein, daß nach Deckung der Kosten ein Ueberschuß von 200 Thlr. verblieb, der zur Unterstützung zweier tüchtiger Zöglinge der Gewerbe-Schule verwendet werden soll.

Im Jahre 1850 fiel dem Verein ein Geschenk von 1000 Thlr. zu. Der Königsberger Kaufmann Jordan, der in diesem Jahre starb und ein eifriges Mitglied des Gewerbe-Vereins von seiner Begründung an gewesen war, hatte demselben testamentarisch ein Legat von 1000 Thlr. vermacht, dessen Zinsen jährlich zweien jungen Gewerbetreibenden als Stipendien zu Theil werden sollten. Um nun die Erbschaft antreten zu können, waren dem Vereine Korporations-Rechte nöthig, welche dann auch nachgesucht und durch die Kabinets-Ordre vom 12. September 1855 bewilligt wurden. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die Statuten in Berathung genommen und dieselben in der abgeänderten Form vom November 1854 Seitens des Ober-Präsidiums unterm 25. Oktober 1855 bestätigt. Bedeutende Veränderungen sind durch die neue Redaktion in die Satzungen des Vereins nicht gekommen.

Nach dem Kassen-Abschluß für das Jahr 1858 betrug die Einnahme 474 Thlr. 18 Sgr. 8 Pf. und die Ausgabe 483 Thlr. 10 Sgr. 9 Pf. An Vermögen waren vorhanden 200 Thlr. in Rentenbriefen, 200 Thlr. in freiwilliger Staatsanleihe (letztre zu Stipendien für Gewerbschüler bestimmt), 1000 Thlr. Zuwachs durch den Ertrag des Weihnachtsbazars.

(Fortsetzung folgt).

K. H. Partisius.

Die Hexenprocesse der beiden Städte Braunsberg,

nach den Criminalacten des Braunsberger Archivs bearbeitet.

(Fortsetzung).

In einer solchen Zeit der Unwissenheit und Sittenverderbniß mußte natürlich der alte Aberglaube fortwuchern; manches Neue aber hatte der Orient geliefert, wohin namentlich die hier zu beachtende Idee von Geistern gehört, welche dem Muhamedanismus zufolge den Mädchen nachstellten. Die Furcht vor dem Teufel, der Glaube an Zauberei und die Bestrafung vermeinter Hexerei gewann um so mehr an Ausbreitung, je mehr die Unwissenheit bei den Lehrern des Volkes, den Geistlichen, wuchs. — Der Sachsenspiegel (in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts) bestimmte den Tod durch's Feuer gegen Zauberei; und auch der Schwabenspiegel (in der zweiten Hälfte des XIII.) verordnet, Jeden, der mit Zauberei oder mit dem Teufel um-

gehet, indem er ihn mit Worten zu sich ladet oder sonst mit ihm verkehrt, soll man verbrennen, weil er Jesum Christum verleugnet und dem Teufel sich ergeben hat. Roger Baco, ein Franciscaner zu Oxford, der durch mathematisch-physikalische Folgerungeu der Technik seiner Zeit weit vorauseilte und im Geiste die großen Fortschritte der Naturlehre in der Erfindung des Fernrohrs, der Benutzung des Dampfes u. s. w., manches wohl mit sanguinischer Hoffnung, wie sie bei neuen Entdeckungen sich in der Regel zeigt, voraussah, litt als Zauberer Verfolgung und mehrjährige Einkerkerung. Im Jahre 1274 wurde ein Weib zu Carcassonne verbrannt und 1275 erlitt eine sechsundfünfzigjährige Frau zu Toulouse dasselbe Schicksal, welche vor Gericht zu dem Geständniß gebracht war, daß sie mit dem Teufel fleischlichen Umgang gepflogen und ein Ungeheuer mit Wolfskopf und Schlangenschwanz geboren, welches sie mit dem Fleische kleiner Kinder genährt habe. Peter von Apono wurde 1316 als Zauberer in **effigie** verbrannt. Und so standen noch viele andere, namentlich solche Männer, die durch astrologische oder alchemistische Lehren und Versuche sich bemerkbar machten, waren sie auch sonst die ausgezeichnetsten philosophischen und mathematischen Köpfe und fern von den rohen Ausgeburten des Aberglaubens, in gleichem Rufe. Gewiß trug der Umstand viel zu diesem Verdacht bei, daß die Gelehrten ihre der Menge unbegreiflichen Resultate nach damaliger Sitte in unverständlichen Formeln darstellten. — Man kannte, wie oben erwähnt, schon in frühern Jahrhunderten Buhlteufel; die rechte Aufnahme aber fand diese Thorheit jetzt erst. Im Trierschen wurden viele alte Frauen als Hexen verbrannt, und es sollen in jener Zeit in Italien und Deutschland überhaupt gegen dreißigtausend Menschen diesem Wahne als Opfer gefallen sein.

Bald darauf brachen fürchterliche Schreckensjahre über Europa herein. Im Jahre 1338 fielen meilenlange Schaaren von Heuschrecken über Ungarn, Polen, Schlesien, Oesterreich und andere Länder; und nachdem dieselben, in der Luft schwebend, die Sonne verfinstert hatten, verzehrten sie, über die Felder fallend, jeden Fruchthalm. Viele Menschen aßen in diesem Jahre in Schlesien Gras und Wurzeln. Im Jahre 1346, besonders aber 1348, verschüttete ein nie erlebtes Erdbeben ganze Städte und Flecken in Europa. Vom Jahre 1347 an bis fast zum Ende dieses Jahrhunderts wüthete der schwarze Tod. Und woher dieses viele Leiden, namentlich das größte von allen, jene

fürchterliche Seuche? Ungünstige Stellung der Gestirne wurde von Vielen als Grund angesehen, der schwarze Tod aber insbesondere der Giftmischerei und Zauberei der Juden zur Last gelegt, und Tausende dieser Unglücklichen wurden erwürgt. — Nun wuchs die Teufelsfurcht von Jahr zu Jahr. Wie in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, so erfolgten auch in der zweiten in Carcassonne und Toulouse Viele Hinrichtungen. Der Kanzler der Pariser Universität Gerson klagt darüber, daß von Spanien aus viele astrologische Bücher eingeschleppt und von Zauberweibern und andern Leuten benutzt würden. Die Universität aber erließ 1398 zur Beruhigung des Volkes mehrere Artikel gegen die Zauberei; sie gab eine feierliche Erklärung, nach welcher ausdrückliche oder stillschweigende Bündnisse mit dem Teufel und dergl. für Sünde und darum für strafbar, aber für irrthümlich im Glauben, und als einer gesunden Philosophie und der wahren Astronomie widersprechend erklärt werden. Auf einer Synode zu Langres 1404 wurde, wenn auch auf eine verständige Art, so doch den Zeitansichten angemessen den Priestern zur Pflicht gemacht, diesem Uebel zu steuern, und zwar durch Belehrung; die Wahrsager werden gewinnsüchtige Betrüger, magische Heilmittel unchristlich genannt und die Möglichkeit behauptet, daß ein Mensch, der sich dem Teufel ergeben habe, durch Reue und Buße gerettet werden könne. Die angeordnete Buße aber ist sehr mild. 1406 wurden mehrere Personen in Toulouse nur zu Geldstrafen, Fasten und drgl. verurtheilt. Im Jahre 1431 wird die Jungfrau von Orleans vom Herzog Johann von Bedford zu Rouen als Hexe verbrannt, wobei geistliche und weltliche Richter sich lange nicht einigen konnten, ob ein göttlicher oder teuflischer Geist das Mädchen regiert habe. Der Papst Calixtus III. erklärte die Jungfrau 1455 nach wiederholter Revision der Akten für unschuldig. Aegid von Rez, ein Marschall von Frankreich, wurde 1440 hingerichtet, weil er dreihundert und zwanzig Menschen durch Zauberei ums Leben gebracht haben sollte. Am Aehnlichsten ist den spätern Hexenprozessen die 1459 zu Arras geführte Untersuchung gegen viele Männer und Weiber, welche beschuldigt wurden, daß sie zum Hexentanze gefahren wären und dort Teufelsanbetung*) und Unzucht

*) Die Teufelsanbetung findet sich nach Origines (c. Cels. VI. 28 vrgl. 43) schon bei den kriegerischen Ophiten. Später wird sie namentlich den Katharern zugeschrieben. —

getrieben hätten. Sie bekannten sich auf der Folter zu dem vorgehaltenen Verbrechen und nannten immer mehr Theilnehmer. Mehrere wurden 1460 verbrannt, nur wenigen gelang es, sich loszukaufen. Das Pariser Parlament erklärte 1491 die Hingerichteten für unschuldig und legte dem Herzoge, dem Bischof und den Richtern eine Geldstrafe auf und verurtheilte sie zur Erstattung der Kosten. Uebrigens kann man nicht leugnen, daß damals wie später Viele von denen, welche als Zauberer oder Hexen hingerichtet wurden, durch schwere Verbrechen, manche als Giftmischer, den Tod verdient hatten.

Am Traurigsten sah es um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in Bezug auf Zauberei in einigen Theilen Deutschlands, z. B. im Mainzischen, Cölnischen, Trierschen, Salzburgischen und Bremischen aus. Von dorther gingen häufige Klagen über das Unwesen der Zauberei beim päpstlichen Stuhle ein. Es wurde berichtet, daß viele Männer und Weiber sich mit dem Teufel in Unzucht vermischten, daß sie mit seiner Hilfe durch Besprechungen und ähnliche Mittel menschliche und thierische Geburten verhinderten, die Früchte des Feldes verdürben und Menschen und Vieh mit unsäglichen Krankheiten quälten. Papst Innocenz **VIII.** erließ deßhalb den 5. Dezember **1484** eine Bulle, in welcher er jene Ruchlosigkeiten ernst verpönt und sie zu bestrafen gebietet.

Man hat in älterer und neuester Zeit diesem Papste die hinterlistige Absicht beigemessen, als habe er unter jener den Zeitansichten entsprechenden Form nichts weiter beabsichtigt, als diejenigen auszurotten, welche einer andern kirchlichen Ueberzeugung waren. Daß nämlich der Papst diese Gerichte in die Hände derselben Geistlichen legte, welche schon mit Verfolgung der Ketzerei beauftragt waren, wird als Grund für jene Absicht angeführt. Zwar dürfte es Keinem leicht einfallen, den persönlichen Charakter dieses Mannes vor der Besteigung des päpstlichen Stuhles in Schutz nehmen zu wollen, allein für solche Anklage verlangt die Geschichte andere Beweise. Da wir anderswoher nicht wissen, daß der Papst von dem der ganzen damaligen Welt anklebenden Wahne frei war, so müssen wir annehmen, daß die in jener Bulle geschilderten Verbrechen der vermeinten Hexen auch von ihm (weil es die Bulle klar ausspricht) für Thatsachen gehalten wurden; und da diese von der schrecklichsten Art waren, so müssen wir auch glauben, daß er (wie es die Bulle besagt) ihretwegen jene Gerichte verhängt hat, nicht, daß er nichts weiter als unter dieser Form

die Ketzer habe vertilgen wollen. Daß er aber diese Untersuchungen den schon vorhandenen Ketzerrichtern anvertraute, erklärt sich leicht daraus, daß er jene den Glauben unmittelbar berührenden Vergehen denjenigen Richtern anvertrauen wollte, welche in Glaubenssachen schon anderweitig die Untersuchungen führten. Papst Alexander IV. hatte 1258 befohlen, die Inquisitoren sollten Untersuchungen wegen Zauberei nur dann anstellen, wenn Ketzerei damit verbunden wäre. Diese Verordnung hob also Innocenz VIII. auf; ob zum Guten, das ist freilich die Frage. Denn, wenn man von der andern Seite den Papst dadurch zu rechtfertigen sucht, daß man annimmt, er habe diese höchst wichtige Angelegenheit überhaupt und allerwärts dem Arme der weltlichen, meistentheils ungebildeten Richter jener Zeit entziehen wollen (was sich übrigens aus der Bulle eben so wenig entnehmen läßt), so würde eine solche Absicht dem Papste in Bezug auf seine Kenntniß von der Beschaffenheit der Rechtsgelehrsamkeit überhaupt wenig Ehre machen. Diese Wissenschaft, namentlich die des peinlichen Rechts, befand sich damals überall in einem höchst beklagenswerthen Zustande, so daß Willkühr in Bestimmung der Verbrechen und bei ihrer Bestrafung an der Tagesordnung war. Was war überdies in dieser auf theologischem Grunde beruhenden Sache von dem scholastischen Geiste der Gelehrten zu erwarten, der in unnützen, spitzfindigen Fragen über Form und Worte den Geist ertödtete?

Wenn demnach jene Anklage gegen Innocenz VIII. als ungerecht erscheint, so ist diese Art der Vertheidigung unzulänglich. Zu seiner Entschuldigung kann und darf wohl nichts weiter angeführt werden, als daß er (was aus der Bulle sich deutlich ergiebt) von dem Irrthum seiner Zeit ebenfalls befangen war, und daß er vermöge seiner Stellung sich für verpflichtet hielt, die Menschheit von dem grenzenlosen (wenn auch nur in der Einbildung bestehenden) Elende zu befreien. Bedauern müssen wir es allerdings, daß er bei seiner hohen, einflußreichen Würde in dieser Hinsicht nicht über seiner Zeit stand, um die geeigneten Mittel zur Vertilgung jenes Wahnes ergreifen zu können, sondern daß er gerade durch jene Bulle den Hexenverfolgungen eine höhere Sanction und auf solche Weise mehr Aufnahme verschaffte. Allein wie viele seiner Zeitgenossen hätten deßhalb den ersten Stein gegen ihn aufheben können?*) — Auch hat man ver-

*) Die Bulle ist abgedruckt in Horst's Dämonomagie II. 17—24. Im Allgemeinen kann man Horst's Urtheil über Innocenz VIII. beitreten, leider aber

sucht, die Ansicht zu begründen, daß die Herenverfolgungen im Schooße der Inquisition erzeugt, und daß von Innocenz VIII. der Unterschied zwischen Heren und Ketzervertilgung aufgehoben worden*). Das Letztere muß in soweit zugegeben werden, als er beide Untersuchungen demselben Gerichte zuwandte; allein das Erstere widerlegt sich von selbst dadurch, daß der Glaube an die Hauptpunkte im Herenwesen, sowie die gerichtlichen Verbote und Verfolgungen, älter als das Inquisitionsinstitut sind; und man würde, wollte man jene Erscheinungen als abgesondert betrachten, dasselbe Uebel in seinen Anfängen verkennen. — Eben so wenig kann man zugeben, daß die Herenprocesse durch die Verordnungen der Päpste gegen Magie und Zauberei hervorgerufen worden**); denn dem widerspricht eben so klar und offen die Geschichte. — Wenn aber Einige gar behaupten, Innocenz VIII. sei der Urheber der Herenprocesse***), so kennen sie entweder nicht oder verleugnen, was vorhergegangen war, und was folgte. Wie wäre es, von den früheren Processen abgesehen, übrigens auch nur denkbar, daß so viele umsichgreifende, so lange dauernde Schauderscenen durch ein Machtgebot hätten hervorgerufen

wird er bei den vielen Wiederholungen so unklar, daß man sich nur schwer zurecht finden kann. — Ritter (Kirchengeschichte II. 590) dürfte wohl zu viel Gewicht auf die Bulle legen; wenigstens war es, wie wir gesehen, lange vorher Glaube, daß Teufelsverbündete Menschen und Vieh beschädigen könnten. —

*) Schon Thomasius in der unter seinem Präsidium vertheidigten Schrift: Disputatio juris canonici de origine et progressu processus inquisitorii contra sagas etc. Hal. 1712, deren Verfasser er selbst ist. — In neuerer Zeit Scholtz: Ueber den Glauben an Zauberei in den letztverflossenen vier Jahrhunderten. Breslau, 1830. — So legt auch Soldan (Geschichte der Herenprocesse, Stuttgart und Tübingen, 1843) zu viel Gewicht auf die Inquisitoren; namentlich erscheint seine S. 178 gegebene Deduction, daß die Verlegenheit des Stoffmangels, weil die ketzerischen Secten sich verringert hatten, der Unpopularität und des Conflictes mit der weltlichen Gerichtsbarkeit die Inquisitoren darauf geführt habe, den Herenproceß zu erfinden, geradezu als unhistorisch. — Wer seine aus romanhaften Historikern genommene Ansicht über die Inquisition berichtigen will, der lese Hefele: Der Cardinal Ximenes. Tübingen, 1844. S. 176, 185.

**) Ritter a. a. O. —

***) Mone: Anzeige zur Kunde der deutschen Vorzeit, 1839. — Er sieht überdies in dem ganzen Herenwesen eine bis ins siebenzehnte Jahrhundert dauernde, damals aber schon ihrem Ende sich nahende Gesellschaft gegen die Volksreligion, die am schwarzen Meere aus dem Hekate- und Bachusdienste entstanden sei; alles ohne historischen Nachweis. —

werden können! Und worin fanden denn die Protestanten die Begründung für ihre Hexenprocesse, wenn sie durch jene Verordnung erst geschaffen worden? Als päpstliche Verfügung hätten sie dieselbe gewiß gänzlich außer Acht gelassen. Abgesehen von ihrem nachweislich höheren Alter, „erreichte aber die Dämonologie im siebenzehnten Jahrhundert fast noch mehr in der protestantischen als katholischen Kirche den höchsten Grad der Schrecklichkeit*)". Auch wurde nicht selten diese, wie ein und die andere ähnliche Verordnung, einiger nachfolgenden Päpste**) von protestantischen Rechtslehrern und Richtern angenommen und befolgt, wohl nur deßhalb, weil ihr Grund tiefer lag und von den confessionellen Unterschieden nicht berührt wurde. — Mit Rücksicht auf die frühere Darlegung nicht genau genug, von seinem Standpunkte aus aber richtig, sagt Menzel: „die Reformation hat mit dem Glauben an die leibliche Macht des Teufels über die Menschen und die Erde die Grundlage des Hexenprocesses in der Vorstellung ihrer Anhänger befestigt und durch Erregung des Wetteifers die Zahl der Opfer gesteigert, indem die Katholischen im Kampfe wider den Teufel hinter den Protestanten nicht zurückbleiben wollten***)". In der That in dieser Abscheulichkeit dürfen sich die christlichen Confessionen gegenseitig keine Vorwürfe machen. Melanchthon, der in seinen **Initiis doctrinae physicae** überall den Einfluß des Teufels auf Luft u. s. w. behauptet, meint in Bezug auf die zweimalige Folterung des Thomas Münzer, es sei unweislich gehandelt, daß man nicht durch die peinliche Frage in Erfahrung zu bringen gesucht habe, ob Münzer seine göttlichen Offenbarungen erdichtet, oder ob ihn der Teufel mit Gesichten verführt habe; solches wäre nützlich zu wissen†). Von Melanchthon erhalten wir auch ein Zeugniß über Dr. Faust. Er erzählt in seinen Tischreden: „Ich habe einen gekannt mit Namen Faust von Knittling (jetzt Knittlingen, in Würtemberg, eine Stunde

*) Horst a. a. O. I. 197. Der Reformator Beza macht den französischen Parlamenten den Vorwurf, sie seien in Verfolgung der Hexen zu lässig; und W. Scott gesteht, daß die Hexenprocesse in England um so zahlreicher geworden, je mehr sich der Calvinismus dort verbreitet hätte. —

**) Aehnliche Verordnungen sind erlassen von Eugen IV. († 1447), Nicolaus V. († 1455), Alexander VI. († 1503), Julius II. († 1513), Leo X. († 1521), Hadrian VI. († 1523) und Clemens VII. († 1534). —

***) K. A. Menzel: Neuere Geschichte der Deutschen, VIII. 55. —

†) Luther's Werke, Walchsche Ausgabe. XVI. 215. —

von Bretten, dem Geburtsorte Melanchthon's). Dieser hatte auf der Schule zu Krakau die Magie gelernt, schweifte überall herum und lernte viele Geheimnisse. Er wollte sich zu Venedig sehen lassen und sagte, er würde gen Himmel fliegen. Der Teufel aber zog ihn herab und gab ihm einen solchen Stoß, daß er auf die Erde stürzte und fast gestorben wäre; doch starb er nicht. Vor wenigen Jahren saß derselbe Johannes Faust Abends gar traurig in einem Dorfe Würtembergs. Der Wirth fragte ihn, warum er gegen seine sonstige Art und Weise so traurig sei. Denn er war sonst ein arger Wüstling von dem schlechtesten Lebenswandel, so daß ihm einige Mal seine Lüste fast das Leben kosteten. Er sagte dem Wirthe in jenem Dorfe: Laß dich heute Nachts nicht erschrecken. Um Mitternacht nun bekam das Haus einen Stoß. Als Morgens Faust nicht aufstand, und es fast schon Mittag war, ging der Wirth in sein Zimmer und fand ihn neben dem Bette auf dem Gesichte liegen; und so hatte ihn der Teufel geholt. Er hatte, so lange er lebte, immer einen Hund bei sich, welcher ein Teufel war". — Die Diabologie Luther's selbst ist aus seinen Schriften allbekannt. Wenn die Katholiken dem Teufel die Macht zur Verführung zugestanden, ohne darum jede Veranlassung zur Sünde in ihm zu suchen, so sah ihn Luther sonderbarer Weise außerdem als den Zuchtmeister Gottes auf Erden an, der sündhafte Menschen quäle, um sie zu Gott zurückzuführen. Ihm schrieb er daher alles Unheil im bürgerlichen Leben, in Küche und Keller zu; ihn sah er für die unmittelbare Ursache seiner trüben, melancholischen Gedanken an. Dabei glaubte er den Satan leiblich zu sehen; und diese Visionen hatten für ihn, wie für seine Zeitgenossen, objective Gewißheit. Nur durch beißenden Witz und derbe Ausdrücke oder unfläthige Handlungen, sagte er, habe er ihn entfernt. Horst sagt, wenn die bekannte Geschichte mit dem Tintenfasse auch nicht historisch begründet ist, so ist doch soviel gewiß, daß sie nach Luther's Teufelsglauben und Individualität sehr wohl hätte stattfinden können. So glaubte Luther auch an persönliche Vermischungen des Teufels mit Menschen und an das Bündniß mit ihm. Man erzählte ihm, daß die Frau eines Edelmannes nach ihrem Tode wiedergekommen und mit demselben Kinder erzeugt habe, endlich aber bei einem von dem Manne ausgestoßenen Fluche verschwunden sei. Darauf sagt Luther: „**Jam est quaestio**", ob das rechte Weiber, und obs rechte Kinder sind. Davon sind das meine Gedanken, daß es nicht rechte Weiber sein

können; sondern es sind Teufel. Und gehet also zu: der Teufel macht ihnen ein Geplerr vor die Augen und betrügt sie, daß die Leute meinen, sie schlafen bei einer rechten Frauen, und ist doch nichts. Desgleichen geschieht auch, wenn es ein Mann ist. Denn der Teufel ist kräftig bei den Kindern des Unglaubens, wie S. Paulus sagt. Wie werden aber die Kinder gezeugt? Darauf sage ich also, daß diese sind auch Teufel gewesen, haben solche Leiber gehabt, wie die Mutter. Es ist wahrlich ein gräulich schrecklich Exempel, daß der Satan so kann die Leute plagen, daß er auch Kinder zeuget". — In Bezug auf eine Zauberin, die ein Mädchen aus Altenburg zum Blutweinen gebracht haben sollte, meinte er, die Juristen wollen zu viel Zeugnisse und Beweisungen haben, verachten diese öffentlichen; er habe unlängst einen Ehehandel gehabt, da das Weib den Mann wollte mit Gift umbringen, also daß er Eidechsen hat von sich gebrochen; und da man sie peinlich gefragt, habe sie nichts bekennen wollen. Denn solche Zauberinnen sind gar stumm und verachten die Pein, und der Teufel läßt sie nicht reden. Solche Thaten müßte man hart strafen. — Und als einmal von Hexen die Rede war, welche Eier aus den Hühnernestern, Milch und Butter fortnähmen, sagt er, man solle mit dergleichen keine Barmherzigkeit haben, er selbst wollte sie verbrennen. — Wenn die Reformirten nach dem Heidelberger Katechismus statt Luther's „von dem Uebel" in dem Vaterunser „von dem Bösen" beteten, so meinten sie darunter nur und geradezu den Teufel. Sie huldigten auf diese Weise der Zeitansicht in diabolischer Hinsicht, wie in anderer Beziehung die Engländer einige Zeit hindurch beteten: „Deine Republik komme zu uns". Allein den Protestanten und namentlich Luther die Vorbereitung der ungebührlichen Vorstellungen von der Macht des Teufels und der Hexenprocesse zur Last zu legen, wie es zuweilen geschehen ist, verräth auf gleiche Weise Mangel an historischer Kenntniß oder absichtliche Nichtachtung der Thatsachen, wie bei Jenen, welche das ganze Uebel den Päpsten und der Inquisition aufbürden*).

Bald nach Erscheinung der Bulle Innocenz VIII. (wahrscheinlich zum ersten Mal 1489 in Cöln gedruckt) erschien ein Buch, **Malleus Maleficarum** (der Hexenhammer) genannt, in welchem mit

*) Luther's Werke XXIV. 94, 22; XXV. 4, 5. — Horst, Zauberbibliothek I. 353 ff.; VI. 108 u. a. a. St. — Desselben Dämonomagie I., 173.

Hilfe einiger falsch verstandenen Stellen der heil. Schrift aus Kirchen- und Profanscribenten unter Voraussetzung der göttlichen Zulassung die Möglichkeit und das Vorkommen sowohl des Teufelsbündnisses zum Verderben Anderer, als auch der fleischlichen Vermischung nachgewiesen und eine vollständige Anleitung zur Inquisition gegen die der Zauberei Verdächtigen und Beschuldigten, kurz ein ausführlicher Criminalcoder für diese Art von Verbrechen gegeben wurde. Der Verfasser hat sich nicht genannt; auch wird darin angegeben, daß nur, was bereits vorhanden und allgemein angenommen sei, gesammelt und geordnet worden. Wenn aber von dem Verfasser zugleich behauptet wird, daß die Hexen eine Ausgeburt der neuern Zeit seien, so ist dieses nur Einer der vielen Widersprüche in diesem Coder. Durch diese Behauptung wollten sich die Verfasser gegen den Vorwurf schützen, daß das angeordnete Verfahren einem alten kirchlichen Verbote zuwiderlaufe. Ein Canon im Decrete Gratian's erklärt nämlich, daß der Glaube an Hexenfahrten irrig und heidnische Einbildung sei, geschaffen vom Teufel, der die Gestalt von Personen annehme u. s. w. Da aber der Hexenhammer Jeden verdammt, der an die Wirklichkeit solcher Fahrten nicht glaubt, so sucht er sich durch die Behauptung zu rechtfertigen, daß zur Zeit der Abfassung jenes Canons, der überdies apocryphisch sei, die neue Secte der Hexen noch nicht existirt habe. — Man vermuthet, daß die von Innocenz ernannten Hexenrichter Institoris und Sprenger dieses Machwerk geschmiedet hätten. Gleichviel! Dieses unwürdige Product eines verirrten Verstandes, von der theologischen Facultät zu Cöln approbirt*), mit einem Diplome des römischen Königs Maximilian vom 6. November 1486 versehen, wurde zur Instruktion der später geführten Hexenprocesse fast überall benutzt. Man kann freilich nicht wissen, in welcher Art das Verfahren bei diesen Processen ohne jenen allgemein angenommenen Coder sich herausgebildet haben würde; allein zu

*) In jener Approbation werden die über die Bestrafung der Hexen aufgestellten Grundsätze nur insoweit gebilligt, „als sie den heiligen Canonen nicht widersprechen", und der Tractat soll nur erfahrnen und gottesfürchtigen Männern in die Hände gegeben werden; später unterzeichnete die Facultät aber noch vier Artikel, welche das Treiben der Inquisitoren weit entschiedener billigen und die weltliche Obrigkeit im Interesse des katholischen Glaubens zur Unterstützung derselben auffordern; sie untersagte daher auch das Predigen gegen den Hexenglauben, ein Beweis, daß damals schon manche Geistliche eine geläuterte Ansicht hatten.

fürchterlichern Extremen konnte es kaum kommen, als es unter solcher Anleitung wirklich gekommen ist. Darum muß dieser Coder, besonders mit Rücksicht auf den angerichteten Schaden, bei jedem Vernünftigen den gerechtesten Abscheu und Widerwillen erregen. Uebrigens begreift man kaum, wie bei den vielen Inconsequenzen dieses Werk so allgemein, wie es geschah, angenommen werden konnte, wenn man nicht bedenkt, daß die fire Idee von der Wirklichkeit der Hexerei, welche sich aller Köpfe bemächtigt hatte, vorweg Uebereinstimmung in der Hauptsache, der Thesis, bewirkte, ohne daß nach einem strengen Beweise, von dem ja Jeder im Voraus schon überzeugt zu sein glaubte, weiter gefragt wurde. Die Hexen, heißt es unter Andern, seien dem Teufel als Instrumente nothwendig, um Unheil zu stiften; denn der Teufel als Geist sei keiner körperlichen Berührung fähig, welche Letztere zu jeder körperlichen Handlung nothwendig sei. Später aber wird behauptet, daß es ketzerisch sei, daran zu zweifeln, daß der Teufel sich mit dem Menschen leiblich vermischen könne. An einer Stelle ferner: „Die Menschen können wirklich in Werwölfe und drgl. verwandelt werden"; dann aber: „Jene Verwandlung ist nur scheinbar, weil zwei Wesen von verschiedener Natur in einem Subjecte nicht eristiren können". Wenn es im Canon laute, heißt es später, daß nur der Schöpfer Wesen hervorbringen oder verändern könne, so beziehe sich dieses auf die vollkommenen Creaturen, z. B. den Menschen, den Esel und drgl.; die unvollkommenen, als Schlangen, Kröten, Mäuse u. s. w., könne auch der Teufel machen. Merkwürdig ist der Beweis dafür, daß die Hexen durch ihre triefenden Augen behexen können. Triefende Augen seien entzündete Augen; entzündete Augen aber entzünden die Luft, und die Luft entzünde gesunde Augen, welche sich in ihr befinden, besonders wenn sie den triefenden Augen der Hexe in gerader Linie gegenüber ständen. Die ersten drei Sätze, welche nichts weiter als eine natürliche Erklärung von der Fortpflanzung der Augenentzündung geben sollen, sind ein Fingerzeig für den Zustand der damaligen Arzneikunde, haben aber mit der Hexerei nichts zu thun, da dasselbe ja für alle entzündeten Augen gelten müßte, die doch keineswegs durchweg für Hexenaugen gehalten wurden. Nur der letzte Satz soll es beweisen. Wodurch aber? — Als Zeugen gegen den Angeklagten, nicht für ihn, sollen die nächsten Verwandten, selbst Verbrecher jeder Art, zugelassen werden. Sogar Lüge und Wortbruch werden zur Ermittelung der vermeinten Wahrheit vom Hexenhammer

angerathen; und man müßte zuweilen nicht blos Dummheit, sondern sogar Bosheit den Verfassern dieses Criminalcoder zur Last legen, wenn nicht christliche Liebe anzunehmen geböte, daß der eingewurzelte irrige Glaube an die Wirklichkeit all jenes Unsinns, dessen Eingeständniß auf dem gewöhnlichen richterlichen Wege natürlich nicht zu erreichen war, dessen Ausrottung sie aber für die heiligste Christenpflicht hielten — daß dieser Glaube sie in ihrer Beschränktheit den Betrug als erlaubtes Mittel ansehen ließ. So rathen sie dem Richter, des Geständnisses wegen Gnade zu versprechen, dabei aber an sich oder das Gemeinwesen zu denken, zu dessen Erhaltung die Hinrichtung Jener eine Gnade sei. Auch könne man die Zusage einige Zeit halten; oder ein anderer Richter möge das Urtheil fällen. — In Beziehung auf diese Anpreisung der lügenhaften Untersuchungsweise ist eine spätere Rechtfertigung von dem französischen Rechtsgelehrten Jean Bodin von 1579 in seiner **Magorum Daemonomania**, einem Werke voll des blindesten Aberglaubens, merkwürdig. Dieses alles, sagt er, sei nach göttlichen und menschlichen Rechten erlaubt, wiewohl Augustinus in seinem Buche von der Lüge und Aquinas von den acht Arten der Lüge gesagt haben mögen, daß man sich solcher Lügen enthalten müsse. Hätten doch die Hebammen Aegyptens und die Hure Rahab dafür, daß sie gelogen, Lohn von Gott erhalten. Es sei lobenswerth und nothwendig, zu lügen, wenn das Leben eines Unschuldigen zu retten wäre. So hätten auch Plato und Xenophon dem Magistrate nachgegeben, zum Besten der Republik Lügen vorzubringen. Also auch, um verborgene Verbrechen an das Licht zu schaffen, sei das Lügen erlaubt; Zauberei aber sei das größte Verbrechen. Ein anderer Vertheidiger der Herenprozesse ist Martin Delrio in seinen 1599 erschienenen **Disquisitiones magicae**. Er will, daß die Heren selbst dann, wenn sie Niemanden geschadet, wegen des Teufelsbundes getödtet werden; und dieses, wie alles andere, sucht er durch die feinste, gelehrt scheinende Untersuchung zu begründen.

All dieser Unsinn wurde in jenen Zeiten nicht nur geglaubt, befolgt und vertheidigt, sondern in der Anwendung ging man oft noch weiter und beachtete nicht einmal das, was der Herenhammer selbst von Vernunft und Menschlichkeit noch hatte stehen lassen. „Während über unfruchtbare, theologische Streitfragen so große Bewegungen im Staat und in der Kirche entstanden, sagt selbst Menzel, fiel es den Theologen nicht ein, ihre Aufmerksamkeit auf die Frage zu wenden,

ob das, was nicht sowohl die Kirche, als nur einige Päbste über das Zauber- und Hexenwesen angeordnet hatten, auf schriftgemäßem Grunde beruhe; vielmehr blieb diese Frage und das daran geknüpfte Loos unzähliger Schlachtopfer außer aller Untersuchung; und die Obrigkeiten in den protestantischen Ländern fuhren mit der größten Bereitwilligkeit fort, in dieser Beziehung den päbstlichen Bullen und dem Hexenhammer als untrüglichen Vorschriften Folge zu leisten*)." Die weltlichen Behörden nämlich, katholische wie protestantische, wollten den Einfluß der geistlichen Richter nicht dulden, schritten deßhalb überall selbst ein, und bald gehörten diese Prozesse zu ihrer alltäglichen Praxis. Die peinliche Hals-Gerichtsordnung Kaiser **Karl V.** (d. sg. **Carolina**), auf dem Reichstage zu Augsburg und Regensburg mit den Kurfürsten, Fürsten und Ständen 1532 aufgerichtet, sagt: „Item so jemandt den Leuten durch Zauberei Schaden oder nachtheyl zufügt, soll man strofen vom Leben zum Todt, und man soll solche straff mit dem fewer thun. Wo aber jemandt Zauberei gebraucht und damit niemand schaden gethan hat, soll sunst gestrafft werden, nach Gelegenheit der Sach u. s. w." Wer in der Zauberei unterrichte, damit drohe, mit Zauberern umgehe, der könne peinlich befragt werden. Hier ist zwar nur bei verübtem Schaden der Tod verhängt, allein diese Vorschrift wurde im Theorien bekämpft und in der Praxis selten befolgt. **Benedict Carpzow****) in Leipzig, der Gesetzgeber Sachsens genannt, dessen Criminalvorschriften in Beziehung auf Hexerei insofern lobenswerth sind, als sie streng auf Beobachtung der rechtlichen Formen halten, und der eine dem Hexenhammer ähnliche Auctorität genoß, den auch Katholiken, z. B. hier im Ermlande, anführen, lehrt, wie **Delrio**, **gegen** jene Verordnung, daß nach göttlichen und menschlichen Gesetzen die Todesstrafe auch dann zu erkennen sei, wenn kein Schaden durch Zauberei entstanden wäre.

Die Sucht, Hexen aufzusuchen und zu verbrennen, hatte sich im sechszehnten Jahrhundert in Italien, Frankreich, Spanien, England, Schottland, im nördlichen und südlichen Deutschland und beiden Indien immer mehr verbreitet, ihre volle Höhe aber erst im siebenzehnten erreicht, besonders in Deutschland nach dem dreißigjäh-

*) K. A. Menzel, a. a. O. VIII. 59. 60.

**) Practica nova rerum criminalium. 1635. — Die ihm anhängenden Richter pflegte man Carpzoviani carnifices zu nennen. —

rigen Kriege, als Leben und Güter vernichtet, Religion und Sitten verwildert waren. Es erweckt Betrübniß und Demüthigung zugleich, wenn man sieht, wie die Hoffnungen auf geistigen und materiellen Reichthum, welche zur Zeit der Entdeckung Amerikas die Welt erfüllen, am Ende des dreißigjährigen Krieges in allgemeine Zerrüttung, Elend, Anarchie und Herenprozesse sich auflösten. Es sieht im Großen aus, wie das Greisenalter einer wüst verlebten Jugend. Man kann sich jene Zeit, in welcher die der Zauberei Verdächtigen überall in Europa mit Feuer und Schwerdt verfolgt wurden, kaum schrecklich genug denken. Liest man die Gerichtsacten jener Jahre, so kommt man auf den Gedanken, die Menschen hätten gefürchtet, der Teufel sei im Begriffe, ihr Geschlecht gänzlich von der Erde zu vertilgen und dieselbe in eine Hölle umzuwandeln; er müsse darum, und gälte es alle armen alten Weiber, durch sein eigenes Element, das Feuer, vertrieben werden. In England hatte Heinrich VIII., der sich bekanntlich für einen ganz besondern Gottesgelehrten hielt, auf eigene Rechnung Scheiterhaufen errichten lassen und erklärte 1541 die Zauberei für Felonie. Namentlich aber wurden die Heren unter Jacob I. verfolgt. Stolz auf seine Kenntniß in der Theologie, hat er als König von Schottland 1597 eine Dämonologie geschrieben. Wie die reformirten Geistlichen in Schottland behaupteten, die Katholiken wären dem Teufel, der Messe und der Hererei ergeben, so verfolgte auch der König in dieser Hinsicht besonders die Katholiken. Er bildete sich ein, daß der Teufel ihm seines religiösen Eifers wegen nachstelle, daß er dessen größter Feind auf Erden sei, daß sich gegen sein Leben zweihundert Heren verschworen hätten, und freute sich, daß der Teufel in französischer Sprache von ihm gesagt haben sollte: „Il est un homme de Dieu.“ Er wohnte den Verhören oft persönlich bei und drohte milden Richtern mit Strafen. Als er König von England wurde, erschien schon 1603 eine Parlamentsacte gegen die Heren, „einem sich sehr vermehrenden Uebel.“ — Dr. Gray erzählt, er habe ein Verzeichniß von dreitausend Personen durchgelesen, die allein während des langen Parlaments hingerichtet worden. In den ersten achtzig Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts soll die Zahl der Opfer jährlich fünfhundert betragen haben. In jener Zeit lebte Matthew Hopkins. Dieser reiste unter dem angenommenen Namen Herenfindergeneral in ganz England auf Kosten des Staates herum, um verdächtige Leute auf-

zusuchen. Endlich ergriff ihn das empörte Volk, nahm die Probe an ihm selbst vor, fand ihn als Zauberer schuldig und tödtete ihn. — In Frankreich wo unter Heinrich III. (1574—1589) *) und Heinrich IV. (1589—1610) die Hexen eifrig verfolgt wurden, ist eine der merkwürdigsten Hinrichtungen die des Urbain Grandier, eines Priesters, 1634, der die Ursulinerinnen zu Loudun bezaubert haben sollte; denn an diesem Prozesse hatte der seiner Klugheit wegen hochgepriesene Cardinal Richelieu, ganz im Wahn seiner Zeit befangen, Antheil. — Aehnlich ging es überall. In Como, wo schon 1485 ein und vierzig Hexen den Tod durch's Feuer erlitten, sollen später jährlich hundert umgekommen sein. In der Lombardei starben binnen sechszehn Jahren achthundert auf diese Art. Aus Spanien sind weniger dergleichen Brände aus dem sechszehnten Jahrhundert bekannt. — Nirgends aber stand es in dieser Hinsicht übler als in Deutschland. Im Braunschweigischen wurden am Ende des sechszehnten Jahrhunderts durchschnittlich zehn bis zwölf Hexen jeden Tag verbrannt. Die meisten Opfer fielen in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts. In den beiden Landgerichten Bamberg und Zeil waren von 1625 bis 1630 mehr als neunhundert Prozesse dieser Art anhängig, und nach einer 1659 mit Genehmigung des Bischofs und des Domcapitels gedruckten Brochüre hat der Bischof im Ganzen sechshundert verbrennen lassen. In Würzburg bestiegen in kaum drittehalb Jahren, von 1627 bis 1629, hundert sieben und fünfzig den Scheiterhaufen. Darunter waren Kinder von zwei bis vierzehn Jahren, Leute von Stand uud Vermögen, vierzehn Domvikare, einige Chorherren und andere vom Adel und aus dem vornehmen Bürgerstande. „Und hat die Zauberei", sagt der Bericht, „in Bamberg und Würzburg so überhand genommen, daß auch die Kinder in Schulen und auf den Gassen einander gelehrt, daß wegen dem etliche Schulen ganz eingestellt." — In Offenburg wurden von 1627 an in kaum vier Jahren sechszig Menschen hingerichtet. — In dem Dorfe Lindheim in der Weterau kamen

*) Er ließ einst einige angeblich Besessene als Betrüger einsperren. Ein Pamphlet beschuldigte ihn deßhalb selbst der Zauberei und des Umganges mit dem Hofteufel Terragon. Bald darauf wurde der König durch Jaques Clement ermordet, und man meinte, daß der Meuchelmörder hiedurch besonders zu der That getrieben sei. —

von 1661—1664 bei einer Bevölkerung von fünf- oder sechshundert Seelen gegen dreißig Personen auf diese schreckliche Weise um. Auf gleiche Art verfuhr man fast überall in Deutschland. — In Schweden scheint das Uebel erst nach dem dreißigjährigen Kriege umsichgegriffen zu haben. Einer der größten und schrecklichsten Hexenprocesse war hier der zu Mora 1670. Viele Kinder in und um Mora bekamen krampfhafte Zufälle, eine Krankheit, die sich auch anderweitig, z. B. in Holland, zeigte. Dies sollten nun die Hexen gethan haben. Der König befahl die Untersuchung. In Folge derselben wurden zwei und siebenzig Weiber und fünfzehn erwachsene Kinder zum Tode verurtheilt, sechs und fünfzig hart bestraft und sieben und vierzig anderen noch eine weitere Untersuchung bewilligt *).

Gab es denn aber in jener langen, fürchterlichen Zeit Keinen, der in dieser Sache seinen gesunden Verstand brauchte? — Wohl gab es Einzelne nach wie vor der Geburt des Hexenhammers; allein den gesunden Menschenverstand gegen jene Behauptungen laut werden zu lassen, war mit der größten Gefahr verknüpft. Schon zur Zeit, als die Jungfrau von Orleans sterben mußte, hörte man, daß die Richter häufig zu unvorsichtig zum Feuertode geschritten wären und oft besser gethan hätten, einen Arzt hinzuzurufen; und in den Schriften der Vertheidiger jener Prozesse wird oft genug gesagt, daß Manche an die Realität nicht glaubten, Andere das Ganze für ein Hirngespinnst hielten. Wilhelm de Lure, ein Benedictinermönch, erklärte in einer Predigt, daß die teuflischen Versammlungen nichts weiter als Hirngespinnste seien, wofür er 1453, nachdem man von ihm daß Bekenntniß erlangt hatte, daß er selbst den Teufel in Bocksgestalt verehrt und den Glauben verleugnet habe, als Teufelsverbündeter zu ewigem Gefängnisse verurtheilt wurde. Noch gefährlicher war später jeglicher Einwand gegen das übliche Verfahren, denn der Hexenhammer sagt: „Wer behauptet, es giebt keine Hexe, der wird billigerweise als Ketzer bestraft;“ und in Bezug auf die Advo-

*) Für mehrere solcher Zahlenangaben sind sichere Belege; doch scheinen hie und da, wie es beim Zählen mit und ohne Absicht oft geschieht, nicht unbedeutende Fehler vorgekommen zu sein. So möchte ich in die Angabe des Chr. Thomasius bedeutende Zweifel setzen, daß nämlich in Belgien allein seit dem elften Jahrhundert 9,442,994 Menschen wegen Hexerei gemartert und verbrannt wurden.

caten heißt es daselbst, daß eine zu eifrige Vertheidigung den Defensor schuldiger mache als die Hexe selbst. Und dennoch hatten dann und wann einzelne Männer den Muth, dem Wahne der ganzen Welt entgegenzutreten. Der Erzherzog Sigismund fragte 1489 den Procurator der bischöflichen Curie zu Constanz, Ulrich Molitor um Rath; und dieser Mann war kühn genug, in einem ausgearbeiteten Gespräche dem Erzherzoge sehr verständige Ansichten und begründete Zweifel gegen die Möglichkeit der Hexenfahrten, Hexengeburten und dergleichen in den Mund zu legen; allein war es Befangenheit oder Besorgniß für das eigene Leben — am Schlusse giebt er die Möglichkeit der Teufelsbündnisse und sogar die Rechtlichkeit der Hinrichtungen solcher Leute doch zu. Erasmus satirisirt im **Encomium moriae** über Zauberei und Richter und nennt 1500 den Bund mit dem Teufel eine neue Art von Missethat, die dem römischen und canonischen Rechte fremd sei. Der Canonicus Cornelius Loos, ein Mönch zu Mainz († 1593), kam durch seinen direkten Angriff gegen den Hexenprozeß, den er eine neuerfunden Alchemie nannte, durch welche man aus Menschenblut Gold und Silber mache, zweimal ins Gefängniß, verstand sich aber aus Furcht vor Aergerem zum Widerrufe und entging, als er später seine frühere Meinung wieder äußerte, wahrscheinlich nur durch den Tod einem schlimmern Schicksale. — Ein schnelleres Ende fand der kurfürstliche Rath Dietrich Flade zu Trier, der den Glauben an die Hexen für Einbildung ausgab. Er wurde 1589 zum Geständniß des Betruges gebracht und verbrannt. Auch Johann Weier und Thomas Erast, zwei Aerzte, schrieben im sechszehnten Jahrhundert gegen den Zauberglauben. Gegen Weiers sechs Bücher: **De praestigiis daemonum et incantationibus ac veneficiis** (1563), der die Richter geradezu Henker genannt hatte, sich aber von der Meinung, es gebe eine durch die Hilfe des Teufels wirkende Magie, nicht losmachen konnte, schrieb der vorerwähnte Bodin. Weier verrathe, meinte er, wenig mathematische und physische Kenntnisse, wenn er die in kurzer Zeit gemachten Luftfahrten bezweifle, da ja der achte Himmel mit all seinen Sternen in vier und zwanzig Stunden einen Umlauf von 245,991,440 Meilen mache. Noch schneller bewege sich der neunte und zehnte Himmel. Als der Jesuit Adam Tanner († 1632) den Richtern größere Vorsicht empfahl, gerieth er selbst in den Verdacht der Zauberei. Bekannter als Diese ist der

Jesuit Friedrich v. Spee († 1635). Er schrieb seine Cautio criminalis, seu de processibus contra sagas (Rinthel, 1631) in einer Zeit, wo man überall im Verbrennen der Hexen sich gleichsam zu überbieten strebte. Sein sehr frühe grau gewordenes Haar, sagte er, sei durch den Kummer über die vielen unschuldig Hingerichteten gebleicht, welche er zum Scheiterhaufen begleitet habe. Er war in Würzburg, als die oben erwähnten Unglücklichen verurtheilt wurden und erhielt den Auftrag, dieselben zum Tode vorzubereiten. Sein Buch schrieb er zwar anonym, aber man lernte den Verfasser bald kennen, und er mußte deshalb viel leiden. Wiewohl Spee jener Erklärung die Einschränkung beifügt, daß er über die Schuldlosigkeit zweier Verurtheilten ungewiß geblieben sei, also das Vorkommen des Teufelsbündnisses nicht bestreitet, so bleibt ihm doch das große Verdienst, gegen das unsinnige und grausame Verfahren laut aufgetreten zu sein und in der Zeit der größten Gefahr als der Erste den Behörden selbst verständige und ernste Belehrung gegeben zu haben. Das Buch erschien innerhalb weniger Jahre in mehren Ausgaben und wirkte zwar langsam aber durch die größere Verbreitung allgemein. Andere folgten seinem muthvollen Beispiele. Johann Philipp von Schönborn, Bischof von Würzburg und Erzbischof von Mainz († 1676), der Spee persönlich gekannt hatte, war der erste deutsche Fürst, welcher, überzeugt durch Spee's Auseinandersetzung und gewiß noch weiter sehend, die Hexenprozesse in seinem Gebiete abschaffte. Damals waren es gerade die Rechtsgelehrten und Richter selbst, welche durch ihre Schriften und durch ihre gewohnte Praxis dem Uebel Vorschub gaben, während Theologen, Aerzte und selbst einzelne Behörden, wenn auch den Irrthum nicht seinem Wesen nach angriffen, doch die Untersuchung geschärft und die Beweise erschwert wissen wollten *).

Vor Allem verdient hier eine von der römischen General-Inquisitionscongregation erlassene Instruction, welche 1657 in Rom ge-

*) Mehrere (vorzüglich Jarcke, Handbuch des Strafrechts. Berlin, 1828. II. 48 flgd), zuletzt noch Wolfg. Menzel (Literaturblatt 1839. Nro. 63), schreiben die Hexenprozesse gerade dem juristischen, nicht dem theologischen Fanatismus zu. So viel ist gewiß, ohne das tumultuarische Verfahren, ohne die übereilte Anwendung der Folter in jener Zeit hätte ein blutiger Ausgang der Prozesse nicht stattfinden können; und daß auch dadurch die Prozesse selbst sich verringert und der Aberglaube gewichen wäre, liegt auf der Hand.

druckt wurde *), genannt zu werden. Es wäre wahrgenommen, heißt es darin, daß in diesen Prozessen mit dem größten Leichtsinn und mit Härte in Bezug auf Einkerkerung, Tortur und Todesurtheil verfahren sei, so daß kaum ein einziger Prozeß richtig geführt worden. Man fange den Prozeß an, ohne vom corpus delicti überzeugt zu sein, was doch ohne allen Zweifel nicht geschehen dürfe. So müßten bei einer Krankheit, welche oft als corpus delicti angesehen werde, nothwendig erfahrene Aerzte zugezogen werden, die alle Umstände zu untersuchen hätten, ob die Krankheit nicht eine natürliche sei oder doch sein könne. Wenn das ärztliche Zeugniß (welches aber vollständig niedergeschrieben werden müsse, damit andere Aerzte dasselbe prüfen könnten) die Krankheit für keine natürliche erkläre, dann erst könne der Richter mit mehr Sicherheit an die Untersuchung denken. Ferner dürfe der Richter nicht auf bloße Angeberei die Beschuldigte einziehen, sondern er müsse zuvor den Beweis oder sichern Verdacht haben, daß das Uebel von ihr angerichtet worden. Auch die Wohnung der Verdächtigen sei sorgsam zu durchsuchen. Fände man dort heilige Sachen, so spreche das für sie; Dinge aber, die für Zaubersachen gehalten würden, müßten näher untersucht werden, ob sie zu nichts anderem brauchbar wären. Das allgemeine Gerücht, wiewohl sonst sehr beachtungswerth, sei in dieser Sache von geringem Belange, weil dasselbe leicht aus dem allgemeinen Hasse, den man gegen die Hexen hege, zu erklären sei, namentlich wo es ein altes, häßliches Weib betreffe. Weiber seien sehr abergläubisch und der Wahrsagerei, besonders in Liebesangelegenheiten, ergeben. Wenn daher ein Weib mit zauberischen Dingen, Heilung, und dergleichen sich abgebe, so sei sie darum noch keine wirkliche Hexe. Möglich sei es; allein die Richter befänden sich in dem Irrthume, daß sie annehmen, so etwas könne nie ohne formelles Teufelsbündniß geschehen, und brächten es durch die Tortur dahin, daß die Weiber

*) Sie ist abgedruckt in Horst's Zauberbibliothek III. 115 — 127. — Horst bemerkt (a. a. O. 83), daß dieses „äußerst interessante" Aktenstück sich vielleicht nirgends mehr in Deutschland finde, und daß es noch nirgends besonders abgedruckt worden sei; allein darin hat er sich geirrt. Es wurde auch 1682 in Oliva und auf Befehl des Administrators der ermländischen Diözese 1705 in Braunsberg gedruckt. — Abschriften finden sich im bischöflichen Archiv in Frauenburg und im Rathsarchiv in Braunsberg. —

endlich gestanden, woran sie selbst nie gedacht hätten. Man müsse ihnen ferner einen Advokaten gewähren und denjenigen, welche aus Armuth oder anderen Ursachen selbst keinen herbeischaffen könnten ex officio einen bestellen. Könnten aber die Richter sich nicht einigen, oder wäre die Sache wichtig, dann dürfe man zur Tortur nicht schreiten, bevor die h. Congregation zu Rathe gezogen wäre. Würde endlich Tortur beschlossen, dann dürfe unter der Folter über die Sache nicht in specie gefragt werden, sondern, nachdem vorher die indicia vorgehalten worden, solle während der Tortur nur ermahnt werden, die Wahrheit zu gestehen; auch solle dieselbe nicht wiederholt werden ohne sehr wichtige Gründe, und ohne daß die h. Congregation zuvor befragt wäre. Das Abscheeren der Haare sei verboten. Der Mangel an Thränen, namentlich während der Tortur, beweise nichts. In Betreff des Umganges mit dem Teufel, was übrigens auf keine andere Art als durch eigenes Geständniß zu beweisen sei, müsse man die Weiber alle nähern Umstände angeben lassen; denn daraus könne man sehen, ob das Bekenntniß auch wahrscheinlich sei. Fänden sich die Umstände als unwahr, dann könne man an der Wahrheit des ganzen Bekenntnisses zweifeln, welches vielleicht durch die Gewalt der Tortur, die ein trügerisches Mittel sei, oder auf Jemandes Eingeben oder aus Abscheu vor dem Gefängniß u. s. w. veranlaßt worden*). Nenne sie andere Theilnehmer, so dürfe gegen diese durchaus nicht inquirirt werden u. s. w. — Diese Instruktion leugnet das Vorkommen des Bündnisses und den unzüchtigen Umgang mit dem Teufel nicht, läßt also die Grundlage jenes Irrwahns unberührt; allein in Betreff der zu führenden Untersuchung bleibt, jene irrige Annahme nicht eingerechnet, zufolge dieser Vorschrift kaum etwas zu wünschen übrig. Man sieht nicht, wie bei einer strengen Befolgung einer solchen Verordnung auch nur noch Ein Weib hat für schuldig befunden werden können. Daß also die Willkür im Rechtsver-

*) Wie weit die Blindheit in dieser Beziehung ging, dafür nur ein Beispiel. Fünf bis sechs Weiber zu Lindheim gestanden auf der Folter, daß sie ein unlängs begrabenes Kind ausgegraben und zur Bereitung des Hexenbreies gekocht hätten. Man öffnete auf Betrieb eines Betheiligten das Grab vor Zeugen und fand die Leiche unversehrt. Was sagte der Richter? Diese Leiche sei ein Blendwerk, das Eingeständniß gelte mehr als der Augenschein; und jene Weiber wurden verbrannt (Horst: Zaub.-Bibl. VI. 374). —

fahren bei den Herenprozessen (wie bei andern Criminalfällen) damals der Grund der vielen Justizmorde war, geht aus dieser Verordnung klar hervor. Mit Bezug auf diese Instruktion erließ, zwar selbst auch noch an die Wirklichkeit der Hererei glaubend, doch mit Entrüstung und Abscheu das bisherige grausame Verfahren betrachtend, der Bischof Casimir Florian Czartoryski von Leßlau im Jahre 1669 den 11. April für seine Diöcese eine gleiche Verordnung *), die uns zugleich mit den dortigen Herenprozessen im Allgemeinen bekannt macht. Durch vielfache Erfahrung, sagt er, durch sehr mannigfaltige Zeugnisse kluger und frommer Männer und neulich herausgegebner Auseinandersetzungen der Gelehrten, sowie durch das der römischen Instruktion von 1657 sei er belehrt worden, daß kaum ein einziger dieser Prozesse rechtmäßig formirt worden. Unter dem Vorwande von Gerechtigkeit werde Grausamkeit und Privatrache verübt. Angaben Solcher, die Krankheiten oder anderes Unglück durch Zauberei erlitten haben wollten, würden geglaubt. Solche Leichtgläubigkeit führe zur Einkerkerung, zur Tortur und auf Grund eines also erzwungenen Bekenntnisses sogar zum Todesurtheile. Zum Beweise nehme man das Schwemmen, die Aussage von Besessenen und ähnliche nichtssagende, abergläubische und unzulässige Mittel, den Angeklagten verweigere man durchaus gerichtlichen Beistand und Vertheidigung. Wenn aber die Vertheidigung gestattet würde, so geschehe es nur zum Scheine, denn der Tod sei schon beschlossen. Um die Tortur zu verhängen, genügen den Richtern unbewiesene Gerüchte und Aussagen von Heren. Die Tortur selbst würde in Dauer und Strenge übertrieben. Die Hauptquelle solcher Irrthümer liege in dem Umstande, daß diese Prozesse von ungebildeten Menschen geführt würden. Die aber, welche die Prozesse solchen Richtern überließen oder es Kraft ihres Amtes nicht verhinderten, wären gleich schuldig wie die Richter. Daher verordne er, daß Keiner ohne seine besondere Erlaubniß als Exorcist auftrete; daß die Richter auf Grund von Aussagen der Heren oder von nicht gesetzlich bewiesenen Gerüchten durchaus nicht Tortur beschließen sollten; daß das Herenbad, welches

*) Braunsberger Archiv, Bd. 53., 632 — 635. — Acta Consistorii Varmiensis III. 64 — 67, 69. — Preußische Sammlung u. s. w. Danzig, 1747. I. 570. — Diese Verordnung ist der 1682 in Oliva herausgegebenen päpstlichen Instruction beigedruckt. —

er verbiete, Fragen der Besessenen und dergleichen nicht als Veranlassung zur Einkerkerung angesehen, und daß, ohne ihn zu fragen, keine Tortur vorgenommen und diese Prozesse überhaupt zu seiner Kenntniß gebracht würden, da nach dem polnischen Gesetze von 1543 solche Untersuchungen vor die geistliche Behörde gehören. Den Richtern, welche von besonderem Eifer zur Ausübung der Gerechtigkeit beseelt wären, räth er, gegen die offen am Tage liegenden Verbrechen: Mord, Raub, Ehebruch u. s. w. zu inquiriren. Es sei schändlich, offene und öffentliche Laster unbestraft zu lassen und verborgene aufzusuchen. — Von genügender Wirkung aber scheint dieses ernste Verbot nicht gewesen zu sein, da Christoph Anton Szembek, Bischof derselben Diöcese, 1727 eine gleiche Bekanntmachung ergehen ließ. — Aehnliche Verordnungen finden sich in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts auch in andern Ländern, z. B. im Meklenburgischen. — Der Herausgeber der in Oliva gedruckten römischen Instruktion, Probst Godinski, weiset zur Verhütung der vielen und groben Fehler bei den Hexenprozessen zugleich auf Spee's **Cautio criminalis** hin und auf ein anderes Buch: **Powołana Czarownica** (die vorgeforderte Hexe), 1639 in Posen gedruckt, und räth die Beachtung derselben allen Richtern, Räthen, Beichtvätern und Predigern an *).

Durch diese Schriften und Verordnungen wurde, wie gesagt, der Hexenglaube in seinen Prinzipien leider nicht angegriffen. Ihnen den bessern Sinn unterlegen wollen, als hätte der zu fest eingewurzelte Irrwahn sich damals mit Erfolg nur durch Entlauben vertilgen lassen, wäre, weil unnachweislich **), ein vergebliches, und weil es die Gewissenhaftigkeit jener Männer ohne Grund in Zweifel stellt, zugleich ein ungerechtes Klügeln und Deuteln. Unbedingte Abschaffung, wie es der Bischof von Würzburg that, gehörte deßhalb noch lange zu den Ausnahmen. Allein daß die Befolgung jener Gebote sie thatsächlich zum allmähligen Verschwinden bringen

*) Preußische Sammlung u. s. w. I. 579 flgd.

**) Am Deutlichsten spricht die Form der Abfassung für den durch den Buchstaben begrenzten Sinn jener Verordnungen. Erwähnen möchten wir aber auch der erfolglosen Appellation des Dechanten Lautner zu Schönberg an den Papst, wenn die leider verloren gegangenen Specialacten es beweisen könnten, daß dieser Priester nicht ganz andere, sehr sträfliche Dinge getrieben. Menzel a. a. O. VIII, 75. —

mußte, folgt aus jedem Satze. Daher hatten nicht allein die Hexenermordungen, sondern auch die Prozesse am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts an vielen Orten schon gänzlich aufgehört. — Wäre nur überall wenigstens Gleiches, wenn auch nicht mehr, geschehen! Die Protestanten aber achteten auf die katholischen, namentlich jesuitischen Belehrungen in dieser Hinsicht weniger. Den Jesuiten namentlich maßen sie zuweilen sogar durch Verbindung mit dem Teufel bewerkstelligte Hexerei bei. Als sie später den Hexenglauben fallen ließen, hielten es Mehrere für unmöglich, daß Katholiken, zumal Jesuiten, schon im siebenzehnten Jahrhundert denselben bestritten haben sollten. So behauptete der Bekämpfer des Hexenglaubens Thomasius, daß die Cautio criminalis, deren Verfasser er nicht kannte, von einem Katholiken nicht herrühren könne *).

Endlich versuchte, wie schon früher Wilhelm de Lure und wenige Andere, Balthasar Becker, Prediger in Amsterdam († 1698), die Art an die Wurzel des Uebels zu setzen. Er trat nämlich öffentlich mit Lehren auf, welche den Glauben an Zauberei in seinen Grundfesten bestritten **). Leider stieß er in diesem wie in andern Punkten nicht allein die Dogmen der katholischen Kirche sondern auch viele von seinen Confessionsgenossen noch festgehaltene Glaubenslehren um und schüttete das Kind sammt dem Bade aus. Nur ein einziger Engel, lehrte er, habe gesündigt. Dieser habe mit Gottes Zulassung die Eva verführt. Der nur sei in der Hölle und habe gar keine Macht und Herrschaft auf der Erde. Was von Teufeln nach dem Sündenfalle in der Bibel erzählt werde, sei von bösen Menschen zu verstehen. Das fand natürlich lauten Widerspruch. Die Gefahr des Scheiterhaufens, dem er fünfzig Jahre früher gewiß nicht entgangen wäre, war vorüber. Wenn auch nicht über den Grund des Wahnes im Klaren, hatten doch viele Gerichtshöfe schon die alte Praxis verlassen und den Ausweg der Begnadigung oder geringerer Strafe gefunden; allein seines Amtes wurde er vom Consistorium zu Amsterdam entsetzt; nur ließ ihm der Magistrat die Einkünfte. Auch Leibnitz tadelt die zu weit geführten Folgerungen

*) Menzel a. a. O. XI. 571.

**) De betoverde Waereld. Amsterdam, 1691 — 1694. Dieses Werk, von dem in zwei Monaten 4000 Exemplare verkauft waren, wurde sehr bald ins Deutsche, Französische, Italienische und Spanische übersetzt.

Beckers. Auf diese Weise den Herenglauben bekämpfen wollen, hätte in früherer Zeit, die Gefahr für den Prediger abgerechnet, nichts genützt; jetzt aber, wo man durch die eben erwähnten Vorarbeiten schon zur Einsicht und Kenntniß des rohen Unverstandes und der brutalen Grausamkeit gelangt war und nur noch an der Realität der Sache festhielt, wurden dadurch Mehrere auf die Basis selbst aufmerksamer. Vor Allen muß der Rechtsgelehrte Christian Thomasius in Halle († 1728) genannt werden, von dem Friedrich der Große sagt, er habe den alten Frauen das Recht verschafft, ruhig zu sterben. Nachdem er selbst 1698 die Tortur gegen eine vermeinte Here beantragt hatte, kam er zur Besinnung *). Er trat den Ansichten Beckers nicht unbedingt bei, bestritt aber direct die Vorstellung über das Vorkommen und die Wirksamkeit des Teufelsbündnisses. Später gab er zu, daß Heren Schaden zufügen könnten, und zwar auf verborgene Weise, und daß Krystallseher und Beschwörer manches vermöchten. „Er war ein Freidenker, schwärmte und stürmte, wie ein streifender Husar, und trug viele freie und gewagte Meinungen vor *).“ Darum wurde gegen ihn als einen Zerstörer der Kirche Christi von den Theologen in Dresden das Urtheil gesprochen. Wenn aber Thomasius einigermaßen noch schwankte, so lehrten wieder Andere ganz im Sinne des Herenhammers. J. H. Pott, ein berühmter Universitätslehrer zu Jena, ließ 1689 eine Schrift drucken: **De nefando Lamiarum cum Diabolo coitu.** Leyser, ein für seine Zeit wissenschaftlich hochgebildeter Rechtsgelehrter, sagt 1737 in seinen **Meditat. ad Pand.**, er habe, da seine Lehrer und Mitschüler, sowie später seine Collegen, Diejenigen, welche an Zauberei glaubten, verlacht hätten, früher auch nicht daran geglaubt; jetzt aber sei er fest davon überzeugt (**Med. 4**). Dann erzählt er (**Med. 19**), wie die helmstädter Juristenfacultät 1714 über einen an sie gebrachten kritischen Fall, betreffend die Mittel, Zauberkünste und Inquisiten zu ermitteln, entschieden habe. Ein des Raubes beinahe Ueberführter, welcher durchaus nicht gestehen wollte, war zur

*) **De crimine Magiae. Inaugur. Dn. M. Johannis Reichen, mense Novemb. 1701**; deutsch 1704 und 1706. — Seine vielen Schriften sind verzeichnet in: **Effertur Funus Illustris Viri Christiani Thomasii etc. Hallae**, Magdeburg 1728.

**) Spittler, Grundriß der Kirchengeschichte, 456. —

Folterbank verurtheilt. Es gab aber dort kein Zeichen von Schmerzesempfindung und verfiel zuletzt in einen sanften Schlaf. Es wurde nun die helmstädter Juristenfacultät angefragt. Nach langer Berathung gab dieselbe den Ausspruch, daß Inquisit zuvörderst durch Abnehmung der Haare und durch andere zulässige Mittel, welche die Scharfrichter angeben würden, zur Empfindlichkeit zu bringen und dann die Tortur wieder vorzunehmen sei. „Et successit res fortiter"! ruft Leyser, der Inquisit sei auf diese Weise zum Geständnisse und zum Rade gebracht. Heineccius, Professor in Halle, lehrte 1727, Zauberer, die Schaden verursacht hätten, mit dem Schwerte, die aber, welche ein Bündniß mit dem Teufel geschlossen, mit Feuer zu bestrafen; und Diakonus Rinder zu Apolda wollte 1748 das Hexenverbrennen in einer Predigt rechtfertigen. Bekannt dürfte auch wohl der Streit sein, welchen Professor Sterzinger, Theatinermönch und Mitglied der bairischen Akademie der Wissenschaften, noch 1766 durch seine Rede: „Von dem gemeinen Vorurtheile der wirkenden und thätigen Hexerei" unter den Geistlichen erregte. —

Nach diesem langen Schwanken zwischen beiden Extremen in der Theorie des Hexenglaubens gewann, von Jenen abgesehen, die entweder den Teufel oder wenigstens jeglichen Einfluß desselben leugneten, auch bei den Orthodoxen die richtige Exegese der früher erwähnten biblischen Stellen nach und nach so allgemein Geltung, daß die falsche Auffassung sich theils nicht mehr laut zu äußern wagte, theils ohne Anwendung blieb. Der Hexenglaube schwand fast überall von der Kanzel und vom Katheder.

Gleichen Schritt hielten Gesetzgeber und endlich auch die Richter. Die Halsgerichtsordnung in Oestreich, von Joseph I. publicirt den 16. Juli 1707, befiehlt zwar Vorsicht an, behandelt aber das Bündniß mit dem Teufel noch als tadelnswürdiges Verbrechen. Erst Maria Theresia verbot 1755, Zauberer und Hexen zu verbrennen; man sollte solche Leute als sinnlos ins Irrenhaus oder als krank ins Spital schicken. Im Brandenburgischen behielten die Hexenprozesse unter dem großen Kurfürsten, der gewöhnlich das Spinnhaus oder Landesverweisung als Strafe bestimmte, und unter Friedrich I., der sie 1706 in Pommern beschränkte, doch noch ihren Fortgang. Unter Friedrich Wilhelm I. wurden die Mißbräuche bei der Tortur und die Todesurtheile abgestellt. Aehnliche

Vorsicht und Milderung wenigstens finden sich in Schweden, wo die Todesstrafe jedoch erst 1779 aufgehoben wurde, ferner in England, wo 1736 das Statut Jakobs I. durch einen Parlamentsact annullirt wurde, endlich in Holland und Frankreich. — Zwar noch weit über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wurden Beschuldigungen wegen des durch Hexerei verübten Unglückes von vielen Gerichten angehört und die Parteien durch Warnen und Vergleich beschwichtigt, wirkliche Verurtheilungen aber kommen selten vor. Dahin gehören namentlich folgende Fälle: 1713 sprach die juristische Fakultät in Tübingen das Todesurtheil gegen eine alte Frau. 1718 kommt in Frankreich noch eine Hinrichtung durchs Feuer vor. 1724 wurde zu Rendsburg in Holstein ein junger Soldat, weil er einen Bund mit dem Teufel hätte machen wollen, durch königliche Begnadigung enthauptet; so 1747 ein Weib in Elditten (im Ermlande) wegen angeschuldigter Hexerei. Am 21. Jan. 1749 wurde Maria Renate, eine Nonne im Kloster Unterzell in Franken, verbrannt. 1781 kam in Spanien, 1782 in Glarus *) eine Untersuchung, Folterung und Hinrichtung vor und in Polen 1793, wo zwei Weiber von einem städtischen Magistrate verurtheilt wurden und das von Posen aus erlassene Verbot der Urtheilsvollstreckung zu spät erschien.

Als endlich auch die Gerichtshöfe, wie Priester und Lehrer, dergleichen Klagen nicht mehr anhörten sondern ernst zurückwiesen, da begann der Wahn auch im Volke zu weichen. Und wie eine Seuche, nachdem sie Jahrelang über ganze Länder hingeschritten, nicht gleich plötzlich aufhört, sondern noch dann und wann und hie und da in einzelnen Fällen auftaucht, bis sie, immer schwächer werdend, endlich unvermerkt und spurlos verschwindet, so wird auch diese geistige Pest, nachdem sie von der Höhe ihrer Wuth längst herabgesunken ist, hoffentlich bald ganz dahin sein. Denn spurlos vertilgt ist in dieser Sphäre der alte Herenglaube selbst im cultivirten Europa noch nicht. Wir müssen noch Schreckensscenen erleben, welche ihren einzelnen

*) Schreiber (Die Hexenprozesse zu Freiburg im Breisgau ꝛc. Freiburg 1837, S. 43) giebt irrthümlich das Jahr 1780 an mit der Behauptung, dieses sei das letzte Beispiel einer Hinrichtung, und zwar in der katholischen Schweiz. Das Urtheil ist aber von reformirten Richtern gefällt, und die Katholiken zu Glarus hatten erwiesenermaßen gar keinen Antheil daran. —

Umständen nach dem siebenzehnten Jahrhunderte entlehnt zu sein scheinen, so daß in der That nur Hexenrichter fehlen, um Folter und Scheiterhaufen angewandt zu sehen *); allein daß diese fehlen, das gerade ist zu beachten. Die Nebelgewölke finstern Wahnes, welche ehedem alle Kirchthürme, Paläste und Rathhäuser umschwebend, ganze Länder beschatteten, lagern nur noch hie und da in wenigen Thälern. Die Aufgabe, welche Jahrhunderte die Welt beschäftigt und Unheil aller Art, selbst zahllose Menschenopfer veranlaßt hat, ist im Großen und Ganzen für immer gelöst; und man darf, ohne den Vorwurf des Leichtsinnes zu verdienen, Jeden tadeln, welcher

*) Das ungebildete Volk jeder Confession greift noch hie und da zur Selbsthilfe, seitdem es vom Gerichte abgewiesen wird. Und wie **1731** in England ein wüthender Haufen die Sakristei und Kirche stürmte, ein ihm verdächtiges Weib hinauswarf und dasselbe im Wasser herumschleifte, bis es starb, so klagte ein Edelmann aus Bütow in Pommern bei Friedrich Wilhelm **II.** über den durch Hexen verursachten Schaden; einem Knechte wäre von drei Weibern der Teufel eingegeben; und man möge an einem Bauern, der ihn zur Hochzeit geladen und durch ein Glas Branntwein behext habe, die Hexenprobe vornehmen. — Im Mayenne-Departement gerieth vor einigen Jahren eine alte Bettlerin Feron bei der dortigen Gemeinde in den Verdacht, den Sohn ihres Wirthes durch Hexerei krank gemacht zu haben. Um die Frau zu zwingen, dem jungen Menschen die Krankheit wieder abzunehmen, wurde sie mit den Füßen ins Feuer gesteckt, so daß sie an den Folgen der Verletzung starb. Aehnliches ist, vorzugsweise von Frankreich, dann und wann berichtet (Malten's Neueste Weltkunde **1836, 136; 1843, III, 190**). — Einen solchen traurigen Vorfall hatten wir aber in demselben Jahre in Ceynowa, einem Dorfe auf der Halbinsel Hela bei Danzig. (P. P.-B. **XVIII, 581.**) — „In einigen Gegenden, insbesondere unter dem kassubischen Landvolke, herrscht noch hie und da ein sehr nachtheiliger Aberglauben, indem von diesem, sonst so gutmüthigen und genügsamen Völklein, zum Nachtheil und Verderb seiner Gemüthsruhe, jede hitzige Krankheit für Besessenheit oder vom bösen Geiste oder bösen Menschen (gemeinhin Hexen genannt) herrührend gehalten und geglaubt wird; und solche Individuen, die das Unglück haben, bei ihren Nachbaren oder der Gemeinde überhaupt in den traurigen Verdacht der Hexerei zu kommen, sind jeglicher, sogar der gröbsten und höchst unchristlichen Befeindung und Verfolgung unterworfen." (Katholisch. Wochenblatt aus Ost- und Westpreußen **1843**, Nr. **4, 20**). — Die Wasserprobe bestand **1823** auf dem Dellner Bruche (Ober-Yssel) eine Frau, die ihrer Wirthin eine Krankheit angethan haben sollte; doch sank sie unter und kam glücklich davon (Horst: Zauberbibliothek **IV, 365**). — Hierher gehört auch das vor einigen Jahren bekannt gewordene Auftreten der „Heiligen des letzten Tages", einer religiösen Secte in England, welche sich der Gabe rühmte, Teufel austreiben, Krankheiten durch Händeauflegen heilen und andere Wunder verrichten zu können.

besorgt, „daß jene Zeit wiederkehren, ihre Dämonen aus dem Grabe wieder aufstehen und Scheiterhaufen für ihre unglücklichen Schlachtopfer anzünden könnten *).“

Der Aberglaube, so alt wie das Menschengeschlecht, wird auch nur mit demselben untergehen! Gebrechlichkeit ist unser Erbtheil in jeglicher Hinsicht! Schelten und höhnen wir darum unsere Vorfahfahren wegen der tiefern Verblendung nicht. Beurtheilen wir vielmehr jene wichtigen historischen Thatsachen mit Gerechtigkeit und Würde, wie wir es für unsere Zeit wünschen und erwarten, wenn wir selbst nicht als Richter, sondern als Verklagte vor den Schranken der Nachwelt stehen werden!

(Fortsetzung folgt).

Dr. J. A. Lilienthal,
Director des Progymnasiums zu Rössel.

Wanderung über die frische Nehrung.

Die eigenthümliche Formation der kurischen Nehrung, die ich vor wenigen Tagen kennen gelernt hatte, lenkte mein Interesse auf die frische Nehrung **), die ich, von Pillau übersetzend, auf der nordöstlichen Spitze betrat, um sie der Länge nach zu durchwandern. Was ich dort gelegentlich fand, wurde hier aufgesucht und, wenngleich oft in anderer Gestalt, wiedergefunden. In andrer Gestalt namentlich fand ich die Düne, die hier nicht den rein ausgeprägten Charakter zeigt wie dort. Dagegen gewähren die vielen Abstürze auf der frischen Nehrung einen klareren Blick in die auseinander folgenden Entwickelungsphasen der Landzunge. Namentlich läßt sich der unter Dünensand begrabene Urwald hier viele Meilen weit bis gegen Weichselmünde hin fast continuirlich verfolgen und berechtigt zu dem Schlusse, daß die Nehrung lange vor der Ablagerung des Weichseldeltas durch Reaction der Meereswellen ent-

*) Dieser Vorwurf und diese Besorgniß sind alles Ernstes ausgesprochen in den Beiträgen zur Kunde Preußens. Königsberg 1837, I, 68.

**) Vgl. die „Beschreibung des frischen Haffs, der Nehrung, des Hafens von Pillau u. s. w.“ von Wutzke. S. P. P.-B., Febr.-H. 1833.

standen und daß der südwestliche Theil erst spät mit dem Lande in unmittelbare Verbindung getreten.

Ich wanderte, nachdem ich die schmale flache Landzunge betreten, die ersten Meilen längs des Strandes. Einige von der See ausgeworfene Torfstücke schienen denen zu gleichen, die ich zwischen Sarkau und Cranz angetroffen hatte. Es folgten bald mehrere ausgespülte, nicht festgewurzelte, Stubben, die wohl aus dem untermeerischen Waldstreifen stammen, der bei Alttief die Seefischerei stört. Der Wall, anfänglich nur 10 Fuß hoch, später bis 20 und 25 Fuß sich erhebend, läuft längs des Strandes fort, 100 bis 200 Schritte von ihm entfernt. Er ist, wie auch die abgeflachte Düne, regelmäßig mit Gräsern bepflanzt. Bald indeß beginnen Pflanzungen von Birken, Kiefern, Weiden und Erlen, die schon anmuthige Wäldchen bilden. Dazwischen Kräuter und Blumen mit herumflatternden Schmetterlingen. Aus einem Erlengebüsch guckte ein Reh heraus. Ich folgte ihm nach dem Innern der Nehrung und fand hier ein anmuthiges Gelände, nach dem man auf der kurischen Nehrung vergebens sucht. Die Kiefern, hier nicht mit der langen Bartflechte besetzt, und Erlen zeigen frische Triebkraft; zwischen ihnen haben sich truppweise stehende große Nesseln und selbst Rosengebüsche angesiedelt. Der Mensch hat hier erreicht, was er wollte. —

In Alttief erkundigte ich mich bei einem der Bernsteinwächter — einem der acht, die auf der Nehrung angestellt sind — nach dem Untergrunde und ließ mir sagen, daß der Brunnen des Ortes in Sand eingesenkt sei und daß man längs der ganzen Nehrung bei allen Gräbereien nur auf Sand stoße. Ich schlug wieder nach dem Strande hinüber. An einigen Stellen ist durch Sturzwellen der Wall durchbrochen und hinter ihm längliche Becken ausgewaschen, reich mit faust- und kopfgroßen meistens abgeflachten Steinen belegt. Granite, Gneis, feingeschichteter fester rother Sandstein, todter Kalk mit darin steckenden Donnerkeilen, Korallen und Skyphien, auch ein handgroßes Stück versteinertes Holz. Der todte Kalk (ein aus der alten Kreideperiode stammendes Mineral, das von den Kalkbrennern mit diesem Namen belegt wird, da solche Stücke sich, wohl wegen des Kieselgehalts, todt brennen) kommt am Strande der kurischen Nehrung nicht vor, wohl aber ziemlich häufig an der samländischen Küste und tritt bisweilen massenhaft im Innern des Lan-

des auf. Das verkieselte Holz stammt, wie spätere Beobachtung lehrte, von einem Laubbaume, während alle übrigen in Preußen gefundenen Stücke, die ich besitze, deutlich die Struktur der Nadelhölzer zeigen.

Schon früher hatte ich auf trocknen sandigen Ebenen Furchen bemerkt, die von einem Insekte herrühren mußten. Sie laufen 10 bis 20 Schritte fort, öfters gekrümmt und Oesen bildend. Ich sah jetzt, daß es die Werke wandernder Ameisenlöwen seien, die ihren Trichter verlassen, um sich an einer Stelle, auf der sie sich bessere Beute versprechen, einen neuen zu bauen. Auf demselben Terrain tritt bisweilen der große Ohrenkneiser (Forficula maritima) auf, der mit weit geöffneter mächtiger Zange, die er durch Krümmung des Hinterleibes bis über den Kopf hinaus vorstrecken kann, zu schrecken sucht.

Manche Strecken im Innern der Nehrung sind so niedrig, daß sie mit Recht Brücher genannt werden, in denen selbst Rohr üppig gedeiht. — Etwa vier Meilen von Pillau erhebt sich die erste kahle Düne. Sie ist bis hart ans Haff vorgeschritten, rückt dabei deutlich nach Nordorst fort (die gefährliche Düne von Schwarzort bewegt sich gleichzeitig in entgegengesetzter Richtung) und hat ein schönes Wäldchen zum Theil schon überschüttet. Der Dünensand ist hier reicher an Feldspath als auf der kurischen Nehrung und hat ein nicht so gleiches Korn. Darum wohl sind hier die Böschungen nicht so regelmäßig und steil als dort. Es kommen hier Rutsche und Ueberstürzungen vor, die auf der kurischen Nehrung am Fuße der Stürzdünen überall fehlen. Ja ich bin geneigt, die Thatsache, daß die frische Nehrung an den meisten Stellen, jetzt wenigstens, vom Haffwasser stark angegriffen und abgenagt wird, von jenem scheinbar geringfügigen Umstande, daß hier die Sandkörner nicht gleiche Größe haben, abzuleiten. Nur einige bewaldete Strekken haben Stand gehalten, die heute langhingezogene „Haken" bilden.

Jener ersten, nur etwa 45 Fuß hohen kahlen Düne folgt eine festgeschlossene Reihe höherer Berge. Als ich an ihrem Fuße wanderte, bemerke ich nicht weit vom Ufer eine kleine schief aufgerichtete aus dem Wasser wenig hervorragende Bank, die wie eine Lehmscholle aussah. Ihr folgte eine größere Insel und einige hundert Schritte weiter fand ich das Ufer selbst aus demselben lehmigen Stoffe gebildet. Ich glaubte anstehenden Lehmboden vor mir zu haben, bis

ich in der 3 bis 5 Fuß mächtigen Schicht mehrere Lagen von Haffmuscheln und unter der Schicht wieder Sand bemerkte. Dieser thonige, bis über 100 Schritt breite Strich, der um Manneshöhe und höher den Haffspiegel überragt, hält eine Viertelmeile an und macht dann dem gewöhnlichen Sande Platz. Ohne Frage ist hier der aus Sinkstoffen bestehende Haffboden in die Höhe gehoben und zwar in Folge des Druckes, den der vorgeschobene Dünenrücken ausgeübt hat. Doch ist die Sache damit nicht abgethan, da die höhern Dünen der kurischen Nehrung am Haffrande, wo ich sie gesehen, nirgends ein ähnliches Resultat zeigen. Wir müssen vielmehr noch annehmen, daß hier (½ Meilen von Polski) das Haff in früherer Zeit weiter gegen die Nehrung vorgeschritten gewesen, Sinkstoffe daselbst abgesetzt habe und jetzt im Rückschritte begriffen sei, daß die Düne sich über den weichen Thonboden gelagert und so ein Seitendruck entstanden sei, der das Emportreten des Haffgrundes zur Folge gehabt. In Polski wurde die Sache mit dem kundigen Dünenaufseher Andreas Dams genauer verhandelt. Auch lenkte ich das Gespräch auf die sogenannten Madenberge, die ich für eine Gruppe kleiner in verschlungenen Reihen stehender Dünen gehalten, in denen ich nirgend an „Spuren alter Bernsteingräbereien" erinnert worden. Er pflichtete mir bei. Weder dort noch an irgend einem andern Theile der Nehrung sei Bernstein gegraben worden. Die Nehrung bestehe nur aus Dünensand, der bisweilen schnell wandere. Einer der Berge sei in den drei letzten Jahren genau 20 Ruthen (also jährlich 80 Fuß!) vorgerückt. Auch hier kommen Reste des früheren Waldes vor, die ich bald finden werde. Dagegen werde ich von dem weiterhin gelegenen Dorfe wohl Nichts mehr zu sehen bekommen, obwohl die Verschüttung erst 1824 begonnen. Als das Dach der Kirche durch den darüber gelagerten Sand eingedrückt worden, habe man sie einige Zeit wieder sehen können; jetzt sei sie abermals verschwunden. Auch sprach er von dem schönen Schulgebäude und dem Obstgarten, der da vergraben liege.

Etwas hinter Neukrug fand ich am Haffufer einen Absturz, der an alte Zeiten erinnerte. Unter der Grasnarbe liegt hier 8 Zoll mächtiger grauer Dünensand, dann 2 Zoll starker Humus des Waldes, der noch vor sechs Jahren hier gestanden hat. Ihm folgt eine 1 Fuß mächtige Schicht, die oben grau, nach unten hin kalkig-

weiß ist, darauf 3 Fuß mächtig kaffeebrauner Sand (Urwald), der oben tief braun ist; endlich grünlich=gelber Sand.

Eine von dieser Stelle entnommene Probe des kaffeebraunen Sandes wurde später durch Herrn **Dr.** Spirgatis analysirt. Die Resultate der Analyse sind folgende. Als der Sand in einer an einem Ende geschlossenen Glasröhre erhitzt wurde, entwickelte sich Geruch nach Brenzöl. Am Glase zeigten sich ein brauner Anflug und sauer reagirende Wassertropfen, während sich der Rückstand geschwärzt hatte. Bei Erhitzung des Sandes in einer an beiden Enden offenen Glasröhre traten dieselben Erscheinungen ein, nur nahm der anfänglich schwarze Rückstand sehr bald eine grau=gelbliche Farbe an. Dieselbe Farbe zeigte der Sand, als man ihn mit Lösungen von ätzenden und kohlensauren Alkalien erhitzte, wobei sich die darüber stehende Flüssigkeit tief=braun färbte. Als die Flüssigkeit filtrirt und das Filtrat mit Salzsäure übersättigt worden, schied allmälig ein brauner Niederschlag aus. Die angeführten Reactionen beweisen, daß die braune Farbe des Sandes nicht von Eisen, sondern von organischer Substanz herrühre, die letztere deutet auf Huminkörper. Harze und Fette sowie Ammoniak und Salpetersäure wurden nicht gefunden. Zur annähernden quantitativen Bestimmung der organischen Substanz wurde der Sand bei 110 ° C. getrocknet und dann unter Luftzutritt geglüht. Der Gewichtsverlust, also die Menge der organischen Substanz, betrug 3,87 $\frac{0}{0}$!

Von diesem Orte an lassen sich die Reste beider Wälder fast continuirlich verfolgen. Die obere Kante des abgebrochenen Landes streicht nicht weit vom Haffufer in einer Höhe von 30 bis 40 Fuß fort und giebt den Beweis, daß auf dieser ganzen Strecke das Haff gegen die Nehrung vorschreite. Einen angenehmen Contrast mit diesen wenig erfreulichen Zeugen der Vorzeit bildet der Badeort Kahlberg, in dem sich die Elbinger ein würdiges Denkmal gegründet haben. Von hier ab steht der heutige Wald auf dem Boden des alten; sie lassen sich, einige Stellen abgerechnet, nicht mehr von einander unterscheiden. Dagegen hebt sich die braune Schicht des Urwaldes nirgends bis zur Höhe des über ihm vegetirenden. Kurz vor Liep schlug ich rechts ab, um den Blocksberg zu ersteigen, einen etwa 150 Fuß hohen isolirten Kegel, der auf seiner Kuppe eine mächtige leider abgestorbene Kiefer trägt. Ich kam über ein mit **Ledum palustre, Cal-**

luna vulgaris und verwandten Gewächsen begrünten Bruch und erstieg dann, begleitet von Pflanzen, die ich hier zum Theil nicht vermuthete (**Arundo Sylvatica** und **Epigeios, Vaccinium uliginosum, Vitis idaea** und **occycoccos, Rosa uliginosa, Hypericum perforatum, Scrophularia nodosa**), in jungem Waidaufschlage die Höhe. Fünfzig Fuß unter der Spitze fand ich an einem Abfalle unter dem Humus des jetzigen Waldes 6 bis 12 Zoll grauen Sand, dann den braunen Sand des Urwaldes, den ich weiter nach oben nicht mehr bemerken konnte. Auf der Spitze hat man einen weit ausgedehnten Seehorizont. Anmuthiger indeß ist das Bild, das man zu sehen bekommt, wenn man nach Süden auf das schöne Gelände von Tolkemit nach Elbing hinüberschaut.

Bei Prebbenau wird der Wald kräftiger und schöner. An dem Haffufer fand ich Hafer, wie ihn sonst nur die Niederunger bauen, Bohnen, Gelbrüben und anderes Gemüse — das nur von den vielen Rehen stark heimgesucht wird — auch einen wohlgenährten grünen Frosch. Hinter der Försterei, an der Haffseite, zeigte ein 20 Fuß hoher Absturz: 3 Zoll Humus mit Wald, 3 Zoll Sand, 5 Zoll Humus des alten Waldes, 6 Zoll Sand, der oben grau, unten kaltig-weiß ist, 2½ Fuß kaffeebraune Schicht, dann Rieselsand. Hier lassen sich somit ausnahmsweise wieder drei Wälder unterscheiden. Der braunen Schicht, die man für Eisensand hält, hat man in dieser Gegend scherzweise den Namen „Pfefferkuchen" gegeben. Im Walde haben sich Cormorans angesiedelt; ich zählte in einem Schwarme 56 Stück, doch sollen 50 Horste vorhanden sein. Mehrere kegelförmige Berge, zum Theil von Reihern in Beschlag genommen, erinnern durch ihre Bildung an den Blocksberg, der auch nach der Kahlberger Seite hin einige freilich weniger hohe Genossen hat. Auch der Edelfalke lebt hier. Obwohl er geschont wird, hat sich doch mehrere Jahre hindurch nur ein Paar gezeigt. — Auf dem Wege nach Vogelsang weist, wie früher, die 30 bis 50 Fuß über dem Haff fortlaufende Kante auf ein jetziges Vorschreiten des Haffs hin, das wiederzugewinnen strebt, was es ehedem verloren. In dem Kruge ließ ich mir erzählen, daß das Dorf in einem der letzten Jahre 1000 Thaler für Bernstein gelöst habe, daß die Leute auch mit der Seefischerei zufrieden seien. Nur gestern haben 3 Mann 18 Schock Pomuchel (Dorsche) und zehn

Schock Flundern gefangen, für die sie wohl sieben Thaler bekommen werden; freilich seien solche Fälle selten.

Am nächsten Morgen besichtigte ich die am Strande liegende Ruine, über die ich bereits einige Notizen in diesen Blättern (Oktober-Heft 1858) gegeben. Nachträglich habe ich Henneberger und Hartknoch nachgeschlagen aber Nichts über sie gefunden.

Der Strand ist hier steinlos, abgesehen von einzelnen Bernsteinbrocken. Erst weiterhin zeigten sich kleine Stückchen eines leichten Thonsteines, der uralte Korallen einschließt. Eine Meile von Vogelsang fand ich an einer 100 Schritte vom Strande entfernten, 50 Fuß über dem Seespiegel stehenden Düne unter der starken Grasnarbe 8 bis 10 Fuß Dünensand, 1 bis 2 Zoll Waldhumus mit Kiefernrinde uud Kohle*), dann grünlichen geschichteten festen Sand. Hier muß die See im Vorschreiten begriffen sein. In Steegen erfuhr ich, daß das (angeblich in den Bernsteingräbereien zu Kahlbude) gefunde Skelett einem Edelhirsch (nicht einem antediluvianischen Thiere) angehöre. Auf meiner Rückkehr nach dem Strande sah ich **Convallaria majalis** und eine schöne Ringelnatter, vorgeschobene Posten des Festlandes, das hier schon die Nehrung erreicht hat. Der Strand bleibt steinlos, nur die oben erwähnten leichten Thonsteine treten spärlich auf. Der zwischen dem Wall und der Hauptdüne sich fortziehende Streifen ist mit Wald bestanden, der sich hie und da bis auf die Düne hebt. Wo sie kahl ist, markiren sich deutlich die schwarzen schlangenartig sich windenden Linien des ehemaligen Waldes.

Wieder zeigen sich in See derbe Trümmer eines gestrandeten Schiffes. Kleine Sandbänke und Flußmuscheln kündigen die noch eine Meile entfernte neue Weichselmündung bei Neufähr an. Auf der im Jahre 1840 erschienenen Karte von Koppin ist nur rechts vom Strome eine Sandbank angegeben. Ich fand eine ebenso bedeutende auf der linken Seite. Die durchbrochene Düne ist diesseits 50 bis 80 Fuß hoch, jenseits merklich niedriger.

„Der Eisgang der Weichsel war schon in den letzten Tagen des Januar (1840) eingetreten, hatte bis unterhalb Danzig ungeheure

*) Den 5. Mai 1734 brannten die Kosaken die ganze Danziger Nehrung bis Polski ab. Archivarnachrichten, mitgetheilt von Faber. S. Beiträge zur Kunde Preußens, 6. Band, S. 51.

Eisstopfungen gebildet und dadurch den Abgang des Eises verhindert, der Wasserstand erreichte eine außerordentliche Höhe und die Krone der Deiche. Die Gefahr eines Deichdurchbruchs stieg für das Danziger Werder auf eine hohe Stufe.

„Alles harrte einer Bewegung des Eises und hoffte auf ein baldiges Fallen des Wassers.

„In dieser gespannten Lage tritt endlich am frühesten Morgen des ersten Februar eine Bewegung der scharf zusammengedrängten, oft hoch aufgethürmten Eisdecke des Stromes ein, während bei Danzig und aufwärts bis zum weißen Kruge (vis à vis von Neufähr) die Nachricht hinaufgeht: die Eisstopfung liege fest!

„Der Eisgang wird in der oberen Gegend immer mächtiger und der Tag bricht an. — Ein dichter Nebel verdeckt die hinfliegenden, rauschenden Eismassen und das jenseitige Ufer bleibt dem menschlichen Blicke unerreichbar.

„Keiner von den auf dem Danziger Weichseldeich thätigen Männern vermag das Räthsel zu lösen. Keiner kann auf den Gedanken kommen, daß hier ein unerhörtes Ereigniß vorgefallen! Da verschwindet, als die Sonne sich schon wieder zum Untergange neigt, der Nebel, und Niemand von den auf dem Danziger Deiche Anwesenden traut seinen Augen, denn er sieht die wohl 100 Fuß hohen Sanddünen durchbrochen, er sieht — in die freie See!"

Ich dachte an diese lebendige Schilderung, die uns einst (in den Elbinger Anzeigen) Baurath Steenke gegeben, zurück, als ich den mächtigen Strom vor mir hatte. Zwei Marinesoldaten hatten alle ihre Kräfte anzustrengen, um mich hinüberzusetzen. Am jenseitigen Ufer sah ich zum letzten Male den kaffeebraunen Sand des Urwaldes.

J. Schumann.

Beiträge zur Geschichte der Stadt Elbing

in den Jahren 1840—1848.

(Fortsetzung.)

Die Territorial-Angelegenheit, die, wie bemerkt, bei dem Regierungs-Antritte König Friedrich Wilhelms IV. sich noch unerledigt befand, war der Natur der Sache nach nur zu sehr geeignet, eine gewisse Mißstimmung zwischen den Staatsbehörden und der

Stadt zu erzeugen. Es waren aber noch andere Verhältnisse da, welche dieser Mißstimmung Nahrung gaben. Hiezu gehörte vor Allem die Grundsteuerfrage.

Bekanntlich vertritt in den Städten unserer Provinz der sog. Servis die Grundsteuer. Die Stadt Elbing hatte nun schon seit Jahren sich darüber beschwert, daß der Servis, den sie zahlte, — 14,000 Thlr. jährlich — ganz übertrieben hoch sei und weder mit dem Quantum, welches andere gleich große und selbst viel größere Städte zahlten, im Verhältniß stehe noch auch dem Werthe und Reinertrage der Grundstücke in der Stadt selbst entspräche. Diese Reclamation und die Erklärung der Stadt, daß sie nicht länger im Stande sei, die ungeheure Last der Verzinsung der Stadtschuld zu tragen, hatten gegen das Ende der Regierung König Friedrich Wilhelms III. zwei Maßregeln von Seiten des Staats veranlaßt:

1. die Abordnung eines Königl. Commissarius, der mit einer Art Curatel betraut wurde, um dafür zu sorgen, daß die Stadt regelmäßig die Zinsen so wie das jährliche Amortisations-Quantum zahle;
2. die Einsetzung einer Commission, an deren Spitze ein Westphälischer Katasterbeamter stand, um zu prüfen, ob die Behauptung der Stadt, sie sei bei dem Servise überbürdet, für richtig angenommen werden könne.

Die erste Maßregel war von der Stadt selbst herbeigeführt, der Magistrat hatte selbst beantragt, man möge einen Commissarius ernennen, der sich davon überzeugen möge, daß es nicht möglich sei, ohne zu große Opfer die Kriegsschuld zu verzinsen und zu amortisiren. Die zweite Maßregel dagegen erregte sogleich heftige Opposition. Die Veranlagungs-Prinzipien der Rheinisch-Westphälischen Grundsteuer waren hier in der Provinz ganz unbekannt, selbst die technischen und offiziellen Ausdrücke, in denen sich diese Westphälische Commission bewegte, waren fremd. Stieß das Fremdartige in der Sache schon zurück, so glaubte man sich auch, da die gedachten Katasterbeamten eine große Zahl von Grundstücken in der Stadt und in dem städtischen Gebiete als grundsteuerpflichtig aufnahmen, die die Stadt dafür nicht anerkennen konnte, zu der Ueberzeugung berechtigt, daß auf diesem Wege eine Erleichterung von der schweren Ueberbürdung nicht zu hoffen sei, daß vielmehr das ganze Verfahren als ein Experiment anzusehen sei, mit Einführung der Grundsteuer nach Rheinisch-Westphäli-

schen Grundsätzen in unserer Provinz den Anfang zu machen. In Folge dessen gab es unaufhörliche Streitigkeiten zwischen den städtischen Behörden und dem Katasterbeamten, der sehr bald seine Maßregeln nur durch Anrufung des Königl. Commissarius durchsetzen konnte. Die Stadt erklärte dabei wiederholt, daß sie sich ein Prinzip der Katastrirung nach diesem Muster nicht gefallen lassen werde, da kein Gesetz vorliege, was sie hiezu zwingen könne, es handle sich um die Frage, ob sie überbürdet sei, und dies könne nur dann entschieden werden, wenn die Grundstücke nach den Normen abgeschätzt würden, die in der Provinz üblich seien, da die andern Städte auch nur nach diesen, nicht nach Westphälischen Kataster-Prinzipien veranlagt seien und veranlagt werden könnten.

Alle diese unerquicklichen Angelegenheiten waren in vollem Gange, als König Friedrich Wilhelm IV. zur Huldigung reiste. Von der Grundsteuer-Angelegenheit wollen wir hier anticipando bemerken, daß der Widerstand der Stadt, da er ein völlig gesetzlicher war, auch zum Ziele führte. Die Katastrirung wurde nach einiger Zeit aufgegeben und mit dem Staate die Einigung getroffen, daß die Hälfte des Servises — also 7000 Thlr. — auf die Grundstücke als eine städtische Grundsteuer gelegt und mit der andern Hälfte zusammen in folle aus der Kämmerei-Kasse an den Staat abgeführt werden solle, wobei es denn auch bis jetzt — und bis zu einer künftigen etwanigen Grundsteuer-Ausgleichung im ganzen Lande — verblieben ist.

Wie die andern beiden Mißstände — die Territorial-Angelegenheit und die Curatel — beendigt wurden, werden wir später schildern. Zum Verständnisse der Ereignisse der nächsten Jahre ist es aber nöthig, hier einen andern Punkt zu berühren, nämlich den Ruf des „Liberalismus", in dem die Stadt schon damals stand. Jenes historisch gewordene Rescript des Ministers v. Rochow an Jacob Riesen, worin von dem „beschränkten Unterthanen-Verstande" die Rede war, datirte schon vom Jahre 1837.

Um diesen Punkt in das Klare zu setzen, müssen wir etwas weiter ausholen. Man kann annehmen, daß die ersten schwachen Anfänge eines politischen Lebens in Preußen durch die Städte-Ordnung vom 19. November 1808 hervorgerufen sind. Die bis dahin beispiellose Abhängigkeit der Städte von den Kriegs- und Domainenkammern hörte auf, der Bürger erhielt die Selbstverwaltung seines

Eigenthums zurück und damit auch die Lust, sich um öffentliche Angelegenheiten zu bekümmern. Aber die Entwickelung dieses neuen Organismus ging sehr langsam vor sich. Hauptsächlich lag dies, abgesehen von andern Ursachen, unter denen das Widerstreben der Magisträte, sich in die neue Ordnung der Dinge zu fügen, keine geringe Rolle spielt, in dem bald darauf ausbrechenden Kriege, der alle patriotischen Kräfte auf einen Punkt concentrirte und wenig Zeit zu andern Betrachtungen ließ. Erst nach dem Kriege, und auch da eigentlich erst, als die für den Kaufmann wie für den Landmann so trüben Jahre von 1820 ab eintraten und in Folge dieser schlechten Zeiten die Verhältnisse der Städte immer trauriger wurden, fing man in den Bürgerschaften an, sich ernstlich um die Verwaltung des städtischen Eigenthums zu kümmern. Die Folge hievon waren erbitterte Kämpfe zwischen den Magisträten und den Stadtverordneten, so ziemlich in allen Städten unserer Provinz, vielleicht Danzig ausgenommen. Diese Kämpfe, die allerdings häufig äußerst unerquicklich waren, hatten aber das Gute, daß die Intelligenteren unter den Kämpfern anfingen, sich der Sache eifrig und zum großen Nutzen des Gemeinwesens hinzugeben und so auch die Keime eines politischen Lebens zu entwickeln. Die unausgesetzte Beschäftigung mit den Angelegenheiten einer Stadt — eines Staats im Kleinen — schärft unwillkürlich den Sinn für allgemeinere politische Verhältnisse und erhebt das Auge über den Gesichtskreis, den die Mauern der Vaterstadt bieten. So war es denn auch in Elbing gekommen, daß eine, der Zahl nach geringe, der Energie und der Hingebung für die Sache nach bedeutende Vereinigung einzelner intelligenter Bürger in den zwanziger und dreißiger Jahren entstand, die auf die Verbesserung des Gemeinwesens hinstrebte und hiedurch darauf hingeführt wurde, sich für die allgemeinen Angelegenheiten des Landes zu interessiren, auch wohl hie und da, z. B. auf den Provinzial-Landtagen u. s. w., activ aufzutreten.

Dergleichen — heute zu Tage bereits eine sich von selbst verstehende Erscheinung — war damals äußerst mißliebig, und so war denn Elbing schon vor 1840 in dem Rufe des „Liberalismus", bei weitem mehr als Königsberg, das erst später in den Vordergrund trat.

Es war übrigens gerade in Elbing auch vorzugsweise nothwendig, daß sich tüchtige Kräfte der städtischen Angelegenheiten annahmen, weil nicht leicht in einer anderen Stadt die Verhältnisse so schwierig geworden waren, als gerade hier. Nicht blos, daß durch

den in jenen Jahren immer mehr sinkenden Handel die Einnahme-Quellen immer spärlicher flossen, daneben aber die unerbittlichen Kriegsschulden bestehen blieben, die Verwaltung hatte auch noch andere Schwierigkeiten, die durch das Territorial-Verhältniß herbeigeführt waren. Wie Eingangs bemerkt, hatte der Staat bis 1772 den größten Theil des städtischen Gebiets in antichretischem Pfandbesitz, seit 1772 nahm er an, der Pfandbesitz habe sich in Eigenthum verwandelt. Nun war aber daneben seit der ersten Besitznahme durch Chur-Brandenburg ein Theil des Territoriums, die Forsten und verschiedene Ländereien, der Stadt belassen und ihr Eigenthum verblieben, ebenso viele Intraden an Diensten und Reallasten. So waren also die Eigenthums-Verhältnisse im Territorium zwischen dem Staate und der Stadt getheilt, die meisten Dörfer leisteten einen Theil ihrer Prästationen dem Staat, einen andern der Stadt. Waren hier schon Collisionen und Verdunkelungen aller Art unvermeidlich, die auch durch den im Jahre 1826 abgeschlossenen, später von der Stadt angefochtenen, sog. Territorial-Vergeich nicht im Mindesten beseitigt, sondern wegen seiner vagen und ungenauen Fassung vermehrt wurden, so war noch ein der Stadt höchst nachtheiliger Umstand hinzugekommen. In der Zeit nämlich von 1772 — der Preußischen Besitznahme — und 1808 — der Einführung der Städte-Ordnung — waren die Oberbürgermeister der Stadt, die damals vom Staate ernannt und in der Regel aus der Zahl der Kriegs- und Domainen-Räthe ausgewählt wurden, zugleich Landräthe und zugleich auch Intendanten des Territorii. Sie hatten sämmtliche Intraden, sowohl die für den Staat als für die Stadt zu erheben, und da war es, zumal sie mit Arbeit überhäuft waren, natürlich, daß sie, selbst wenn man bei ihnen eine größere Connivenz für den Staat als für die Stadt nicht annimmt, die Rechts-Verhältnisse der einzelnen Intraden und der dazu Berechtigten nicht weiter prüften sondern zufrieden waren, wenn das einging, was eingehen sollte. Hiedurch waren Verdunkelungen entstanden, die von der späteren Generation gar nicht mehr aufzuklären waren, und in die an sich schon sehr ausgedehnte und complicirte Verwaltung eine Schwierigkeit hineingetragen, die häufig gar nicht, in der Regel nur mit großer Anstrengung zu überwinden war.

Das Unbehagliche dieser ganzen Situation wurde in Elbing noch durch die Betrachtung gesteigert, daß die ungeheuren Opfer, die

die Stadt aus Patriotismus in der trüben Epoche von 1806—1815 gebracht hatte, wohl eine größere Rücksicht mit ihrer späteren Lage zu rechtfertigen im Stande wären. Mußte sie doch selbst eine ganz unzweifelhafte Forderung, bestehend in über 100,000 Thlr. Auslagen, die sie für das im Jahre 1812 eingerichtete Lazareth gemacht, im Wege des Prozesses — in den ersten vierziger Jahren — mühsam erstreiten, da alle ihre Versuche, im Verwaltungswege zum Ziele zu gelangen, vergeblich gewesen waren.

Was war unter diesen Umständen natürlicher, als daß eine mit der Ungunst der Verhältnisse so hart kämpfende Stadt neue Hoffnungen schöpfte, als das Jahr 1840 jene für Preußen so wichtige und folgenreiche Veränderung brachte?

(Fortsetzung folgt.) †

Simon Dach, der Sänger des Todes.

(Zur Erinnerung an seinen Todestag, den 15. April nach 200 Jahren.)

Am 13. April dieses Jahres ist in Exeterhall Händels Gedächtnißfeier durch eine glänzende Aufführung seines Messias begangen worden. Der 13. April 1759, ein Charfreitag, des Messias Todestag, war für den Sänger des Messias auch der Tag seines Heimgangs. Auch unsere Provinz und voran ihre Hauptstadt rüstet sich zur würdigen Todes-Säkularfeier des großen Tonmeisters, den wir für den Unsern erkennen, ob auch fern von uns in der Westminster-Abtei sein Gebein verwittert. So gut wie der, neben dessen Denkmal in Westminster sein kolossales Marmorbild steht, so gut wie Shakespear, gehört Georg Friedrich Händel der Welt.

— — lo! giant Handel stands,
Like bold Briareus with his hundred hands. (Pope.)

Im Professorengewölbe unserer Samländischen Cathedrale ruhen auch eines Mannes Gebeine, der dem Messias zu Ehren gesungen, und wenn er ein Denkmal hätte, so würde es nicht unangemessen sein, wenn es dem Händel's ähnlich wäre, der, an eine Orgel gelehnt, dasteht mit einem Notenblatt in der Hand, worauf die Worte zu lesen sind: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt." Sein Name ist kleinre, viel

kleiner, der Schein seines Ruhmes ist blaß neben dem Glanze „des hundertarmigen Heros“ und seiner heroischen Schöpfungen, Simson und Judas Maccabäus, Josua und Jephtah; des Messias nicht zu gedenken. Es käme vielleicht Niemand in den Sinn, sie nebeneinander zu stellen, wenn nicht die Tage und Jahre ihres Todes so nahe bei einander stünden. Hundert Jahre vor Händel, 1659 am 15. April war es, als der Mann geringeren Namens und bescheidenern Ruhmes, als Simon Dach heimging. Aber er hat unter uns gelebt, und seine Lieder leben bei uns, nicht in den auserlesenen Kreisen der Kunstfreunde kommen sie zur Aufführung, aber im Volk, in der Kirchengemeine und an der geweihten Stätte des Grabes werden sie gesungen. Und zu seiner Zeit hielt man ihn so hoch, daß Rector und Senat der Albertina in der Einladungsschrift zu seinen Exequien ihn als „poetarum nostri saeculi facile princeps“ bezeichnen. Und als vor 15 Jahren unsere Universität ihr drittes Jubiläum feierte, war für die Denkmünze der Jubelfeier kein ruhmvollerer Name als Repräsentant ihres zweiten Jahrhunderts zu finden, als der Name Simon Dach. Darum unwerth wird er es nicht sein, daß in diesen Blättern, die das Vaterländische pflegen wollen, des Preußischen Dichters zum zweihundertjährigen Gedächtniß seines Todes in Liebe gedacht werde.

Doch Simon Dach ist bekannt genug. Darum ist es nicht auf eine vollständige Beschreibung seines Lebens oder auf eine allseitige Würdigung seiner Wirksamkeit abgesehen. Auch diese Blätter haben in früheren Jahrgängen seiner manchmal gedacht und auch neuerlich ist sein Lebensbild hin und wieder gezeichnet. Es genüge die Verweisung darauf*). Da es das Todesgedächtniß Simon Dach's gilt, so sei auch die Beschränkung auf ihn in der Eigenschaft als Sänger des Todes gerechtfertigt. Es ist damit nicht willkürlich eine von vielen Seiten, vielleicht eine untergeordnete, an ihm hervorgehoben, sondern er ist dies vor Allem; es ist unmöglich an Simon Dach zu denken, ohne den Gedanken mit Sterben und Grabesruhe in Verbindung zu bringen. Ueber dem Sänger des Todes ist der Dichter heroischer Schauspiele, der Erotiker, der Frühlingssänger, der Lehrer der Poetik ziemlich vergessen; der Literar-

*) J. B. Herzog's Encyclopädie, Band 3, S. 232 ff. Piper's evangelischer Kalender für 1859 S. 180 ff.

historiker mag immerhin auch noch von einem anderen Simon Dach wissen, aber ein wirkliches Leben unter uns hat fast nur Simon Dach, der Sänger des Todes. Das einschränkende „fast" wird allein um des lieblichen „Anke von Tharau" willen und wegen des treuherzigen „der Mensch hat nichts so eigen" erfordert. Unter seinen geistlichen Liedern befinden sich allerdings einige, die nicht gerade in die Rubrik der Sterbelieder zu setzen sind, aber theils sind ihrer verhältnißmäßig nur wenige, theils sind es nicht die bedeutendsten, wenigstens nicht die in den Gebrauch der Gemeinde vorzüglich übergegangenen, theils nehmen auch sie in der Regel die Richtung auf Tod und Ewigkeit. Es wären dieser Kategorie namentlich mehrere Morgen- und Abendlieder beizuzählen. In den Abendliedern waltet der Gedanke vor, daß die nächtliche Ruhe ein Vorbild der ewigen Ruhe sei, und das Erlöschen des Tageslichtes regt nur die Bitte an:

Laß uns unsre Leuchten
Stets mit Oele feuchten
Und bereitet stehn
Daß wir an dem Ende
Wann Du kommst behende
Mit Dir können gehn!

Und auch in den Morgenliedern verweiset des Tages Anfang den Dichter auf die Ewigkeit, und der neue Beginn der Arbeit auf die Rechnungsablage des jüngsten Tages, die Sonntagsfrühe auf den ewigen Sabbath im Himmel. Die bei weitem größeste Mehrzahl aber der Dachschen Lieder, und gerade die hervorragendsten und weltbekannten haben des Lebens Nichtigkeit, des Todes Schrecken, den Ernst des Gerichts, die Seligkeit des Himmels zu ihrem ausschließlichen Gegenstand. Ich kenne in dem deutschen geistlichen Bardenhaine keinen Sänger, dessen Harfe so entschieden nur zu einer Liedergattung gestimmt wäre. Luther ist unser Weihnachtssänger und Versorger mit Hymnen zu Ehren des reinen Wortes, Paul Gerhardt ist unser Passionssänger und unermüdlicher Führer im Chore derer, die die Sorge mit ihren Liedern verscheuchen, aber neben diesen Hauptrollen, die sie in der großen Symphonie übernommen haben, wie viele Töne anderer Art schlagen sie noch an! Unseres Dichters geistliche Lieder stehen in richtig rubricirten Gesangbüchern ziemlich alle nahe bei einander, weil sie alle aus einem Tone gehen, den sie mannigfaltig variiren.

Es ist nicht zu läugnen, daß daraus der Schein einer nicht geringen Einseitigkeit erwächst. Und wenn nun dieses eine Thema noch ein anziehendes und in sich selbst reiches und manrigfaltiges wäre! Nun ist es aber das einsilbigste und eintönigste, das reizloseste, das genannt mag werden — der Tod. Der Tod ist ein sehr mittelmäßiger Portraitmaler, sagte Göthe, als er Wielands Leiche gesehen. Aber es ist nicht blos das wahr, sondern er ist auch ein sehr mittelmäßiges Object für einen Maler nicht nur, sondern auch für einen Dichter. Das farbige Leben, das bunte süße Dasein ist ein erwünschterer Gegenstand für jede Gattung der Darstellung als der graue bittere Tod. Und man muß fragen: was kann zu so seltsamer Wahl bewegen, was hat unsern Dach so ausschließlich, wenigstens so vorzugsweise den Tod zum Vorwurf seiner Dichtung wählen lassen, daß unter den 120 geistlichen Liedern, die mir vorliegen, gegen 100 Sterbelieder sind?

Die Antwort wird theils auf dem Gebiete des ganz allgemein Menschlichen und Religiösen, theils in temporären, theils allerdings auch in individuellen Verhältnissen zu finden sein. Der Tod ist eben einmal da, er hat eine nicht wohl zu verkennende Existenzmacht innerhalb des Menschenlebens; man kann ein Interesse haben, diese so gut es geht, zu ignoriren; das geschieht dann vermöge einer gewissen künstlichen Absichtlichkeit, natürlicher aber und einfacher ist es, das Daseiende als solches anzuerkennen und wenn man ein Dichter ist, auch in dieser Qualität es anzuerkennen und nicht auszuschließen aus dem Bereich des dichterischen Schaffens. Unverkennbar nahe aber liegt der Todesgedanke der religiösen Stimmung; sie erzeugen sich gegenseitig. Ohne die Mahnung des Todes gäbe es kein Fremdlingsgefühl in der Welt, und wenig Verlangen über das Sichtbare hinaus zu denken und mit dem, was allein unberührt vom Tode bleibt, mit dem Göttlichen, sich zu beschäftigen. Wiederum ohne die Richtung auf die unsichtbaren und göttlichen Dinge ist der Todesgedanke so absolut häßlich und störend, daß das natürliche Widerstreben der Menschenseele gegen das Häßliche es ihr als eine besondere Lebensweisheit erscheinen läßt, ihn zu vermeiden. Kurz es besteht ein intimes Verwandschaftsverhältniß zwischen Religion und Tod, weshalb Todeslieder ohne irgend einen religiösen Anflug kaum vorkommen oder wenn sie sich finden, geradezu unerträglich sind, religiöse Lieder aber gerne in Todesgedanken, Aussichten in die Ewigkeit oder dem Aehn-

liches auslaufen. Es wäre die Probe zu machen an jeder beliebigen Liedergruppe unserer Gesangbücher, wie viele von ihnen, ob auch ganz anders beginnend, in einem eschatologischen Schluß verklingen. Daß also Dach, der vorzugsweise ein religiöser Dichter ist, mit dem Tode sich viel zu schaffen macht, ist im Allgemeinen nicht eben auffallend.

Dazu kommt, daß die Zeit, in welche das Leben Dachs fällt, in der That eine Zeit war, in der das Regiment des „Königs des Schreckens" sich vorzüglich fühlbar machte. Die Thore des Janustempels sind während seines Lebenslaufes in deutschen Landen kaum geschlossen gewesen. Der dreißigjährige Krieg fällt mit seines Lebens Mitte zusammen, außer dieser Zeit waren ihm nur dreizehn Jahre zuvor und eilf Jahre hernach zugemessen. Und wenn Preußen auch nicht innerhalb dieses Kriegstheaters lag, Königsberg sogar eben wegen seiner Entfernung von demselben damals von der studirenden Jugend Deutschlands mit Vorliebe aufgesucht wurde, unberührt blieb Preußen doch nicht von den Leiden des Krieges. Abgesehen von den inneren politischen Wirren, welche aus den andauernden Zwistigkeiten zwischen dem Adel und dem Kurfürsten und aus dem mißlichen Verhältniß des lehnsabhängigen Landes zur Krone Polen hervorgingen, hatte es seit 1626 seinen besonderen, den schwedisch-polnischen Krieg. Ja selbst als Deutschland endlich nach den Friedensschlüssen von Münster und Osnabrück sein ersehntes „Nun danket alle Gott" singen konnte, loderten in Preußen neue Kriegsfeuer auf. Wenn auch in den aus der Verzichtleistung der schwedischen Christine sich entwickelnden Kämpfen die heißesten Schlachten auf polnischem Boden geschlagen wurden, es wurde doch viel preußisches Blut dabei verspritzt, und auch Preußisches Land bekam in den fünfziger Jahren Blut zu trinken wie Wasser, niemals reichlicher als drei Jahre vor Dachs Tode, da Horden von Tartaren Litthauen überflutheten und zum Schauplatz unmenschlicher Gräulthaten machten. Das erfreuliche Ende dieser Kämpfe, den Frieden zu Oliva, zu sehen, war unserm Dach nicht mehr beschieden. Aber auch die ihn erlebten, empfanden ihn damals nicht als einen Segen, weil ihnen die Souveränetät des Kurfürsten über Preußen als ein bedenklicher Tausch gegen die polnische Lehnshoheit erschien; erst die Folgezeit sollte seine Segenskraft offenbaren. Indessen Krieg war nicht die ganze außerordentliche Heeresmacht, welche „der König des Schreckens"

damals ins Feld schickte, sondern theils als seine Begleiter, eingeführt durch Handelsstockungen, Verarmung und Hungersnoth, theils unabhängig von ihm, suchten Seuchen unser Land in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wiederholt gräßlich heim, besonders 1602, 1620, 1626, 1649, 1655 und 1656. Durch einzelne dieser Pestepidemien wurden weit über 10,000 Menschen allein in Königsberg, dessen damalige Einwohnerzahl der heutigen doch beträchtlich nachstand, hingerafft. In mehr als einem der Dachschen Lieder hören wir noch den schrillen Nothschrei jener Pestjahre, wie: „Gott Du hast unser gnug begehrt — Nun ist Dein Zorn auch angebrannt, Wie wird es uns ergehen? — Der Glocken Klaglied feiert nicht, Wir fallen häufig nieder, Und tragen für einander Scheu, Wir müssen einsam leben, Und uns der alten Lieb und Treu, Aus Todesfurcht begeben. Wir fliehen unsre Stadt und Haus — Der schauet hie, der dort hinaus, Gesunde Luft zu finden. — Wir meinen gar mit Haufen, Dem Tode zu entlaufen, Wohin soll ich doch eilen Für seinen leichten Pfeilen." Die Seuche des Jahres 1649 traf mit vorzüglicher Stärke namentlich die Kreise, in denen sich Dachs Leben bewegte. Im akademischen Convictorinm ausbrechend, verbreitete sie sich mit reissender Eile und meist tödtlicher Gewalt unter Studirenden und Professoren. Ueberhaupt ist die durchschnittlich kurze Lebensdauer der Gelehrten jener Tage, wenigstens in Königsberg, auffallend, die Zahl der Jubilare sehr spärlich, die Menge der in der Hälfte der Tage Hinweggenommenen bedeutend. Unter den 18 Professoren der philos. Facultät zur Zeit unseres Dach ist ein 80 jähriger, zwei erreichen das 65. Lebensjahr, die übrigen alle sterben als 40 und 50 jährige oder noch Jüngere. Von den außerakademischen Freunden, namentlich denen, mit welchen ihn Musik und Poesie verband, mußte er seinen Roberthin im 48., Alberti im 47., Georg Mylius im 27., Wilkow im 49. Lebensjahre abgeben.

Diese Todeserfahrungen streifen nun schon das Gebiet der individuellen Verhältnisse, welche geeignet waren, der Seele des Dichters Todeslieder zu entlocken. Und doch soll noch einige Augenblicke bei den temporären Verhältnissen verweilt werden. Es ist ja nämlich nicht blos das Sterben selbst, was Todesgedanken wecket, sondern auch ein trübes Leben, ein von Zank und Hader getrübtes Leben hat für eine des Friedens bedürftige Menschenseele, welche von Eintracht und harmonischem Zusammenklange der auf einander angewiesenen Lebensgenossen singt:

„Dies macht das Leben zum himmlischen Reich;
Durch Zanken wird es der Höllen gleich“

wohl Macht, Todesgedanken und Todessehnsucht zu wecken. Und Dachs Zeit war, ganz abgesehen von allem Krieg und Streit in dem Bereich des nationalen und des politischen Lebens, eine Zeit des widerwärtigsten theologischen und kirchlichen Haders, der mit zügelloserer Leidenschaft und mit größerer Rohheit nicht leicht irgendwo gehegt wurde als in Königsberg. Es würde weit von unserer Aufgabe abführen, auf die Veranlassungen und Gegenstände dieser theologischen Händel, der Rathmannschen, Moviusschen und syncretistischen, näher einzugehen, von denen die beiden ersten, mehr lokaler und provinzieller Natur, über die Art und Weise der Wirksamkeit des göttlichen Worts geführt wurden, und sich durch das dritte und vierte Jahrzehend des 17. Jahrhunderts hinschleppten, der dritte seit dem Jahre 1640, ein mehr denn dreißigjähriger Krieg, in welchem es sich um die Grenzen und das gegenseitige Verhältniß der kirchlichen Bekenntnisse handelte, die Geister der ganzen evangelischen Welt Deutschlands, und nicht sie allein, im tiefsten Grunde erregte. In demselben Maaße, in welchem die Dinge, um die gestritten wurde, größtentheils werthvoll, zart und heilig waren, in demselben Maaße war die Streitführung selbst vielfach unwürdig, grob, unheilig. Im Allgemeinen verrathen schon die Titel nicht weniger Schriften, die in diesen Kriegen gewechselt wurden, den Geist der Gemeinheit; denn eine Elite von Schimpfwörtern ist schon in ihnen niedergelegt. Zur Charakteristik des in dem syncretistischen Streite, Königsbergischen sehr bedeutenden Antheiles, waltenden Geistes diene aber ein Zug. Im April des Jahres 1650 sollte das Decanat der theologischen Facultät von dem Professor Mislenta auf den Professor Behm übergehen. Beide nahmen gegen einander eine scharfe theologische Parteistellung ein, indem jener, der zugleich Pfarrer am Dom war, der strengsten lutherischen Orthodoxie anhing, dieser ein offener Vertreter der Helmstädtischen Theologie des evangelisch weitherzigen Georg Calixt, ein sogenannter Syncretist war. Grund genug für diesen, um von jenem gehaßt zu werden. Mislenta verweigerte dem „**Behm ineptiens**“ (unter diesem schmeichelhaften Titel hatte er eben eine Schrift ausgehen lassen) das Fakultätssiegel. Der Zwist schwebte noch, da trat der versöhnende Tod dazwischen. Im August desselben Jahres stirbt Behm, der zwar noch junge aber

seit lange kränkelnde Mann. Der Sitte gemäß soll seine Leiche in dem Professorenbegräbniß der Domkirche beigesetzt werden; Prof. Dreier, sein theologischer Amts- und Gesinnungsgenosse, will ihm die Leichenpredigt halten. Die betrübte jugendliche Wittwe, die Tochter eines der angesehensten Häuser der Stadt Kneiphof, begehrt es. Aber der Dompfarrer Mislenta, der zelotische Gegner der Behmschen Theologie, verweigert Beides, die Zulassung des Syncretisten Dreier zur Domkanzel und des gewesenen Synkretisten Behm zum Dombegräbniß. Rector **magnificus** und akademischer Senat unterstützen das Verlangen der Wittwe, die churfürstl. Regierung (die vier Oberräthe) fordern das Begräbniß. Aber der allmächtige Dompfarrer beharrt bei seiner Erklärung, der Verstorbene sei ein Schwärmer, Meineidiger, Verräther der Religion und Mameluck (euphemistischer Ausdruck für Calvinist) und in Unbußfertigkeit gestorben; die Diakonen des Doms treten der Meinung ihres Pfarrherrn bei, das gesammte dreistädtische Geistliche Ministerium secundirt, und der Kneiphöfische Rath wird gleichfalls für das Mameluckenthum des Prof. Behm gewonnen, eines Mannes, der wenige Tage zuvor, wie die akademische Leichenschrift von ihm sagt, „mit dem himmlischen Mahl, dem sichersten Pfande göttlicher Liebe, seine Seele gestärkt und sodann unter frommer Betrachtung der göttlichen Verheißungen mit den Schrecken des Todes gekämpft und endlich sie überwunden hatte", eines Mannes, den Kurfürst Georg Wilhelm würdig befunden, ihm die Kosten der theologischen Doktorwürde darzureichen, den die Wittwe König Gustav Adolfs zu ihrem Hofprediger auserlesen, den Kurfürst Friedrich Wilhelm zum **collegium charitativum** in Thorn abgeordnet hatte, eines Mannes, der außerdem der Sohn des vieljährigen befreundeten akademischen Collegen Mislentas war. Der Tag des Begräbnisses kam heran, Seitens der Universität war zum Leichenbegängniß nach akademischer Sitte durch eine in ihrer Art vortreffliche höchst beziehungsreiche Schrift eingeladen, die auf der Basis des berühmten Wortes des Julius Cäsar: **Teneo igitur te Terra mater**, von der Mütterlichkeit des Schooßes der Erde handelt, welcher nun auch diesen Leichnam aufnehmen werde, sei es doch, als höre man seinen Ruf: **Teneo igitur te Terra, teneo te desideratissimum tranquillitatis portum; teneo te exoptatissimam incolumitatis sedem.** Aber für diesen Tag hatte der Pfarrer Mislenta der Mutter Erde ihres mütterlichen Amtes zu warten untersagt. Die

aus allen drei Städten versammelte Menschenmenge mußte unverrichteter Sache von dannen ziehen. Auf Anordnung der Regierung wurde die Leiche auf dem Sackheim intermistisch beigesetzt, und erst nach zwei Jahren endete das Interimisticum. Da endlich war es gelungen, den Eigensinn des starrköpfigen Cerberus, welcher das Grabgewölbe des Doms hütete, zu brechen. Da wurde das **Teneo igitur te Terra mater** zur Wahrheit. Aber auch da durfte nicht Professor Dreier, sondern der Sackheimer Pfarrer Neuschilling die Grabcollecte lesen.

Wir haben wohl eine Weile über dem trotzigen Masuren Mislenta den milden friedfertigen Dach aus dem Auge verloren, aber im Sinne haben wir ihn doch immer gehabt. Der eine Zug, dem andere ähnliche in Menge, vielleicht keiner von derselben Härte und karrikaturhaften Häßlichkeit, hinzugefügt werden könnten, sollte die Zeit und ihre widerwärtige Haderhaftigkeit characterisiren. Da kann Niemand sagen: was gingen solche Händel in der Theologenzunft unsern Dichter an? Denn dergleichen blieb, wie der eine Fall auch schon für sich zeigen kann, nicht innerhalb der Zunft, am wenigsten in jener Zeit der Präponderanz der Theologie unter den Fakultäten, und in dem wissenschaftlichen wie in dem gesammten öffentlichen und privaten Leben. Es gab der Leute von Mislentas Schlage gar nicht wenige; Abraham Calov, der bis 1643 auch in Königsberg, demnächst in Danzig lebte, war wesentlich nicht anders. Und überdieß war Dach selbst ursprünglich Theolog, er hatte diesen Männern nicht fern gestanden, weder persönlich noch collegialisch. In seiner kirchlichen Richtung hat er ohne Zweifel im Ganzen mit Mislenta zusammen gestanden, aber diese praktischen Consequenzen sind seiner weichen, liebevollen, von ächter Humanität erfüllten Seele fremd gewesen; durch seine Lieder weht ein anderer Geist; auch ohne die ausdrückliche Versicherung seines Biographen, des Professor Beyer, glaubt man's, daß er vor Zänkereien einen Abscheu hatte; und wenn er seine Stimme klagend erhebt über die erstorbene Liebe und die erfrorene Treue, so wissen wir, im Blicke auf die Physiognomie der Zeit mit diesen scharfen Linien, mit diesen von heftiger Leidenschaft gezogenen Runzeln und Furchen, auch, worauf wir solche Klagen zu beziehen haben. Es ist psychologisch wohl zu begreifen, daß einer Natur wie Dach unter solchen Verhältnissen Todessehnsucht und Verlangen nach einer reinern, stilleren Lebensluft kommen kann. Und diese psychologischen Motive wurden durch seine äußeren

individuellen Lebensverhältnisse unterstützt. Von schwächlicher Leibesbeschaffenheit übernahm er mit 27. Jahren an der Domschule ein Lehreramt, dem seine physischen Kräfte bei weitem nicht gewachsen waren, und bekleidete es sieben Jahre hindurch mit großer Gewissenhaftigkeit. Er sagt gegen das Ende dieser Zeit selbst: „diese Schule hat die Blüthe meiner Jugend geknickt und vor der Zeit mich alt gemacht, wie ein Schatten schleiche ich einher, wandle wie das Bild eines Menschen. Nicht die Lüste der Jugend haben mein Mark verzehrt, sondern die Schullast, das unausgesetzte laute Sprechen, die nächtlichen Correcturen der Schülerscripta, die nur mit Widerstreben ein lateinisch Gewand anziehen wollen, die unter meiner Gesangbegleitung zu vollziehenden Leichenbegängnisse auf dem Haberberge bei Wind und Wetter. Mehr denn tausend Mal bin ich unter dem traurigen Halle der Domglocken den Weg gegangen, der selbst des Herkules Füße ermüden würde. Und dafür der denkbar kärglichste Lohn, wenn nicht Aerger und Verlust, namentlich durch unverständige Kritik der Lehrerarbeit bereitet, für Lohn gerechnet werden soll." In dieser Lebensperiode bildete sich ein Brustleiden bei ihm aus, dem gründlich zu begegnen die Gelegenheit fehlte, das mehrmals in bedrohlichen Anfällen hervorbrechend, ihn nie verlassen hat; Kurzathmigkeit, zuweilen bis zur Sprachunfähigkeit gesteigert, Husten, Schlaflosigkeit, blieben die Genossen seiner Tage und Nächte bis zum Grabe. Mit der Professur verminderte sich seine Arbeitslast und verbesserte sich sein Einkommen; doch blieb die Sorge ihm nie während seines ganzen Lebens fremd, da das Professorgehalt die einzige Quelle war, aus welcher ein Hausstand, der während 10 Jahren mit 8 Kindern gesegnet wurde, zu unterhalten war. Die Art und Weise, wie er seinen Kurfürsten einmal um „ein kleines Feld, das ihm Brot ertheile" anspricht, wie er sich bei seinem Freunde und Gönner Joh. Schimmelpfennig für ein Fuder Holz und bei dem Obermarschall Hans Dietrich von Tettau für ein Tönnchen auserlesenen Bieres bedankt, wie launig und geziemend sie auch ist, spricht doch sehr deutlich für eine nur kümmerliche Lage *). Kurz die persönlichen Lebensverhält-

*) Das erwähnte Bittgedicht an den Churfürsten ist oft gedruckt und sehr bekannt. Die Verse an den Herrn v. Tettau sind mitgetheilt in N. P. P.-B. Band XII, (1851) S. 33. Weniger bekannt, wiewohl einmal abgedruckt in den Act. Bor. I, S. 907, dürften die lateinischen Disticha sein, die sich im Original auf der hiesigen Stadtbibliothek befinden, ad Joh. Schimmelfenningum,

nisse unseres Dichters sind der Art, daß sie eben nicht als Ketten an das gegenwärtige Dasein erscheinen, sondern der Aussicht auf ein Leben, in welchem die Schwingungen der Lungenflügel leichter von Statten gehen und die Sorge um Brot, Holz und Bier verschwunden ist, den möglichsten Vorschub leisten.

Nehmen wir alles zusammen, so will der befremdende Eindruck der Menge von Kreuz- und Sterbeliedern unter den Dachschen Gedichten beinahe der Verwunderung Platz machen über die zwischenein gestreuten zahlreichen launigen, schalkhaften, selbst ausgelassenen anakreontischen Liedchen. Denn so verhält es sich nicht, daß diese verschiedenen Liedergattungen getrennten Lebensperioden angehören, die lustigen der noch lebensfrischen Jugend und die Sterbelieder dem grämlichen Alter. Wer diese grundfalsche Meinung aufgebracht, weiß ich nicht; sie findet sich aber vielfach und wird von Buch zu Buch verschleppt. Noch in einer Geschichte des Kirchenliedes von diesem Jahre ist der Satz zu lesen: „1641 vermählte er sich und lebte von da ab froh und heiter; nach dem Tode seines Freundes Roberthin aber 1648, wurde er ernster und schwermüthiger, und wandte sich vom weltlichen Liede ab zum geistlichen.“ Es kann keine unrichtigere und grundlosere Behauptung geben, als diese. Der Tod

lignis me donantem. Das Billet hat die Aufschrift: Johanni Schimmelfenningo, Viro spectatissimo integerrimo; das Siegel ist zerstört, ein Datum fehlt. Es sei vergönnt, das artige Epigramm, zugleich in deutscher Uebertragung, hier mitzutheilen:

Ligna mihi donas, Schimmelfenninge, sed auro
Non (ita dura ferunt tempora) grata minus.
Tanti ad te redeat pretiosum ponderis aurum,
Optima quanti abs te nunc ego ligna fero.
Ferrea conquerimur nos vivere saecula; ferro
Qui secum reputat, deteriora videt.
Rara movent tantas passim quia ligna querelas,
Ferrea sint? sunt ne lignea saecla quidem.

(Holz hast Du mir geschickt, mein Schimmelfennig, doch schätz' ich's
Gegenwärtiger Zeit weniger nicht denn Gold.
Wünsche, daß so viel Haufen des köstlichsten Goldes Dir werden,
Als vortreffliches Holz jetzo von Dir ich empfing.
Eisern, so klaget die Welt, sind die Tage, darinnen wir leben;
Doch wers recht überlegt, achtet für eisern sie nicht.
Denn die Zeit, da man stöhnt ob unerschwinglichem Holzpreis,
Eisern mit Rechten nicht heißt; ist ja nicht hölzern einmal.)

seines innig geliebten Robertin hat ihn tief ergriffen; sein Biograph Prof. Beyer berichtet: „er hatte sich bei diesem Todesfall so kläglich, daß er selbst dadurch (weil er noch dazu kränklich war) in Gefahr seines Lebens gerieth." Aber eine Veränderung seiner Gemüthsrichtung ist dadurch nicht hervorgerufen; von einer Abwendung von dem weltlichen zum geistlichen Liede in Folge dieses Verlustes kann so wenig die Rede sein, daß eine große Zahl der „schwermüthigsten" Lieder, darunter gerade die berühmtesten, zu nennen ist, die vor diesem angeblichen Wendepunkt gedichtet sind. Das für Robertins Begräbniß bestimmte bedeutendste Lied „Ich bin ja Herr in Deiner Macht" ist selbst Jahre zuvor gedichtet. Das berühmte „O wie selig seid ihr doch ihr Frommen" ist eines von den allerfrühesten, von dem noch jugendlichen, nämlich dreißigjährigen Collaborator Dach gedichtet. Die Sterbelieder: „Wer weiß Bescheid der Sterblichkeit", „Was soll ein Christ sich fressen", „O wer doch überwunden hätte", „Gleichwohl hab ich überwunden", „Du siehest Mensch wie fort und fort" gehören sammt und sonders noch der Zeit vor 1640 an, zu geschweigen der großen Menge, welche bis zum Tode Robertins folgen. Andererseits folgen aus späterer Zeit gar nicht wenige durchaus nicht hypochondrische Lieder, so ein Lob des Tanzes, voll Zucht und Ehren, aber nichtsdestoweniger sehr leicht geschwungen:

„Wer erst den Tanz hat aufgebracht
Hat die Verliebten wohl bedacht"

und ein ähnliches:

„Dieser Tag soll unser sein
Weg besorgtes Weh!
Freude her! Vertreibt die Pein
Auf die wüste See."

Ein drittes fordert den Liebesgott auf:

„Steck uns Kerzen
In den Herzen
Süßer Amor auf."

Im Jahre 1651 scherzt er über den Hoffischmeister Chnimm, der sich eine Esther Jordan erwählt hat, daß er an dem Pregelfluß, an der Aller, an der Ruß, an beiden Haffen sich nicht genügen läßt, sondern —

kommt hier an den Jordan
Hebt hieselbst zu stellen an
— — — — — — —

Bis ihr euern Wunsch erlangt
Und dies liebe Fischchen fangt.

Es wird wohl eben das Ueberraschende in diesem Nebeneinander gewesen sein, was auf den willkührlichen Einfall eines Nacheinander einer fröhlichen und einer trübseligen Lebens-, und damit correspondirend einer weltlichen und einer geistlichen Dichterperiode geführt hat. Aber gerade dies Zusammensein ist so bedeutsam und legt ein eigenthümliches Zeugniß für die innere Gesundheit des Seelenzustandes nach beiden Seiten ab, sowohl nach der Seite der Frömmigkeit als nach der Seite der Fröhlichkeit. Es weiset auf einen in den Fundamenten tüchtigen Bau inneren Lebens hin, es zeigt den wirklichen gesicherten Besitz eines religiösen Capitals an, wenn der mit solcher Beharrlichkeit gepflegte Todesgedanke, dies Vertrautsein mit Ewigkeit und Gericht den Frohsinn nicht verscheucht, und wenn wiederum das Oeffnen der Seele für den warmen Hauch und Duft der mancherlei Lust in dem Menschenleben, für Naturfreude, Freundschaft, Liebe, Ergötzen an der Jugend und ihren züchtigen Scherz, für die Kunst der Saiten an der Tafelrunde, die „wie Obst an grünen Zweigen" ist, den Ewigkeitsgedanken nicht bloß verträgt, sondern ihm Weg und Bahn bereitet. In diesen leichten Uebergängen aus der einen in die andere Welt, in dieser beständigen Communication beider Lebensspäharen, die nicht ohne gegenseitigen Austausch ihrer Besonderheiten bleibt, liegt ungleich mehr Wahrheit, als in der dem oberflächlichen Blick villeicht natürlicher vorkommenden Losreissung, da das Eine zum Andern spricht: Noli me tangere, sonst zerrinne ich. Es sind bei unserem Dichter keine melancholischen Momente, in denen er vom Sterben singt, und wenn sie vorübergegangen, dann dichtet er lustige Lieder; sondern er hat sein ganzes Leben und Sein und all sein Dichten und Denken dermaaßen eingetaucht in die Ewigkeit, die Grundrichtung seiner Seele geht so entschieden auf das Jenseits, daß er mitten aus der Empfindung der Freude am Leben, in der gehobenen Stimmung eines beglückten Familienhauptes des Jenseits gerne gedenkt. In einem lieblichen Gedichte aus dem Jahre 1647 schildert er seine winterlichen Spaziergänge und die Heimkehr von denselben bei Mondenlicht und sagt davon:

Wer begreift die Lieb und Zier,
Die durch meine Kinder mir,
Wenn ich komm, entgegen springet!

Dieses krahlt nach aller Lust
An der mütterlichen Brust,
Dieses reitet auf dem Stecken,
Jenes tanzt und jauchzt mir zu.
Steinern ist, dem dies nicht Ruh
Oder Freude kann erwecken.
Und das Ende vom Liede ist, daß ihm dies
Ist ein Bild der Ewigkeit.

Nicht zu vergessen ist endlich zur richtigen Beurtheilung des entschiedenen Vorwiegens der Sterbelieder unter Dachs geistlichen Liedern, wie dieselben größtentheils entstanden sind. Kein einziges ist unter ihnen, welches für das Gesangbuch oder für den Gemeindegebrauch von Hause aus bestimmt worden, nur ganz wenige mögen freie absichtslose Ergüsse einer frommen Seelenstimmung des Dichters sein, die meisten sind sogar nachweislich für bestimmte einzelne Todesfälle gedichtet. Wir kennen die Personen, bei deren Beerdigung sie nach einer meistens zugleich mit dem Liede durch Alberti, den Organisten der Domgemeinde, oder durch Stobäus, den Churfürstl. Capellmeister, oder in späteren Jahren durch den Altstädtischen Cantor Joh. Wichmann oder andere Musiker fünfstimmig gesetzten Melodie gesungen wurden. Die Blätter, auf denen unter genauer Angabe des Todesfalles, des Dichters und Tonsetzers Lied und Melodie abgedruckt sind, haben sich in großer Zahl erhalten. Nicht selten erbaten sich Freunde Dachs schon bei ihren Lebezeiten, in der Regel aber die Leidtragenden solche Begräbnißlieder. Roberthin kannte das Lied „Ich bin ja Herr in deiner Macht", mit welchem seine Leiche auf dem Löbenichtschen Kirchhof eingesenkt wurde. Die Frau des Pfarrers Bolius im Kneiphof hatte 6 Jahre vor ihrem Tode ihr Grablied „Schöner Himmelssaal, Vaterland der Frommen", die Gattin seines Freundes und Gönners, des Kneiphöfischen Rathsverwandten Schimmelfennig 7 Jahre vor ihrem Tode das ihre „Selge Ewigkeit, Lohn der Himmelserben" empfangen. Das berühmte „O wie selig seid ihr doch ihr Frommen" ist das Grablied des Altstädtischen Bürgermeisters Hiob Lepner. Das Lied „Herr wir wallen sämmtlich Dir" wurde dem hochbetagten **Dr. jur.** Mich. Friese in die Gruft nachgesungen. Das Lied „Wenn Drangsal und Gefahr Sich wider deine Schaar Einmüthig Gott verschwören" begleitete jenen Prof. Mislenta zu seiner Ruhestätte u. s. w. u. s. w. Auch andere Gelegenheiten, namentlich Hochzeiten, haben geistliche Lieder Dachs hervorgerufen,

z. B. das in älteren Gesangbüchern unter den Tischgesängen befindliche „So lang ich noch das Leben hab" ist merkwürdiger Weise ursprünglich ein Hochzeitslied. Das Lied „Ich will aus voller Seelen, Herr, preisen deine Macht", unter den Lobliedern rubricirt, aber eben so wohl den Sterbeliedern beizuzählen, ist ebenfalls auf die Hochzeit eines Herrn Taube gedichtet. Aber es ist bezeichnend für den Character der Zeit, daß der casuelle Ursprung der weit überwiegenden Mehrzahl der Dachschen geistlichen Lieder Todesfälle sind. Es kann unmöglich zufällig sein, daß in früherer Zeit, am Schluß des vorigen und am Anfang des 17. Jahrhunderts die Hochzeitslieder viel häufiger sind; die in der Wallenrodtschen Bibliothek aufbewahrte Sammlung von Gelegenheits-Gesängen Eccards, des Vaters der Preußischen Tonschule, welche aus dieser Zeit, der vergleichungsweise glücklichen Zeit der vormundschaftlichen Regierung des Markgrafen Georg Friedrich herstammen, deren musikalischer Werth sehr bedeutend ist, wogegen der dichterische ziemlich gering anzuschlagen, enthält nur Lieder, welche fröhlichen Veranlassungen ihre Entstehung verdanken. Wie es scheint, ließ man sich in jenen Tagen bei Sterbefällen an den hergebrachten kirchlichen Grabliedern genügen, schmückte dagegen die frohen Festtage, Jubiläen und Hochzeiten, mit Vorliebe durch eigene Lieder. In den Tagen Dachs war das Verhältniß umgekehrt.

Es mag übrigens keine geringe Aufgabe gewesen sein — zuweilen hören wir den Dichter auch über die Last derselben seufzen — den Todesgedanken so unaufhörlich zu variiren. Im Ganzen hat Dach sie in einer höchst anerkennenswerthen Weise gelöst. Von dem Hilfsmittel, die individuellen casuellen Umstände dabei zu benutzen und seinen Sterbeliedern von dort her eine Farbenmannigfaltigkeit zu geben, hat er nur mäßigen Gebrauch gemacht. Es sind einige allerdings so persönlich gehalten, daß sie nur für den concreten Einzelfall Bedeutung haben. Aber das viel Gewöhnlichere ist es, daß der Dichter, zwar durch den besonderen Fall eigenthümlich gestimmt, in dem allgemeinen Bereiche der christlichen Trauer und Hoffnung sich bewegt. Wie wäre es sonst auch möglich gewesen, daß so viele dieser Gelegenheitslieder in den Gemeindegebrauch hätten übergehen können! Wer merkt es dem unter unseren Trostliedern stehenden Liede „Was soll ein Christ sich fressen, und nur sein Leid ermessen", das von Paul Gerhardtschen Herzschlägen durchzogen ist, an, daß es

für einen sehr ungewöhnlichen und besonders erschütternden Sterbefall bestimmt ist, da nämlich der jugendliche Sohn eines Amtsraths Schultz im Amte Rhein durch einen, wie es scheint, wahnsinnigen, Menschen ermordet und eigentlich hingeschlachtet worden war. Bei dieser Gelegenheit und bei mehreren anderen wissen wir, wie das Besondere des Falls noch in anderen dichterischen Formen seinen Ausdruck fand, aber dem für die Begräbnißstunde bestimmten Liede ist nur leise der Stempel des Persönlichen und Individuellen aufgedrückt; wer es heute liest und seine nächste Bestimmung kennt, wird diese herausfühlen und diesem und jenem Wort nun noch besondere Beziehung geben: aber nichts hindert, es für einen überall tröstlichen Ausdruck christlicher Ergebung in schweres von Gott verhängtes Leid zu nehmen. Daß unser Todtenfestlied „O wie selig seid ihr doch ihr Frommen" ein Nachruf an den Bürgermeister Hiob Lepner ist, der ein Hiob und ein Freund und Pfleger der Musik in seinem Leben gewesen war, läßt sich wohl erkennen aus dem

Christus wischet ab euch alle Thränen,
Habt das schon, wonach wir uns erst sehnen,
Euch wird gesungen
Was durch keines Ohr allhier gedrungen.

Aber ohne Weiteres kann eine Todtenfestgemeinde dem Einen ihre frommen Todten substituiren. Das Ich in dem „Ich bin ja Herr in deiner Macht" ist zunächst freilich nur der churfürstl. Rath Roberthin, aber jeder Christ in der Welt kann eben sowohl sich selbst dafür halten. So ist denn der casuelle Ursprung kein Hinderniß gewesen, die Dachschen Sterbelieder den Weg in die Gesangbücher finden zu lassen. Mit vielen geschah dies sehr früh, und noch zu seinen Lebzeiten. Das Preußische Gesangbuch von 1650 enthält bereits 18 Dachsche Lieder, in dem von 1655 sind noch 10 andere hinzugekommen. Mit anderen geschieht es erst später, namentlich auffallender Weise mit dem bedeutendsten von allen: „Ich bin ja Herr in deiner Macht". Das Preußische Gesangbuch von 1675 enthält die überhaupt aufnehmbaren schon ziemlich vollständig: etwa 80 an der Zahl. Berliner Gesangbücher haben schon während Dachs Lebzeiten acht seiner Lieder aufgenommen, später steigt die Zahl bis auf 20. In den Danziger, Elbinger, Thorner, Marienburger, auch in den Rigaschen Gesangbüchern sind die Dachschen Lieder früh und zahlreich aufgenommen. Auch die Pommerschen gestatten ihnen noch ein-

nen beträchtlichen Zutritt. In den mittel- und süddeutschen Liedersammlungen finden sie sich spärlicher, es ist eine Auswahl von etwa acht Liedern, mit welchen die Dachsche Muse dort vertreten ist. Die beiden: „Ich bin ja Herr in deiner Macht" und „O wie selig seid ihr doch ihr Frommen" fehlen nicht leicht in irgend einem Gesangbuch. Man kann diese Verbreitung nicht gering nennen. Es giebt wenige geistliche Sänger außer den Meistern ersten Ranges, wie Luther und Gerhardt, deren Lieder in einem größeren Umfange Gemeingut der evangelischen Christenheit geworden wären. Aber ohne Zweifel wäre die Verbreitung eine noch umfassendere, wenn nicht die Seltenheit und Schwierigkeit der dazu gehörigen Melodien, die wiederum mit der Neuheit und Seltenheit der von dem Dichter gewählten Metra zusammenhängt, sie gehindert hätte. Es gilt dies selbst für den Gebrauch der Lieder in den Gemeinden der Heimath des Dichters. In jenen Tagen des durch Opitz neu angeregten Interesses für die Technik der Poesie, dem auch Dach sich hingab, und dem wir die vorzügliche Reinheit, Leichtigkeit und Correktheit seiner Verse verdanken, gefiel sich Dach darin, die gewohnten und fast stereotyp gewordenen Strophen aufzugeben, und zu andern, in der geistlichen Poesie noch nie dagewesenen zu greifen. Die gangbaren Melodien entziehen sich deshalb seinen Liedern. Nur die Gediegenheit der Lieder hat eine Strophe wie die durch den überraschenden Wechsel des trochäischen und jambischen Rhythmus übrigens höchst wirksame „O wie selig"



oder die achtzeilige jambische „Ich bin ja Herr in deiner Macht", welche in sechs Zeilen achtsilbig, dagegen in zweien, und zwar der 3. und 6. neunsilbig ist, in der Gemeinde einbürgern können. Die beiden Lieder: „Schöner Himmelssaal" und „Selge Ewigkeit" sind der evangelischen Gemeinde Deutschlands, so viel ich sehe, ganz fremd geblieben, und auch unter uns sind sie zwar in den Gesangbüchern, aber im kirchlichen Gebrauch nicht heimisch, obwohl sie vor anderen, denen die Thüren wohl aufgethan sind, sich auszeichnen. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die ganz ungewöhnliche trochäische

kurzzeilige Strophe und darum unbekannte Melodie ihnen die Thüre verschlossen hat.

Doch ob man auch diesen und andern seiner Lieder eine noch weitere und allgemeinere Verbreitung wünschen möchte, ein Wunsch, den nicht landsmannschaftliche Vorliebe eingiebt, den vielmehr die unpartheiischsten Hymnologen theilen, im Allgemeinen hat es unserem landsmännischen Todessänger an Anerkennung nicht gefehlt. Seine Zeit hat ihn hochgeehrt, seine Todesharfentöne gesucht und ihnen mit Andacht gelauscht. Leibnitz versicherte, er würde es sich zur größten Ehre schätzen, wenn er einen Gesang wie „Ich bin ja Herr in deiner Macht" verfertigen könnte. Die verschiedensten Autoritäten der Neuzeit, Rambach, Gervinus, Knapp, Vilmar räumen ihm im Allgemeinen den Platz neben den Besten, namentlich neben Paul Gerhardt, ein. Wir haben es aber lediglich mit ihm als Sänger des Todes zu thun. Diesen stummen kalten Helden besingt er meisterhaft. Natürlich ist bei der großen Zahl seiner Todeslieder der Werth derselben verschieden; es sind einige von matterer Art darunter, aber im Ganzen muß man die Mannigfaltigkeit bewundern, die er diesem an sich monotonen Gegenstande abgewinnt, er tritt doch jedesmal mit einem wirklich neuen Liede auf. Vor allen aber muß gerühmt werden, daß er an den hier nahe liegenden Klippen der Weinerlichkeit, Süßlichkeit, Sentimentalität durchaus glücklich vorbeikommt, und das ist um so mehr ein Ruhm, als der Zeit das süßliche und weinerliche Wesen nicht etwa so fremd war. Es ist ja die Zeit des Pegnitzer Schäferordens: die Lebensjahre des Oberschäfers Geo. Phil. Harsdörffer in Nürnberg fallen mit denen Simon Dachs beinahe ganz zusammen; und auch in Königsberg, auch im Dachschen Kreise, bei Dach selbst war die Schäferei und Tändelei der Phyllis und Damon, der Philosetten und Celadon im Gange. Aber an den Gräbern tritt er zu entschieden als Christ, als gläubiger Mann auf, um weichlich werden zu können. Eher fehlt er nach der andern Seite (wenn das gesagt werden darf von Dingen, die der Zeit und dem Zeitgeschmack eigenthümlich sind) indem in einigen Liedern, namentlich auch in dem ergreifenden und vortrefflichen „Ich bin ja Herr in deiner Macht" die Farbe stellenweise greller aufgetragen und der Ausdruck drastischer gewählt ist, als wir vertragen mögen. Es ist besonders die Schilderung des Gerichts und der Auferstehung der Leiber, welche hin und wieder dem Vorwurf

der Derbheit und übertriebenen Handfestigkeit kaum entgehen können. So singt er in einem Liede bei „Hochadlicher Leichenbestattung Frauen Anna von Schlieben, geb. von Diebes, welche in Gott entschlafen den 6. Februar 1645" von der getreuen Mutter Erde, am jüngsten Tage:

Da wirst du was dir anvertraut
Haut, Fleisch, Gebein und alle Glieder
Uns wieder geben also wohl,
Daß auch kein Zahn gebrechen soll.

— — — — — — — — —

Da bleibt kein Nagel mir verloren,
Wiewohl nur über wenig Jahr
Um mich ist weder Haupt noch Haar.

Doch man braucht sich nur an das gleichzeitige berühmte „Jesus meine Zuversicht" und seine Versicherung „Dann wird eben diese Haut Mich umgeben wie ich glaube" zu erinnern, um bei dem Magister Simon Dach eine Vorstellung natürlich zu finden, welche in der Seele der Churfürstin Louise Henriette Leben hatte. Von solchen Einzelnheiten abgesehen, steht unser Dichter zu fest auf dem Boden der heil. Schrift und lebt zu sehr in biblischen Gedanken und Vorstellungen, um als Todessänger anders als wahr aufzutreten. Wiewohl die Mitte des 17. Jahrhunderts eine in ihrem tiefsten Grunde unwahre Zeit genannt zu werden verdient, da Schmeichelei und Bediententhum, geschnörkeltes, und geschraubtes Wesen im Schwange gehen, es ist in allen Dachschen Grabliedern Wahrheit der Empfindung und ein ehrlicher, treuherziger Ausdruck derselben. Und zu dieser Wahrheit und Treue gesellt sich auf das Wohlthuendste eine tiefe Innigkeit, eine die wogende Leidenschaft und die Sturmfluth des Schmerzes abstillende Ruhe der Hoffnung, wie sie einzig und allein der kindliche Glaube schafft. „Ihm ist Sterben eine Lust", und darum das Leben doch noch etwas anderes als eine Bürde. In den Himmel schaut er hinein als einen gewünschten Ort, darinnen Jesus „uns tausend Stellen aufgeräumt." In dem „schönen Himmelssaal" wird seine vornehmste Freude sein die Gemeinschaft mit Gott:

„O wie werd' ich mich
Dort an dir erquicken.
Du wirst mich, und ich
Werde dich anblicken,
Ewig, herrlich, reich,
Und den Engeln gleich."

Eine besondere Lust gewährt es ihm, dem Dichter und Musikfreunde, sich den Himmel voll Liederklang zu denken. Die Vorstellung kehrt sehr häufig wieder. Und von Wichtigkeit ist es ihm, daß die himmlische Musik nicht in Soli's bestehn wird, sondern in vollen Chorgesängen, daß er dort wird

„Aller Väter Schaar und die lieben Seinen
Sprechen immerdar."

Aber er weiß auch, daß diese Dinge würdig auszusprechen ihm „Witz und Hand, Zung und Mund" gebrechen. Er macht deshalb sehr oft Anwendung von dem apostolischen Wort: „Was kein Auge gesehn und kein Ohr gehört hat" u. s. w. Im Lichtglanze der Ewigkeit will ihm dieses Leben mitunter sehr dunkel vorkommen, aber alle Klage löst sich ihm doch in völlige Ergebung auf; er ist von der Nothwendigkeit der Leiden zur christlichen Lebenszucht überzeugt:

„Der Wein muß erst gekeltert werden,
Eh als sein süßer Saft
Das Trauern von uns rafft.
Der Waizen, so uns stärkt auf Erden,
Kommt durch das Mahlen und durch Hitze
Uns erst zu nütze."

Simon Dach ist ein Mensch des Heimwehs, auf dessen Wanderschaft die Gewißheit, daß er der Heimath sich nähere, einen die Mühen der Reise mildernden und erheiternden Einfluß ausübt. Ein todesbanges, kreuzesscheues, grämliches Gemüth ist er nicht; solche Gemüther kann er vielmehr heilen, er ist kein finstere Blicke wie Speere entsendender Saul, vielmehr ein dem Saul gegenübersitzender, Harfe spielender David. Er hat sich viel mit dem Tode und mit der letzten Pein zu schaffen gemacht, und hat's damit sehr ernstlich gemeint. Er fragt wohl besorgt:

„Wer nimmt sich meiner Seelen an,
Wenn nun mein Leben nichts mehr kann,
Und ich muß mit dem Tode ringen?
Wenn aller Sinnen Kraft gebricht?"

Aber er fragt auch getrost antwortend:

„Thust du es, Gott mein Heiland nicht?"

Der wohlthuende Eindruck dieser antwortenden Frage aus dem Dachschen Liede auf Roberthins Begräbniß am Charfreitag 1648 wird manchem noch in frischer Erinnerung sein, der sie in den feierlich ernsten Tönen des unserm Dach innig befreundeten Heinrich Al-

berti am letzten Charfreitag vernommen hat, gerade acht Tage nach Ablauf des zweiten Jahrhunderts seit Dachs Tode, bei Gelegenheit der Aufführung der Passion Grauns, über dessen Grab in diesem Jahre auch zum hundertsten Male der Frühling seine Blüthen ausstreut. Händel, Graun und Dach! Sie sind sehr verschieden; aber das haben sie, deren Säculargedächtniß ihre Freunde in diesem Jahre feiern, mit einander gemein, daß ihre besten Werke Einem gelten, der bei dem einen Messias, bei dem andern Jesus, bei dem dritten Gott mein Heiland heißt. Ueber den andern soll bei uns der dritte, unser Landsmann, Simon Dach, der Sänger des Todes unvergessen sein. „**Si oculis subtractus**, sagt die akademische Einladung zu seinem Begräbniß, 1659 den 20. April, **mentibus quoque subtractum non putemus. — Adstat ille nunc adorando aeterni Agni Triumphatoris throno; ac palmis laureisque non marcescentibus ornatus vero Divinorum Vatum fruitur honore.**"

Prof. C. J. Cosack.



II. Mittheilungen.

[Preußenfahrten.] Um das Jahr 1220 erweckte der Name Preußen in der Seele der Oberdeutschen und wohl überhaupt der meisten gebildeten abendländischen Nationen noch die Vorstellungen der fernsten Ferne und lag noch von tiefen Nebeln unbestimmter Kunde umhüllt. Rudolf von Ems stellt Preußen, Rußland und Livland um 1220 geradezu mit weitesten orientalischen Gebieten und jenen fabelhaften, aus der keltischen Sage herübergenommenen Landschaften zusammen. Sein guter Gerhard *) spricht von einer Handelsreise (Seite 42, V. 1194 ff.):

mit mînem guote ich kêrte
hin über mer gên Riuzen,
ze Liflant und ze Priuzen,
dâ ich vil manegen zobel vant.
Von dannen fuor ich gên Sarant,
ze Damascô und ze Ninivê u. s. w.

Wenige Jahre später trat der deutsche Orden in Preußen auf den Schauplatz und dadurch, daß 1230 **) der päbstliche Stuhl dem Kampfe gegen die Ungläubigen hier eine gleiche Wirksamkeit für das Seelenheil des christlichen Kriegers als im gelobten Lande beilegte, wurde die Aufmerksamkeit des ganzen Abendlandes auf diese Gegenden gelenkt und die allgemeine Kenntniß von ihnen vermehrt. Es ist bekannt, daß zwei Jahrhunderte lang und länger dem deut-

*) Der gute Gerhart. Eine Erzählung von Rudolf von Ems, herausgegeben von Moriz Haupt, Leipzig, 1840. Nach Haupt später als 1229 gedichtet; nach W. Wackernagel (Dtsch. Litgsch. S. 160) vor 1220 — 1223.

**) S. Voigt: Gesch. Pr. II, 218.

schen Orden nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus England und Frankreich (Spanien hatte Ungläubige im eigenen Lande, Italien, das auch viele Kräfte im Bürgerkriege verbrauchte, in der Nähe) helfende Kämpfer für den Glauben zuströmten, von gekrönten Häuptern herab bis zum einfachen Rittersmann u. s. w. Das reichhaltige Verzeichniß fremder Kreuzfahrer in Voigt's Namencodex S. 115 ff. läßt sich noch sehr vermehren (z. B. Herzog von Burgund 1345, von Geldern 1386, 1393, 1395, 1396, 1399, Erich von Sachsen 1346, Graf Adolf V. von Cleve 1376, von Nassau 1410, Wilhelm VI. von Holland 1387, von Schwarzburg 1322; Douglas 1391; Herzog von Lancaster 1390, 1391, 1392; Johann v. Namur 1335; Graf v. Eu 1388; der Captal v. Buch 1358; ein Neffe P. Gregors XI. 1388 u. s. w. u. s. w.).

Von dem in den Canterburyschen Erzählungen vorkommenden Ritter singt Gotfried Chaucer (geb. 1328, † 1400) (Uebersetzung von K. L. Kannegießer 1, Zwickau 1827, 12 °, S. 3):

und keiner kam zu Rosse jemals weiter
im Christenthum sowohl als Heidenthum
und stets ob seiner Thaten hatt' er Ruhm.

Hatt Alexandria mit eingenommen
bei Tafel oft den Ehrenplatz bekommen (NB.)
vor allen Völkern insgesammt in Prussia,
er war in Litthauen gereist und Russia
so oft wie nimmer sonst ein Christendegen

u. s. w. (außerdem habe er in Granada vor Algesir gelegen, sei gen Belmarie geritten, vor Attalia, Leyes, im Griechenmeer, im Tramissenerreiche, und gegen noch anderes Heidenvolk in Turkia gezogen *). — In einem deutschen Volksliede aus dem XIV. oder XV. Jhdte., welches einen Bauer mit einem Ritter im Wortstreite um ihren beiderseitigen Stand aufführt (bei H. Kurz: Geschichte der deutschen Literatur I, 620, in dieser schlechten Orthographie) sagt der Letztere:

nu dar, nu dar, mein peuerlein,
ich muosz dich ains bescheiden,

*) In der Erzählung des Ritters V. 2124 (a. a. O. S. 108) werden von Chaucer als eigenthümlich „Preußenschilde" erwähnt.

wann ich muosz faren über mer
gein Preuszen an die haiden
und muosz da leiden grosze not,
dasz ich dich, paur, erner,
die christenhait all vor dem tot
mit meines schwertes wer.

Von ähnlichen Anschauungen geleitet und auch um den Ritterschlag ehrenvoller im Kampfe wider die Heiden zu erwerben, unternahmen Herzog Leopold von Oestreich 1370 und sein Bruder Albrecht III. 1377 jene Kriegszüge nach Preußen, welche Peter Suchenwirt, ein fahrender Sänger und „Gehrender", neben anderen verherrlicht.

Wahrscheinlich (nach Th. v. Karajans Vermuthung) aufgerufen durch eben jene Kreuzfahrt von 1370, läßt sich aber die Stimme eines anderen österreichischen Dichters, eines unabhängigen Mannes von selbständiger Gesinnung, vernehmen, den der Suchenwirt selbst in einem Gedichte preist, Heinrichs des Teichners, (dichtet nach Karajan in den Jahren 1330 — 1375) in durchaus entgegengesetztem Sinne. Dieser ernst denkende Mann, dem das wirre Treiben seiner Zeit, wo das Mittelalter schon aus seinen Fugen geht, widerstrebt, hält in mehren seiner 706 überlieferten Gedichte auch der Ritterschaft einen Spiegel vor, wie sonst vielen anderen Ständen. Besonders hebt er hervor, wie jene Preußenfahrten (deren er in dreien gedenkt) den Anlaß zu vielem Unheil und Verderb daheim seien, und die auf sie verwendete Kraft besser zum Nutzen der Heimath verwerthet werden könne. „Es scheine ihm viel nützlicher, statt gegen die Heiden zu ziehen, daheim die Ungläubigen zu bekehren und armen Leuten Ruhe nnd Frieden zu verschaffen *). **Maneger vert in die heidenschaft — durch des rehten gelouben kraft — und hât in sînem hûse die, — daz er groezer lôn enphie, — hieng er die an ein wide — und schüefe armen liuten vride — von der sînen ungevuoc** — Karajan sagt weiter S. 169: „Das Ansehen, das der tüchtige Hauswirth genieße, und der Segen, den er um sich verbreite, sei gewiß ein heilsameres Wir-

*) S. Th. von Karajan, Heinrich der Teichner. In den Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Philos. hist. Klasse, Wien, 1855, S. 168, dem wir auch die Anführungen der eigenen Worte des Teichners entlehnen.

ken, als jenes unstäte Herumziehen in weiter Ferne, bemerkt er .... Nicht genug, daß der Ritter, so lange er Kraft in sich fühle, durch seine häufige Fahrten [hier ist von Abenteuereien im Allgemeinen die Rede] Wittwen und Waisen mehr bedränge als schütze, so werde er in seinen alten Tagen meistens ein Betbruder, der dann seine vielen Sünden durch unausgesetztes Kirchengehen wieder gut zu machen suche. Er könne sich dann nicht selbst um die Verwaltung eines Besitzthumes, von der er nichts verstehe, annehmen, sondern suche irgend einen hartherzigen Amtmann, der nun, ärger als er es thun würde, die armen Leute bedränge. So sei er jung und alt seinen Mitmenschen zur Qual."

In einem Gedicht (s. a. a. O. S. 94) schildert der Teichner „einen verliebten Narren, der sich um die Gunst einer Spröden bewirbt und, da sie sich immer und immer weigert, alle möglichen Mittel anwendet, um ihr Herz endlich zu erweichen. Unter anderen läßt er sich auch vernehmen, er wolle seinen Bart so lange ungeschoren lassen, bis er heimkehre von der Fahrt nach Preußen, die er der Geliebten zu Ehren gelobt habe (**ez werde dan diu reis volbrâht — der ich gein Priuzen hân gedâht**)". „Bei einer anderen Gelegenheit in dem Gedichte: „**Wie ein gewaltiger herre leben sol**" — bemerkt Heinrich: Mancher fährt ritterlicher Thaten wegen über Meer. Es wäre besser, er ließe es und bliebe bei seinen Leuten. Schützte er die, so daß ihnen kein Unrecht geschähe, damit würde er ebenso heilig, als wenn er dort in Preußen gekämpft hätte (**Maneger vert durch ritter tât — über mer, des waer wol rât — waer der sînen liuten bî — und taete die unrehtes vrî; — dâ würde er als heilic mit — sam er dort ze Priuzen strit).**"

„In dem Gedichte: „**Daz die herren niht vride schaffent**" — — läßt er sich noch viel bestimmter über diese Grille seiner Zeit vernehmen *). „Kein Vernünftiger, sagt er, könne sich über diese Preußenfahrten freuen. Man schütze vor, es geschehe der Gottesmutter zu Ehren, lasse aber dabei in der Heimath Witwen und Waisen im Elende". „Der edle Ritter schaffe lieber da Schutz und Ordnung, so daß er die Armen rette, Raubburgen und andere Schä-

*) Ueber dieses Gedicht s. auch G. Gervinus, Gesch. der poet. Nationallit. d. D. 4te Aufl. 1853. II, 154.

digungen, welche die Leute von dem Ihren treiben, verhindere. „Wer den Armen weh thue an Leib oder Gut, der sei auch ein Heide, auf den sollte man vor allem los schlagen, dann erst zu den fernen Heiden ziehen. Aber der Ritter, der hier Uebles wisse und nicht Ordnung schaffe *), sondern nur dort hin fahre, an dem sei nichts." „Will er ums Himmelreich fechten, so schlichte er vorerst das Unrecht seiner Heimath. Da wird er des Fechtens nicht müssig werden. Sage er da in der Schranne" (Gerichts-Stube, hier nicht Kaufmannsladen) „jedem die Wahrheit, dann könne er auch recht bald erschlagen und heiliger werden als je auf einer Preussenfahrt." „Und wenn ich mir denn", fährt er fort, „die guten Ritter so denke. Brächten sie doch gute Sitte, Tugenden oder wenigstens ein gutes Gericht ins Land, dann sollte es mich nicht Wunder nehmen; so bringt aber keiner auch nur das Geringste heim, sondern sie führen nur noch Geld aus dem Lande in die Heidenschaft, während Ritter und Knechte daheim in Armuth darben." — „Wer unbewacht daheim die ihm Anvertrauten zurück läßt und über Meer zieht, der thut wie einer, der Sonntags fastet und Freitag nicht **)."

Des Teichners Worte sind: „**Als nû von der Prinzenreis, — der vreut sich selten ein weis. — Ez sol durch unser vrowen sîn. — Er laet arme liut in pîn, — witwen, weisen in sîm lant.**" — — — „**Daz sol ein Ritter, daz waer reht, — wider tuon und wider stân, — sô hiet er als vil lônes van — sam mit der Prinzen vert, — daz er dâ heime die armen nert, — roubhiuser, ander schaden, — daz die liut hât überladen — und sie von dem iren scheid. — Er ist immer genuog ein heid, — der den armen übel tuot — umb ir lîp und ir guot. — Die solt man des êrsten slahn, — dar nâch ûf die heiden gâhn. — Aver wîln er übel weiz — und ungeriht in sînem kreiz — und laet daz unberihtet stân — und vert dâ hin, dâ ist niht an.**" — — „**Welle er vehtn umbz himelrîch — sô mache erz dâ heime gelîch — waz da unrehtes sî. — Er wirt**

*) In der Erzählung des siebenten Meisters in den Sieben weisen Meistern, aus dem XIV. Jhdt., Heidelberger Handschrift palat. nro. 149, ist der Edle, der auf den preußischen Ritterzug gezogen ist, selbst der leidende Theil, indem ihm indeß seine Frau untreu wird. S. Gervinus II, 143, Note 188.

**) Gervinus S. 153.

niemêre vehtens vrî, — daz er in der schrannen seit — iedem man die wârheit. — Er würde erslagen in kurzer zît — und würde als heilic mit dem strît — sam mit keiner Priuzenvart“ — — „Nu gedenk ich an die ritter guot: — braehtens doch ein guoten sit — oder etelîch tugent mit, — ein guot gerihte in disiu lant, — sô taet ez mir doch niht sô ant. — Nu siht sie niemen niht bringen. — Sie füerent niur die pfenninge — ûz dem lant in d'heidenschaft; — ritter, knehte, die sint behaft — mit armuot in disem lant.“ —

Für den Orden, der in den „Gästen" eine Hauptstütze seiner Kriegsunternehmungen hatte, war es ein Glück, daß im XIV. Jahrhundert sich viele und mächtige Herren fanden, welche diese Ueberlegungen nicht anstellten oder nicht Veranlassung dazu hatten. Er hatte seinen Vortheil von dem gewiß nicht immer reinen Enthusiasmus der Fremden. Zu Ende des Jahrhunderts griff er, da dieser zu erkalten begann, bekanntlich selbst schon zu dem Mittel, durch Aussetzung besonderer Ehren ausländische Ritter anzulocken, bis er gezwungen war, um Geld Söldner in größerer Menge in seine Dienste zu nehmen und so einen Hebel zu seinem Verderben ins Land zu ziehen. Die Folgen der entstehenden Geldnoth sind bekannt, und „der Pfennig ist", wie sich der Teichner, der sonst ganz auf dem Boden der Kirche steht, ausdrücklich gegen eine von ihm angezogene Stelle des Evangeliums zu sagen erkühnt, „der Herr dieser Welt." —

Berlin.

Dr. Ernst Strehlke.

[Ein seltener Vogel.] Vor einigen Monaten machte das häufige Erscheinen eines seltenen Gastes aus der Vogelwelt in unserer Provinz nicht geringes Aufsehn, und in gewissen Kreisen war „die Schnee-Eule" die Losung des Gesprächs. Auch in diesen Blättern (3. F. III, 53) ist des schönen und seltenen Vogels gedacht und ihm die Würdigung geworden, die er verdient.

Wenn nun derselbe auch allerdings in diesem letzten Winter in ungewöhnlicher Menge sich gezeigt hat (dem Königl. Museum sind bis jetzt mehr als 50 Exemplare zum Ausstopfen zugeschickt), so be-

richten die älteren naturhistorischen Schriftsteller Ostpreußens doch, daß auch in früheren Zeiten die Schnee-Eule in einzelnen Exemplaren hier gesehen und gefangen worden ist, so daß dieselbe als ein wenn immer seltener, so doch nicht völlig unbekannter Gast hierorts betrachtet werden kann. (Vgl. Bock, Versuch einer wirthschaftl. Naturgeschichte für Ostpreußen 1784 pag. 283. — Bujack Naturgeschichte der höhern Thiere, 1837, pag. 124.)

Dieses Mal habe ich aber über einen Vogel zu berichten, der bis jetzt, wie es scheint, noch niemals sich bis nach Preußen verflogen hat, oder der wenigstens doch noch niemals von einem Kundigen hierorts gesehen und beschrieben worden ist. Am 30. März d.J. wurde mir ein Vogel eingehändigt, der an dem Mühlenteich in Neuendorf erstarrt gefunden wurde, indem Beine und Flügel mit einer Eiskruste bedeckt gewesen waren. Die ungewöhnliche Bildung des Schnabels und der Füße ist glücklicher Weise wohl hauptsächlich der Grund gewesen, warum das Thier nicht unbeachtet wieder fortgeworfen sondern zur weitern Untersuchung mir freundlichst übergeben wurde. Freilich muß ich gestehen, daß meine ornithologische Kenntniß nicht ausreichte, den Fremdling ohne weitere Hilfsmittel sogleich in Reih und Glied unter seine Genossen einstellen zu können.

Das Vögelchen hat oberflächlich angesehen die Gestalt und Größe einer Schwalbe, durchweg schwarzes glänzendes Gefieder, nur der Bürzel ist grauweiß; der Schwanz endet schwach gabelförmig; die Flügel, welche länger sind als dieser, kreuzen sich über demselben. Der Schnabel, glänzend schwarz, gezähnelt, ist an der Spitze des Oberkiefers hakenförmig gekrümmt. Von der Wurzel des Schnabels an bis gegen die Mitte des Oberkiefers befindet sich auf der Firste desselben eine hohle Röhre, die durch eine Scheidewand in zwei Hälften getheilt ist, was dem Vogel ein ganz besonderes Ansehn giebt; — das sind nemlich die in eine Doppelröhre verwachsenen Nasenlöcher, welche also nicht wie bei andern Vögeln, zu beiden Seiten des Schnabels, sondern als besonderes Organ oben auf demselben liegen. Die Füße haben zwischen den Zehen sehr deutlich ausgeprägte Schwimmhäute.

Dies die äußere, sehr auffallende Gestalt des gefundenen Vögelchens, welches sich bei weiterer Nachfrage auf dem zoologischen Museum als zur Gattung der „Sturmvögel" (**Procellaria** oder

Thalassidroma) gehörig herausstellte. Wie ich mich durch die Güte des Herrn Conservators **Wiedemann** überzeugte, besitzt das Museum ein einziges Exemplar der **Thalassidroma pelagica Wils.**, der gewöhnlichsten Art dieser Thiere und zwar — wie die Etikette ausweiset — nicht aus Preußen, sondern vom Atlantischen Ocean. Eine nähere Vergleichung dieses mit dem von mir eingereichten Vogels ergab aber sogleich eine Verschiedenheit beider, indem der meinige mindestens einen bis anderthalb Zoll größer war (er mißt 7 Zoll), jener einen abgestumpften Schwanz hatte, während der Schwanz des in Neuendorf gefundenen Vogels gabelförmig gespalten war. Wir haben es hier also nicht mit **Thalassidroma pelagica**, sondern wahrscheinlich mit der seltenen Art **Th. Leachii** zu thun. —

Wie kommt dieser seltene neue Gast hieher, der nach **Oken** nur „im Weltmeer der nördlichen Erdhälfte zwischen Europa und Amerika und zwischen diesem und Asien" beständig auf dem Meere lebt, selten den 59 ° freiwillig überschreitet und noch seltener durch Stürme zuweilen an die Küste von Norddeutschland verschlagen wird? — Sollten hierbei vielleicht dieselben Verhältnisse obwalten, welche die Schnee-Eule in diesem Winter gezwungen haben, ihren nordischen Thron zu verlassen, um bei uns ein ihr freilich sehr wenig gastliches, vielmehr todbringendes Asyl zu suchen? Oder ist der kleine zierliche Wanderer — was wahrscheinlicher sein dürfte — durch einen der vielen gewaltigen Stürme, die uns heimgesucht haben, bis hieher verschlagen worden, wo er dann in Schnee und Eis, fern ab von seinem heimischen Weltmeere, an dem kleinen Teich in Neuendorf seinen Tod gefunden hat? — Möge diese Notiz dazu auffordern, nachzuforschen, ob der seltene Vogel nicht auch vielleicht noch anderswo in der Provinz gesehen und aufgefunden ist! Eine öffentliche Mittheilung darüber würde sehr erwünscht sein.

Wie die äußere Gestalt unsers Vögelchens sehr abweichend von andern ist, so bietet auch seine Lebensweise manche interessante Punkte dar. Er bewohnt, wie gesagt, schaarenweise die nördlichen Meere, ist ein außerordentlich gewandter Flieger, der, ohne zu ruhen, erstaunlich große Entfernungen durchmißt, dem durch seine Flugkraft berühmt gewordenen Fregattvogel (**Halieus Aquilus**) der südlichen Meere ähnlich. Er schwebt in der Regel stets dicht über dem Wasser, um nach kleiner Beute von Weichthieren oder Fischlein zu spähen; nur bei bevorstehendem Sturm — man sagt, er merke denselben

12 Stunden vor dem Ausbruche — begiebt er sich lärmend und schreiend in großen Schaaren auf benachbarte Klippen oder flüchtet sich auf vorüber segelnde Schiffe. Er ist mithin den Seefahrern ein sehr geachteter Warner, die bei dem Erscheinen dieser Vögel auf ihren Fahrzeugen Zeit genug gewinnen, die nöthigen Vorkehrungen zum Kampfe mit der herannahenden Gefahr treffen zu können. Daher denn sein bezeichnender Name „Sturmvogel", **Procellaria.** Der neuere Name **Thalassidroma**, „Meerläufer", kommt ihm mit demselben Recht zu. Obgleich nemlich das Vögelchen sehr ausgebildete Schwimmhäute zwischen den Zehen hat, so schwimmt es, wie versichert wird, doch niemals auf dem Wasser, soll auch ebenso wenig tauchen können, sondern läuft mit außerordentlicher Schnelligkeit trippelnd über dem Wasser hin, ohne die Füße selbst im Geringsten einzutauchen. Diese seltsame Eigenschaft hat ihm bei den Franzosen den Namen **Pétrel**, Peterell, St. Peters-Vogel, erworben, indem er gleich diesem, aber freilich besser, auf dem Wasser einher zu gehen versteht.

Noch ist als Curiosum mitzutheilen, daß die Bewohner der Faröer-Inseln den Vogel, der außerordentlich fett wird, zu einem absonderlichen Zwecke tödten sollen. Sie ziehen nemlich einen Docht durch seinen Leib und gebrauchen auf diese Weise das Thier als Lampe von einfachster Construktion.

So vereinigt sich Alles, um diesen kleinen Vogel als einen gar lieblichen Gast in unserer Heimath begrüßen zu können, den, wenn auch immer ein trauriges, so doch besseres Loos hier getroffen hat, als seinen Landesgenossen, die Schnee-Eule. Denn ihn ereilte sein unabwendbares Geschick fern von seinem Heimathmeere, während der große königliche Vogel sich Hilfe suchend vertrauungsvoll bei den Laren unseres Heimathsheerdes niederließ, aber statt der erflehten Gastlichkeit die tödtende Kugel fand.

H. v. Duisburg.

[**Einheimische Volkssagen.**] Ich will im Folgenden ein paar Sagen mittheilen, welche an die räthselhaften Steingeschiebe sich anknüpfen, die überall an dieser Küste der Ostsee zerstreut liegen. Einer der größten Steine befindet sich zwischen Tolkemit und Frauenburg im frischen Haffe nahe am Ufer. Er heißt der heilige

Stein. Auf ihm sollen die heidnischen Preußen ihrem Götzen Curche (Gorcho, Gorko, Gurcho, Kurko) die Erstlinge des Fischfanges geopfert haben (**Acta Borussica, I.** 241; Voigt: Gesch. Pr. I. 588 ff.). Der Volksglaube aber berichtet noch Folgendes. In jener Zeit, als Riesen die Erde bewohnten, von denen nach Caspar Stein's (geb. 1592 zu Königsberg) preußischen Memorabilien (**Acta Borussica, I.** 242) ein paar Knochenüberreste an der Pfarrkirche der Altstadt Braunsberg aufgehängt gewesen, hauste einer derselben auf der frischen Nehrung, ein zweiter am gegenüberliegenden Ufer des Haffes bei Tolkemit. Beide hatten nur ein Beil, welches sie sich zum Fällen des Holzes gegenseitig zuwarfen. Als einmal der auf der Nehrung Wohnende das Beil haben wollte, der Andere es ihm zu geben sich weigerte, ergriff Jener den mächtigen Stein und warf nach Diesem. Der Stein aber gleitete an dem Daumen um etwas ab, und so erreichte er nicht ganz das diesseitige Ufer. — Ein zweiter Stein, genannt der Teufels- oder Griffstein, liegt nahe bei Bischofstein, etwa fünfzig Schritte von einer kleinen Kirche entfernt. Die Art wie er dahin gekommen, ist nach der Sage folgende. Ein armes Weib hatte einen Sohn, den sie Theologie studiren lassen wollte. Da es ihr aber an den erforderlichen Mitteln fehlte, so wandte sie sich an den Teufel. Dieser versprach ihr das Geld dazu, wenn er eine Aussicht auf die Seele des jungen Menschen bekäme. Das Weib stellte ihm deßhalb diese Bedingung. Der Teufel sollte, wenn ihr Sohn die erste h. Messe lesen würde, beim **Introibo** nach Afrika fliegen und von dorther einen Stein holen. Käme er mit demselben vor der Elevation zurück, denn gehöre die Seele des jungen Priesters ihm; sonst nicht. Nach vollendeter Studienzeit las der neue Priester seine Primiz in jener Kirche bei Bischofstein. Der Teufel eilte beim Anfange derselben nach Afrika und brachte jenen Stein. Nur noch fünfzig Schritte ungefähr war er von jener Kirche entfernt, als man zur Erhebung klingelte, und die Seele des Priesters war für ihn verloren. Vor Aerger ließ er den Stein an jener Stelle zur Erde fallen, wo er bis auf diesen Tag noch liegt. — Außerdem giebt es in mehreren Gegenden kleinere Steine mit Merkzeichen, die der Teufel bei einer und der andern Gelegenheit hineingebracht haben soll. Ein solcher liegt oder lag noch vor einigen Jahren auch in Braunsberg. Kinder sollen auf demselben unter dem Gottesdienste Kuttchen (Knö-

chelchen) gespielt und der Teufel mit einem Pferdefuße ihr Spiel zerstampft haben. Es war aber dieser Stein nichts weiter als die Grenzmarke zwischen der Alt- und Neustadt und jenes Zeichen ein bischöfliches Wappen. Gleich andern ähnlichen, sind in geognostischer Hinsicht bemerkenswerth zwei Steine bei dem Dorfe Pissau nahe bei Seeburg. Sie liegen nahe aneinander, nur getrennt durch eine kleine Wasserrinne. Auf einem derselben ist die Spur eines linken, auf dem andern die eines rechten nackten Menschenfußes deutlich abgebildet. Nach dem frommen Volksglauben soll der Heiland darüber gegangen sein und die harten Steine durch seine heiligen Füße jene Eindrücke erhalten haben.

Dr. J. A. Lilienthal,
Director des Progymnasiums zu Rössel.

[**Der erste Erfinder des electrischen Telegraphen.**] Russen, Engländer und Amerikaner streiten um die Priorität der Erfindung des electrischen Telegraphen, der wahre Erfinder ist ein Preuße, der Anatom Samuel Thomas von Sömmering, geb. zu Thorn 1755, gest. zu Frankfurt a. M. 1830. Daß seine Erfindung vergessen worden, läßt sich nur erklären, daß seit 1820 Oersted den Electro-Magnetismus entdeckt, dieses Princip durch Schilling von Canstatt angewandt und damit ein vollkommnerer Erfolg, als durch die von Sömmering angewandte Gasentwickelung mittelst einer Voltaischen Säule erreicht ist. Es läßt sich aus den von dem Sohne des Erfinders, dem Hofrath Dr. med. W. Sömmering in Frankfurt, mitgetheilten Auszügen aus den Tagebüchern desselben nachweisen, daß Schilling 1811 den von Sömmering in München mit seiner Vorrichtung angestellten Versuchen beiwohnte. Weber und Gauß in Göttingen und Steinheil in München stellten ihre electrischen Telegraphenleitungen 1833 her, Schilling zeigte seinen Apparat 1835 bei der Naturforscherversammlung in Bonn, der Engländer Whedstone legte seinen ersten Telegraphen im Juli 1837 und der Amerikaner Morse den seinen im September 1837 an. Sömmering legte seine Erfindung bereits am 28. August 1809 der Münchener Academie d. W. vor; die damals vorgelesene Abhandlung findet sich in den Denkschriften der Akademie für 1809 und 1810. Napoleon I., wel-

chem Baron Larrey die Erfindung im November 1809 zubrachte, verwarf sie als eine idée germanique! Sömmerling schrieb an Sir Humphrey Davy, es werde dereinst noch ein Telegraphentau durch den Kanal gelegt werden.

(Ostbahn. 1859. Nro. 32, Beilage.)

[Notiz über die in der St. Marienkirche zu Elbing aufgefundenen Leichen *).] In Betreff der im Januar v. J. auf einem Boden der hiesigen St. Marienkirche in vier Särgen aufgefundenen Leichen, meldete sich als wahrscheinlicher Nachkomme der Verstorbenen (wie s. Z. in Nro. 17 des Jahrgangs 1858 d. Bl. mitgetheilt worden) ein Graf v. Zerotin aus Mähren, welcher die Absicht kund gab, diese aller Wahrscheinlichkeit nach der Familie seiner Ahnen angehörenden Leichen nach der noch in seinem Besitz befindlichen Stammherrschaft der Familie zurückzuführen und in der dortigen Familiengruft beizusetzen. Die dieserhalb geführten brieflichen Verhandlungen haben in diesen Tagen ihren Abschluß dadurch erhalten, daß der Graf v. Zerotin, theils wegen der bedeutenden Kosten, theils wegen der Hindernisse, welche das in den östreichischen Landen geltende Concordat der Beerdigung der Leichen protestantischer Personen (und jedenfalls haben die Personen der hier aufgefundenen Leichen zu der im 17. Jahrhundert in großer Anzahl wegen ihres evangelischen Glaubens aus Mähren verbannten Familien gehört) in der katholisch geweihten Familiengruft entgegenstellt, auf die Zurückführung dieser Leichen verzichtet hat. — Dieselben werden demnächst auf dem hiesigen St. Marienkirchhofe beerdigt werden.

(Elb. Anz. 1859. Nro. 24.)

[Glees oder Bernstein *).] Die Römer nannten den Bernstein, nach dessen Urstoff, Succinum, die Germanen Glesum. So berichtet Plinius in seiner Naturgeschichte, 37, 11 und Tacitus

*) Vgl. N. P. P. B. 3. F. I, 241. D. R.

**) Als Verf. nachstehender Mittheilung in der unten angeführten Zeitschrift ist Herr Rud. Brinkmann, Ober-Appellations-Rath a. D. in Kiel genannt. D. R.

über Germanien, Kap. 45. Bei beiden Schriftstellern findet man sehr anziehende Nachrichten über das Glees, bei Plinius die ausführlichsten. Nach Plinius 4, 27 und 30 und 37, 11 muß man annehmen, daß das Glees vorzüglich im Deutschen Meere, auf den westlichen Inseln und an der westlichen Küste des Festlandes der Cimbrischen Halbinsel, des jetzigen Schleswig und Holstein, ist gefunden worden, während in gegenwärtiger Zeit der Bernstein am häufigsten in der Ostsee an der Preußischen Küste mag angetroffen werden. Weder Tacitus noch Plinius reden von dieser Preußischen Küste als dem Fundorte des Bernsteins. Als Germanicus Cäsar mit einer Flotte bis in das deutsche Meer vorgedrungen war, belegten die Römer eine der deutschen Inseln, welche die Germanen Austrania nannten, mit dem Namen der Gleesinsel, **insula Glessaria.** Welche Insel damit gemeint war, ob eine der noch jetzt vorhandenen Inseln unserer Westsee, oder ob eine der durch Sturmfluthen längst untergegangenen? das ist nicht zu ermitteln. Der stärkste Absatz des von den Römern so hochgeschätzten Gleeses fand zu Plinius Zeiten auf dem Wege nach Pannonien bis zum Adriatischen Meere hin Statt. Noch heutigen Tages wird an der Westküste von Schleswig und Holstein, sowohl an den Gestaden der Inseln als an denen des Festlandes, der Bernstein gefunden. Zur Ebbezeit, besonders wenn Stürme gewüthet haben, glückt es den sogenannten Strandläufern mitunter, so große Stücke zu finden, daß ein einziges mit 25 bis 30 Thaler und darüber bezahlt worden ist. Dagegen ist an der Ostküste unserer Herzogthümer das Vorkommen des Bernsteins ganz unbedeutend. Noch bis zur jetzigen Stunde läßt sich von den Schleswigern und Holsteinern, mit geringer Ausnahme, in Wahrheit sagen, was Tacitus von den alten Germanen in Bezug auf das Glees berichtet: **Ipsis in nullo usu; rude legitur, informe perfertur, pretiumque mirantes accipiunt.** Nur bezeigen sich die Strandläufer nicht mehr wie **mirantes;** sie wundern sich nicht über den hohen Preis, sie wissen beim Verkaufe den hohen Werth des rohen ungeschliffenen Gleeses, das besonders nach der Türkei seinen Absatz findet, wohl zu schätzen. Ebenfalls wird noch in unsern Tagen der Bernstein in der Volkssprache der Küstenbewohner des westlichen Schleswigs und Holsteins Glees genannt. Glees, offenbar Glas sehr nahe verwandt, ist eines der ältesten Worte unserer Sprache, eines der sehr wenigen, welche bei

Plinius und Tacitus vorkommen, den ältesten Schriftstellern, die uns zuverläßige Nachrichten von unserm Vaterlande hinterlassen haben. Schon darum sollte man diesem uralten deutschen Worte, zumal dasselbe unter den westlichen Schleswigern und Holsteinern annoch im Gebrauche sich erhalten hat, wiederum die allgemeine Anerkennung durch ganz Deutschland zu erringen suchen. Das zusammengesetzte **Bernstein** oder **Agtstein** ist, wie leicht einzusehen, kein Urwort für die Benennung einer Sache, die als Naturerzeugniß fast einzig und allein an den deutschen Küsten sich vorfindet, und die Germaniens Ruf mit am weitesten unter den Völkern des Alterthums verbreitet hat. Haben die Römer das Urwort zu erforschen sich bemüht und haben angesehene Römische Schriftsteller dasselbe ihren Zeitgenossen bekannt gemacht; so wäre es unverzeihlich, wenn unsere Gelehrten in ihrem eigenen Vaterlande sich nicht bestrebten, dem alten deutschen und noch lebenden Worte **Glees**, nach Lateinischer Sprachform Glesum, überall wieder Geltung zu verschaffen.

(Jahrbücher für die Landeskunde der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. 1859. B. II, S. 127—28).

[**Erinnerungen eines alten Weidmannes**]. Vor einiger Zeit wurde mir ein in einem Torfbruche gefundener, sehr gut erhaltener, großer Bärenschädel gezeigt, der den Findern manches Kopfbrechen gemacht hatte, denn während die Einen darin ganz richtig einen Bären erkannt, hatten Andere ihn, ich weiß nicht aus welchen Gründen, für einen Schweinekopf gehalten. Dieser wunderliche Streit war mir noch frisch im Gedächtniß, als ich einige Tage bei einem bejahrten Weidmanne verlebte, der — wenn auch schon seit lange sein Jagdgeräth ruhte — dennoch mit jugendlicher Frische der früheren Jagdzüge gedachte, deren Anfänge noch in das vorige Jahrhundert hineinreichen mochten, und der aus eigener Anschauung noch manche seitdem bei uns ausgestorbene Thiergeschlechter kannte.

Gern erfüllte der freundliche alte Herr die Bitte und erzählte uns von seinen Jugenderlebnissen und von dem Wildstande der Warner und Nassawer Forsten, wie er gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts beschaffen gewesen. Noch heute kennen Littauens Jäger weithin das schöne Jagdgebiet dieser alten „Romintenschen Heide",

und was ist der heutige Zustand gegen den in jenen Tagen? — Ich werde es versuchen, wo möglich mit den Worten meines Gewährsmannes, demselben Einiges nachzuerzählen, kann aber von vorn herein den geneigten Leser versichern, daß er in diesen Berichten nicht, was man so sagt, „Jagdgeschichten" zu erwarten habe.

„Mein Vater kam 1789 als Oberförster nach Warnen, und es war gerade im Jahre vorher der letzte Bär der Romintenschen Heide erlegt. Schon seit Jahren kannte man in jenen weiten Wäldern nur diesen Einen Bären, ein großes gewaltiges Thier, das oftmals die einsamen Kohlenschweler und Holzhauer, wenn sie dem Alten zu nahe gekommen waren, durch sein drohendes Brummen erschreckte. Manchmal raubte er auch ein Stück Vieh, doch scheinen die Jäger ihn, den Letzten seines Stammes entweder aus Ehrfurcht verschont zu haben, oder der Vielerfahrene wußte sich ihren Nachstellungen geschickt zu entziehen. Da hütete in jenem Jahre 1788 der Sohn des Försters Dzewas seines Vaters Viehheerde im Walde bei Warnen; von dieser nahm der Bär eine Kuh und, nachdem er einen Theil derselben verzehrt, vergrub er den Rest für eine spätere Mahlzeit. Als der Junge die Kuh vermißte, suchte er ihre Spur und fand die Stelle, wo das Raubthier sie verscharrt. Am Abend stand er mit des alten Försters Flinte auf dem Anstand; der Bär kam auch wirklich unter gewaltigem Brummen herbei, und aus sicherem Verstecke erlegte eines Knaben Kugel den alten Räuber — ein Schuß, um welchen mancher Jägersmann den Jungen beneidet haben mag.

In den beiden Jagen 182 und 185 der Warner Forst habe ich noch die ehemaligen Bärenfänge gesehen; es waren dies starke Pfahlbauten mit Eingang und Falle, man suchte die Bären hineinzulocken, um sie dann einzufangen und, in eiserne Käfige gesperrt, nach Königsberg zu fahren, wo sie sonst bei großen Festlichkeiten zu Bärenhetzen benutzt wurden.

Der letzte Biber Littauens starb erst in diesem Jahrhundert; um 1800 fand man an den flachen Ufern des „langen Sees" bei Warnen noch bewohnte Biberbauten. An jenem See lagen auch die Dienstwiesen meines Vaters, und um diese zu verbessern, wurde der See etwas abgelassen und die Ufer trocken gelegt, wodurch man aber die Biber aus ihren dortigen Ansiedelungen verscheuchte. Sie kamen später noch an einigen versteckten Stellen der Rominteufer vor, und an

einem solchen Orte bei Theerbude wurde 1805 der letzte Biber von einem Holzhauer mit der Axt erschlagen.

Schwarzwild gab es bis zum Winter 1797 in der Romintenschen Heide recht viel. Der Herbst des Jahres 1796 hatte jedoch gar keine Eicheln gebracht, und ihm folgte ein ungemein harter Winter, welcher unsern Schwarzwildstand beinahe gänzlich vernichtete; in der Warner Forst allein fanden wir über 60 erfrorene Schweine. Die wenigen, welche jenen Winter überlebten, waren nicht im Stande sich wiederum zu vermehren.

Das Elen wechselte damals nur selten zu uns nach Warnen über, es kam auch in jenen Zeiten nur südlich von der Memel vor und fehlte z. B. in der Dingkener Forst; Ibenhorst war, wie noch heute, sein Hauptstandort, aber auch Tzullkinnen, Skalischen und Astrawischken hatten Bestände dieses edlen Wildes. In der zuerst genannten Forst hörte der Bestand 1806 auf, während die spärlichen Reste in den beiden andern Wäldern erst durch die Jagdfreiheit von 1848 ausgerottet wurden.

Der Hauptwildstand der Romintenschen Heide bestand im Anfange dieses Jahrhunderts aus Hirschen, und ich erinnere mich im Jahre 1806 bei Warnen in Einem Rudel 18 Stücke beisammen gesehen zu haben. Rehe gab es ebenfalls in großer Anzahl, ebenso Hasen und Hühner. Unter diesen Letzteren waren außer dem noch häufig vorkommenden Rebhuhn, Haselhuhn und Birkhuhn auch recht viel Auerhahn, dem aber damals schon die Wilddiebe sehr nachstellten, und heute dürfte er wohl auch in jenen Forsten zu den großen Seltenheiten gehören, wenn er nicht bereits ganz verschwunden ist.

Raubthiere thaten uns in Warnen viel weniger Schaden als die Wilddiebe, welche dort wegen der Nähe der Grenze und der großen Unzuverläßigkeit der niederen Forstbeamten in jenen Zeiten um so gefährlicher waren. Es gab Wölfe ebenso und wahrscheinlich noch häufiger wie heute in jenen weiten Waldungen; sie kamen, wie auch jetzt noch, meistens aus Polen, haben aber bei uns niemals überhand nehmen können. Ebendaher kam ab und zu ein Luchs als seltener Gast zu uns herüber, der wohl auch noch weiter landeinwärts herumstrich, denn 1814 wurden auf einer Jagd im Angerburgischen Kreise, in dem Kl. Villacker Walde, zwei Luchse geschossen, und um 1820 soll in der Tzullkinnenschen Forst noch einer erlegt worden sein.

Auch von den alten Bienenjägern, wie sie in vorigen Jahrhunderten in unseren Wäldern überall anzutreffen waren, habe ich noch etwas erlebt. Vor 50 und mehr Jahren traf man nur höchst selten noch Jemand an, der sich mit der wilden Bienenzucht bei uns befaßte; ich kannte einen solchen alten Beutner in dem zu Augerappe gehörenden Zarger Walde. Wenn er einen passenden Fichtenstamm — unsere heutigen Forstleute sagen dafür Kiefer — gefunden hatte, so kletterte er mit Hülfe zweier Leinen, an deren Enden Kugeln zum Schleudern befestigt waren, den Stamm hinauf; in einer Höhe von 30 Fuß machte er aus seinen Leinen eine Vorrichtung zum Sitzen, einen Hängekorb oder Knebel, und stemmte dann ein etwa 3 Fuß langes und 6—9 Zoll weites und ebenso tiefes Loch in den Stamm, welches mit einem genau eingefaßten Brette bis auf das Flugloch verschlossen wurde. Ueber dem ganzen Brette wurde ein längliches Bündel Heidekraut oder Birkenstrauch befestigt, damit der Specht nicht durch sein Klopfen die Bienen stören könne. Die Bienen zogen von selbst in diese Beuten ein, ebenso wie jetzt noch mancher davongeflogene Schwarm sich in einem hohlen Baume ansiedelt. Jene Oeffnung soll dem Stamme oft so wenig geschadet haben, daß er noch viele Jahre lang unbeschädigt stehen blieb und fortwuchs, aber mit einer geordneten Forstwirthschaft war diese Art der Bienenzucht unverträglich; sie bestand nur so lange, als ein so starker Baum nur denselben Preis hatte wie ein paar Stofe Honig, und wie die Forstkultur mit dem Steigen der Holzpreise zunahm, verschwanden auch die Beutner und ihre „wilden Bienen" aus den Wäldern Preußens. In den polnischen Wäldern an unserer Grenze bei Lyck und Johannisburg findet man noch heute viele Beuten wilder Bienen; dieses sowie die Benutzung des Honigs zu Meth in jenen Grenzstädten erinnert uns lebhaft an die Zustände unseres Vaterlandes vor einigen Jahrhunderten *)." K.

[Die Kirche in Praust)].** Das bedeutendste der zum Theil dicht an einander gereihten Dörfer, welche den Abfall der Danziger

*) Hierüber wäre eine ausführliche Mittheilung von einem Sachkundigen sehr wünschenswerth.

**) Siehe die hiezu gehörige Abbildung.

Höhe gegen das Danziger Werder hin begleiten, ist Praust, innerhalb dessen die Radaune in die Ebene heraustritt. Dadurch, daß hier der die Stadt mit Wasser und Wasserkraft versorgende Kanal, die bereits um die Mitte des XIV. Jahrhunderts gegrabene *) neue Radaune, beginnt, ist dieser Ort auch in der Kriegs- und Belagerungsgeschichte Danzigs stets von großer Wichtigkeit gewesen. Eine der ersten Feindseligkeiten jedes heranrückenden Gegners seit dem XV. Jahrhundert war, die Schleuse zu sperren und das Wasser seinen natürlichen Lauf fließen zu lassen oder die Dämme des Kanales „auszustechen". Die Geschichte des dreizehnjährigen Krieges von einem Danziger (bei Töppen Historiographie Ebert Ferbers Buch) erzählt (Bibl. Arch. Ged. Ll. quarto 3, pag. 244 ff.) zum 30. August 1460 von einem Einfalle der Ordenssöldner in das Danziger Landgebiet, bei dem sie das Dorf Praust verbrannten und plünderten, sowie den größten Theil der Einwohner erschlugen. Die herbei eilenden Danziger wurden gänzlich geschlagen, die Danziger Bastei im Dorf genommen, eine Zeit lang besetzt und dann, nachdem man der Stadt „das Wasser genommen", beim Abzuge „ausgebrannt." — Die Kirche litt auch bei dem Brande des Dorfes **). — Dasselbe Werk berichtet auf S. 273 zu 1462 von einer polnischen Rotte: „aber der ander Hauffe — — czog widder gen Prust inß Dorff und bepasteiten die Kirche doselbst und lagerten sich dorein." Später (S. 282) besetzen die Danziger selber die Schanze; sodann wird ihrer in dem Kriege noch einige Male gedacht und zwar, daß von ihr aus eine Verderbung des an ihr vorbeifließenden Grabens gehindert werden sollte. Die Kirche diente ihr als Reduit ***). — Schon 1367, 19. Oktober, wo Komthur Ludeke von Essen dem Dorfe Praust seine Handfeste (Danziger Komthureibuch f. 45) ertheilt, ist in demselben eine Pfarrkirche und eine Wedme („wen do eyne kirche ist vnd eyne wedeme"), über welche früher ohne Zweifel der Deutsche Orden, seit 1454 jedenfalls die Stadt Danzig das Patronat ausübt. 1508 27. März affiliirt Bischof Vincentius von Leslau die Pfarrkirche von S. Barbara in Muggenhall und die S. Lau-

*) Zwischen 1348 und 1351; Hirsch Handelsgeschichte Danzigs S. 14.

**) Gütige Mittheilung des Herrn Prof. Hirsch. —

***) Das Folgende bis zum Absatz gütige Mittheilung des Herrn Prof. Hirsch. —

rentiuskirche in Rosenberg, die wegen ihrer geringen Einkünfte sich nicht selbständig erhalten könnten, der Pfarrkirche von Praust (Danziger Archiv Schbl. 54, 7704), deren Pfarrer damals Thomas von Danzig heißt. Zwischen 1530 und 1540 ist der Domherr vom Ermlande Alexander Scultetus, der in Rom als Prokurator lebt, im Besitze der Praustер Pfarre, die er durch einen andern Geistlichen verwalten läßt. 1577 im September wurde die Kirche von den Polen gräulich verwüstet, „jedoch schon 1578 wiederhergestellt, in welchem Jahre auch die vormahlige Tauffe darinn gemacht worden, so aber anno 1623 allererst gemahlet; wie umb derselben vorigen Gitterwerk (welche wegen des neuen aus der Petershagischen abgebrochenen Salvators Kirchen hiehergegebenen Tauffsteines, zugleich mit der alten Tauffe Anno 1660 weggenommen) zu lesen gewesen. So ist auch die Cantzel, welche noch jetzt darinn steht, aber Anno 1661 (wie im Umbsfan gder Cantzel bey S. Marco zu sehen) renoviret worden, zur selbigen Zeit neu gemacht, wie die am Portal der Cantzelthür annoch befindliche Jahrzahl 1578 zwischen den beyden Buchstaben M. und R. zeuget". (Praetor. Evangel. Danzig T. II. f. 547, MS. der Stadtbibliothek XV. f. 81). —

Die Kirche ist jedenfalls eine der ausgezeichneteren Dorfkirchen in Westpreußen *). Wenig detaillirter Schmuck findet sich daran, nur am südlichen Portale die Profilirung und am Ostgiebel; aber durch die Mannigfaltigkeit der gegen einander vor- und zurückspringenden Theile, bei überall nur geringen Flächen wird dennoch ein lebendiges Ganze hervorgebracht, das zugleich in sich eine treffliche Abrundung hat.

Die Kirche besteht aus einem Langhause von drei Gewölben. Das höhere Mittelschiff wird durch jederseits zwei länglich achteckige Pfeiler von den niedrigeren Seitenschiffen getrennt und setzt sich nach Osten als Chor unter einem selbständigen Dache von etwas geringerer Höhe noch um zwei Joche fort. Der Chor schließt geradlinig

*) Ein Aufsatz von Herrn Dr. Gebauer „die Kirche in Praust bei Danzig" (N. P. P. Bl. a. F. 1855. VII, 139—143) berührt die artistischen Beziehungen des Kirchengebäudes auf S. 139 ff. fast nur, um Falsches davon anzugeben. Dasselbe ist z. B., wie ein Blick auf den Grundriß und die Zeichnungen lehrt, nicht im Kreuze erbaut. Was er von den Franziscanern bei der Kirche erzählt, entbehrt gänzlich der Begründung.

ab. Im Westen legt sich vor die Kirche eine quadratische Thurmanlage vor. An die Mitte der südlichen Abseite lehnt sich eine gleichfalls alte Vorhalle an, in den nördlichen Winkel zwischen Langhaus und Chor eine Sakristei von zwei Gewölben. Ringsum ist die Kirche mit Strebepfeilern besetzt, in den Ecken mit schräg anstrebenden. Die Fenster sind regelmäßig nach der sich aus dem Grundrisse ergebenden Weise vertheilt.

Die Anlage der Prauster Kirche steht, wenn wir schon von der bei Dorfkirchen ungewöhnlichen Anwendung von drei Schiffen absehen, für diese Gegend ziemlich vereinzelt da. Es finden sich in unserem Preußen sehr wenige Kirchen, bei denen das Mittelschiff die Abseiten überragt und diese zwar besonders in Westpreußen. Bei einigen zeigt sich eine Art von Versuch, diese hergebrachte organische Weise mit der früh (vgl. z. B. den Königsberger Dom) hier heimischen der Hallenkirchen (mit drei gleich hohen Schiffen*)) zu vereinigen.

Die vollkommen ausgebildete Anlage einer großen gothischen Kirche mit Oberlicht, auch mit Kreuzvorlage und polygonem Chorschlusse zeigt die Klosterkirche von Oliva (nach Hirsch um 1350).

In gleicher Art, jedoch ohne das Querschiff, ist die Dominikaner-Kirche in Thorn erbaut. Ebenso scheint nach Hirsch (Marien-Kirche I, 37) die ursprüngliche S. Marienkirche zu Danzig (um 1350) gewesen zu sein.

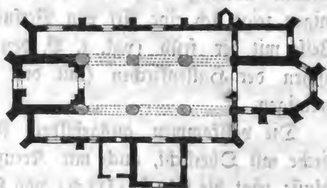
Fast ganz nähert sich dieser Form die großartige Domkirche zu Marienwerder, die noch dazu die in Preußen wohl nur noch bei der Marienburger Schloßkirche vorkommende Anlage einer Crypta besitzt. Das Mittelschiff hat hier jedoch keine wirklichen Fenster, sondern nur Blendnischen, zuunterst mit kleinen Luken versehen, die in die Bodenräume der nur wenig niedrigeren Seitenschiffe communiciren.

*) Wenn man die S. Elisabethkirche des D. O. zu Marburg „vielleicht das älteste Kirchengebäude mit Schiffen von gleicher Höhe" sein läßt (als 1235 bis 1283 erbaut) (vgl. Otte, Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie 3. Aufl. 1854, S. 145), so zeigte dagegen schon J. Hennes Cod. dipl. ordinis S. Mariae Theutonicorum (Mainz 1845.) Vorrede nach der von ihm Nro. 392, S. 347 ff. mitgetheilten Urkunde Hm. Karl v. Beffart d. d. Marienburg 1314 6. Juli, daß sich um diese Zeit jene Kirche erst in den Anfängen eines Neubaues befand.

Von einschiffigen Kirchen mti vieleckigem Chorschlusse sind namhaft zu machen die abgebrochenen Kirchen von Chmielno bei Karthaus (von Holz ohne Strebepfeiler) und Aller Engeln vor Danzig (nach 1380); von noch vorhandenen die Klosterkirche zu (Marienparadies) Karthaus*) (1384); die zu Zuckau (der Chor vielleicht älter als jene) von großartigen Verhältnissen; S. Peter zu Hela, die zu Löblau bei Danzig, ohne Strebepfeiler (**saec. XV. exe.**); (entsprechend wenn auf den alten Fundamenten gebaut, **saec. XVII.** die zu Kirchen-Jahnia bei Neuenburg); die Marienburger Schloßkirche (nach v. Quast seit c. 1340); S. Albrecht bei Danzig (s. den Holzschnitt); H. Geist in Danzig (der



Kirche in S. Albrecht.



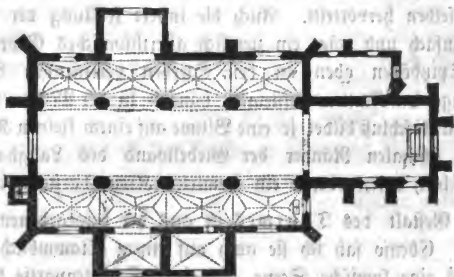
Kirche in Schöneck.

Chor 1357?); H. Leichnam daselbst (**XIV.** Jhdt.); ie Pfarrkirche zu Schöneck (z. Th. sehr alterthümlich, s. den Holzschnitt) die Dominikaner- (j. evangelische) Kirche zu Dirschau. Ferner die Kirche in Gollup. Die stattliche Pfarrkirche in Dirschau, deren Chor gleichfalls polygon schließt, hat durch je eine Reihe von Kapellen mit selbständigen Giebeln, welche sich im Norden und Süden an die dem Mittelschiffe gleich hohen Abseiten lehnt, von außen das Ansehen einer fünfschiffigen erhalten. (Uebrigens ist bei den zu nennenden Kirchen der Chor dem übrigen Baue stets gleichzeitig. —)

Geraden Schluß im Osten bei erhöhtem Mittelschiffe, ohne besonderen Chorbau, jedoch mit Kreuzschiff, hat die Cistercienser- (j. Dom) Kirche zu Pelplin, (größtentheils **1433** bis **saec. XVI.**) deren äußere Erscheinung sich dadurch z. Th. den ältesten berühmte-

*) Die ganze Anlage dieses Klosters reproducirt die schon an den bedeutendsten Klöstern in der Heimath dieses Ordens in Frankreich (z. B. Clermont) angewandte.

sten Kirchen dieses Ordens in Frankreich annähert. Bei ihr verdecken die Dächer der Seitenschiffe kühne Schwibbögen. Geraden Schluß des das Mittelschiff fortsetzenden Chores hat die Kirche S. Johannis Baptista (s. Zernecke Thornsche Chronik, 5) und S. Jacob auf der Neustadt Thorn (s. v. Quast, in der Zeitschrift für Bauwesen 1851, 153—160, Bl. 18); diese drei auch mit Strebepfeilern am Oberlichte; ferner außer der Prauster die derselben ziemlich verwandte, um ein Joch längere (wo die Gewölbe des Mittelschiffes sicher nie angefangen sind), im Detail aber weit zierlicher ausgebildete Pfarrkirche zu Pr. Stargard (ohne Thurm mit sehr elegantem Giebel im Westen, s. den Holzschnitt). Hier befinden sich im Oberlichte nicht genau regelmäßig in die vier Joche der Kirche vertheilt, abwechselnd Fenster und Blendnischen. Ueber den Seitenschiffen verdeckt das Dach je drei kühne Schwibbögen, wie sich deren am Chorschlusse zu Oliva zwei offen sichtbare zeigen. Die Verschmähung dieses Schmuckes ist, wie bei Pelplin, wohl durch das Bewußtsein des Architekten zu erklären, daß damit überhaupt ein detaillirterer Schmuck nöthig werde, wie er in dem Materiale nicht zu erreichen sei. — Die Kirche dürfte wohl der Hauptsache nach dem Ende des XIV. Jhdts. angehören.


Pfarrkirche in Pr. Stargard. *)

Wir kehren zu der Prauster Kirche zurück. Ein geradlinig profilirtes Gesims begleitet in einiger Entfernung unter den Dächern den Mauerschluß. Die Fenster haben einfache Einschrägung ohne Profile. Der Charakter der Giebelverzierung im Osten ist Sparsamkeit und Magerkeit. Die Belebung durch Farbenwechsel (we-

*) Im Osten ist das Fenster statt einer Nische nur Versehen des Xylographen.

niges Roth und Weiß) ist wohl alt. Diejenigen Giebel in der gothischen Backsteinarchitectur, bei denen zu beiden Seiten in einiger Entfernung vom Firste zwei symmetrische Streben aufsteigen, die das letztabschließende Giebeldreieck zwischen sich haben und zu unterstützen scheinen, sehen überhaupt weit lebensvoller aus, als diejenigen, bei welchen, wie hier, ein in der Mitte aufsteigender Pfeiler den Giebel in zwei unabhängige Hälften sondert.

Die den Giebel in sechs Felder theilenden Streben, auf dem Kamme der aufsteigenden Giebelwände übereck gewissermaßen als Dachreiter endend, verschwinden in ihrem unterem Theile fast hinter der Wandfläche, indem nur das Rundstäbchen der vordersten Kante längs derselben hervortritt. Auch die innere Füllung der Felder ist eben so einfach und trägt ein ziemlich alterthümliches Gepräge. Die sich in Spitzbögen oben an den Streben vereinenden Rundstäbe, welche längs den Kanten aufsteigen, hängen in der Mitte etwas über. Den innern Abschluß bildet je eine Blume auf einem kleinen Kegel. Die sichtbaren schmalen Ränder der Giebelwand des Langhauses sind durch Nischen, deren oberste ein formirtes Kreuz darstellt, belebt.

Die Gestalt des Thurmes ist aus der beigegebenen Skizze*) ersichtlich. Ebenso sah ich sie auch auf einem Stammbuchblatte von 1630, das eine komische Scene auf einer Schlittenpartie bei Praust darstellt. — Der ausgezeichnetste Kenner unserer preußischen Bauwerke, Herr Geh.-R. v. Quast hatte die Güte mir mitzutheilen, daß der Thurm sehr an den der Kirche in Wormditt erinnere und seiner Meinung nach mit der Anlage der Kirche in die Mitte des XIV. Jahrhunderts zu versetzen sei. Die oberen Thurmtheile, allerdings eigens für Zifferblätter angeordnet, dürften nicht die ursprünglichen sein. —

In der Sacristei sind die alten noch vorhandenen Gewölbe, wohl um eine leichtere Heizung des Raumes zu erzielen, mit schlechten flachen Kreuzgewölben unterschält, welche jene dem Auge entziehen. —

Die Gestalt der Gewölbe der Kirche ergiebt der Grundriß. Sie sind nach derselben wohl als der Restauration nach dem dreizehnjährigen Kriege angehörig zu betrachten. Leider mangeln an den

*) Wie die übrigen Zeichnungen nur an Ort und Stelle 1853 aufgenommene Skizze, keine genaue Aufnahme. —

übrigen Theilen des Gebäudes zu sehr die formirten Profile, um ihre Zeit näher bestimmen zu können. — Eine zweite Restauration fand, wie wir sahen, 1578 statt. —

Wegen des interessanten aus Holz geschnitzten Altaraufsatzes (saec. XV. exe.) vgl. Gebauer a. a. O. S. 140. —

Die älteste Glocke ist einer Inschrift zufolge von Michael Witwerg von Danzig wohl noch im XVII. Jahrhundert gegossen. Die Rothgießerfamilie Wittwerk ist mehre Generationen hindurch für die Stadt Danzig und deren Umgegend in Anfertigung von Geschütz, Glocken sowie anderer einschlägiger Arbeiten thätig gewesen. Nach dem Bürgerbuche leistete Absalon W., Sohn von Bartholomäus W., 1665 den 14. April den Bürgereid auf einen Rothgießer. Nähere Nachrichten über ihn als Geschützgießer 1687—1696 giebt Hoburg, Geschichte des Danziger Rathhauses, Nachträge S. 70. — Michael W. kommt 1709 als Metallarbeiter vor (a. a. O. S. 60). Ein J. Wittwerck zu Danzig goß 1752 die mittlere Glocke der Kirche zu Chmielno bei Carthaus. —

Berlin.

Dr. Ernst Strehlke.

[**Andreas Ruther von Danzig, Maler.**] Nach **Angelo Signorini**, L'archeologo nell' Abruzzo secondo ovvero prospetto storico intorno i monumenti antichi e moderni, le vicende civili e religiose, le scienze, le lettere e le arti belle della provincia e città di Aquila. Aquila 1848. 8. Cap. XI. S. 228 befindet sich in der Cölestinerkirche **Sta. Maria di Collemaggio** bei Aquila in der Abruzzo ulteriore secondo genannten Provinz des Königreichs Neapel ein Gemälde von „Bruder Andreas Ruther von Danzig, einem Schüler des Peter Paul Rubens". (Rubens lebte bekanntlich 1577—1640.)

Dr. Ernst Strehlke.

[**Denkmal für J. Th. Mosewius** *).] Breslau, 29. März 1859. Einige musikalische Soireen, die allein von Dilettanten künstlerisch ausgestattet und sehr stark besucht waren, haben die Mittel

*) Vgl. N. P. P. Bl. 3. F. II, 306. D. R.

gewährt, nicht blos auf dem Grabe von Mosewius in Schaffhausen einen Gedenkstein zu errichten, sondern auch eine, dem Vernehmen nach, von Rietschel in Dresden zu liefernde Büste in dem hiesigen Universitätssaale aufstellen zu können.

(Schlesische Zeitung. 1859. Nro. 147.)

[Sammlung litthauischer Volkslieder, übersetzt von P. v. Bohlen].

(Fortsetzung.)

29. Aehnlich bei Ness. Nro. 347, ohne Melodie.



Auszrużei ausztaut,
Saulużei jau betekant;
Mano Mergyte
Megt salduji Mergeli.

Ant jôs Kappelio
Żyd raudon's Negelkeles,
Ant jos Kriksztelio
Sidabrinei Żodelei.

Kad kas adengtu
Man geltoną Grabeli:
Asz pazureczau
Kaip gul mano Mergéle.

Kad imanyczau
Ant Kojużû statyczau
I jôs Wietelę
Szieksztużi paguldiczau.

Kad kas prikeltu
Man jaunaję Mergelę:
Tam dowanoczau
Du jûdberû Żirgelû.

Nieks ne prikele
Man jaunaję Mergelę;
Ne dowanojau,
No jûdberû Żirgelû.

Die Sonn' ist aufgegangen,
Es lächelt hell der Tag,
Doch wird aus ihrem Schlummer
Mein Liebchen nimmer wach.

Schon blühen rothe Nelken
Auf ihrem stillen Grab,
Und silbern glänzt der Name
Von ihrem Kreuz herab.

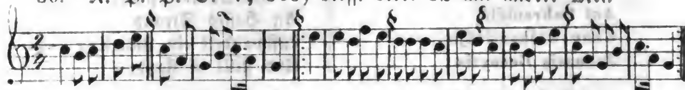
Wer hebt die gelbe Lade
Und öffnet mir den Schrein,
Daß ich noch einmal schaue
Mein liebes Mägdelein?

Ich stellte sie so gerne
Auf ihre Füße hin,
Und legt' an ihre Stätte
Das schwarze Kreuzlein hin.

O, wer aus ihrem Schlummer
Mein Liebchen wecken kann,
Ich biete ihm mit Freuden
Die braunen Rosse an.

Ach, aus dem Todesschlummer
Sie Keiner wecken kann,
Und Niemand wird erhalten
Mein edeles Gespann!

30. N. P. P. B. V, 346; Neſſ. Nro. 32 mit andrer Mel.



Kosciuszko Sunus	Junger Koſciußko,
Girroj' gull' nuszautas.	Liegſt im Wald erſchoſſen!
Tegull', jis gulli	Ei, ſo mag er liegen,
Girrużej' nuszautas;	In dem Wald erſchoſſen,
O jis ir buwo	War auch ja von je ein
Diddis Sawalninkas:	Großer Eigenſinn!
Jissai ne klause,	Wollte nicht gehorchen
Tewo ney Mamużes,	Vater oder Mutter,
Ney wissos sawo	Nicht gehorchen ſeiner
Didzôs Gimminużês.	Anverwandten Schaar.
Raszykit greitai	Schreibt doch behende
Ikk' Kosciuszko Tewo:	An Koſciußko's Vater:
Tegull t' irasze	Mög' er dann ſchreiben
Margą Gromatelę,	In das bunte Brieflein,
Tegull t' irásze:	Mög' er es ſchreiben:
Kur jis bus laidotas.	Wo man ihn begräbt.
Ant auksztó Kalno,	Auf dem hohen Berge
Ten po Aużolelio;	Unter jener Eiche,
Ant auksztó Kalno,	Auf dem hohen Berge
Po baltos Smiltátes.	Unterm weißen Sand!
Żal's Auzolelis	Und die grüne Eiche
Tai bus jo Tewelis,	Soll ihm Vater werden,
Baltos Smiltużes	Weißer Sandeshügel
Tai bus jo Mamużê.	Soll ihm Mutter ſein.
Żali Klewelei	Grüne Ahornbäume
Tai bus jo Brolelei;	Sollen ſeine Brüder
Baltos Lêpátes,	Und die weißen Linden
Tai bus jo Sessátes.	Seine Schweſtern ſein.

31. N. P. P. Bl. VI, 16; Neſſ. Nro. 367 mit derſelben Mel. *).



Ant Júrû Márû,	Im Meeresgewäſſer,
Ant Wandenuk	Im Haffe ſo breit,
Czon plûduráwo	Da ſchwamm eine junge,
Jaunoji Mergytê.	Eine blühende Maid.

*) Vgl. Nro 19 dieſer Sammlung (N. P. P. Bl. 3. F. I, 309). D. R.

Ant Jurû, Marû,
Ant Pakrantélû,
Czon waiksztinéjo
Jaunasis Bernytis.

Gelbek, Bernyti,
Gelbek, Jaunasis:
Jey ne manę páczę,
Norint Wainikeli.

Gelbet gelbeczau
Kad tiktai galéczau;
Asz neturru Wáles
Nû Teczo, Mamuzés.

Werksi, Bernyti,
Werksi, Jaunasis,
Szalle mano Grabuzo
Bestowédamas.

Baltas Rankużes
Begnauzydamas;
Graudżes Aszarużes
Beszlostidamas.

Skaistuji Weidéli
Bebuczodamas,
Aukso Zedéli
Bemaustidamas.

Rutû Szakeles
Bebarstidamas
Ůslo Grabeli
Be uzwerdamas.

Am Meeresgestade,
An Haffes Strand
Lustwandelt ein Jüngling,
Und stille er stand.

Komm, hilf mir, mein Jüngling,
Hilf, junger Gesell,
Und willst mich nicht retten,
Nimm's Kränzelein schnell.

Möcht' gerne dir helfen,
Doch darf ich es nicht,
Denn Vater und Mutter,
Die wollen es nicht.

Wirst weinen, mein Jüngling,
Ja weinen noch sehr,
Gehst du mir zur Seite
Am Sarge daher.

Die weißen Hände,
Du ringest sie schier,
Die bitteren Thränen,
Du trocknest sie dir.

Du küß'st mir die Wange,
So hell und so rein
Und streifest herunter
Das Goldringelein.

Du streuest die Rauten
In den Sarg mir hinein
Und schließest mit Jammer
Den eschenen Schrein *).

(Fortsetzung folgt).

*) Durch Sprache und Gang echt national und vielleicht alt.

III. Bücherschau.

Briefwechsel des Hans Ungnad Freiherrn von Sonneck mit dem Herzog Albrecht von Preußen. Von Johannes Voigt. (Aus dem XX. Bande des von der Kais. Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Archivs für Kunde österreichischer Geschichtsquellen besonders abgedruckt.) 8. Wien 1858. In Comm. bei Karl Gerold's Sohn. 74 S. geh. —

Die Persönlichkeit und die Lebensschicksale des österreichischen Freiherrn von Sonneck, Hans Ungnad, sein Antheil an dem Türkenkriege in Ungarn während der Jahre 1537—43, sein Märtyrerthum für die neue Lehre, welches ihn im Greisenalter von seinem heimathlichen Boden ins Exil führte, sind u. A. aus einer biographischen Skizze von Hanka (Dobrowsky's Slavin, S. 191 — 93) bekannt. Eine nicht unwichtige Ergänzung und Berichtigung derselben, verdient obige Sammlung von 24 aus dem Königsberger Geh. Archive geschöpften, bisher noch unveröffentlichen Briefen (aus den Jahren 1543 — 64) Beachtung auch für die Spezialgeschichte unserer Provinz. Wenn auch das Hauptinteresse dieses Briefwechsels in neuen Aufschlüssen über die persönlichen und Familienverhältnisse Ungnads liegt, so fehlt es daneben nicht an manchen interessanten Details zur Charakteristik Albrechts und der Zeitgeschichte überhaupt. Die langjährige Bekanntschaft des Freiherrn mit Albrecht von Preußen, die Aufnahme eines seiner Söhne als Page an dem Königsberger Hofe, die liberale Unterstützung, welche der Herzog dem wegen seines Glaubens Vertriebenen zur Abhilfe drückenden Mangels mehr als einmal gewährt, sind daraus ersichtlich. Interessant ist ferner das Project Ungnads, welcher 1543 zum Oberfeldherrn in Ungarn ernannt war, dieses Amt auf Herzog Albrecht zu übertragen, dessen strategische Kenntniß bei seinen Zeitgenossen in hohem (vielleicht unbegründetem) Rufe stand (Schreiben Nro. II.) — ein Antrag, welchen der Letztere in dem

folgenden Schreiben mit der einfachen Erklärung, daß es ihm hiezu durchaus an Jugend, Rüstigkeit und Kriegserfahrung fehle, kurz von der Hand weist; deßgleichen eine Aeußerung Albrechts über die Zuverläßigkeit der Astrologie (S. 51): „Das der Key. Mat. [Kais. Maj.] durch die Astronomos so gewisse der todt gedreuet *), ist uns nicht lieb zu hören und muß Gotte und der Zeit bevolen sein. Es will aber so genau in den fellen uf die Sternseher nicht, sondern vielmehr uf Gott, der über die Sterne herrschet und durch fleißig gebett zu enderung desjenigen, so er durch die Astra dreuet, wol gereizet werden kan, gesehen sein“ u. s. w.; nicht minder die Mittheilung der Empfehlungsschreiben (Nro. IX. und XIII.), wodurch Ungnad dem berüchtigten Paul Scalichius die Protektion des Herzogs und eine Stelle an dessen Hofe verschafft. Noch in seinem hohen Alter war Ungnad für die Uebersetzung einer Reihe von theologischen Lehrbüchern ins Wendische und Kroatische thätig, deren Ausführung der Caplan Primus Truber unter seinen Auspicien übernahm. Die Universitätsbibliothek zu Königsberg bewahrt ein Exemplar des Katechismus in cyrillischer, ein anderes in kroatischer Sprache und Schrift, ein Geschenk des Freiherrn an Albrecht; die hierauf bezüglichen Briefe finden sich in der Sammlung (XX. und XXI.). Außer diesen uns speziell interessirenden Mittheilungen enthält der Briefwechsel noch manche nicht unerhebliche Notiz über politische und kirchliche Verhältnisse jener Zeit, denen Ungnade nahe stand, und außer den Briefen von ihm und Albrecht auch einige andere (von der Herzogin Anna Maria, den Kaisern Ferdinand I. und Maximilian II., dem Herzog von Würtemberg, dem Grafen von Henneberg, von Primus Truber), deren Mittheilung zum Verständnisse der ersteren nothwendig erscheint. Die Briefe des Freiherrn von Sonneck sind fast durchgängig aus Urach (in Würtemberg) datirt, woselbst er nach seiner Vertreibung aus den kaiserlichen Landen ein Asyl gefunden.

ð.

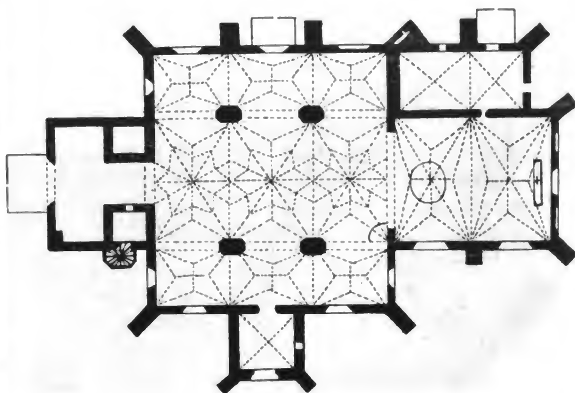
*) In einem Briefe vom 12. Sept. 1561 (Nro. VI.) hat U. dem Herzoge mitgetheilt, daß „die Sternseher und sonst andere Gelehrte und Verständige“ den Tod Ferdinands I. zwischen Nov. 1561 und März 1562 prophezeiht hätten.

Tafel I.

Tafel III.

Tafel II.

Tafel IV.



Briefkasten.

Druckfertig liegen bereit:

Abhandlungen:

1) Die Hexenprozesse der beiden Städte Braunsberg, nach den Criminalacten des braunsberger Archivs bearbeitet. Vom Progymnasial-Director Dr. J. A. Lilienthal in Rössel. (Fortsetzung).
2) Beiträge zur Geschichte der Stadt Elbing in den Jahren 1840 bis 1848. (Fortsetzung.)
3) Die Vereine in Königsberg. Vom Regierungs- und Stadtrath a. D. K. H. Bartisius in Königsberg. (Fortsetzung: Prämienverein zur Belohnung und Versorgung treuer weiblicher Dienstboten, Provinzialverein für Blindenunterricht, Oekonomenverein 2c.)
4) Gustav Adolph und die preußische Regierung i. J. 1626. Nach den auf dem Geh. Archiv zu Königsberg vorhandenen urkundlichen Materialien. Von Dr. Carl Lohmeyer in Königsberg.
5) Herzog Albrechts Kriegsstudien und Kriegsanstalten. Vom Geh.-Rath Prof. Dr. Joh. Voigt in Königsberg.

Mittheilungen:

1) Volkssagen von den „Schloßbergen" im Jura-Gebiete. Vom Gymnasial-Oberlehrer Ed. Gisevius in Tilsit. (Schluß).
2) Sammlung litthauischer Volkslieder, übersetzt von P. v. Bohlen (weiland Professor an der Universität zu Königsberg). (Fortsetzung).

☞ In diesem Hefte sind nachstehende sinnstörende Druckfehler zu verbessern:

Seite 215 Zeile 19 v. u. statt Familie lies Famuli.
" 216 " 14 v. o. statt E. O. F. G. lies E. C. F. G.
" 220 " 6 v. u. statt wankelbare lies wandelbare.
" 222 " 13 v. u. statt Weinloch lies Weinlob.
" 224 " 8 v. u. statt denuncirt lies denominirt.



Inhalt.

Seite.

Der neuen Preußischen Provinzial-Blätter

dritte Folge.

Zum Besten
der Anstalt zur Rettung verwahrloseter Kinder

herausgegeben
von
X. v. Hasenkamp.

(Ausgegeben am 20. Juni.)

Band III. (LXI.) Heft 6.

Königsberg, 1859.
In Commission bei Th. Theile's Buchhandlung
(Ferd. Beyer).

Druck der Universitäts-Buch- und Steindruckerei von E. J. Dalkowski.

Man lese die innere Seite des Umschlags.

Juli- und Augustheft erscheinen als Doppelheft im August.

Die neuen Preußischen Provinzial-Blätter, deren Jahrgang aus zwei Bänden oder zwölf Heften besteht, werden von der Redaction für den Pränumerations-Preis von jährlich **zwei Thaler an die Königsberger**, von **drei Thaler an die auswärtigen Abonnenten** durch **Th. Theile's Buchhandlung (Ferd. Beyer)** franco geliefert. Auch nehmen die Königl. Postanstalten Bestellungen an, gegen Entrichtung der gesetzmäßigen Provision von 25 pCt.

In Beziehung auf die Anschaffung der Blätter durch die Kirchen wird bemerkt, daß diejenigen Kirchen-Aerarien, deren Extraordinarium eine solche Ausgabe gestattet, dazu keiner Genehmigung bedürfen. (A. L. R. Theil 2. Titel 11. §. 686 und 687 und Rescript der Königl. Regierung zu Königsberg am 3. März 1835).

Da die der Zeitschrift bis Januar 1859 gewährte Portofreiheit nunmehr aufgehört hat, so erbitten wir Briefe, Manuscripte u. s. w. franco einzusenden unter der Adresse:

An die Redaction der Neuen Preuß. Prov.-Blätter
zu Händen des Dr. v. Hasenkamp
zu
Königsberg.

Um hiebei manchen irrigen Annahmen zu begegnen, wird bemerkt, daß der auf dem Titel genannte Herausgeber an dem Geschäftlichen, soweit es sich auf die Gewinnung neuer Abonnenten u. s. w. bezieht, durchaus keinen Theil nimmt, sondern derartige Mittheilungen zu richten sind an die Th. Theile'sche Buchhandlung in Königsberg.

Die Redactions-Commission.

Ein vollständiges Exempl. der N. P. P.-B. I. u. II. Folge (24 B.) kostet 6 Thaler.
Ein vollständiges Exempl. der N. P. P.-B. jede einzelne Folge (12 B.) kostet 4 Thaler.
Ein einzelner Band der I. oder II. Folge kostet 15 Sgr.
Ein einzelnes Heft kostet 6 Silbergroschen.
Ein Exempl. der Abbildung der bei Tannenberg eroberten Ordensfahnen kostet 5 Sgr.

Die Redactions-Commission.

I. Abhandlungen.

Die Vereine in Königsberg.

(Fortsetzung).

29. Der Prämien-Verein zur Belohnung und Versorgung treuer weiblicher Dienstboten.

In einer der Bürger-Versammlungen, die in Königsberg während der Jahre 1844 und 1845 im Schwunge waren, hielt der Sekretär der Börsen-Halle, Herr Bernhardi, einen Vortrag über die Vorbildung und die Belohnung der weiblichen Dienstboten. Die Rede fand großen Anklang, besonders wegen ihrer klaren Darstellung und wegen der praktischen Vorschläge, mit denen sie ausgestattet war. Sie wurde daher nicht allein in dem damals erscheinenden Bürger-Blatte (Nro. X.; bei Theodor Theile, 1845) abgedruckt, sondern es fanden sich auch mehrere Männer, welche den darin enthaltenen Plan in Ausführung zu bringen trachteten. Man ließ dabei den einen Theil der Aufgabe, nämlich die Vorbildung der weiblichen Jugend für das Geschäft als Dienstboten vorläufig außer Acht und wandte sich mit so größerer Kraft dem andern zu, nämlich einerseits durch Belohnungen der weiblichen Dienstboten diese zu treuen Dienstleistungen anzuspornen, andererseits sie auch vor verkümmertem Alter zu sichern. Es trat sonach ein Verein zusammen, der sich den oben bezeichneten Namen beilegte und unter Annahme eines Statuts am 1. Juli 1845 seine Wirksamkeit begann. Das Statut, welches am 5. Oktober 1849 erst durch den Druck zur öffentlichen Kenntniß gelangte, dann im Jahre 1857 mit Abänderungen von Neuem im Druck erschien, bezeichnet als Zweck des Vereins (§. 1): a) weibliche Dienstboten, welche sich durch treue Dienstleistungen auszeichnen, durch Er-

theilung von Prämien zu belohnen und b) sie nach eingetretener Dienstunfähigkeit in einer den Kräften des Vereins und der Anzahl der dazu berechtigten Dienstboten entsprechenden Weise zu unterstützen.

Nach §. 2 ist die Wirksamkeit des Vereins auf den Polizei-Bezirk der Stadt Königsberg und auf diejenigen weiblichen Dienstboten beschränkt, deren Brodherrschaft dem Vereine angehören.

Der §. 3 erklärt, daß zu den hier zu beachtenden Dienstboten nur diejenigen gehören, welche der Magistrat der Erlegung des Lohn-Groschens unterwirft, nicht aber diejenigen, welche, wie Wirthschafterinnen, zu den Haus-Offizianten gezählt werden. Mitglied des Vereins kann jeder Bewohner des Stadt-Bezirks werden, welcher bei seiner schriftlichen Anmeldung die Zahl der von ihm zu berücksichtigenden Dienstboten angiebt und sich verpflichtet, für jede derselben 4 Pf. wöchentlich und zwar für das ganze Jahr mit 17 Sgr. 4 Pf. voraus zu bezahlen. Die auf solche Weise eingegangenen Gelder werden zur Belohnung von treuen Dienstboten verwandt. Erst nach 4jährigen treuen Diensten bei derselben Herrschaft erlangt die Dienstbotin das Recht, eine Prämie zu erwarten. Die Höhe derselben wird durch die General-Versammlung bestimmt; sie betrug (mit Ausnahme des ersten Jahres) 5 Thlr. Die Prämiirte empfängt außer der Prämie eine Ehrenkarte, auf welcher ihr Name sowie der der Dienstherrschaft und die Jahre der Dienstzeit verzeichnet sind. Seit dem 1. Juli 1855 erhalten diejenigen weiblichen Dienstboten, welche mindestens 10 Jahre bei einer dem Vereine angehörigen Herrschaft treu gedient und zu ferneren Diensten unfähig geworden, eine Unterstützung von jährlich 12 Thlrn. und, wenn der Verein im Stande sein sollte, ein Versorgungs-Asyl einzurichten, eine Stelle in demselben. Die Geschäfte des Vereins besorgt ein Vorstand von 7 Mitgliedern, die durch General-Versammlungen gewählt und ergänzt werden. Der Sekretär Bernhardi, der Stifter des Vereins, ist in Anerkennung seiner Verdienste zum Mitglied des Vorstandes für seine Lebenszeit gewählt. Dem Beschlusse der General-Versammlung bleiben die wichtigen Angelegenheiten vorbehalten.

Was nun die Wirksamkeit des Vereins anbelangt, so muß sie eine erfolgreiche genannt werden. Mit anscheinend geringen Mitteln ist Großes geleistet. Der Verein, welcher, wie oben erwähnt, aus der mißliebigen Bürger-Versammlung hervorging, fand zwar bei Liberalen viel Anklang, desto weniger aber bei der conservativen

Partei. Erst als der damalige Ober-Präsident Bötticher sich von der Unschädlichkeit, ja Nützlichkeit des Instituts überzeugt hatte und ihm das Wort redete, bekam die Sache eine andere Wendung. Der Sekretär Bernhardi fühlte sich veranlaßt, sie dem Könige vorzulegen und erhielt von dem Ministerio des Innern im Auftrage des Monarchen ein günstiges Erwiederungsschreiben und ein Geschenk von 100 Thlr. für den Verein. Die Theilnahme an demselben vermehrte sich, und er zählt jetzt gegen 1000 Mitglieder. Die Einnahme des Vereins von gezahlten Beiträgen belief sich im letzten Rechnungsjahre auf 635 Thlr. 23 Sgr. 8 Pf., was über 1100 versicherte Dienstboten voraussetzt. Die Prämiirung fand zuerst nach 4jährigem Bestehen des Vereins statutenmäßig im Jahre 1849 statt und hat sich seitdem alle Jahre wiederholt, so daß jetzt schon 10 Prämiirungen erfolgt sind. Die Zahl der seit 1849 Prämiirten stellt sich auf 944 fest, und die an sie gezahlte Summe beträgt 4670 Thlr. Erfreulich ist es dabei, daß bisher noch nie eine Dienstbotin, der ein Recht auf eine Prämie zustand, aus Mangel an Mitteln unberücksichtigt bleiben durfte. Das Vermögen des Vereins, zu dessen Vermehrung ein Drittel der jährlichen Beiträge bestimmt ist, hat sich bis auf die Summe von 5020 Thlr. 12 Sgr. 4 Pf. erhöht, deren Zinsen zur lebenslänglichen Unterstützung arbeitsunfähiger Dienstboten ausgesetzt sind. Solcher giebt es zur Zeit 13, welche zusammen 156 Thlr. jährlich aus der Vereinskasse erhalten.

Der Verein beabsichtigt nun auch für das Versorgungs-Asyl weiter zu wirken und hat deshalb die Korporations-Rechte, so weit sie zur Erwerbung von Grundstücken und Kapitalien erforderlich, nachgesucht und erhalten. Er hat aber auch die Aufmerksamkeit der Auswärtigen auf sich gezogen, und es sind bereits Bitten um weitere Auskunft über die innere Verfassung an ihn gelangt. Der Magistrat von Königsberg empfiehlt ihn öffentlich den Bewohnern.

30. Der Provinzial-Verein für Blinden-Unterricht in Königsberg.

Zur Milderung des traurigen Geschicks von Irren und Taubstummen in der Provinz Preußen hatte die Regierung die erforderlichen Vorkehrungen getroffen. Es waren Anstalten begründet, in welchen diese Unglücklichen nicht allein Aufnahme sondern auch Hei-

lung und bezugsweise Ausbildung fanden. Für die Blinden war aber gar nicht gesorgt. Man überließ sie ihren Familien oder, wenn diese zum Unterhalte derselben zu arm waren, den Communen und achtete sie, besonders die Blind-Gebornen oder Früh-Erblindeten, einer Nutzen bringenden Ausbildung auch nicht einmal fähig. Eine Aenderung dieses beklagenswerthen Zustandes trat 1846 ein. In diesem Jahre kam der blinde Flötenspieler Friebe aus Breslau auf seiner Kunstreise auch nach Königsberg und benutzte seinen Aufenthalt, wie an andern Orten, dazu, die Herzen für die Sache der Blinden zu erwärmen. Er besuchte mehrere geachtete Männer und schilderte ihnen mit beredten Worten die Möglichkeit und den Nutzen eines zu begründenden Blinden-Instituts. Friebe mußte in vieler Beziehung als der angemessene Sachwalter des von ihm empfohlenen Gegenstandes erscheinen. Er war blind geboren, hatte in einer Blinden-Anstalt seine Ausbildung erhalten und war zu einem Künstler gereift, wie das von ihm in Königsberg gegebene und von zahlreichen Zuhörern mit entschiedenem Beifalle aufgenommene Concert bewies. Konnten seine Vorschläge und Pläne auch keinen Eingang finden, so interessirte man sich für die von ihm empfohlene Sache doch angelegentlich. Bald nach seiner Abreise traten verschiedene Männer zusammen und beschlossen die Bildung eines Vereins, der sich die Ausbildung von Blinden zur Aufgabe stellte. Gleich von Anfang hatte man die Idee, die zu gründende Anstalt für die ganze Provinz d. h. für die Regierungs-Bezirke Königsberg, Gumbinnen, Danzig und Marienwerder einzurichten, weil man einerseits die Concentration eines derartigen Instituts für angemessen erachtete, andererseits aber auch Beiträge von allen Orten bedurfte, wenn man auch von der Stadt Königsberg die meisten Bewilligungen zu erwarten hatte. Die am 28. April 1846 in Umlauf gesetzten Aufforderungen hatten so guten Erfolg, daß über 3000 Thlr. zur Disposition standen, und man beschloß daher, noch in demselben Jahre die Hand ans Werk zu legen. In dem Hause Unter-Haberberg Nro. 14, welches für 250 Thlr. jährlich gemiethet wurde, eröffnete man die Anstalt, die vorläufig auf 18 Zöglinge berechnet war, am 7. Oktober 1846. Vergleicht man diese Zahl mit der von allen Blinden überhaupt, die in der Provinz Preußen auf 1220 ermittelt wurden, so erscheint sie allerdings gering, doch bleibt zu erwägen, daß einmal das Institut nur die bildungsfähigen Blin-

den aufnehmen soll, alle Blinde über 40 Jahr vorweg ausgeschlossen sind, dann aber die Pflegestellen nach den vorhandenen Mitteln abgemessen werden müssen und endlich die Erweiterung der Anstalt nach dem Vorhandensein der nöthigen Gelder in Aussicht gestellt ist. Der Verwendung des Königl. Ober-Präsidiums war es zu verdanken, daß der König vorläufig auf 8 Jahre die jährliche Summe von 1000 Thlr. aus dem Landesunterstützungsfonds der Provinz Preußen zur Dotirung von 6 Freistellen aus den 4 Regierungs-Bezirken gewährte. Dieser Zuschuß, welcher späterhin bis zum Jahre 1858 einschließlich bewilligt worden ist, wird wegen anderweitiger dem fraglichen Fonds auferlegter Verbindlichkeiten nicht ferner gezahlt. Eine bedingte Portofreiheit wurde gleichfalls bewilligt.

Das von dem Vereine angenommene Statut vom 22. Oktober 1847 erhielt vom Königl. Ministerium unterm 10. December 1847 seine Bestätigung mit der Maaßgabe, daß wegen des Königl. Zuschusses von jährlich 1000 Thlr. sowohl die Rechnung als das Verzeichniß der Zöglinge jährlich dem Ober-Präsidenten in Königsberg vorzulegen bleiben.

Im §. 1 dieses Statuts heißt es wörtlich: „Der Verein hat den Zweck eine Anstalt zu unterhalten, in welcher Blinde aus der Provinz Preußen durch sittliche Bildung, durch Elementarunterricht und durch Unterweisung in der Musik und Handarbeiten in den Stand gesetzt werden sollen, sich nützlich zu beschäftigen und ihren Unterhalt ganz oder doch zum Theil selbst zu erwerben. Diese Anstalt ist daher weder als Versorgungs- noch als eine Heilanstalt für Erblindete zu betrachten."

Im §. 2: „Die Mittel des Vereins bestehen zunächst aus freiwilligen, in der Provinz gesammelten, jährlichen Beiträgen und aus einem von Sr. Majestät dem Könige auf die Dauer von 8 Jahren allergnädigst bewilligten Zuschuß, aus welchem 6 Freistellen unterhalten werden sollen," und im §. 3: „Zur Aufnahme in die Anstalt ist, ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts und der Religion, jeder des im §. 1 gedachten Unterrichts bedürftige und fähige Blinde aus der Provinz Preußen zuzulassen." —

Die folgenden §§. setzen die näheren Verhältnisse des Vereins und der Anstalt fest und bestimmen, daß die Aufnahme von dem Ermessen des Vorstandes abhänge, daß jüngere Zöglinge 5—6 Jahre, erwachsene aber nur 3 Jahre in der Anstalt bleiben dürfen, alle

aber aus derselben entlassen werden können, wenn sie sich bildungsunfähig zeigen oder zu ihrer Entfernung anderweite Veranlassung geben. Mitglied des Vereins ist Jeder, der einen jährlichen Beitrag von 1 Thlr. zahlt. Jährlich wird eine General-Versammlung gehalten. Die Geschäfte des Vereins besorgt ein Vorstand, der aus 9 erwählten Mitgliedern besteht. Aus ihm werden die Beamten für jedes Jahr gewählt, und zwar der Obervorsteher, der Sekretair, der Vorsteher des Hauswesens, der Kassencurator und der Schatzmeister. Jedes Jahr scheiden 3 Mitglieder des Vorstandes aus, sind aber wieder wählbar.

Eine Anstalt, welche die vorgeschilderten Zwecke erreichen will, hat verschiedenartige Kräfte nöthig. Wir finden daher folgende Personen in Wirksamkeit: 1) den Lehrer, welcher in der Anstalt wohnt, die Stelle eines Hausvaters und Erziehers versieht und den jüngern Zöglingen wöchentlich 24 Stunden Elementar-Unterricht ertheilt, 2) den Gesang- und Clavier-Lehrer, der wöchentlich 6 und mehr Stunden giebt, 3) den Instrumental-Musik-Lehrer mit wöchentlich 6 Stunden, 4) die Lehrerin für weibliche Handarbeiten, 5) zwei Werklehrer, einen für Korbmacherarbeiten, einen für Seilerei, 6) die Oekonomin, 7) den Hauswart. Außerdem ist 8) ein Calculator als Revisor angestellt. Für diese Beamten wurden 1858 c. 900 Thlr. aufgewendet. Die Oekonomin erhält für jeden Zögling täglich 3 Sgr. 10 Pf. Die Pfleglinge werden gut gehalten und erfreuen sich eines kräftigen Gedeihens. Auch hat die Anstalt über die Erfolge ihrer Bemühungen an den entlassenen Zöglingen nicht zu klagen. An jedem Sonn- und Festtage werden sie zur Kirche geführt, die evangelischen in die Haberbergsche oder in die Kirche des St. Georgen-Hospitals, die katholischen in die katholische Kirche. Die Einsegnung der vorhandenen evangelischen Confirmanden erfolgt in der Haberbergschen Kirche. Den Zöglingen der Anstalt werden jährlich 2 wiederkehrende Festtage bereitet, im Sommer eine Spazierfahrt nach einem benachbarten ländlichen Orte, im Winter eine Bescheerung zu Weihnachten. Bis zum Jahre 1859 waren überhaupt aufgenommen 129 Zöglinge und von ihnen wieder entlassen 98. Unter ihnen befinden sich mehrere, welche der Anstalt alle Ehre machen. Zwei von ihnen sind wahre Musikkünstler geworden, die umherreisend gern gehört werden und ihren Unterhalt sich erwerben, Andere haben soviel technische Fertigkeiten erworben, daß sie als Handwerker theil-

weise ihr Brod verdienen können. Nur bei sehr Wenigen hat das Institut keine besondern Früchte getragen.

Das zuerst für die Anstalt benutzte Haus zeigte sich im Laufe der Zeit nicht mehr ausreichend. Es machte viel Schwierigkeiten, ein angemessenes Lokal zu erhalten. Seit dem 7. October 1851 befindet sich das Blinden-Institut in dem Hause Alten Garten Nr. 52. Der sehnliche Wunsch nach einem eignen Grundstücke hat wegen Mangels an Mitteln noch nicht erreicht werden können.

Die zur Bestreitung seiner bedeutenden Ausgaben erforderlichen Mittel bezieht der Verein 1) durch die disponibeln Ueberschüsse aus dem Graf Bülow-Dennewitz'schen Unterstützungsfonds seit 1859, 2) aus einer Beihilfe an Holz von der Königsberger Stadt-Commune, 3) durch die Beiträge der Vereins-Mitglieder, 4) durch verschiedene Geschenke und Vermächtnisse, 5) durch die bewilligten Kirchen-Collekten, 6) durch Concerte, Vorlesungen und andere derartige Veranstaltungen, 7) durch den Arbeits-Verdienst der Zöglinge, der ihnen aber theilweise zur Aufmunterung auch belassen wird, 8) endlich durch die Bewilligung des Landtages der Preußischen Provinzial-Stände vom Jahre 1858, gemäß welcher 2000 Thlr. jährlich aus den Zinsüberschüssen der Provinzialhilfskasse gewährt werden. —

Für das Vereinsjahr 1858 betrug die Einnahme 7449 Thlr. 29 Sgr. und die Ausgabe 6916 Thlr. 4 Sgr. Das Vermögen bestand am Schusse des Jahres 1858 aus 6300 Thlr. in Staatspapieren und Bank-Obligationen und einer Hypothekenforderung von 4357 Thalern.

31. Der Oekonomen-Verein der Provinz Preußen.

Die ungesicherte Lage der Oekonomen d. h. der ländlichen Wirthschafts-Beamten, hatte schon lange den Wunsch erzeugt, derselben nach Kräften abzuhelfen. Verschiedene Vorschläge und selbst Versuche waren aber von keinem günstigen Erfolge begleitet gewesen. Da gelang es den fortgesetzten Bemühungen zweier Gutsbesitzer, des Herrn Sacksen auf Gr. Karschau und des Herrn Rüder auf Gamsau, um das Jahr 1847 mehrere Personen zur Begründung eines diesfälligen Vereins zu vermögen. Die Sache fand Anklang, und schon am Schlusse des ersten Jahres hatte der Verein ein Ka-

pital von mehr als 500 Thlr. zur Verfügung. Er gewann immer mehr Ausdehnung und befestigte sich durch den Erlaß von Statuten, die im Jahre 1856 veröffentlicht wurden. Freilich sind diese von der Landes-Behörde noch nicht genehmigt, wie denn auch der Verein eben deshalb noch keine Corporations-Rechte besitzt, aber die Statuten haben Verbindlichkeit für jedes Mitglied des Vereins.

Nach denselben (§. 1) besteht der Zweck des Vereins darin, daß er 1) die Forthilfe der Oekonomen, wie auch 2) die Unterstützung derselben in Unglück und Alter sich zur Aufgabe stellt. Er sucht dies zu erreichen sowohl durch Beihilfe bei der Ausbildung der Lehrlinge, als durch Sorge für das Unterkommen der Ausgelernten und durch Unterstützung bei unverschuldeten Unglücksfällen. Mitglieder des Vereins können Gutsbesitzer, Wirthschafts-Beamte, Lehrlinge und auch andere Personen werden, die sich für die Zwecke des Vereins interessiren. Jedes Mitglied zahlt ein Eintrittsgeld und einen jährlichen Beitrag von 1 bis 4 Thlr., nach der Höhe des Einkommens bemessen. Ein Vorstand besorgt die Geschäfte des Vereins; ihm steht ein Verwaltungsrath zur Seite.

Nach dem vom Vorstande in der letzten General-Versammlung mitgetheilten Berichte hat der Verein gegenwärtig eine Mitgliederzahl von 309 Personen und ein Vermögen von 5145 Thlr. 6 Sgr. 10 Pf. An Vorschüssen sind i. J. 1858 594 Thlr., zur Unterstützung an 7 Personen, ohne Rückgewähr 130 Thlr. gezahlt und 21 Stellen von dem Vereine nachgewiesen worden.

32. Das Krankenhaus der Barmherzigkeit in Königsberg.

Die Gräfinnen Magda und Clara zu Dohna, die Töchter des in Königsberg angestellten commandirenden Generals Grafen Friedrich zu Dohna, faßten schon im Jahre 1847 den Plan, in Königsberg eine Diakonissen-Anstalt nach dem Muster der zu Kaiserswerth, welche sie schätzen und achten gelernt hatten, zu begründen. Sie suchten daher andere Damen für diesen Zweck zu gewinnen und fanden nicht allein hier, sondern auch bei dem damaligen Ober-Präsidenten wie bei dem Polizei-Präsidenten bereitwillige

Unterstützung. Von Seiten der Regierung wurde dem Verein, der sich zu diesem Zwecke gebildet hatte, die Summe von 660 Thlr. überwiesen, welche die Königl. Regierung von der Aachen-Münchener Feuer-Versicherungs-Gesellschaft zu einem wohlthätigen Zwecke empfangen hatte. Hiezu kam noch der Ertrag aus einem Concerte mit 346 Thlr. Der Verein kaufte nun das nahe am botanischen Garten gelegene Haus Triangel Nr. 1 und wollte mit dem 1. April 1848, an welchem Tage die Uebergabe des Grundstücks erfolgen sollte, die baulichen Vorkehrungen für die beabsichtigte Diakonissen-Anstalt beginnen. Aber alle Vorbereitungen geriethen ins Stocken, als im März 1848 Königsberg in die politische Bewegung hineingezogen wurde. Man sah sich veranlaßt, das Unternehmen auf bessere Zeiten hinauszuschieben und vermiethete das Grundstück für 120 Thlr. jährlich; die aufgeregten Wogen beruhigten sich im Herbste des Jahres 1848, und die Gräfinnen Dohna nahmen ihren Lieblings-Plan wieder auf. Sie gewannen für denselben den nach Königsberg versetzten Obersten v. Plehwe, und Dieser machte nicht allein seine Vorschläge sondern führte die genehmigten auch mit ungewöhnlicher Energie und Ausdauer zum Ziele. Ihm gelang es, am 20. November eine zahlreiche Versammlung von Damen zusammenzubringen und in ihr den Beschluß zu erwirken, daß nicht nur ein Verein für Krankenpflege sich bilde, sondern auch als Zweck dieses Vereins festgestellt werde: 1) nothleidende Kranke weiblichen Geschlechts, die nicht an unheilbaren Krankheiten leiden, ohne Unterschied der Confession aufzunehmen, zu pflegen, zu trösten und zu heilen, und 2) weibliche Krankenpflegerinnen für Hospitäler und Privathäuser auszubilden. Die hienach entworfenen Statuten wurden in derselben Sitzung angenommenen und die Organe des Vereins gewählt. Diese bestanden 1) aus einem größeren Comité von 52 Damen und 2) aus einem engeren Verwaltungs-Rathe von 10 Personen, zur Hälfte weiblich, zur Hälfte männlich. Zu Ehrenmitgliedern des Letztern wurden noch die Gräfin Magda zu Dohna und der Consistorial-Rath Lehnert erwählt. Aus den 5 männlichen Mitgliedern des Verwaltungsrathes gingen die eigentlichen Beamten der Anstalt hervor, darunter auch Herr v. Plehwe als Vorsitzender. Alle Aemter wurden unentgeltlich übernommen. Man forderte nun zu Beiträgen auf und hatte die Freude, schon am Schlusse des Jahres die Summe von 1019 Thlr. gesichert zu sehen und außerdem

an Geschenken viele werthvolle Gegenstände und an baarem Gelde 614 Thlr. vereinnahmt zu haben.

Inzwischen hatte sich die Ueberzeugung aufgedrungen, daß das vom Verein angekaufte Grundstück in vielen Beziehungen dem Zwecke nicht entsprechend sei und ins Besondere der Genesung der Kranken Hindernisse in den Weg stelle. Man beschloß daher, es nicht zu dem früher beabsichtigten Zwecke zu verwenden sondern es noch ferner für Rechnung des Vereins zu vermiethen. Dagegen erschien der Ankauf eines andern Grundstücks (Hinter-Roßgarten Nro. 44) in jeder Hinsicht wünschenswerth. Es wurde von dem zeitigen Eigenthümer, General-Lieutenant von Esebeck, für die Summe von 7000 Thlr. feil gestellt. Dieser Betrag ging so weit über die Kräfte des Vereins, daß man kein anderes Mittel sah, als den König um die Bewilligung eines Darlehns von 5000 Thlr. zu ersuchen. Die Bitte fand Erhörung, und es ward die Summe von 5000 Thlr. auf 5 Jahre und gegen Erlegung von 2½ Prozent Zinsen gewährt. Man ging nun an die Einrichtung der Anstalt, erlangte auch, daß die Königin das angetragene Protektorat des Vereins übernahm und für den Pastor Fliedner und 3 von ihm ausgewählte Diakonissen die freien Reise-Pässe nach Königsberg vermittelte.

Im Mai 1849 ward das Krankenhaus mit 12 Stellen und einer Apotheke völlig eingerichtet, am 18. Mai fand bei der Anwesenheit des Pastors Fliedner und der drei mitgebrachten Diakonissen *) die feierliche Einweihung des Krankenhauses statt, und am

*) Es möchte hier am Orte sein, über den Begriff der Diakonissen etwas Näheres zu bemerken. Das Institut der Diakonie ist so alt als das Christenthum, ja es fand sich schon vor demselben vor. Schon bei den Griechen wie bei den Juden waren Diakonen die Diener des Tempels. Als sich die ersten christlichen Gemeinden bildeten, erschienen die vorhandenen Diakonen nicht ausreichend, weil sie einmal nicht alle zum Christenthum übergetreten waren, auch die neuen Gemeinen der Fürsorge mehr bedurften als früher. Die Apostel wählten daher aus den neuen Christen 7 zuverlässige Männer aus, welche sie zu Diakonen für die Gemeine in Jerusalem bestimmten und durch Auflegung der Hände einsegneten. Diesen Diakonen lag nicht allein die Sorge für die gottesdienstlichen Häuser ob sondern auch die Armen- und Kranken-Pflege. Andere christliche Gemeinen folgten dem in Jerusalem gegebenen Beispiele. Die ernannten Diakonen wurden bei Ausübung ihrer Pflichten von ihren Frauen und den erwachsenen weiblichen Mitgliedern der Familie unterstützt und dies zumal da, wo es sich um die Bedienung von weiblichen Personen handelte, wie

30. Mai konnte die erste Kranke aufgenommen werden. Das gestiftete Werk erfreute sich der theilnehmenden Unterstützung der Behörden und der Anerkennung des Publikums. Es flossen zahlreiche Geschenke und Beiträge ihm zu, und der erste Bericht, welcher am 20. November 1849, als dem Stiftungstage, abgestattet wurde, wies die Einnahme auf 4148 Thlr. 20 Sgr. nach, die Ausgabe aber auf 3329 Thlr. 29 Sgr. 2 Pf., so daß ein Bestand von 818 Thlr. 20 Sgr. 10 Pf. verblieb.

Die Geschichte des Krankenhauses während der nun folgenden 6 Jahre giebt ein erfreuliches Zeugniß sowohl von der Hingebung und dem Eifer der Vorstands-Mitglieder als auch von dem wohlthätigen Sinne Derer, die das Institut durch ihre Gaben erhielten und förderten. Wenn auch, wie es in der Natur der Sache liegt, in den Personen der Verwaltung mancherlei Veränderungen eintraten, so wurden doch die ausscheidenden immer durch neue ersetzt, welche mit ihren Vorgängern dieselbe Gesinnung theilten. Herr von Plehwe, der von Anfang an als Vorsitzender sich ungemeine Verdienste um den Verein und die Anstalt erworben hatte, denen er durch seine Versetzung nach Danzig nur auf einige Zeit entzogen wurde, blieb bis zu seinem Tode für das Gedeihen Beider rastlos thätig *). In gleicher Weise hat auch der General-Arzt Dr. Hasse

z. B. bei der Taufe, welche im Anfange den ganzen Körper betraf. Die so beschäftigten Frauen erhielten aber noch nicht den Namen von Diakonissen. Derselbe kam erst auf, als nach dem zweiten Jahrhundert die Körperschaft der Wittwen (viduitas) sich ausbildete, und dieselbe auch bei der Armen- und Krankenpflege den Diakonen aushelfend zur Seite stand. Diese Körperschaft, welcher sich nach und nach auch Jungfrauen beigesellten, genoß große Achtung, und namentlich in der Zeit, als das Christenthum Staats-Religion geworden war, hielten es vornehme Frauen, sogar Mitglieder der Herrscher-Familien für eine Ehre, den Diakonissen beigesellt zu sein. Spätere Jahrhunderte riefen so viele Brüder- und Schwesterschaften in größerer Ausbildung in Wirksamkeit, daß das einfache Institut der Diakonie ganz verfiel und in Vergessenheit gerieth. (Geschichte christlicher Krankenpflege und Pflegerschaften. Von Dr. Heinrich Häser, Professor zu Greifswald. Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz [Besser'sche Buchhandlung], 1857 gr. 8. 126 S.).

*) Herr von Plehwe, welcher als General-Lieutenant 1857 aus dem Staatsdienste schied, fiel am 15. Februar 1858 in einem Pistolen-Duell. In seine Stelle als Vorsitzender ist der Tribunals-Vice-Präsident von Goßler gewählt.

seine Kräfte dem Kranken-Hause nur mit Unterbrechung einiger Zeit, in welcher ihn der Dienst von Königsberg entfernte, segensreich gewidmet. Alle Mitglieder des Vorstandes behandeln ihr oft schwieriges Amt als Ehrensache. Dies geht so weit, daß nur die eigentlichen Dienstleute eine wirkliche Vergütung erhalten. So übernahm der pensionirte Polizei-Commissarius Juschke die Geschäfte eines Rendanten und Hausvaters nicht allein unentgeltlich, sondern bezahlte sogar für die ihm eingeräumte Wohnung freiwillig eine Miethe. Als er nach 5 jährigem Wirken abging, um der nöthigen Ruhe zu pflegen, folgte ihm das dankbarste Andenken, weil er dem ihm übertragenen Geschäfte nicht allein treu nachgelebt sondern es auch unter großen Schwierigkeiten erfolgreich verwaltet hatte. Ins Besondere ist es aber der Wirksamkeit des Krankenhauses der Barmherzigkeit nachzurühmen, daß es dem Vorstande gelungen ist, das Vorurtheil gegen die Anstalt zu besiegen. Als nämlich die Aufforderung zur Gründung des Krankenhauses erging, machte sich bei Vielen der Verdacht geltend, es sei dabei ganz besonders auf die Frommmachung der darin aufzunehmenden Personen und dies in übertriebener Weise abgesehen. Ein solches Bestreben ist in Königsberg und in der Provinz, wo man es mit dem Namen der Muckerei brandmarkt, geächtet. Eine Bestätigung dieses Verdachtes glaubte man auch darin zu finden, daß im Anfange nur Leute aus höhern Ständen sich für die Sache interessirten. Denn eine gläubigere und frömmere Gesinnung im Volke wurde höhern Orts gewünscht, und so erschien denn das frömmelnde Wesen als eine Modesache und guter Ton. Hat nun aber auch das Krankenhaus der Barmherzigkeit es niemals verhehlt, daß es ihm neben der Abhilfe des körperlichen Leidens auch um die Erhaltung und Kräftigung des religiösen Sinnes zu thun sei, so hat es doch niemals den einen Theil des Menschen zum Nachtheil des andern vorzugsweise herausgehoben. Immer ist es ihm darauf angekommen, vor Allem die Leiden des Körpers zu beseitigen. Dieses Bestreben ist auch dankbar anerkannt, und gar Viele haben die Anstalt, gebessert an Leib und an Seele, verlassen.

In Betreff der sonstigen Verhältnisse des Instituts möge noch bemerkt werden, daß das zuerst angekaufte Grundstück, Triangel Nr. 1, im Jahre 1851 wieder verkauft worden ist. Die auf das Haus Hinter-Roßgarten Nr. 44 verwandten Kosten und die Ausgaben

für die Einrichtung betragen über 4000 Thlr. Zur Zeit ist dieses Grundstück mit 8000 Thlr. gegen Feuersgefahr versichert und die in demselben enthaltenen Gegenstände mit 200 Thlr. Der König, welcher zuerst im Jahre 1851 das Krankenhaus in Augenschein nahm, überwies demselben als Zeichen seiner Zufriedenheit die Summe von 2000 Thlr. in Pfandbriefen. Bei spätern Besuchen wiederholten sich die Geschenke, und die Königin war und blieb immer eine gnädige Spenderin und Protektorin. Der vielfach angeregte Wunsch, neben der Frauen-Station auch eine für Männer eingerichtet zu sehen, ist dem Vereine endlich im Jahre 1855 möglich geworden. Im November d. J. erwarb der Vorstand das zum Verkaufe gestellte Grundstück Hinter-Roßgarten Nr. 42 für den Preis von 4100 Thlr., konnte aber nur 1500 Thlr. darauf auszahlen und mußte den Rest des Kaufgeldes als hypothekarische Schuld eintragen lassen. Die Einrichtung des Hauses, welches mit dem Stammhause in Verbindung gesetzt wurde, ging so rasch von Statten, daß schon am 18. Januar 1856 die Männer-Station eingeweiht werden konnte. Am 20. Januar wurde der erste Kranke aufgenommen, und am 3. Februar waren schon 30 Lagerstätten vorhanden. Die veröffentlichte Bitte des Vorstandes, für die nun begründete Männer-Station ebenso eine Kuh zu erlangen wie für die Frauen-Station, welche die geschenkte Kuh schon 5 Jahre hindurch mit Milch reichlich versorgt hatte, war von dem Erfolge begleitet, daß der Sohn des früheren Geschenkgebers durch ein neues Geschenk dem Bedürfnisse abhalf. Das zur Erwerbung des Haupt-Hauses vom Könige als Darlehn auf 5 Jahre bewilligte Kapital von 5000 Thlr. konnte nach Ablauf der Frist (1855) nicht zurückgezahlt werden. Die Bitte aber um fernere Belassung fand Gehör, und es wurde das Kapital unter denselben Bedingungen noch auf 5 Jahre (bis 1860) belassen. Als Krankenpfleger in der Männer-Station trat der von Dr. Wichern aus dem Rauhen Hause bei Hamburg gesendete Bruder Jakob ein. Die Statuten des Vereins, welcher schon gleich nach seiner Begründung Corporations-Rechte erhielt, sind unverändert geblieben. Sie sprechen im §. 1 den Zweck des Vereins in folgenden **Worten aus:**

1) nothleidende Kranke weiblichen Geschlechts, die nicht an unheilbaren Krankheiten leiden, nach Maaßgabe der Mittel ohne

Unterschied der Confession in seine Anstalt zur christlichen Pflege aufzunehmen,

2) die Bildung von Krankenpflegerinnen (Diakonissen) zu bewirken, und dieselben in seinem Dienste zu verwenden.

Aus den letzten Jahresberichten des Vereins mag noch Folgendes herausgehoben werden, was die jetzigen Verhältnisse in ein klareres Licht stellt.

1) Der Vorstand besteht noch aus 12 Mitgliedern, die zur Hälfte männlich, zur Hälfte weiblich sind.

2) Das weibliche Comité zählt 109 Mitglieder.

3) Von den drei Diakonissen, welche Pastor Fliedner aus Kaiserswerth nach Königsberg brachte, ist nur die erste, Wilhelmine Knocke aus Hannover gebürtig, hier geblieben und zur Ober-Diakonissin befördert. Die beiden anderen Schwestern kehrten nach 5 jähriger Wirksamkeit nach Kaiserswerth zurück. Dagegen sind allmählich ausgebildet 14 andere Diakonissen, von denen 8 in der Anstalt selbst, die übrigen in anderen Krankenhäusern Dienste thun. Alle haben als Probepflegerinnen ein einjähriges Noviziat zurückgelegt und dann die Verpflichtung 5 jähriger Dienstleistung übernommen. Die Pflege der Diakonissen beschränkt sich nicht allein auf die beiden Stationen des Krankenhauses, sondern sie widmen sich auch auf Verlangen der Krankenpflege in Privathäusern. Für ihre Bemühungen wird ihnen der Unterhalt und außerdem täglich 10 Sgr. an die Kasse des Krankenhauses gegeben. In der Männer-Station ist an Stelle des vorerwähnten nach dem Rauhen Hause wieder abberufenen Bruders Jacob ein anderer Krankenpfleger beschäftigt. Er, wie die Diakonissen und das dienende Personale, haben die Anweisungen der Ober-Diakonessin unbedingt zu befolgen. Für die Anstalt sind häusliche Andachten eingeführt. Die Diakonissen erhalten noch besondern Unterricht in der Bibelkunde und in den Elementarwissenschaften.

4) Der §. 3 des Statuts spricht Jedem die lebenslängliche Mitgliedschaft des Vereins zu, welcher der Anstalt ein Geschenk von 50 Thlr. und darüber macht. Aus dem Geschenke wird eine besondere Lagerstätte errichtet, die man Gedenkbette nennt. Solcher Gedenkbetten, welche mit porzellanenen Tafeln versehen sind, auf denen außer der laufenden Nummer der Name des Gebers und ein Bibelspruch sich befindet, waren im 2. Jahre 12, im 3. Jahre 13,

im 4. Jahre 17, im 5. 19, im 6. 60, im 7. 90, und im Jahre 1858 war ihre Zahl bereits auf 101 gestiegen. Die Zahl der wirklich vorhandenen Krankenbetten beträgt aber nur 80; davon treffen auf die Frauen-Station 42, auf die Kinder-Station 10 und auf die Männer-Station 28.

5) Vom 18. Mai 1850 bis zum 15 Dezember 1858 sind im Ganzen Kranke behandelt worden:

auf der Frauen-Station	3110,
„ „ Kinder- „	529,
„ „ Männer- „	1174
Summa	4813.

Von diesen sind:

1) geheilt entlassen . .	4175
2) gebessert	89
3) gestorben	400
4) im Bestande verblieben	149
Summa	4813.

6) Als wiederkehrende Feste der Anstalt werden gefeiert: a) der 18. Mai, als der Stiftungstag, b) der 13. November, der Geburtstag der Königin, der Schutz-Herrin, c) das Weihnachtsfest.

7) Zur Bestreitung der Ausgaben dienen dem Krankenhause der Barmherzigkeit die Beiträge der Vereinsmitglieder (2346 Thlr. 22 Sgr. 5 Pf.), die freiwilligen Gaben, der Erlös aus den weiblichen Handarbeiten, welche in reichlichem Maaße dargebracht und in jedem Frühjahr verkauft werden, der Rein-Ertrag von Concerten und anderen Vorstellungen, die zum Besten des Hauses veranstaltet werden, die Verpflegungskosten für aufgenommene zahlungsfähige Kranke und der Zuschuß von 225 Thlr., welchen der 1852 wieder ins Leben gerufene Johanniter-Orden seit einigen Jahren beigesteuert hat. Im Jahre 1858 betrug

die Gesammt-Einnahme	10,173 Thlr.	26 Sgr.	6 Pf.
und die Gesammt-Ausgabe	8,656 „	21 „	11 „
Bestand	1,517 Thlr.	4 Sgr.	7 Pf.

(Schluß folgt).

K. H. Partisius.

Kant und Lessing.

Eine Parallele.

Rede zu Kant's Geburtstags-Feier.

Meine Herren!

Vor einem Jahre, als Kant's Gedächtnißfeier uns hier zusammen führte, ward von Einem der Festgenossen *) eine geistvolle Parallele zwischen Kant und Hamann gezogen. Wenn ich heute ein Thema ähnlicher Art erwähle, so mögen Sie dies nicht als Anmaßung eines versuchten Wettkampfs, vielmehr als bescheidene Nachfolge des gegebenen Beispiels ansehn. Den Nachtheil, in welchem ich mich — meinem Vorgänger gegenüber — befinde, hoffe ich einigermaßen durch die Wahl des Mannes auszugleichen, den ich Kant gegenüberstelle, — eines Mannes, der unserm großen Mitbürger jedenfalls ebenbürtiger ist als der zöllnerische „Magus des Nordens". Es ist Lessing, den ich meine.

Wie dem vorjährigen Redner Hamann's Biographie von Gildemeister, so ist mir die Stahrsche Schrift über Lessing der äußere Anlaß gewesen. Unwillkürlich wird man beim Lesen dieses Buchs, bei der Schilderung des großen Literatur-Reformators der Deutschen — an Kant, den Reformator der Deutschen Philosophie, gemahnt — oftmals auf wahrhaft überraschende Weise.

Sie erinnern sich, meine Herren! daß Rauch auf dem Friedrichsdenkmal in Berlin Kant und Lessing in vertraulichem Gespräch mit einander abgebildet. Was dort — von einem richtigen Gefühl geleitet — der plastische Künstler neben einander gestellt, das will meine Rede nach einander Ihnen vor's Auge zu führen versuchen: Kant und Lessing im vertraulichen geistigen Verkehr, in verständnißinnigem Gedankenaustausche. —

*) Karl Rosenkranz. Kant und Hamann. Vortrag zu Kant's Geburtstage den 22. April 1858 (s. N. P. P. Bl. Juli-Heft 1858). —

Kant ist 1724 (5 Jahre vor Lessing) geboren und 1804 (23 Jahre nach Lessings Tode) gestorben. Die ganze Laufbahn Lessings fällt somit innerhalb der Kantschen Lebensgrenzen. Allein vergebens suchen wir die Spur irgend eines persönlichen oder brieflichen Verkehrs. Das gemeinsame Verhältniß Beider zu Mendelsohn, Nikolai, Markus Herz und anderen Zeitgenossen hat sie nicht näher gebracht. — Weder in den Schriften Lessings noch in seinem umfangreichen Briefwechsel kommt Kant's Name vor. Es ist dies zum Theil daraus erklärlich, daß Kant's eigentliche Glanzperiode erst mit der Herausgabe der „Vernunftkritik" im Jahre 1781 — dem Todesjahre Lessings — beginnt. Auffallender ist's, daß Kant seinerseits fast gar nicht von Lessing spricht. Nur in der Abhandlung „über den Gemeinspruch: das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht in der Praxis" (1793) wird Lessings gedacht und seiner Hypothese von der „göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts" Beifall gezollt *). Außerdem ist mir nur Eine Stelle — in Kant's Briefwechsel — erinnerlich, wo von Lessing die Rede ist, — beiläufig zwar, aber in höchst anerkennender Weise, gleich ehrenvoll für Kant wie für Lessing. „Eine Stelle in Ihrem Buche" — so schreibt am 24. November 1776 Kant an Markus Herz — „liegt mir noch im Sinn, über die ich Ihrer parteilichen Freundschaft gegen mich einen Vorwurf machen muß. Der mir, in Parallele mit Lessing, ertheilte Lobspruch beunruhigt mich. Denn in der That, ich besitze noch kein Verdienst, was desselben würdig wäre, und es ist, als ob ich den Spötter zur Seite sähe, mir solche Ansprüche beizumessen und daraus Gelegenheit zum boshaften Tadel zu ziehen **)." —

Aus Hamann's Briefen an Herder ersehn wir, daß Kant nicht nur die dramatischen Jugendarbeiten Lessings, sondern auch dessen letztes Werk „Nathan" gelesen, — ob aber auch Laokoon, ob die theologischen Streitschriften, ist sehr zu bezweifeln, wenigstens wird ihrer in der „Kritik der Urtheilskraft" und in der „Religion innerhalb der Vernunftgrenzen" mit keinem Worte erwähnt. — Und doch — wenig fehlte, und ein äußerer Umstand hätte beide Geistesheroen

*) Auch in der Kritik der Urtheilskraft (Kant's Werke Bd. IV, S. 147) wird — im Vorbeigehen — Lessing als Kritiker neben — Batteux genannt. (Nachträgliche Bemerkung). —

**) Kant's Werke Bd. XI, Abschnitt 1, S. 35. —

dauernd in unserer Vaterstadt zusammengeführt. Als 1763 die Königsberger „Professur der Eloquenz" erledigt war, wurde diese Stelle zuerst Kant und dann — Lessing angetragen. Beide lehnten ab und zwar aus gleichem Grunde: weil der „professor poeseos" alljährlich einen **Panegyricus** zu halten verpflichtet sei. So ging die Gelegenheit persönlicher Annäherung unbenutzt vorüber, und nach wie vor blieben Kant und Lessing einander fern. —

Und gleichwohl sehen wir beide Männer — jeden aus seiner Natur, ohne Einwirkung des andern — in merkwürdiger Uebereinstimmung Einem und demselben Ziele zustreben. Dies Ziel zu bestimmen, lassen Sie uns zunächst das Verhältniß Beider zu ihrem Zeitalter in's Auge fassen.

„Lessing steht auf der Hochwacht seiner Zeit." Dieser zuerst von Gervinus gebrauchte Ausdruck — treffend und glücklich gewählt — gilt wie von Lessing so von Kant. Beide stehen auf dem Boden ihrer Zeit; beide ragen hoch über dieselbe hervor. Von ihrer einsamen Hochwacht („velut e speculo") überschauen sie nicht nur das ganze damalige Wissensgebiet, — ihrem Späherblick erschließt sich zugleich ein Gesichtskreis, unendlich weiter und freier als der aller Mitlebenden. Mit klarem Bewußtsein die Bestrebungen, den bewegenden Gedanken ihrer Zeit läuternd und abschießend, sind sie zugleich die Verkünder und Bahnbrecher einer neuen Kulturperiode. — Beide sind sie Vertreter, Vorkämpfer des Protestantismus, und zwar — um es schärfer zu bezeichnen — der Entwickelungsstufe des Protestantismus, die — im Gegensatz zu dem starren Lutherthum und dem sich selbst unklaren Pietismus — die „Aufklärungsperiode" genannt wird.

Luther hatte die Tradition und Menschenauctorität verworfen, hatte überall den Beweis gefordert, wie er selber sagt: den Beweis „durch die Bibel und durch klare Vernunftgründe"! Jetzt galt der Kampf der Bibel, dem „unerträglicheren Joche des Buchstabens"; nichts sollte Werth haben als die — klaren Vernunftgründe, nichts als der „Beweis der Kraft und des Geistes!" — Glaubens- und Gewissensfreiheit, — wenn nicht Selbsthandeln, wenigstens Selbstdenken — war die Losung. „**Sapere aude!** Habe den Muth, ohne Leitung eines Vormundes, dich deines eigenen Ver-

standes zu bedienen!" — mit diesem Worte, dem „Wahlspruch der Aufklärung", wie er es nennt, schildert Kant selbst den Charakter seiner Zeit *).

Doch dem Menschenkinde ist Ruhe nicht vergönnt. Der äußern Noth überhoben, dem äußern Zwange entwachsen — muß er nothwendig den Blick in das Innere kehren: das eigene Selbst, das Wesen des Geistes, das Wesen der Freiheit wird Gegenstand seiner Betrachtung.

„Die edelste Beschäftigung des Menschen ist — der Mensch" **) — sagt in einem seiner Jünglingsaufsätze Lessing (vor ihm freilich schon Sokrates), — und auf das gleiche Ziel, auf Selbsterkenntniß, ist unausgesetzt Kant's Forschen gerichtet. So theilen Beide das Bestreben der Zeitgenossen; wie ganz anders aber ist dabei ihr Verfahren! Während jene nur die Verstandesseite des Menschen, nur die zeitige Entwickelungsstufe gelten lassen, suchen Kant und Lessing den Menschen in der Gesammtheit seiner Denk- und Gemüthskräfte, in der vollen geschichtlichen Entwicklung seines Geistes zu erfassen. Kant geht auf dem rauhen Pfade der Speculation unmittelbar auf das Centrum los; Lessing sucht auf anmuthigen Um- und Seitenwegen das Ziel zu erreichen. Trotz der Verschiedenheit des Ausgangspunktes und der Richtung sehn wir aber Beide auf der Bahn ihrer Forschungen wieder und wieder zusammentreffen. Kant, indem er Form und Inhalt, Gebiet und Grenze seines Einen, aber allumfassenden Objects (des Selbstbewußtseins) zu bestimmen strebt, sieht sich allmälig genöthigt, Religion, Staat, Kunst und alle Wissenschaft in das Bereich seiner Thätigkeit zu ziehn. Und Lessing wiederum — ausgehend von Einzelgegenständen der Kunst, von diesem oder jenem Literaturerzeugniß, an irgend eine besondere

*) „Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?" (Kant's Werke Bd. VII, Abth. I, S. 143). — So auch in der Vorrede zur „Vernunftkritik" (1781): „Unser Zeitalter ist das eigentliche Zeitalter der Kritik, der sich Alles unterwerfen muß. Religion, durch ihre Heiligkeit, und Gesetzgebung durch ihre Majestät, wollen sich gemeiniglich derselben entziehen. Aber alsdann erregen sie gerechten Verdacht wider sich und können auf unverstellte Achtung nicht Anspruch machen, die die Vernunft nur demjenigen bewilligt, was ihre freie und öffentliche Prüfung hat aushalten können." — Kants Werke Bd. II, S. 7 Anm.) —

**) Lessings Werke Bd. III, S. 379. — Vgl. Bd. XI, S. 23 und Bd. VI, S. 308. —

Zeit- oder Streitfrage anknüpfend — wird — vermöge seines intuitiven, in den Grund der Dinge schauenden Tiefblicks — sofort auf den eigentlichen Kern- und Schwerpunkt der jedesmaligen Untersuchung, auf das Allgemeine in dem Besonderen, geführt; — wie weit auch der Weg, den er einschlägt, von der geraden Richtung abzuweichen scheint, — immer behält er das Endziel scharf im Auge; welchen Gegenstand der Betrachtung er sich erwählt, immer ist es die Natur, das innerste Wesen des Menschen, worauf er zurückkommt. —

Und wie das Ziel beider Männer gemeinsam ist, so auch das Mittel zum Ziel: Kritik in der edelsten Bedeutung des Worts. Was Lessing und Kant vor allen andern Kritikern auszeichnet, ist nicht etwa die umfassendere Gelehrsamkeit, nicht die größere Schärfe und Feinheit der Unterscheidungsgabe, überhaupt kein Mehr und Minder, — es ist die ihnen gemeinsame, ganz eigenthümliche Art der Kritik. Beiden ist Kritik nicht bloßes Mittel zum Zweck, sondern — Selbstzweck, — nicht Richtmaß blos für wissenschaftliche oder künstlerische Thätigkeit, sondern selbst — Wissenschaft und Kunstwerk.

Um das Eigenthümliche der Lessingschen Kritik zu bezeichnen, hat man sie eine „schöpferische Kritik", — Lessing selbst ein „kritisches Genie" genannt, — und diese Wortverbindung, weit entfernt parodox zu sein, ist hier vielmehr der allein passende Ausdruck. Kritik und Genie schließen einander nicht aus, sondern bedingen sich gegenseitig. Daß der Künstler — mitten in der Begeisterung seines Schaffens — der Kritik nicht entbehren kann, daß jede fruchtbare, unsere Erkenntniß wahrhaft erweiternde Kritik das Mitwirken lebendig-schöpferischer Phantasie, eine Art künstlerische Begabung voraussetzt, — wer hat durch Wort und That dies eindringlicher gelehrt als Lessing und Kant?!

Kritik und dichterisches Schaffen gehn bei Lessing Hand in Hand: seine Dichtungen sind Meisterwerke der Kritik, — seine Kritiken sind vollendete Werke der Kunst. Das letzte gilt gleichmäßig von den Kant'schen Kritiken. Und doch — bei aller Uebereinstimmung — findet zwischen beiden ein Unterschied — eine **concordia discors** — statt.

Der erste Blick, den Lessing auf einen zu kritisirenden Gegenstand wirft, erregt ihn in ähnlicher Art, wie den plastischen Künstler die erste Idee des zu schaffenden Kunstwerks; — wie dem Künstler das Ideal urplötzlich — ohne mühevolles Zusammensuchen der Theile — als schön gegliedertes Ganze vors Auge tritt, so steht von vorn herein das Resultat vor Lessings allklarem Verstande; — mit raschem Blick erfaßt er den Mittelpunkt der Sache, den einheitlichen Zusammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen, und — wie von seinem Ideal der Künstler, so wird er von dem Kritikergebniß begeistert: es läßt ihm keine Ruhe, bis er es — aus sich heraus — zu einem selbstständigen, Allen wahrnehmbaren Kritik-Kunstwerk gestaltet.

Und wie verfährt er hierbei? Hören wir Lessing selbst!

„Ich muß" — so ruft er aus — „ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen"; — „ich muß von andern Geschäften frei, von unwillkürlichen Zerstreuungen ununterbrochen sein; ich muß meine ganze Belesenheit gegenwärtig haben; ich muß bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals gemacht, ruhig durchlaufen können *);" — —

und ein anderes Mal schreibt er seinem Bruder:

„Etwas Gründlicheres als meine „„Neue Hypothese über die Evangelisten **)"" glaube ich in dieser Art noch nicht geschrieben zu haben, und ich darf hinzusetzen, auch nichts Sinnreicheres. Ich wundere mich oft selbst, wie natürlich sich Alles aus einer einzigen Bemerkung ergiebt, die ich bei mir gemacht fand, ohne daß ich recht weiß, wie ich dazu gekommen ***)." —

Diese zwei Selbstbekenntnisse — scheinbar mit einander streitend — lassen uns einen Blick werfen in die Geisteswerkstatt des Mannes.

Die Bemerkung, die Lessing „bei sich gemacht findet, aus der sich Alles so wunderbar natürlich ergiebt," — was ist sie Anderes als die Idee des künftigen Kritik-Kunstwerks, die — abgeschlossen und vollendet — plötzlich in seinem Bewußtsein emportaucht? —

*) Lessings Werke Bd. VII, S. 448. —

**) Diese Schrift ist von Lessing selbst nicht veröffentlicht und erst in seinem Nachlaß vorgefunden worden, s. Lessings Werke Bd. XI, S. 495 ff.

***) Lessings Werke Bd. XII, S. 501. —

Lessing „weiß nicht, wie er zu jener Bemerkung gekommen," aber — er ist wißbegierig. Urplötzlich ist ihm die Idee ins Bewußtsein getreten. Ist sie aber auch plötzlich entstanden? Ist sie nicht vielmehr das Endglied einer — nur augenblicklich dem Gedächtniß entschwundenen Gedankenreihe? Muß sie nicht im Geiste ihre Wurzeln, — vielleicht weitverzweigte Wurzeln — haben? Muß sie nicht gewachsen, allmälig zur Reife gelangt sein? — Lessings Forschtrieb fordert befriedigende Antwort. Unverdrossen gräbt er den verborgenen Wurzeln in seinem Innern nach, sucht in scharfer, von Jugend an geübter Selbstschau jedes einzelne Glied der entschwundenen Gedankenreihe ins Gedächtniß zu rufen und rastet nicht, bis er die Idee rückwärts bis zu ihrem ersten Ursprung verfolgt hat. Dazu bedarf er des „Druckwerks", der „Röhren, durch die er Alles aus sich heraufpressen muß", — dazu muß er — „von andern Geschäften und Zerstreuungen frei — seine ganze Belesenheit, alle Bemerkungen, die er jemals gemacht, bei jedem Schritte gegenwärtig haben."

Und ist die Gedankenheerschau beendet, ist die Wißbegier Lessings befriedigt, dann regt sich in ihm der künstlerische Formtrieb. Was als wohlgeordnetes Ganze, als ein in sich abgeschlossener Theil seines Gedankenlebens — vor dem Auge des Gedächtnisses steht, das muß er nun außer ihm — auch andern Augen sichtbar — gestalten. In umgekehrter Reihenfolge der Glieder schildert er nun den Entwickelungsgang jener Idee vom frühesten Keim derselben bis zu ihrer Vollendung. Und er thut dies — in dramatischer Lebendigkeit — so anschaulich, so durchsichtig klar, daß bei der Betrachtung des Kunstwerks eine Gemüthsstimmung in uns erzeugt wird, ähnlich der, die Lessing empfand, als zuerst jene in ihm aufsteigende Idee seine speculative Begeisterung erweckte. — —

Auch von Kant liegt uns ein Selbstbekenntniß über die Art und Weise seines Arbeitens vor, — ein Bekenntniß, das uns zeigt, auch er habe des Druckwerks und der Röhren nicht entrathen können.

„In einer Gemüthsbeschäftigung von so zärtlicher Art" — (Kant spricht von seinen Vorstudien zur Vernunftkritik) — „ist nichts hinderlicher, als sich mit Nachdenken, daß außer diesem Felde liegt, stark zu beschäftigen. Das Gemüth muß in den ruhigen — oder auch glücklichen Augenblicken jederzeit und ununterbrochen zu irgend einer zufälligen Bemerkung,

die sich darbieten möchte, offen, ob zwar nicht immer angestrengt sein. Die Aufmunterungen und Zerstreuungen müssen die Kräfte desselben in der Geschmeidigkeit und Beweglichkeit erhalten, wodurch man in Stand gesetzt wird, den Gegenstand immer auf anderen Seiten zu erblicken, und seinen Gesichtskreis von einer mikroskopischen Beobachtung zu einer allgemeinen Ansicht zu erweitern, damit man alle erdenklichen Standpunkte nehme, die wechselsweise — einer das optische Urtheil des andern — verificiren*)".

Sie sehn, meine Herren! — wie ähnlich Kant's Selbstgeständniß dem Lessingschen, und doch — wie verschieden!

Wenn Lessing dem plastischen Künstler, ist Kant in seiner Kritik mehr dem Baukünstler zu vergleichen. Auch ihm, dem „Gedanken-Architekten", wie Rosenkranz ihn einst treffend nannte**), — schwebt von vorn herein — in jenen „glücklichen Augenblicken" speculativer Begeisterung — der scharfe Grundriß des zu errichtenden Gebäudes vor; — allein mit Mühe und Beschwer muß er das Baumaterial von allen Orten und Enden herbeischaffen, — muß das Einzelne bearbeiten und an die gehörige Stelle einfügen, — Alles ordnen, sichten und richten. Jahre angestrengter Arbeit vergehn, bis endlich auf festem Grunde das architektonische Kunstwerk als vollendetes Ganze dasteht. Wohl zieht dann — mittelbar und unbewußt — auch der Mindergebildete Nutzen daraus, aber eines eindringenden geschulten Nachdenkens bedarf es, um den Gedanken des Meisters zu erfassen, um die volle Schönheit des zu Grunde liegenden Plans, die grandiose Kühnheit der Ausführung sich klar zu machen. —

Ohne Bild zu sprechen, Kant und Lessing sind beide — Kritikkünstler: Künstler — vermöge der erfinderischen Genialität ihrer Forschung, — Kritiker — vermöge der überwiegenden

*) Kants Brief an Markus Herz vom 21. Febr. 1772 (s. Kants Werke Bd. XI, Abth. 1, S. 28). — Wer denkt bei den obigen Worten nicht an die 15 Jahre später geschriebenen der „Vernunftkritik" (2. Aufl.), wo Kant — im vollen Bewußtsein der von ihm bewirkten Umwälzung — sein Unternehmen mit dem des Kopernikus vergleicht? (s. Kants Werke Bd. II, S. 670). —

**) Rosenkranz: Geschichte der Kant'schen Philosophie 1840 S. 494. — Man vergleiche das dritte Hauptstück der „Vernunftkritik", wo Kant selbst über die „architektonische Einheit" seines Systems spricht (Kants Werke Bd. XII. S. 642); desgleichen seinen Brief an Markus Herz vom 24. November 1776, (Bd. XI, Abth. 1, S. 37). —

Macht des sondernden, trennenden Verstandes; — aber innerhalb dieser ihrer kritischen Denkthätigkeit findet der Unterschied statt, daß — verhältnißmäßig — bei Kant die analytische, bei Lessing mehr die synthetische Denkrichtung sich geltend macht. —

Doch etwas Anderes noch — und zwar wiederum beiden Männern Gemeinsames — tritt hinzu, um der Art und Weise ihres Kritisirens das eigenthümliche Gepräge zu geben.

Sie erinnern sich, wie bescheiden Kant es von sich ablehnt, mit Lessing in Parallele gestellt zu werden. Der Brief, der jene Worte enthält, ist im Jahre 1776, also zu einer Zeit geschrieben, da Kant im 52. Lebensjahre stand, durch dreißigjährige literarische Thätigkeit einen Namen erworben und bereits in der **Dissertatio de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis** (1770) die Grundzüge seiner „Vernunftkritik" veröffentlicht hätte.

Lassen Sie uns mit jenen Worten eine zweite Aeußerung Kant's vergleichen!

In der Vorrede seines ersten schriftstellerischen Versuchs: „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte" — (die Widmung an den „Königlichen Leibmedicus Bohlius" ist grade an Kants dreiundzwanzigstem Geburtstage, den 22. April 1747, geschrieben) — heißt es:

„Es stecket viel Vermessenheit in diesen Worten: Die Wahrheit, um die sich die größesten Meister der menschlichen Erkenntniß vergeblich beworben haben, hat sich meinem Verstande zuerst dargestellet. Ich wage es nicht, diesen Gedanken zu rechtfertigen, aber ich wollte ihm auch nicht gerne absagen. — Ich stehe in der Einbildung, es sei zuweilen nicht unnütze, ein gewisses edles Vertrauen in seine eigenen Kräfte zu setzen. Eine Zuversicht von der Art belebet alle unsere Bemühungen und ertheilet ihnen einen gewissen Schwung, der der Untersuchung der Wahrheit sehr förderlich ist. Wenn man in der Verfassung stehet, sich überreden zu können, daß man seiner Betrachtung noch etwas zutrauen dürfe, und daß es möglich sei, einen Herrn von Leibnitz auf Fehler zu ertappen, so wendet man Alles an, seine Vermuthung wahr zu machen. Nachdem man sich nun tausendmal bei einem Unterfangen geirret hat, so wird der Gewinnst, der hierdurch der Erkenntniß der Wahrheiten zugewachsen ist, dennoch viel erheb-

licher sein, als wenn man nur immer die Heeresstraße gehalten hätte. — Hierauf gründe ich mich. Ich habe mir die Bahn schon vorgezeichnet, die ich halten will. Ich werde meinen Lauf antreten, und nichts soll mich hindern, ihn fortzusetzen*)!" —

Welch stolzes Selbstgefühl in diesen Worten des 22 jährigen Jünglings! Welche Bescheidenheit in jenen des 52 jährigen Mannes!

Und eben diese Mischung einer — bis zu Ungerechtigkeit gegen sich selbst gesteigerten Bescheidenheit und eines unbeugsamen, von der einmal vorgezeichneten Bahn durch kein Hinderniß abzubringenden Selbstvertrauens, — diese Vereinigung scheinbar widerstrebender Eigenschaften, — ist es, die Kant's kritischen Schriften den mächtigen Reiz, seinem Streben und Wirken den unsterblichen Siegespreis verliehen. Während Kant, von „edlem Vertrauen in seine eigenen Kräfte" erfüllt, vor keinen Consequenzen des Denkens zurückschreckt, zwingt ihn zugleich ein gewissenhaftes Mißtrauen, eine — fast an Aengstlichkeit streifende Besonnenheit, immer wieder von Vorne anzufangen, immer von neuen Standpunkten aus den Schlußsatz zu prüfen, zu „verificiren"; er kann im Erforschen der Wahrheit sich nimmer genug thun!

Ich weiß in dieser Beziehung keinen zweiten Kritiker Kant an die Seite zu stellen, keinen — außer Lessing.

Als Beleg gestatten Sie mir den eben gehörten Aussprüchen Kants zwei parallele Aeußerungen Lessings gegenüberzustellen.

In Betreff „Nathan des Weisen", der letzten und reifsten Frucht seines dichterischen Geistes, erklärt Lessing:

„Wenn man sagen wird, daß ein Stück von so eigner Tendenz nicht reich genug an eigner Schönheit sei: so werde ich schweigen, aber mich nicht schämen. Ich bin mir eines Ziels bewußt, unter dem man auch noch viel weiter mit allen Ehren bleiben kann**)." —

*) Kants Werke Bd. V, S. 8, 9. — Die ursprüngliche Ausgabe — Königsberg gedruckt bei Martin Eberhard Dorn — trägt auf dem Titelblatt die Jahreszahl 1746, die Widmung aber hat das Datum: d. 22 April 1747. —

**) Lessings Werke Bd. XI, S. 536.

Und das zweite Wort:

„Wie beim Euripides Jon, so bin auch ich — nicht im Tempel sondern nur am Tempel beschäftigt. Auch ich kehre nur die Stufen, bis auf welche den Staub des innern Tempels die heiligen Priester zu kehren sich begnügen *)." —

Sie sehn, — wie bei Kant, so bei Lessing der selbe seltene Verein des edelsten Selbstgefühls und des bescheidensten Maßhaltens! Es ist der gleiche charakteristische Stempel, der den Kritiken Beider das Gepräge der Vollendung aufdrückt. — —

Blicken wir auf das Gesagte zurück! Wir haben uns überzeugt, — es ist Ein Ziel, das Kant und Lessing im Auge haben, — es ist ein und dasselbe Mittel, dessen sich Beide bedienen. Und — wie im Allgemeinen Endziel und Mittel, so treffen im Einzelnen auch die Ergebnisse des beiderseitigen Forschens zusammen, so sehr immer ihre spekulative Grundanschauung aus einander zu gehn scheint. Um dies darzuthun, wäre zuerst die spekulative Grundanschauung Kants wie Lessings festzustellen und zu vergleichen, — demnächst auszuführen, wie dieselbe auf den Sondergebieten menschlicher Geistesthätigkeit, auf dem — von Beiden gemeinsam bebauten Felde der Religion und Politik, der Literatur und Kunst — zum Ausdruck gekommen.

Doch — Kürze ist die Höflichkeit des Tischredners. Ich darf es Ihnen nicht anmuthen, mit mir in diese reiche, kaum stellenweis erst ausgebeutete Fundgrube hinabzusteigen. Nur Einen Zug noch der Geistesverwandschaft lassen Sie mich, ehe ich schließe, hier andeuten: die ähnliche Stellung Beider zu ihrer nächsten Folgezeit und zu unserer Gegenwart!

Kant und Lessing, indem sie durch ihre Kritik das Zeitalter der „Aufklärung" über sich selbst aufklärten, haben zugleich einen neuen Bildungskeim gepflanzt, der — langsam sich entfaltend — erst in unsern Tagen zu reifen beginnt. Das edle freie Menschenthum, das sie als Ziel aufgestellt, — in „Sturm und Drang" will die nächstfolgende Generation es erringen. Die Werke beider

*) Lessings Werke Bd. XI, S. 512.

Männer werden in reichem Maße genutzt, — sie selbst aber als halbe Philister zur Seite geschoben; ihr Andenken wird durch die „klassisch-romantische" Literaturperiode, — durch die ihr parallel laufende Strömung der „Natur- und Geistes-Philosophie" mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt. Allein nicht so leichten Kaufs, nicht durch geniales Dichten und Reden ist das Ziel zu gewinnen. Der Ernst des Lebens macht sich geltend, — mit ihm ein neuer Umschwung der Dinge! Die Gegenwart — wieder ein Zeitalter der Kritik und Aufklärung, aber auf höherer Entwicklungsstufe, — unbefriedigt von einer Literatur, die dem Volke und dem öffentlichen Leben fern steht, — von einer Philosophie, die — was sie verheißt, nicht erfüllt hat, — kehrt den Blick zurück auf die Vergangenheit und sieht in ihrem Kampfe für Geistes- und Thatfreiheit sich nach geeigneten Mitstreitern um. Und — wer kann mehr geeignet, wer kann ihr da willkommener sein als Männer, wie — Kant und Lessing? Daher jetzt die Rückkehr zu Beiden!

In unserer Zeit erst wird der hohe Werth ihrer Leistungen anerkannt, — wird ihrem thatkräftigen Streben nach Wahrheit und Freiheit volle Gerechtigkeit zu Theil. In unserer Zeit erst ist das Leben Beider mit warmer verständnißinniger Liebe geschildert, — sind ihre Schriftwerke in würdiger Gestalt veröffentlicht worden, — in unseren Tagen erst — ein halbes Jahrhundert nach ihrem Dahinscheiden — wird beiden Männern von der Dankbarkeit des Volks das ihnen gebührende Ehrendenkmal errichtet!

Das schönste Denkmal aber — ein unvergängliches — haben Beide sich selber gesetzt. Beide haben sie keine leibliche Nachkommenschaft hinterlassen, aber eine — unsterbliche: Kant — seine drei Kritiken, Lessing — seinen Nathan und Laokoon! —

Lassen sie uns nun trennen, was bisher — vereint — Gegenstand der Betrachtung war. Wenden wir uns ausschließlich dem Manne zu, dessen Erinnerungsfeier uns heute zusammengeführt!

Im Geiste Nachkommen, Schüler und Erben Kants — sind wir zugleich — durch Adoption — die legitimen Vertreter des einst von ihm zurückgelassenen Freunde- und Tischgenossen-Kreises. So

haben wir doppelt und dreifach Anlaß, seiner in Liebe und Dankbarkeit zu gedenken. Unser großer Mitbürger — der ewige Ruhm und Stolz unserer Vaterstadt — Immanuel Kant lebe hoch! —

Dr. Johann Jacoby.

Die Hexenprocesse der beiden Städte Braunsberg,

nach den Criminalacten des Braunsberger Archivs bearbeitet.

(Fortsetzung.)

II. Ueber den Zauberglauben im Bisthum Ermland im Allgemeinen.

Schon nach der großen Ausbreitung zu schließen, welche die finsterste von allen Arten des Aberglaubens über Europa und weiter hin genommen hatte, läßt sich nicht voraussetzen, daß Preußen, lange Zeit hindurch der Zufluchtsort für Deutschlands Bewohner, von dieser Pest verschont geblieben sei. Und in der That, die Beweise für eine allgemeine abergläubische Teufelsfurcht, Hexerei, Wahrsagerei und Zauberei in Preußen von den ersten Jahren der Besitznahme durch die Deutschen an bis weit hinab in die neue Zeit sind nicht selten. Es läßt sich zwar im Einzelnen nicht immer entscheiden, was davon ursprünglich dem Heidenthum angehörte *), oder was später bei Annahme des Christenthums von den Deutschen zugebracht worden; allein daß die seit dem XIII. Jahrhundert eingewanderten Deutschen vielen Irrwahn eingeführt haben müssen, davon geben die alten historischen Berichte sattsam Belege.

Vor Allem dürfen wir hier nicht die Hauptidee übersehen, auf welche der Teufelsglaube sich lange Jahre bezog. Einmal lag es im religiösen Charakter jener Zeit, alles Verderbliche, Sünde und Unglück, weniger von der eignen und der Mitmenschen Schwachheit und bösem Willen abzuleiten, als sie dem diabolischen Principe direct zuzuschreiben; dann aber sah man ins Besondere die vielen Hindernisse, welche die Verbreitung des Christenthums in Preußen fand,

*) Voigt a. a. O. I, 575 ff. — Hartknoch, Altes und Neues Preußen I, 8 ff. — Derselbe zu Dusburg, Dissertation. VI. — XIV. —

nicht nur für unmittelbare Renitenz der Hölle und die heidnischen Priester als Diener des Satans an, eine Ansicht, die bekanntlich bei allen christlichen Apologeten in Betreff des alten Götzendienstes vorkommt und auch in der neuesten Zeit gewichtige Vertretung gefunden hat *); sondern man stellte sich dabei auch die Einwirkung des Teufels ganz nach der dem Herenglauben zum Grunde liegenden Idee vor. So erzählt Leo, daß Einige den Abfall der Preußen vom Christenthum außer den vom Orden ihnen aufgebürdeten Lasten noch anderen Ursachen zuschrieben. Als nämlich der Teufel gesehen, daß die Preußen ihren Cultus verließen, hätte er sich als Buhlteufel mit Männern und Weibern vermischt, und zwar so offen, daß die Eheleute sich gegenseitig des Ehebruches anklagten. Die Gebärenden hätten die größten Schmerzen ausgestanden und wie die Schweine ihre Kinder zerrissen. Die Heidenpriester aber hätten dieses Unglück dem Umstande zugeschrieben, daß sie ihren Glauben verlassen und den neuen Gott angenommen, so daß die Preußen den Entschluß gefaßt, die Christen zu vertreiben **). — Einen Bogenschützen aus Baiern beißt er des Nachts, weil er das Zeichen des h. Kreuzes zu klein gemacht***). — Hier erscheint der Teufel also ganz wie ihn Luther sich dachte, als Zuchtmeister Gottes. Es sei nicht neu und ungewöhnlich, sagt Leo †), daß großer Dinge Erfolg durch Wunderzeichen, auch durch unreine Geister, welche die dunstreiche, der Erde naheliegende Luft bewohnen, angedeutet würden. — In Thorn erschlägt ein Bauer einen leibhaftigen Teufel mit einem eisernen Knüttel; man fand in den Kleidern des Erschlagenen aber nichts als stinkende Asche ††). — Ein der Nigromantie ergebener Schulmeister ließ sich alle Nacht die Tochter des Bürgermeisters zuführen. Endlich erzählte sie es ihrem Vater, wußte aber nicht anzugeben, wohin sie geführt würde, nur daß der Ort in der Nähe der Kirche läge. Es gelang ihr aber mit einem Knäuel Garn, dessen Ende sie festhielt, es zu ermitteln. Der Schulmeister wurde verhaftet. Er sollte gebrannt werden; allein er entfernte sich mit

*) Möhler, Patrologie. Regensburg, 1840, I. Vgl. N. P. P. B. 3. F. II, 326, Anm.

**) Leo, Hist. Pruss. 92, 93. cf. Dusburg, XXXI —

***) Dusburg, CCCVIII. —

†) Leo a. a. O. 198.

††) Leo a. a. O. 158.

Hilfe seiner magischen Künste sammt dem Mädchen durch die Luft nnd verschwand *).

Wiederholt begegnen wir in Landesordnungen und Stadtwillführen, in geistlichen und weltlichen Satzungen den Verboten gegen Wahrsager, Zauberer und Hexen. — „Kein Jude, kein Schwarzkünstler, kein Zauberer, Waideler (heidnischer Priester), oder wie sie sonst heißen, die mit des Teufels Hilfe zu seiner Ehre und zum Mißbrauche des Glaubens handeln und wandeln, sollen im Lande geduldet werden und wer sie verhalten würde, soll von Rechts wegen mit ihnen gleiche Strafe erleiden." So lautet das erste Gesetz der Landesordnung von 1310. „Der Zauberinn, die jemandes Kind ausbringt, soll man ein Ohr abschneiden, sie durch die Backen brennen und aus der Stadt verjagen, sobald es die Jungfrau auf die Heiligen behält, daß sie sie ausgebracht habe; oder die Zauberin soll für jede ihrer Strafen fünf Mark, also fünfzehn Mark bezahlen", heißt es in den Willführen von Culm und Pr. Holland **). — In einer, wie es scheint, zwischen 1334 und 1349 für die ermländischen Städte im Allgemeinen entworfenen Willführ kommt nichts von Zauberei und dergleichen vor, wiewohl in einem besondern Artikel ein ernstes Verbot wegen Lästerung Gottes und der Heiligen enthalten ist ***). Nach der Landesverordnung von 1408 soll jeder seine Untersassen von Aberglauben und Zauberei, so gut er kann, abhalten †). In einer Landesordnung vom Jahre 1427 steht: „Gote zu lobe und merunge des gloubens so wellen wir setzen und gebieten, daß offenbar czoberer und czoberynne nicht sullen gehalden noch geheget werden von erbaren lüwten, Bürgern und gebuwern noch von keyme ††)." — Im Jahre 1441 entwarf der Hochmeister mit Rath seiner Gebietiger und des Bischofs von Ermland zu Einsiedel eine Landesordnung. Zu den daselbst von Neuem in Erinnerung gebrachten Landessatzungen gehört das Verbot gegen das Unwesen der Zauberei †††). —

*) Leo a. a. O. 319. Ueber Himmelszeichen und andere der Zauberei zugeschriebene Dinge ebend. 468; 469; 477.

**) Voigt a. a. O. IV, 613; VI, 717; 752, Anm. 1.

***) Braunsberger Archiv. Bd. 53, 225; 289.

†) Pr. Samml., III, 249.

††) Voigt a. a. O. VI, 752, Anm. 1.

†††) Voigt a. a. O. VIII, 20.

Auf einer den 12. Mai 1449 in Heilsberg gehaltenen Synode erläßt der Bischof Franciscus Constitutionen, welche in einem ihrer Artikel verbieten, Deutsche oder Preußen als Pathen zuzulassen, die das Vaterunser oder den Glauben nicht kennen und Zauberei treiben. Auch ist in einem Reservatsfalle die Wahrsagerei, insofern sie öffentlich geworden, ausdrücklich aufgenommen; und dabei wird bemerkt, daß dasselbe schon von den Vorgängern geschehen *). — Eine 1483 mit den Ständen zu Bartenstein entworfene neue Landesordnung beweist, daß es nach wie vor nothwendig schien, auf den von Zaubern und Zauberinnen getriebenen Unfug ein wachsames Auge zu haben **). — Auch Bischof Lucas hat in seinen Synodalconstitutionen vom 20. Februar 1497 noch dieselbe Verordnung wie Franciscus wegen der Pathen und wegen der mit Anrufung der Teufel ausgeübten Wahrsagerei. — Dagegen wird von Bischof Hosius, der die Statuten des Lucas auf einer den 30. October 1565 gehaltenen Synode approbirte, bei den Pathen an Zauberei nicht gedacht. — Cromer erließ als Coadjutor Regeln für die Geistlichkeit, um ihnen diejenigen Fälle namhaft zu machen, in welchen sie das h. Sacrament des Altars nicht reichen dürften. Darin heißt es unter Andern: „Wer es zur Zauberey brauchen wollte." Verboten wird es „Leuten, die ein verbostes Leben führen, Als Gauklern, Zauberern, Desgleichen allen die Unglauben halten, als mit sonderlichem Zantlen oder Zeidlen, Büssen, die nicht bewert seind, oder mit verworfenen Tagen, mit Zauberey, Wahrsagung". — In der Synode, welche derselbe den 18. Juni 1575 hielt, bestätigte er die Statuten des Lucas und Hosius ***). Als Bischof erließ er am 30. August 1589 folgendes Mandat in dieser Beziehung:

Mandatt wegen der Zauberey undt Teufelsbeschwerungen.

Matinuß Cromeruß ꝛc. Erbar lieber getreuer, wier kommen in glaubwirdige erfahrung, wie das Hin Undt wieder in Unser Bothmeßigkeiten frembde, Undt alhie gesessene lose Leute gelietten werden, welche

*) Jacobson, Geschichte der Quellen des kathol. Kirchenrechtes der Provinzen Preußen und Posen. Königsberg, 1837, (218) LXII, n. 19, 27.

**) Voigt a. a. O. IX, 138.

***) Constitutiones synodales Dioecesis Varmiensis. Brunsbergae, 1612. 18, 35, 46, 78 ff. und am Ende.

in Vergeßung ihres Christlichen glaubens mit dem (Teufel) Verbindnüß gemacht, Undt mit Zauberey Teufelsbeschwerung Christallensehen, Wahrsagen, Undt andere Teufelskunsten mehr Umbgehen, dadurch dan Zu Zeyten mannich Mensch oder Viech mit oder ohne giefst, Hart beschädigett, Undt ander Jahmer Undt Unrath mehr daher erfolgett, auch dem Teuffel, welcher ein Lügner, Undt Mörder Von anfang gewesen ist, hiedurch gedienet, Undt der gemeine Mann, welcher sich solchen Dingen anhengigk macht, Undt in abgang seines Viecheß, oder in anderm Vorstiessenden Unglück, lieber zu den Wahrsagern, Undt Christallensehern, als zu dem Herrn Christo Lauffett, Undt rath bey ihnen suchett, in aberglauben gebracht wirdt. Wan dan Hiedurch die Gottl. Mays. zum Höchsten vorletzett Und geunehrett, auch der gemeyne nutz sehr beschedigett wirdt, darumb dan aus denen Undt andern Ursachen nicht allein in geistlichen Undt weltlichen rechten, Sondern auch in Gottes Wort solche Undt dergleichen Teuffelskunst, Und ihre anhenger gar ernstlichen Verbotten werden. So will Uns als dem Christlichen Landes Herren aus Bischhöflichen Hochtragendem Amptt, solchen ausgesprungenen Uebell in Zeyten zu Begegnen, Undt vorzukommen gebühren. Demnach ist Unser ernster Befehlich an dich, du wirst allenthalben in deinem befohlen Ampt gutte, fleissige aufacht haben, Undt da obberürte Teufelskünstler in deinem Amptt ergrieffen, das wieder sie furnehmest Undt ergehen lassest, was billig und recht ist. Da auch Jemandt etwa ein Mangell am Leibe, oder an seinem gutte, oder Viech bekommen, Undt nicht bei Gott, sondern bei solchen Zaubern, Teufelsbeschwerern oder Wahrsagern Hülff oder rath und Thatt gesuchet, den oder die wirst du gleicher gestallt in Haft bringen, Undt daraus nicht kommen lassen, bis das er oder sie sich Verbürgen, sich vor Uns auf einen gewissen Tagk zugestellen und anzuhören, was sie damit Verdienet haben werden. An dem allen thust du Unsere endliche Befehlichs meynung, Undt gemüths.

Heilsbergk, den 30. Augusti. Ao. 89 *). —

Drei Jahre später stellten die Stände des Bisthums auf einem Landtage den Antrag, auf Beobachtung der Landesordnung und der übrigen Landessatzungen zu halten. Unter Andern gedenken sie dabei auch derjenigen, welche sich für Werwölfe ausgaben und die Leute mit Drohungen ängstigten. „Zum Vierden wegen der Landesknecht,

*) Braunsberger Archiv, Bd. 63, 171. —

Stabstreicher und Bettler, deren etzlich sich vor Warwölffe, Undt dergleichen Ungezieffer ausgeben, welche so man ihnen nach ihrem Willen oder gefallen, an Brodt, Bier, fleisch, Und Geldt (? nicht) mittheile, den armen Leutten dräuen dürffen sie mit feyer anzustecken ihr Viech zu erbeissen Undt auffzufressen." Deßhalb verordnete der Administrator der Diöcese Thomas Cretzmer am 30. Januar 1592 von Neuem, solche Bettler und Umstreicher einzufangen, zur Arbeit anzuhalten oder zu bestrafen *). — In den Beschlüssen der Synode, welche Bischof Rudnicki den 17., 18. und 19. November 1610 hielt, wird unter den Reservatfällen der genannt, wo einer durch Zauberei den ehelichen Umgang verhindert (**Procurans maleficia inter conjuges, ne coire possint**); ferner werden angeführt Hexen, Wahrsager und Zauberer, insofern wieder, als all dieses öffentlich geworden **). — Der Administrator Dzialynski bestätigt den 17. Mai 1623 auf einer Synode die von Rudnicki gesammelten Beschlüsse ***). — Eines besondern von den Kanzeln verkündeten Verbotes, sich zauberischer Mittel zur Heilung von Krankheiten und dgl. zu bedienen, wird auch vom Bischofe Nicol. Szyskowski († 1643) erwähnt †). — Von Bischof Szembek endlich wird bei den Reservatfällen auf die Synodalconstitutionen des Rudnicki verwiesen ††). — Die unter ihm 1726 den 14. Juli gehaltene Synode machte im 21. Cap. den Pfarrern angestrengte Wachsamkeit auf Abschaffung des Aberglaubens zur Pflicht; besonders sei das Besuchen der alten Weiber, welche solcher abscheulichen Künste verdächtig wä-

*) Braunsberger Archiv Bd. 63, 177, 181. — Aehnlich, nur etwas derber ist die Beschwerde, welche 1580 an den Grafen von und zu Nassau-Katzenellenbogen von seinen Unterthanen gelangte. Er sei, sagten sie, zu nachsichtig gegen Zauberer und Hexen, die fast alle Feldfrüchte und alles Vieh zu Grunde brächten; sie wollten gern, wenn ihm dieser Umstand Bedenken mache, die Kosten des Verbrennens tragen. —

**) Constitutiones synod. etc. 195, 198.

***) Jacobson a. a. O. (236 sq.) LXIX.

†) Braunsberger Archiv, Bd. 120, 24.

††) Rituale ex Rituali Romano etc. edito, tum etc. authoritate etc. Szembek etc. tum Synodali ordinatione concinnatum. Brunsbergae, 1733, I, 169; 175; 195. II, 202. — Vgl. Rituale Sacramentorum etc. ad uniformem Ecclesiae et Cleri Varmiensis usum. 1800, Regiomonti. 385, 386. —

ren, zu verbieten. — Mit Ausnahme der drei Städte Alt- und Neustadt **Braunsberg** und **Frauenburg**, welche lübisches Recht genossen, dessen Verordnung über Zauberei später mitgetheilt werden wird, galt im Ermlande culmisches Recht; urd zwar hatte man hier im XVII. Jahrhundert eine Correktur desselben, welche vom Administrator **Kunigk** herausgegeben wurde. Hierin aber heißt es: „**Von Zaubern und Zauberinnen.** Es sey Mann oder Weib, die mit Zauberey umbgehen, und die solche Kunst können und treiben, daß sie mit Worten die Teufel zu sich laden und andre Teuffelskunst brauchen, die soll man verbrennen, also soll ihnen der Richter ihren Leib nehmen. Denn sie haben Gott verleugnet, und sich dem Teuffel ergeben. Welche auch das wissen, und verschweigen, oder Rath und Hilff dazu thun, bekennen sie das, oder werden sie überzeugt, als recht ist, so soll man ihnen das Haupt abschlagen *)." — Eine Verordnung von 1740 besiehlt, keinen Chirurgus oder Bader und keine Hebamme anzunehmen, die nicht vom Landphysikus geprüft worden; und in dem den Hebammen vorgeschriebenen Eide, welcher eine vollständige Instruktion für ihren Dienst enthält, wird jegliche Anwendung abergläubischer Künste verboten *). — Abweichend von den eben angeführten Stellen des culmischen Rechtes und den Verboten wider Zauberei in Synodalverfügungen, Landessatzungen und Willführen, enthalten die ermländischen Landesordnungen von 1526, 1668 und 1766 so wie die verbesserte Willführ **Braunsberg's** von 1743 nichts über den Aberglauben, wiewohl die Vorschriften wegen der Religionsübung, die Verbote gegen Gotteslästerung und das herumstreichende Gesindel hätten Veranlassung geben können, auch jenes Unwesens Erwähnung zu thun.

Aus dem Allen folgt zur Genüge, daß der Glaube an das Wesen und die Macht des Teufels in der Art, wie beide der Hexenidee zum Grunde liegen, bis in das XVIII. Jahrhundert im Ermlande verbreitet war.

Es könnte daher keinem Zweifel unterliegen, daß im Ermlande, wie allerwärts, dieser Wahnglaube in den einzelnen Ortschaften zu ähnlichen gerichtlichen Verfolgungen und Opfern geführt haben wird, selbst wenn gar keine thatsächlichen Beweise mehr vorlägen; wiewohl

*) **Jus Culmense correctum. Braunsbergae, 1711, V, 67 cf. 48.**
**) Braunsberger Archiv, Bd. 123, 220, 221.

im Vergleich zu den aus Braunsberg mitzutheilenden Hexenprocessen die nachweisliche Zahl derselben in andern Städten und Dörfern des Bisthums nur unbedeutend erscheint, weil, was darüber vielleicht niedergeschrieben worden, zum größten Theile verloren gegangen ist. — Zuvörderst sind in den Gerichts-Verhandlungen Braunsbergs bei Gelegenheit mehrere Oerter genannt, in welchen die Hexen verfolgt und zum Theil verbrannt werden, z. B. Elbing, Tolkemit, Frauenburg, Karschau, Neu-Münsterberg, Kl.-Rautenberg, Regitten, Mehlsack, Rossen, Carben, Böhmenhöfen, Schilienen, Tiedmannsdorf, Huntenberg u. v. a.*). — Etwas mehr ist in den Judicial- und Magistrats-

*) Daß aber in jener Zeit überall in Preußen alte Weiber als Hexen verfolgt wurden, ist hin und wieder auch aus andern Gegenden mitgetheilt worden. So lesen wir in den Actis Borussic. I, 78, Juni 1571: „Um diese Zeit wurden zu Tapiau und Wehlau viele Hexen eingezogen. Die Kater-Kopfsche hat in der Fahrt eine Zehe abgestoßen an der Kirchen-Spitze." Das königsberger Hofgericht ließ 1671 einem der Hexerei beschuldigten Weibe vor der Tortur alle Haare abscheeren, um aufzufinden und zu entfernen, was sie gegen die Tortur unempfindlich machen könnte. Damals wurden mehrere Weiber verbrannt. — In Deutschendorf wurde eine sechszigjährige Frau, nachdem sie den Umgang mit drei Teufeln, die Geburt von katzenköpfigen „Kleinchen," die Fahrt auf der Gabel nach dem Versammlungsorte, die Verehrung des obersten Teufels daselbst, und daß sie Menschen und Vieh Schaden zugefügt habe, eingestanden hatte, den 17. Juni 1671 verbrannt. — Nach 1693 wurde zu Fischhausen eine vermeinte Hexe verbrannt. — Ein Pfarrer zu Zinten gab Regeln heraus über das Wahrsagen aus den Linien der Hand. — 1694 wurde eine Hexe in Pagbantz, nachdem mit allen in solchen Prozessen üblichen Gräueln die Inquisition geführt war, verbrannt. (Beiträge zur Kunde Preußens, Königsberg, 1837, I, 63 ff.) — Im Jahre 1698 wurde, ungeachtet der Kurfürst Revision der Acten geboten hatte, ein vierzehnjähriges Mädchen als Zauberin enthauptet und verbrannt (v. Baczko, Handbuch der Geschichte Preußens II, 113.) Viele Hexenprocesse aus dem Schulzengerichte der ehemaligen Starostei Christburg, von denen einer aus dem Jahre 1694 mit der Verbrennung zweier Eheleute endet und ausführlich mitgetheilt ist, sind von Schumann, Pfarrer zu Altstadt, aufgefunden. (Archiv für vaterländische Interessen. Königsberg, 1843 Dezember). — Erwähnt zu werden verdient noch, was der Herausgeber der im ersten Abschnitt (S. 268) mitgetheilten Verordnung des Bischofs von Leßlau in Betreff der Hexenverfolgungen in jener Gegend beigefügt hat. Er kenne, sagt er, einen Ort, wo ein Weib sich für schuldig bekannte, als man ihr das Vertrocknen der Bäume, die durch Quecksilber getödtet worden, zur Last legte; und sie habe während der Tortur noch neun-

acten Frauenburgs, die leider aus der ältern Zeit gleichfalls verloren gegangen sind, hierüber aufbewahrt.

Den 17. Mai 1686 klagte Regina, die Frau des Georg Albrecht von Bludau, im Beistande ihres Mannes gegen Georg Laws, weil derselbe sie der Zauberei beschuldigt hatte. Laws sagt, er habe ihr abgeschlagen, ein Stück Holz zu holen; darauf sei ihm in der Nacht eine gute Strenze *) zerrissen worden. Als er ihr zum zweiten Mal dieselbe Bitte verweigert, seien ihm in der Nacht zwei Fohlen zerrissen. Einige Zeugen sagten Aehnliches gegen sie aus. Der Gerichtsvogt aber findet darin keinen genügenden Beweis. Nun traten noch mehrere Zeugen auf, Regina erklärte, sie wisse von nichts; das alles könne auf natürliche Weise geschehen sein. Ein Zeuge will einen Alf in ihr Haus haben fliegen sehen. Darauf erwiedert sie, das sei möglich, nämlich, ihr etwas zu stehlen; einen Alf aber habe sie nicht. Das Gericht vereidigt nun die Zeugen; und das Weib wird aus dem Kämmeramte verwiesen, „um dergleichen Aergerniß und Muthmaßung abzuschaffen!" — Sie kehrt sich aber an das Urtheil nicht, sondern bleibt im Dorfe Bludau. Laws führt sie den 4. Juli von Neuem vor Gericht und bringt einen andern Zeugen mit, welcher aussagt, daß zwei vor Kurzem in

zehn andere Menschen als der Zauberei beflissen angegeben. Alle diese Menschen würde man verbrannt haben, wenn nicht zufällig ein verständiger Pfarrer dazu gekommen wäre. Dieser habe den Richtern vorgestellt, daß Quecksilber ohne den Teufel die Bäume verderben könne; und da der Richter sich habe überzeugen lassen, hätte er wenigstens noch sechszehn gerettet; denn vier seien schon verbrannt gewesen. Habe aber hier ein adliger, in Würden stehender Mann als Richter so unsinnig geurtheilt, was sei denn von ungebildeten Leuten zu erwarten! Neulich, erzählt er weiter, habe in der pommeranischen Diöcese ein ruchloser Mensch sich großen Glauben im Auffinden von Hexen zu verschaffen gewußt und sei in dieser Absicht überall durch die Dörfer gereist. Dergleichen Beispiele aber gäbe es unzählige. —

*) Das Wort Strenze kommt in der Sprache des XVII. Jahrhunderts auch in Braunsberg sehr oft vor und bedeutet eine Stute. Wenn also ein Weib im verächtlichen Sinne Strenze oder Strenz genannt wird, so dürfte diese Bedeutung wohl eher von jener abzuleiten sein, so wie ja das in der gemeinen Sprechart für Stute gebrauchte Wort Kobbel auch noch als Schimpfwort für Weibespersonen gilt, als daß es (nach Hennig, Preuß. Wörterbuch. Königsberg 1785) mit dem gleichbedeutenden Strunze von Strüne (= starke Dirne) käme. —

Karschau und Neu-Münsterberg justificirte Hexen auf sie bekannt hätten; auch habe sie ihm selbst Schaden verübt; und als er ihr Essen mit geweihtem Wasser vorgesetzt und mit geweihtem Salze die Stelle bestreut, habe sie weder essen noch an der Stelle sitzen können. Sie leugnet alles. Da aber der Zeuge seine Aussage beschwört, erkennt der Rath ihr die Tortur zu. Sie wird den 12., 13. und 17. Juli gefoltert. Da sie aber trotzdem nichts bekennt wird nur das Verbannungsurtheil erneuert.

1690 will eine Brandstifterin von einem schwarzen Manne (Teufel) die Fackel zum Anzünden erhalten haben; man erklärt es aber für eine natürliche Erscheinung, geht darauf weiter nicht ein, und enthauptet sie.

1693 wird ein Vorwurf wegen „eines Biergeistes" und durch Zauberei veranlaßten Ersäufens eines Menschen, weil nichts bewiesen werden konnte, bestraft.

1699 kommt eine Untersuchung wegen Schatzgräberei vor.

1700 wird ein Weib, die mit abergläubischen Quacksalbereien sich abgegeben hatte, verbrannt.

1703 hatte ein gewisser Christoph Kuklei bei der Ernte auf das geistliche Dominium geschimpft und Donner und Blitz auf ihre Häupter und ihr Vorwerk hinabgewünscht. Er mußte vor dem lübischen Baume widerrufen, erhielt vom Diener zwei Maulschellen, außerdem vierzig Schläge und wurde verwiesen. Dabei findet sich aber die Bemerkung in den Akten: „Nro. 6. Sequenti nocte fuit incendium, ubi exusta est tota civitas praeter Ecclesiam et quatuor domus et balneum." Bald darauf entstand ein Gerede, daß während jenes Feuers (in der Nacht vom 10. zum 11. Oktober) Jemand auf dem Dache der Kirche, gesehen worden, welcher die Flammen mit einem Stabe abgewehrt habe, wodurch sich der Generalvicar, Domherr Kunigk, bewogen fühlte, die Sache selbst zu untersuchen. Es fanden sich vier Zeugen, welche vorher durch einen Eid sich verpflichteten, die Wahrheit zu sagen. Von diesen hatte der eine gehört, daß ein anderer etwas gesehen haben sollte, der zweite aber wollte eine Person, die er für den h. Nicolaus, einen der Schutzpatrone dieser Kirche, gehalten, mit einem Stabe auf dem Dache das Feuer abwehren wirklich gesehen haben, welche Aussage zwei Weiber außerdem bestätigten.

1717 wird ein Vorwurf wegen Hexerei durch den Vertrag der Parteien beseitigt.

1729 wird eine Beschimpfung wegen des Alfs und des Umganges mit dem Teufel hart bestraft.

1732 wird ein Mensch, welcher bei einer Fahrt auf dem Haff in große Angst gerieth und deshalb ein Mädchen auf demselben Schiffe ohne Weiteres der Hexerei beschuldigte, wegen dieser „Ehre, Redlichkeit, ja Leib und Leben betreffenden Nachrede“ zur Abbitte verurtheilt, und, nachdem er sich auf der Gasse auf den Mund hatte schlagen und seine Aussage widerrufen müssen, öffentlich gezüchtiget.

Außer diesen weniger wichtigen Untersuchungen, die aber doch beweisen, daß auch an jenem Orte der allgemeine Glaube der Hexerei bis ins XVIII. Jahrhundert hineinreichte, und daß selbst die Todesstrafe in solchen Fällen noch 1732 wenigstens für anwendbar galt, sind noch zwei Untersuchungen dieser Art aus dem XVIII. Jahrhundert im Ermlande, jede in ihrer Weise bemerkenswerth. Die erstere hatte den gewöhnlichen bedaurungswerthen Ausgang nicht. Sie wurde geführt in Bischofsstein 1705. In diesem Jahre, den 26. November erschien vor dem früher genannten Domherrn Kunigk ein Weib Namens Anna Lenz aus Bischofstein mit einer Klage wider das dortige Stadtgericht, welches sie auf Grund der Angabe, wie es scheint, von ihrer eignen der Zauberei wegen verhafteten Mutter zur Untersuchung gezogen und auf das Grausamste gepeinigt hatte. Der Inhalt ihrer Aussage ist folgender. Um sie zum Geständnisse zu bewegen, stellte ihr das Gericht anfangs den Scharfrichter mit dem „Reinigungs-Instrumente“ vor. Da sie aber von nichts wissen wollte, so mußte sie sich, bis auf eine Schürze entkleidet, auf die „Peindiele“ legen. Die Henkersknechte banden ihr die Hände rückwärts, schnürten die Füße an und legten an diese die Beinschrauben oder spanischen Stiefel. Dann wurde ihr ein anderes Instrument, der spanische Reiter genannt, welches mit hölzernen Zacken versehen war, unter den Rücken gelegt und der Kopf kahl geschoren. Die Stricke ein wenig anziehend, fragte man sie, wo ihr Teufel sei? Sie antwortete, er gehe auf dem Balken. Sie hatte nehmlich gehört, daß ihre Mutter dasselbe von ihrem Teufel ausgesagt. Als der Scharfrichter sie fragte: „Wo?“ gab sie zur Antwort: „Neben mir;“ dann: „In mir.“ Darüber lachten die Herren. Darauf schrie sie und bat, man möchte sie freilassen, sie werde mor-

gen bekennen; jetzt lasse es der Teufel nicht zu. Das aber sagte sie nur, um loszukommen und sich besinnen zu können, was sie eigentlich sagen sollte. Endlich bat sogar der Scharfrichter für sie. Nun wurde sie entlassen und ins Gefängniß geführt. Einer der Herren aber sagte zu ihr: „Wir werden dich wohl bekennen lehren, auch was du dem Priester gebeichtet." — Während sie saß, trat ihre Schwester von Außen an das Gefängniß und ermahnte sie, zu bekennen; so könnte sie doch selig sterben, und die Herren hätten es zu verantworten. Deßhalb besann sie sich die ganze Nacht, was Andere, die verbrannt worden, bekannt hätten; auch schickte sie zu ihrer inhaftirten Mutter und ließ dieselbe fragen, wie die Wiese heiße, auf der sie mit ihr gewesen sein solle; Diese nannte ihr die Ellernwiese. — Des andern Tages bekannte sie aus Furcht vor der Marter, nur nicht, daß sie die h. Dreifaltigkeit verläugnet, weil sie nicht wußte, daß die Hexen diese verläugneten; als man ihr aber drohte, gestand sie auch dieses ein. All das geschah aus Furcht vor der Tortur, durch welche Hände und Füße so sehr geschwollen waren, daß sie nicht trinken konnte. — Man schickte nun den Kapellan zu ihr, der sie zum Tode vorbereiten sollte. Da sie diesem aber gestand, daß ihr Bekenntniß nur durch Schmerz erpreßt sei, daß sie von nichts wisse, aber lieber sterben wolle, als sich weiter peinigen lassen, so gab er ihr einen Verweis und gebot ihr mit allem Ernste, nichts zu gestehen, dessen sie sich nicht schuldig wisse, selbst wenn sie zum Krüppel gemartert würde*). Als sie darauf vor Gericht erschien, widerrief sie Alles. Ins Gefängniß zurückgeführt, hörte sie die Leute auf der Straße sprechen, daß die Herren ihr doch das Leben abgesprochen hätten. Nun dachte sie daran zu entkommen. Das gelang ihr an einem Abende, als die Wache zu Bier gegangen war und das Weib, welches bei ihr bleiben sollte, sich entfernt hatte. Man fing sie aber bald wieder ein. Als sie nun von Neuem gefoltert wurde, versprach sie zu bekennen und bei ihrem Bekenntnisse zu bleiben. Man forderte sie aber

*) Die Namen von ein paar jener unverständigen, gefühllosen Richter, die der Vergessenheit anheimfallen mögen, sind zwar angegeben, leider aber nicht der Name dieses verständigen Geistlichen, dem das Weib offenbar die Erhaltung ihres Lebens zu verdanken hatte.

auf, das Frühere der Reihe nach zu wiederholen. Sie konnte sich darauf nicht besinnen und bat die Gerichtsherren, es ihr vorzusagen. Mit einer in brennenden Schwefel getauchten Feder wurde sie dann auf der Brust, unter den Armen u. s. w. gebrannt, wobei die Stricke, soweit die Schraube es zuließ, angezogen und vom Scharfrichter durch Schläge noch stärker angespannt wurden. Da sagte sie, von Schmerzen betäubt, was ihr einfiel, und versprach, dabei zu bleiben. Diese Marter dauerte eine halbe Stunde, so daß ihr die Arme aus den Schultern gebrochen waren und vom Scharfrichter wieder eingezogen werden mußten. — Nach einigen Tagen widerrief sie wieder, bekannte aber von Neuem, als sie die Folter sah. Nun wurde sie noch gefragt, wen sie beim Tanze erkannt habe, und als sie keinen zu nennen wußte, sagte man ihr, daß die Mutter Andere gekannt hätte, es müßte ja „toll" sein, wenn sie Keinen wüßte. Als man sie deßhalb foltern wollte, gab sie vor, einen gewissen Walter gesehen zu haben. Der wurde geholt, und sie sagte ihm die Beschuldigung in die Augen; sie hatte nehmlich daran gedacht, daß sie es, wie ihre Mutter gethan, widerrufen könnte. Einer der Gerichtsherren ahnte aber, daß sie nicht beständig bleiben würde, und ließ sie deshalb etwas anziehen. Darauf erklärte sie, auf Walter leben und sterben zu wollen. Walter selbst bat für sie, und man ließ sie los. Alsbald nahm sie wieder Alles zurück. Man brachte sie darauf ins Gefängniß zurück, und band sie mit den Händen über dem Kopfe an einen Pfahl; in welcher Lage sie Tag und Nacht bleiben mußte. — Wegen des Widerrufs wurde sie zum vierten Male, und zwar eine Viertelstunde gefoltert. Sie schrie fortwährend, blieb aber jetzt standhaft beim Widerrufe. Dann gab man ihr einen Halben *) Schweinemist mit Wasser zu trinken, nachdem sie vorher schon Knoblauch, Coriander, Dill, Senf und dgl. hatte essen müssen. Als sie sah, daß ihre Beine durch die Tortur kohlschwarz geworden, bekannte sie wieder. — Darauf lag sie 3 Wochen in Fesseln krank darnieder. Dann aber widerrief sie von Neuem. Da man sie also zu keinem festen Bekenntnisse bringen konnte, wurde sie über eine Tonne gelegt und tüchtig gepeitscht, und nachdem sie

*) Ein noch heute in dieser Gegend gebräuchliches Maß, die Hälfte eines Stofes (niedersächsisch Stübchen), der neunzigste Theil einer Tonne. Ein culmischer Stof enthält $72\frac{1}{3}$ paris. Cubiczoll. —

noch vier Wochen bei Wasser und Brod im Gefängnisse gelegen hatte, aus der Stadt verwiesen. — Kunigk ernannte eine Commission zur Untersuchung und gab den 12. April 1706 die Entscheidung, daß das Weib unrechtmäßiger Weise gefoltert sei; und da sie nie mehr gesund werden würde und nichts zu leben habe, sprach er sie von allen öffentlichen Abgaben und Lasten frei und gab dem Rathe auf, für sie zu sorgen *). — Der zweite Prozeß ist unter den bekannten der späteste von allen, die im Ermlande die Angeschuldigte zum Tode brachten. Er wurde im Jahre 1747 vom Stadtgericht Wormditt geführt. Dorothea Zeger aus Elditten bekannte den 12., 14., 17. und 21. Januar, ferner den 18. und 20. März ohne angewandte Tortur, daß sie sich dem Teufel mit Leib und Seele ergeben, fleischlichen Umgang mit ihm gepflogen und allen andern Unsinn getrieben, wie er später bei den braunsberger Prozessen wiederholentlich erzählt werden wird. Das genannte Gericht verurtheilte das arme Weib mit Berufung auf Just. Gobler, das preußische Landrecht, das culmische Recht, Carpzow u. A. zum Feuertode. Theodor von Hatten, Hauptmann auf Braunsberg, Erbherr in Elditten, Grünheid und Kläkendorff erzeigt ihr in soweit Gnade, daß er sie enthaupten und den Leib dann verbrennen ließ **). —

Wenn Einzelne auch hier allmählich zu der bessern Einsicht gelangt sein mochten und dieselbe durch Wort und That und namentlich dadurch geltend zu machen suchten, daß sie — das beste Mittel, wenn Ueberzeugung nicht helfen will — dergleichen Gerede ignorirten oder, wo sie befehlen konnten, zu schweigen geboten, so ist das Aufhören der zum Feuertode führenden Prozesse und später das gänzliche Zurückweisen derartiger Untersuchungen ganz besonders den geschärften Verordnungen in Betreff des bei den Verhören üblichen

*) Acta consistorii Varmiensis 1705—1712, Vol. III, 47 ff. S. 94 (in Frauenburg). — In dem Landtagsabschiede vom 2. Oktober 1573 sind vollständige und ernste Vorschriften über die Handhabung der Tortur gegeben. Nur da, wo andere Wege nicht vorhanden sind, die Wahrheit zu ermitteln, soll sie gestattet sein; übrigens mußten die Vermuthungen dann doch noch sehr dringend sein; sie soll mit Maß und Vernunft „angewendet werden, und dürfe ohne neue Vermuthungen nicht" wiederholt werden; derjenige Richter aber, welcher ohne Ursache foltert, solle so hart wie die Gefangenen gestraft werden. Jus culmense etc. 143.

**) Archiv für vaterländ. Interessen. 1842. I, 268 ff.

Unwesens und der nach und nach in den obern Schichten der Gesellschaft sich geltend machenden richtigern theologischen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Kenntnissen zuzuschreiben. So blieben denn früher erwähnte hierher gehörende Verordnungen als todter Buchstabe stehen, während im Volke, das der besseren Belehrung in solchen Dingen immer schwer zugänglich ist, die düstern Wahngebilde aus Mangel an Nahrung immer mehr abstarben. Daß sie in dieser Sphäre in unserer Gegend überall schon ganz geschwunden wären, möchte nicht behauptet werden dürfen; allein der hie und da gegen einzelne Personen obwaltende Verdacht hat mit dem Glauben an die frühern Teufelsbündnisse nichts gemein, bezieht sich nur auf angerichteten Schaden und bleibt ohne besondern Nachtheil für die Verdächtigen. Ueberhaupt sind hier wie in andern Gegenden in Bezug auf jede Art von Aberglauben die Begriffe auch bei der ungebildetern Volksklasse so sehr geläutert, daß sehr Vieles jetzt schon in das Gebiet der Träume gehört und selbst aus den Ammenunterhaltungen und Spinnstuben zu verschwinden anfängt. Und ist auf die gänzliche Befreiung vermöge unserer beschränkten Doppelnatur bei allen Individuen auch nie zu rechnen, so schreiten wir dem wenig schadenden Minimum doch sichtlich immer mehr zu. Es giebt zwar noch Vertreter, wenn auch nicht jenes abscheulichen Aberglaubens, so doch anderweitiger Ausgeburten solchen Wahnes; allein die richtige Würdigung dieser Verirrungen, welche Gott Dank! schon im Charakter des Volkes liegt, ist so leicht nicht mehr zu vertilgen.

(Fortsetzung folgt).

Dr. J. A. Lilienthal,
Director des Progymnasiums zu Rössel.

Diluviales Leben.

Es mag befremdend erscheinen, daß die frühsten Phasen des Erdenlebens aufgeklärter vor uns liegen als die jüngeren und jüngsten, daß die vielleicht Millionen Jahre hinter uns liegende Steinkohlenperiode bis in das feinere Detail uns zugänglich geworden, während die tertiären Schichten, in denen z. B. unser Bernstein ein-

gebettet ist, noch immer nicht bewältigt werden können, daß endlich diejenige Periode oder Katastrophe, die dem Auftreten des Menschen unmittelbar vorhergegangen — die des Diluviums — in fast undurchdringlichen Nebel gehüllt ist. Woher sind die diluvialen Massen gekommen, die 100,000 Quadratmeilen des nördlichen Europas als zusammenhängendes Stratum bedecken? Wie ist das eingebettete Gerölle hergewandert? Welche Kräfte haben die obenauf liegenden erratischen Blöcke, die nicht selten 1000 bis 3000 Cubikfuß enthalten, hergebracht? Weshalb zeigen sie fast stets eine vom Gefüge unabhängige ebene Schlifffläche? Hat es wirklich eine Eiszeit gegeben, wie sie uns Agassiz in Folge seiner Beobachtungen uralter Gletscherschliffe schildert? Wodurch wurde das Gesetz der allmähligen Abkühlung des Erdballs so gewaltsam gestört? Weshalb zeigen sich so wenige vegetabilische Reste in den Diluvialschichten, während die Skelette und Cadaver von Mammuthen, Rhinocerossen und anderen Pflanzenfressern auf eine reiche Vegetation schließen lassen? Fast jeder Geologe giebt andere Antworten auf diese Fragen, Zeichen genug, daß die Resultate der vielen vereinzelten Bemühungen noch nicht genügend sind, ein Gesammtbild der Diluvialzeit zu entwerfen. Woher aber diese Räthsel? Ich bin der Meinung, daß sie durch den Fehler der Perspective herbeigeführt worden, der desto größer wird, je näher der Gegenstand dem Auge rückt.

Wie mächtig in Preußen das Diluvium entwickelt ist, hat eine Reihe von tieferen Erdarbeiten gelehrt. So z. B. haben die artesischen Brunnen von Königsberg die diluvialen Schichten nirgends durchsunken, wenngleich der Brunnen des Kneiphofs 103, der an der Neuroßgärtner Kirche erbohrte 119, der des Licenthofs 120 Fuß tief herabgesenkt ist. In Schlobien ist man bei 133 Fuß, in Pachollen ohnweit Christburg bei 195, im Bahnhof Mühlhausen bei 228, in der alten Saline Ponnau bei 231 Fuß Tiefe noch nicht auf tertiären Boden gestoßen. Dagegen freilich treten an manchen Orten, wie z. B. in Rauschen am Ostseestrande und in Maldeuten bei Liebemühl die Tertiärschichten fast zu Tage; auch bei Braunsberg ist die diluviale Deckschicht im Mittel nur 6 bis 10 Fuß mächtig, bei Divitten ohnweit Allenstein etwa 20, nahe bei Heilsberg in dem Simserthale, das einst eine Zierde der Stadt war, 10 bis 30 Fuß. Im Brückenkopf zu Thorn ist man bei 58 Fuß Tiefe auf Tertiärschichten gekommen. Die Grenze zwischen

dem Diluvium und dem oberen Braunkohlensande streicht hier 30 Fuß unter dem Spiegel der Weichsel fort, hebt sich nach Norden hin allmählich über den Wasserspiegel, so daß am Abfalle des linken, 100 bis 200 Fuß hohen, Ufers tertiäre Sande, Letten, Allaunerde und Braunkohlenflötze bis gegen Schwetz hin zu Tage treten, um sich weiter nach Norden hin wieder zu senken. So haben z. B. die 40 bis 45 Fuß tiefen Brunnen in Marienwerder, der 86 Fuß tiefe artesische Brunnen in Warzmiers die Tertiärschichten nicht erreicht. Auch scheint (nach dem Bohrregister zu schließen) der 309⅓ Fuß tiefe artesische Brunnen von Dirschau das Diluvium nicht durchsunken zu haben, während ein Brunnen im Irrgarten von Danzig bei 75 Fuß bereits kleine Bernsteinstückchen zeigte. In Klein-Steegen bei Landsberg ist man bei 151½ Fuß Tiefe in tertiären Boden eingesunken. In Pinsk, einen 3 Meilen südwestlich von Bromberg gelegenen Orte, endet (nach der continuirlichen Reihe der Erdproben, die ich besitze) das Diluvium bei 152 Fuß Tiefe, worauf bis 556⅓ Fuß Tertiärschichten folgen. Durch Zusammenstellung dieser und einer Reihe anderer Data finde ich als mittlere Mächtigkeit unserer Diluvialschichten 200 bis 250 Fuß, also etwa $\frac{1}{100}$ einer Meile. Hienach hat Preußen eine doppelt so mächtige Diluvialdecke als die Mark Brandenburg, für die der um Aufklärung dieser jüngeren geologischen Formationen hochverdiente Director Klöden 120 Fuß findet.

Die verschiedenartigen Gebilde, aus denen unser Diluvium zusammengesetzt ist, lernt man namentlich für die oberen Schichten am besten an Abstürzen kennen, an den Ufern des frischen Haffs und der größern und kleinern Flüsse, hie und da auch an Durchstichen, die bei Anlegung von Kunststraßen gemacht werden mußten, und an den Wänden der Mergelgruben.

Obenauf liegt Lehm, der bisweilen durch gelben Sand ersetzt, bisweilen von ihm überlagert wird. Er wurde ursprünglich als eine compacte, ungeschichtete Masse aus dem Meere abgesetzt. Wo Schichtung vorkommt, ist sie stets später in Folge von Alluvionen entstanden. Denselben Ursprung haben Massen von plastischem Thon, die sich nicht selten in ihm finden. Er ist im Allgemeinen kalklos. Nur hie und da kommen Kalkconcretionen in ihm vor. Seine untere Grenze ist fast überall horizontal. Das Liegende desselben ist durch diese Grenze wie abgeschnitten, so daß man leicht zur Ansicht kommen kann, daß treibende Eisschollen die ehemaligen

Kuppen der unteren Schichten in buchstäblichem Sinne abgeschnitten oder abgehobelt hätten. Doch ist diese Grenzfläche wohl den abreibenden Kräften der Meereswellen zuzuschreiben.

Alle tieferen Schichten zeigen — wie weit ich sie habe verfolgen können — gegen einander keine scharfe Grenze. Wir treffen hier in der Regel zunächst den geschichteten Lehmmergel, der etwa 5 bis 30 Procent kohlensauren Kalk enthält, dann den nordischen Sand, der nach unten in Grand und Kies übergeht und meistens Belemniten und andere Kalkversteinerungen enthält. Er wird seines Kalkgehalts wegen oft als Sandmergel verwandt. Weiter unten findet man sandige Thonschichten mit kleinen Kalksteinchen und vielen Foraminiferen der Kreide, den sogenannten Schluffmergel, der, obwohl kalkärmer als der Lehmmergel, ebenfalls an vielen Orten Preußens zur Düngung der Felder gebraucht wird. Er bildet am Nordstrande Samlands zwischen dem Wachbudenberge und Neukuhren das unterste Glied des Diluviums. Im Binnenlande indeß treten noch verschiedene Gebilde auf, namentlich ein feiner in der Sonne glänzender Sand mit schön erhaltenen Foraminiferen der Kreide, Polycystinen und Bacillarien; ein oben bläulicher nach unten hin sich röthender, ziemlich kalkreicher, plastischer Thon (z. B. unter Königsberg und Ponnau); endlich wieder Sandschichten, die wie alle Glieder des älteren Diluviums kalkhaltig sind. —

Nach dieser kurzen Schilderung der Preußischen Diluvialschichten scheint folgende Ansicht gerechtfertigt zu sein. Das Land senkte sich bei oder nach dem Untergange der Braunkohlenwälder tief unter den Spiegel des Meeres, das die Schichten des älteren Diluviums in continuirlicher Folge absetzte. Geröllablagerungen von 10 bis 20 Fuß Mächtigkeit zeigen von der Kraft der Wellen dieses älteren Diluvialmeeres. Es erfolgte eine Hebung des Landes, das wohl bald belebt wurde. Nach abermaliger Senkung desselben wurden durch stürmische Fluthen alle Hügel und Kuppen geebnet und über Alles eine compacte Decke von Sinkstoffen (Lehm oder Sand) herüber gebreitet. Erst nach der letzten Hebung des Landes siedelte sich das heutige Leben an.

Doch ich wollte von diluvialem Leben berichten, von den Resten der Organismen, die unmittelbar vor dem Auftreten des Menschen in unseren Gegenden gelebt haben. Gleich vorweg mag

bemerkt werden, daß alle Kalkversteinerungen, die bei uns gefunden werden, nicht hieher gehören, daß sie Fremdlinge sind, die aus älteren Schichten anderer Gegenden zu uns herübergeführt worden. Die Orthoceratiten und Trilobiten, die Calamiporen und Aulopoporen, die knochenähnlichen Skyphien, die Ammoniten und mit ihnen gemeinsam vorkommende Muscheln und Schnecken, die Belemniten und die große Zahl der mikroskopisch klein gekammerten Kreidethiere, die ganze Lager bilden, auch die ins Diluvium hingerathenen Bernsteinstücke — alle diese Gebilde müssen, da sie translocirt worden, ausgeschieden werden. Was bleibt aber dann übrig? Finden sich in den Schichten des älteren Diluviums Reste von Robben, Fischen, Mollusken und kieselschaligen Bacillarien? Weder von Robbenknochen, noch von Fischresten, noch auch von Bacillarien-Panzern, nach denen ich lange gesucht habe, hat sich mir irgend eine Spur gezeigt. Doch habe ich im altdiluvialem Sande und zwar am linken Ufer der Alle bei Heilsberg in der That Schalen von Seemuscheln gefunden. Hundert Schritte von der dortigen Oelmühle und auch weiterhin zeigen sie sich etwa 40—50 Fuß unter der oberen Uferkante ziemlich reichlich. Sie gehören der in allen Meeren, die Europa umspülen, häufig vorkommenden Herzmuschel (Cardium edule) an. Oefters sind die Schalen paarig und geschlossen; sie sind ebenso klein als die unseres Strandes, was vielleicht darauf schließen läßt, daß das damalige Diluvialmeer ebenso salzarm gewesen als heute die Ostsee.

Ist die oben ausgesprochene Ansicht richtig, daß vor Ablagerung des Lehmes und des stellvertretenden Sandes das Land zu Tage getreten, so müssen Organismen des Süßwassers und Landthiere da ihre Reste niedergelegt haben, wo der Lehm auf den tiefern Schichten aufliegt. Auch konnten sie zum Theil in die Lehmschicht selbst eingehüllt worden sein. In der That hat man hier und in den Mooren, die sich gleichzeitig bildeten, Knochen und Zähne größerer Säugethiere gefunden, namentlich von **Rhinoceros tichorhinus, Elephas mammonteus** und **Bos primigenius**. Auch sind Schildkröten-Reste bei Danzig und ein Krokodilschädel bei Thorn ausgegraben worden. Freilich sind diese Zeugen der Vorwelt vielleicht weit transportirt worden, bevor sie an die Orte angelangt, wo man sie gefunden, daher scheint mir die Auffindung eines diluvialen Infusorienlagers von besonderer Wichtigkeit, da die obwaltenden Verhältnisse die Annahme eines Transports nicht gestatten. Das

aus dem Tiefensee nordwärts laufende Flüßchen Strading, das bei Zinten, Ecker und anderen Orten, mehrere Mühlen und Eisenhämmer treibt, mündet bei Kobbelbude in den Frisching, der bei Brandenburg ins frische Haff läuft. Oestlich von Ecker ist das zum Gute Kukehnen gehörige Lager und zwar auf dem rechten Ufer des Strading. Im Jahre 1844 fand man nahe an dem reißenden Flüßchen, das sich ein tiefes Bette eingefurcht hat, die kalkreiche Masse auf, die sofort als Mergel zum Dung der Felder benutzt wurde. Der Mergel soll an dieser Stelle nur wenige Fuß mächtig gewesen sein. Der jetzige Abbau (ich habe das Lager in den Jahren 1856, 1857 und 1858 besucht) ist etwa 120 Schritte vom Strading entfernt. Hier sind folgende Schichten:

3 bis 5 Fuß lehmiger Sand mit sehr vielen Granitblöcken,
12 Fuß weißer ungeschichteter Mergel, übergehend in
2 Fuß mächtigen bläulichen Mergel, darauf
5 bis 10 Fuß dieselbe Masse, aber deutlich geschichtet und mit feinen Glimmerschüppchen durchsetzt. Es folgt grauer Grand (nordischer Sand).

Der über dem Mergel liegende lehmige Sand characterisirt das Lager als diluvial. Die in und auf dem Lehmsande liegenden Granitblöcke sind ungewöhnlich groß; einer derselben hat etwa 500 Cubikfuß Inhalt. Das ganze Bette dieses Flüßchens ist mit solchen Blöcken reich besät. Oben hat das Lager gegen 30, unten 35—42 Procent kohlensauren Kalk, der wohl von Schneckenschalen herrühren mag, wenngleich sie nicht mehr nachgewiesen werden können. Der weiße, der bläuliche ungeschichtete und der geschichtete Mergel ist sehr reich an Kieselschalen von Bacillarien, und zwar finden sich in allen dieselben Species. Das Lager ist nächst dem Königsberger das an Arten reichste in Preußen, da ich 110 verschiedene gefunden. Sie sind sämmtlich Süßwassergebilde, bis auf zwei oft vorkommende Arten, die ich bisher nur im Pillauer Tief und an andern Orten der Ostsee angetroffen habe. Zwei ferner (**Epithemia Hyndmanni W. Sm.** und **Stephanodiscus berolinensis Ehg.**) haben sich bisher in Preußen nicht gezeigt; drei andre scheinen neu zu sein, da sie in den Werken von Ehrenberg, Kützing und W. Smith fehlen. Ist es erlaubt, aus diesem Lager auf die Lebensbedingungen während

der Diluvialzeit zu schließen, so müssen sie denen der Neuzeit sehr nahe gestanden haben.

Auch weist der Umstand, daß man in dem oberen Diluvium keine Spur von Meeresorganismen hat auffinden können, darauf hin, daß diese Decke und die darüber gesäten Steine in verhältnißmäßig kurzer Zeit und unter Bedingungen, die dem Leben nicht günstig waren, abgesetzt worden. Die schöpferische Kraft der Natur ruhte aus, um alsbald die Gebilde der Neuzeit und mit ihnen den Menschen ins Dasein zu rufen.

J. Schumann.

II. Mittheilungen.

[**Zusammenkunft des Jupiters und der Venus am 21. Juli 1859.**] Die Planeten begegnen einander oft auf ihren Wegen durch den Sternenhimmel, und man legte in jenen Zeiten des frommen Aberglaubens, als noch Sterndeuter die Geschicke der Staaten und ihrer Fürsten aus diesen Constellationen prophezeiten, großen Werth auf jede Zusammenkunft.

Dieses Interesse hat sich nun, wo der berechnende Astronom jedem Planeten Jahrelang vorher seine Stelle am Himmelszelte anzuweisen im Stande ist, beinahe gänzlich verloren, und man beachtet diese Erscheinung nur, wenn interessante Nebenumstände dieselbe begleiten — namentlich wenn ein Paar helle Planeten übereinander fort oder so nahe aneinander vorüber gehen, daß sie für das bloße Auge sich zu berühren scheinen.

Dieser Fall ereignet sich mit Jupiter und Venus am 21. Juli 5 Uhr Morgens *), wo der Abstand der beiden Planeten nur etwa 13 Sekunden beträgt, eine Größe, welche bei dem Glanze beider Sterne für das bloße Auge als verschwindend anzusehen ist.

Leider entzieht der Sonnengott, welcher sonst gerade kein Beschützer eines **Rendez-vous** zu sein pflegt, diesmal mit seinen Strahlen gerade den interessantesten Theil der Zusammenkunft dem Auge der profanen Menschheit.

Beide Planeten gehen für Königsberg am 21. Juli frühe um 2 Uhr 15 Minuten auf, so daß man also selbst bei dem klarsten Himmel nur in der Morgendämmerung um 2½ Uhr etwa die Erscheinung mit bloßem Auge wahrnehmen kann. Die Ränder beider Planeten stehen um diese Zeit nicht volle 7 Minuten (etwa den fünften Theil der Vollmondsscheibe) von einander entfernt.

*) Nach astronomischer Rechnung Juli 20 17 Uhr.

Mit einem Fernrohre ist man im Stande die Erscheinung länger zu verfolgen, jedoch auch selbst da wird man von der etwaigen Collision eines Jupiterstrabanten mit dem Strahlenkleide der Frau Venus der Sonnennähe wegen schwerlich etwas wahrnehmen können. Die Stellung der Jupiterstrabanten wird um $2\frac{1}{2}$ Uhr Morgens beiläufig etwa so sein, wie die 4 untenstehenden Sterne andeuten.

		Jupiter	
*	*	* ☉	*
IV. Trab.	III. Trab.	I. Trab.	II. Trab.

Daß es sich nun, wenn wir von Collisionen sprechen, nicht um ein wirkliches Aneinanderstoßen handelt, sondern die ganze Zusammenkunft nur eine scheinbare ist, etwa wie der Vorübergang des Mondes an der Sonnenscheibe bei einer Sonnenfinsterniß, daß also Venus und Jupiter im Raume weit von einander entfernt bleiben, brauchen wir wohl kaum zu erwähnen. Dagegen führen wir an, daß die Bewohner des Jupiter an diesem Tage die nahe Zusammenkunft der Planeten Erde und Venus observiren werden, während wir im Kalender der Venus für den 21. Juli ♃ ☍ ♁ d. h. „Jupiter und Erde im Gegenschein" notirt finden. Sollten nun die politischen Verhältnisse des Planeten Venus in diesem Augenblicke vielleicht ähnlich verwickelt sein wie die unserigen, dann haben die dortigen Astronomen eine prächtige Gelegenheit, um den Ausgang aus diesen Aspecten vorauszusagen, und wir können wohl annehmen, daß der Glauben an die Astrologie sich am längsten bei Frau Venus erhalten wird.

λ



Briefkasten.

Druckfertig liegen bereit:

Abhandlungen:

1) Herzog Albrechts Kriegsstudien und Kriegsanstalten. Vom Geh.-Reg.-Rath Prof. Dr. Joh. Voigt in Königsberg.
2) Die Hexenprozesse der beiden Städte Braunsberg, nach den Criminalacten des braunsberger Archivs bearbeitet. Vom Progymnasial-Director Dr. J. A. Lilienthal in Rössel. (Fortsetzung).
3) Beiträge zur Geschichte der Stadt Elbing in den Jahren 1840 bis 1848. (Fortsetzung.)
4) Die Vereine in Königsberg. Vom Regierungs- und Stadtrath a. D. K. H. Bartisius in Königsberg. (Schluß: Verein zur Unterbringung hülfsbedürftiger Knaben; Stadtverein für innere Mission; Königsberger Unterstützungsverein für hülfsbedürftige Krieger.)
5) Die Bürgergesellschaft in Königsberg, ihre Entstehung, Entwickelung und Auflösung, geschildert von Dr. Dinter, praktischem Arzte in Königsberg.
4) Gustav Adolph und die preußische Regierung i. J. 1626. Nach den auf dem Geh. Archiv zu Königsberg vorhandenen urkundlichen Materialien. Von Dr. Carl Lohmeyer in Königsberg.

Mittheilungen:

1) Volkssagen von den „Schloßbergen" im Jura-Gebiete. Vom Gymnasial-Oberlehrer Ed. Gisevius in Tilsit. (Schluß).
2) Sammlung litthauischer Volkslieder, übersetzt von P. v. Bohlen (weiland Professor an der Universität zu Königsberg). (Fortsetzung).

Herrn M. G. in Lötzen. Bestellung besorgt. — Hrn. Dr. J. B. Ist nicht ermittelt. — L. B. Nächstens ausführliche Mittheilung. — Hrn. K. in E. In dieser Form durchaus ungeeignet. — Hrn. O. in D. Wir sehen Ihrer geneigten Bestimmung in Betreff des einzusendenden Manuscripts entgegen.



Inhalt.

Angelegenheit der Gesellschaft Prussia.

801. De retibus mirabilibus Dissertatio inauguralis anatomico-physiologica auctore Adolpho Barth. Mit einer Kupfertafel. 4°. Berlin. 1837.

Durch oben stehende Nummer ist die Büchersammlung der Prussia, die zum größern Theil aus Geschenken besteht und die kleinsten Gelegenheitsschriften gern aufnimmt, neuerlichst vermehrt worden.

Der neuen Preußischen
Provinzial-Blätter
dritte Folge.

Herausgegeben
von
A. v. Hasenkamp.

Band IV.

Mit Beiträgen
von
K. H. Bartisius, P. v. Bohlen, G. Dinter, E. Gisevius, F. Gottschalk, A. v. Hasenkamp, C. J. v. Klinggräff, Klinsmann, J. A. Lilienthal, F. A. Meckelburg, B. Ohlert, J. Schumann, E. Strehlke, G. Voigt, J. Voigt, F. A. Voßberg, H. E. A. Wald, C. Witt und Ungenannten.

Mit einer Abbildung der Grabplatte des Hochmeisters Herzog Friedrich von Sachsen im Dome zu Meißen (zu S. 112).

Königsberg, 1859.
In Commission bei Th. Theile's Buchhandlung (Ferd. Beyer).

Inhalt.

I. Abhandlungen.

II. Mittheilungen.

Seite

III. Bücherschau.

Verbesserungen.

N. P. P. B. 3. F. Bd. III:

S. 49	Z.	9	v. u.	statt	halten	lies hallten
= 130	=	11	v. u.	ist zu streichen:	an	
= 272	=	1	v. o.	statt	Es	lies Er
= 286	=	17	v. o.	=	Territorial-Vergeich	lies Territorial-Vergleich
= 328	=	16	v. u.	=	ie	lies die
= 354	=	16	v. u.	=	abschießen	lies abschließen
= 376	=	2	v. u.	=	culmischer	lies culmisches
—	=	1				

N. P. P. B. 3. F. Bd. IV:

S. 58	Z.	23	v. u.	statt	Wargau	lies Wargen
= 104	=	8	v. u.	=	apreries	lies aperies
= 119	=	8	v. o.	=	4''	lies 4'''
= 120	=	4	v. u.	=	solches	lies solche
= 216	=	16	v. u.	=	des der Cicara	lies das der Cicara
—	=	6	v. u.	=	Zigaro	lies Zingaro
= 222	=	9	v. u.	=	Sadt	lies Stadt
—	=	8	v. u.	=	sechsten	lies sechszehnten
= 239	=	11	v. u.	=	Kielau	lies Karwen
= 252	=	16	v. u.	=	Das	lies Daß
= 280	=	12	v. o.	=	r	lies Er
= 292	=	20	v. u.	ist zu streichen:	mit	
= 301	=	2	v. u.	statt	30	lies 27
—	=	1	v. u.	=	sechs	lies neun

Der neuen Preußischen Provinzial-Blätter

dritte Folge.

Zum Besten der Anstalt zur Rettung verwahrloseter Kinder

herausgegeben von

X. v. Hasenkamp.

(Ausgegeben am 27. Juli.)

Band IV. (LXII.) Heft 1 und 2.

Königsberg, 1859.
In Commission bei Th. Theile's Buchhandlung
(Ferd. Beyer).

Druck der Universitäts-Buch- und Steindruckerei von E. J. Dalkowski.

Man lese die innere Seite des Umschlags.

September- und Oktoberheft werden als Doppelheft ausgegeben.

Die neuen Preußischen Provinzial-Blätter, deren Jahrgang aus zwei Bänden oder zwölf Heften besteht, werden von der Redaction für den Pränumerations-Preis von jährlich **zwei Thaler an die Königsberger,** von **drei Thaler an die auswärtigen Abonnenten** durch **Th. Theile's Buchhandlung (Ferd. Beyer)** franco geliefert. Auch nehmen die Königl. Postanstalten Bestellungen an, gegen Entrichtung der gesetzmäßigen Provision von 25 pCt.

In Beziehung auf die Anschaffung der Blätter durch die Kirchen wird bemerkt, daß diejenigen Kirchen-Aerarien, deren Extraordinarium eine solche Ausgabe gestattet, dazu keiner Genehmigung bedürfen. (A. L. R. Theil 2. Titel 11. §. 686 und 687 und Rescript der Königl. Regierung zu Königsberg am 3. März 1835).

Da die der Zeitschrift bis Januar 1859 gewährte Portofreiheit nunmehr aufgehört hat, so erbitten wir Briefe, Manuscripte u. s. w. franco einzusenden unter der Adresse:

An die Redaction der Neuen Preuß. Prov.-Blätter
zu Händen des Dr. v. Hasenkamp
zu
Königsberg.

Um hiebei manchen irrigen Annahmen zu begegnen, wird bemerkt, daß der auf dem Titel genannte Herausgeber an dem Geschäftlichen, soweit es sich auf die Gewinnung neuer Abonnenten u. s. w. bezieht, durchaus keinen Theil nimmt, sondern derartige Mittheilungen zu richten sind an die Th. Theile'sche Buchhandlung in Königsberg.

Die Redactions-Commission.

Ein vollständiges Exempl. der N. P. P.-B. **I. u. II. Folge** (24 B.) kostet 6 Thaler.
Ein vollständiges Exempl. der N. P. P.-B. jede einzelne Folge (12 B.) kostet 4 Thaler.
Ein einzelner Band der I. oder II. Folge kostet 15 Sgr.
Ein einzelnes Heft kostet 6 Silbergroschen.
Ein Exempl. der Abbildung der bei Tannenberg eroberten Ordensfahnen kostet 5 Sgr.

Die Redactions-Commission.

I. Abhandlungen.

Des Herzogs Albrecht von Preußen Kriegsstudien und Kriegsanstalten.

Es muß befremden, wenn man vernimmt, daß Herzog Albrecht von Preußen sich im Leben des Ruhmes eines der ausgezeichnetsten, kenntnißreichsten und erfahrensten Kriegsfürsten erfreute. Die Geschichte hat ihn bisher als einen solchen weder gekannt, noch viel weniger als solchen gewürdigt. Sie wußte blos, daß er einstmals in früher Jugend unter der Führung seines Vaters im Kriegszuge Kaiser Maximilians nach Welschland auf kurze Zeit mit im Kriegsfelde gewesen sei und dann nur einmal in seinem Leben als Hochmeister des Deutschen Ordens in der frühern Zeit seines Meisterthums einige Jahre einen Krieg mit dem Könige von Polen, aber selbst diesen mit schwachen Kräften und mit ungünstigem Erfolge geführt habe, ein Krieg, in welchem er sich nicht als tüchtiger Feldherr hatte bewähren können. Legt er doch auch selbst einmal das offene Bekenntniß ab: „Erfahrungen hatte er im Kriege wenig gemacht; er sei wenig dabei gewesen, noch viel weniger habe er gesehen; auch sei er dem Kriege nie nachgegangen und was er davon wisse, könne er auch keinem andern Meister zuschreiben. Was er davon kenne, verdanke er zunächst seinem Vater, mit dem er ungefährlich im Welschen Kriege unter Kaiser Maximilian gewesen. Was er aber in der damaligen Zeit gesehen und von seinem Vater gelernt, sei nicht hoch anzuschlagen *)".

*) So drückt sich der Herzog in einem Deutschen Schreiben an den Polnischen Grafen von Tarnow vom 27. Mai 1544 aus. In einem andern Latei-

Und doch stand Herzog Albrecht in der That bei seinen Zeitgenossen überall im Rufe der ausgezeichnetsten Kenntnisse und Erfahrungen in allen Zweigen des Kriegswesens. Der berühmte Freiherr Sigismund von Herberstein, der kluge und gewandte diplomatische Geschäftsträger des Römischen Königes Ferdinand, dessen hohe Gunst er genoß, selbst ein tüchtiger Kriegsmann, wies den Herzog, mit dem er in vertraulicher brieflicher Verbindung stand, schon im Jahre 1538 darauf hin, daß er sich des Römischen Königes Wohlwollen dadurch in noch höherem Grade erwerben könne, wenn er sich bereit erkläre, am Kriege in Ungarn gegen die Türken Theil zu nehmen; er rühmt dabei des Herzogs „hohen Verstand, große Geschicklichkeit und Erfahrenheit im Kriegswesen *)." Wahrscheinlich bewog ihn zu diesem Rath die kurz zuvor erfolgte unheilvolle Niederlage des Freiherrn Katzianer im Kampfe gegen die Türken. Der Herzog ging auf den Vorschlag ein, denn in seinen Verhältnissen zum Deutschen Orden war ihm die Gunst des Römischen Königes und zumal auch des Kaisers von großem Werth. Sein Bruder Markgraf Georg von Brandenburg, dem er sich darüber mitgetheilt, wandte sich alsbald an letztern selbst, ihm anzeigend: sein Bruder Albrecht sei sehr geneigt, in des Kaisers Dienst zu treten. Es wolle ihm zwar nicht geziemen, seinen Bruder „seiner Erfahrenheit und Kriegsübung halber" gegen den Kaiser hoch zu rühmen, aber gewiß werde er es an Eifer und Fleiß nicht mangeln lassen. Auch wisse der Kaiser ja selbst, daß zur Ausrichtung großer und wichtiger Sachen größerer Mangel an tüchtigen Männern, als an Geld und Gut sein. In Folge dessen, ohne Zweifel mit auf Betrieb des Freiherrn von Herberstein fanden noch im Verlauf des Jahres 1538

nischen Schreiben an denselben heißt es: Fatendum mihi est, eiusmodi rerum (sc. militarium) me prorsus esse ignarum atque raro aut fere nunquam adfuisse, multo minus tractasse. Attamen si quid est, quod sane perquam exiguum est, primum Deo Opt. Max., deinde Illustrissimo ac Clarissimo patri meo merito acceptum refero cum quo in primis Italicis bellis sub Caesare Maximiliano fui atque ibi pauca quaedam ab eo monitus animadverti et observavi.

*) Vgl. Briefwechsel des Freiherrn Sigismund von Herberstein mit Herzog Albrecht von Preußen von J. Voigt im XVII. Band des von der Academie der Wissensch. zu Wien herausgegebenen Archivs für Oesterreich. Geschichtsquellen S. 272.

über des Herzogs Anerbieten zur Uebernahme eines Hauptheerführer-Amtes im Kriege gegen die Türken Unterhandlungen zu Nürnberg statt. Sie wurden mehre Tage zwischen dem kaiserl. Rath Johann Fernberger und zwei vom Herzog dazu bevollmächtigten Geschäftsführern Leonhard Stockhammer und Georg Schultheß, beide aus Nürnberg, geführt, und man erwartete einen günstigen Erfolg, denn der dem Herzog immer schon sehr geneigte und freundlich gesinnte Römische König wünschte nichts mehr, als ihn, den auch ihm dringend empfohlenen kriegskundigen Fürsten, an der Spitze der Kriegsmacht in Ungarn zu sehen und der genannte kaiserliche Rath, der sich in den Unterhandlungen „gut Brandenburgisch gesinnt" zeigte, versprach auch seiner Seits, die Sache beim Kaiser aufs beste zu befürworten und aufs möglichste zu fördern *). Dieß Alles aber blieb, wir wissen nicht weshalb, ohne den erwünschten Erfolg. Wahrscheinlich war unter ungünstigen Einflüssen beim Kaiser die über den Herzog ausgesprochene Reichsacht für ihn ein nicht zu beseitigendes Hinderniß, denn wäre der Geächtete von ihm an die Spitze der kaiserlichen Heeresmacht in Ungarn als Oberster Feldhauptmann gestellt worden, so hätte er dadurch selbst schon die Acht für aufgehoben und für völlig bedeutungslos erklärt, ein Schritt, den er im Streite des Herzogs mit dem Deutschen Orden, wie er öfters äußerte, den Reichsgerichten gegenüber nicht thun durfte.

Die Kriegsereignisse in Ungarn gestalteten sich nun aber für die christliche Welt von Jahr zu Jahr immer gefahrvoller und es war immer mehr zu fürchten, daß die Türken nach Ueberwältigung jenes Landes mit der Fahne des Propheten bald wiederum bis vor die Mauern Wiens und weiter ins Deutsche Reich vorstürmen würden. Kriegserfahrene Männer erkannten wohl, daß zur Abwendung dieser Gefahren es nicht sowohl an der nöthigen Kraft und Macht, als weit mehr an einer tüchtigen, kriegskundigen Anwendung und Leitung derselben fehle, und suchten sie einen Fürsten, der mit allen nöthigen Eigenschaften begabt dem mächtigen Feind mit Glück werde entgegentreten können, so fielen ihre Augen immer wieder auf den Herzog Albrecht von Preußen. Der Freiherr von Herberstein, der

*) So weit kennen wir die Verhandlungen aus einem noch vorhandenen Bericht im Geheimen Archiv zu Königsberg. Sie wurden im November 1538 geführt.

dem Herzog im Jahre 1542 den Zustand des Türkenheeres in Ungarn schildert, fügt hinzu: „Wir haben auch Geld, Rosse, dazu auch Leute; wenn wir die nur recht gegen den Feind rüsteten und ordneten, so möchten wir eine Erfahrenheit überkommen. Aber niemand will aus dem alten Brauch stehen, der doch darzu nicht taugt. Gott, mein Herr weiß, daß ich an viel Orten, da ich gemeint habe, meine Worte sollten Frucht haben, geredet, damit Euere fürstliche Gnaden zu diesem Thun fürgewonnen wäre worden." Man sieht, Herberstein hatte es immer wieder in Anregung gebracht, an geeigneten Orten die Wahl eines Obersten Heerführers auf den Herzog zu lenken *). Auch auf dem Reichstage zu Regensburg war davon die Rede. Er stehe, schrieb diesem sein dortiger Geschäftsträger Christoph von Kreytz, bei dem Ungarischen Gesandten und mehren andern hohen Herren in Betreff seiner Kenntnisse im Kriegswesen in so großem Ruhm, daß sie ihn dem Römischen König als Kriegsobersten wider die Türken in Vorschlag bringen wollten **).

In demselben hohen Ruf wegen seiner Kriegskenntniß stand der Herzog bei dem königlichen Rath Tranquillus. Wenn nirgendwo, schrieb dieser damals in Betreff der Wahl eines Oberfeldherrn im Türkenkriege an den Römischen König, als nur in Deutschland Kriegsführer zu finden seien und die königliche Majestät fest beschlossen habe, dermalen einen Deutschen Heerführer in Dienst zu nehmen, so schlage er dazu als den Einzigen den Herzog Albrecht von Preußen vor, dem keiner von Deutschen Fürsten an Kriegsruhm gleich gestellt werden könne oder an Kenntniß des Kriegswesens, Waffengebrauch oder an großen Proben seiner Tapferkeit, wie er sie im Kriege bewiesen, zu vergleichen sei. Wie man sage, sei er von Jugend auf kriegerisch erzogen ***).

Mit diesem Urtheil stimmte auch das eines Mannes überein, der den Herzog seit langer Zeit kannte, sich „seinen alten Diener" nannte, im Kriegswesen selbst sehr erfahren war und eine Zeit lang auch die Stelle eines Feldhauptmanns in Ungarn im Kriege gegen

*) Schreiben Herbersteins an den Herzog vom Jahre 1542 a. a. O. S. 284.

**) Schreiben des Christoph von Kreytz, Dat. Regensburg 23. Juni 1541. Er fügt hinzu: Ob es Euer fürstl. Gnaden zu Mißfallen gereichte, so kann ich's doch nicht wehren.

***) Herbersteins Briefwechsel a. a. O. S. 210. Anm. 2).

die Türken bekleidet hatte. Mit der Lage der Dinge dort aufs genauste bekannt, lag ihm nichts mehr am Herzen, als das gesunkene Kriegsglück der kaiserlichen Waffen in Ungarn wieder mehr emporzuheben. Es war Hans Ungnad Freiherr von Sonneck. Ohne Zweifel nicht unbekannt mit den Verhandlungen, die früher schon mit dem Herzog Albrecht wegen Uebernahme der Feldhauptmannschaft in Ungarn statt gefunden, nahm er im Frühling des Jahre 1543 die Sache von neuem auf, denn auch er war überzeugt, daß kein Fürst mehr wie der genannte Herzog zur Ausführung der schweren Aufgabe tüchtig und in jeder Hinsicht geeignet sei. Höchst wahrscheinlich unter Mitwissen und Genehmigung des Römischen Königs (ohne den ja wohl schwerlich ein so wichtiger Schritt geschehen durfte) wandte er sich am 31. März des genannten Jahres an den Herzog mit dem Antrag und der Bitte, sich dem hochverdienstlichen Amt der Feldhauptmanschaft gegen die Türken zu unterziehen. Er stellte ihm dringend vor, wie nahe die Gefahr drohe, daß das schwerbedrängte Königreich Ungarn in kurzer Zeit gänzlich verloren gehen müsse, wenn nicht das dortige Kriegswesen durch den Kaiser und den Römischen König von einem verständigen, angesehenen und erfahrenen Oberhaupt in bessere Ordnung gebracht werde. „Gott weiß, fügt er hinzu, daß ich zum öfternmale mit seufzendem Gemüth an Euere fürstl. Gnade gedacht und gewünscht, daß Gott der Allmächtige Ew. fürstl. Gnade zu einem solchen und ehrlichen Amt der obersten Feldhauptmannschaft ordnen wolle und ich auch an ansehnlichen, geheimen und vielen Orten Bedenken und Reden vernommen, daß Ew. fürstliche Gnade vor allen Andern, so man erdenken möge, zu solchem Amte hochnützlich und tauglich wäre. Was aber die Ursache der Verhinderung, ist Ew. fürstl. Gnade wissend, daß solches der kaiserlichen Acht halben, die doch keine billige meines Gedankens Ursache ist, geschehen." Der Herzog werde sich erinnern, in welcher Weise er (der Freiherr) nebst des Römischen Königes Erblanden und dem Kurfürsten von Brandenburg auf dem letzten Reichstage zu Regensburg mit dem Kaiser des Herzogs wegen gesprochen und dabei nichts anderes vernommen habe, als daß derselbe geneigt gewesen, in die Sache des Herzogs und des Königes von Polen nach ihrem Wunsche viel mehr einzugehen, als sie hinziehen zu lassen. „Aber das Gute wird gemeinlich von bösen Leuten verhindert. Aber ich hoffe, Ew. fürstl. Gnade werden von Röm. kaiserl. und sonderlich königl.

Majestät, auch den Fürsten des Reichs zu obgemeldetem christlichen Amt derselben hohem Verstande nach, der dann, so viel zu menschlicher Kraft zu versehen, der Christenheit wider diesen gewaltigen Feind, den Türken, hoch nutz und erschicklich sein mag, vorgenommen werden. Denn so viel ich das Kriegswesen erkenne, so thut es nicht allein ein männlich tapfer Gemüth zum Streiten, sondern es muß viel mehr so mit Vernunft, Ordnung und Geschicklichkeit, wie denn Ew. fürstl. Gnade vor Andern damit begabt ist, bewegt werden; denn wo das Haupt fehlt, so ist all andere Sache vergebens *)."

So sprach ein alter, vielerfahrener Kriegsmann zum Herzog, ein Mann, der viele Jahre im Kriegsfelde verlebt und wohl wußte, was vor Allem Noth that, und so hören wir von allen Seiten Albrecht als einen Fürsten rühmen, der sich durch seine Kriegskenntniß und Kriegserfahrung vor allen Andern auszeichne. —

Aber wie war der Herzog zu diesem Ruhm gelangt? Worauf gründete sich das ihm von so vielen Seiten so reichlich gespendete Lob, ihm, der sich in seinem Leben im Kriegslager so wenig gezeigt hatte?

Seit Jahrzehnten war das gesammte Kriegswesen in allen seinen Theilen der Gegenstand seiner besondern Lieblingsbeschäftigung. Er studirte es mit einer Wißbegierde, einer Umsicht und einem Eifer, wie kaum irgend ein anderer Fürst seiner Zeit. Wo er von einer Schrift hörte, worin das Kriegswesen abgehandelt sei, ruhte er nicht eher, als bis sie in seinen Händen war. So erinnert er im Jahre 1537 den Hauptmann von Wiesenthau auf dem Gebirg, ihm doch möglichst bald das Kriegsbuch zukommen zu lassen, worüber er sich mit ihm zu Frankfurt unterhalten habe **). Um dieselbe Zeit hatte er einem Herrn von Besenrade in Franken, mit dem er in vielfacher Verbindung stand, ein Kriegsbuch, betitelt: „Wie man guten Salpeter zieht und wie man ein Schloß, welches belagert wird, beschießen soll," zur Abschrift anvertraut. Als der Herzog im Frühling 1540 die Nachricht von Besenrades Tode erhielt, fordert er sofort die Wittwe auf, ihm das ihm so werthvolle

*) Briefwechsel des Hans Ungnad Freiherrn von Sonneck mit Herzog Albrecht von Preußen. Von Joh. Voigt. Im XX. Band des von der Academie der Wissensch. zu Wien herausgegebenen Archivs u. s. w. S. 219—220.

**) Schr. des Herzogs, Dat. 18. Oktbr. 1537.

Buch zurückzuschicken, bekam aber von ihr die Antwort: sie wisse von dem Buche nichts, es sei spurlos verschwunden *). Einige Jahre nachher, es war gerade um die Zeit, als man den Herzog von mehren Seiten her zur Uebernahme der obersten Kriegsleitung in Ungarn zu bewegen suchte, erfuhr er durch seinen Geschäftsträger Ahasverus von Brandt, daß der Polnische Edelmann Hieronymus Laski, den auch der Herzog wegen seiner vielseitigen Kenntnisse und reichen Erfahrung sehr hoch schätzte und der mehrmals als Gesandter des Polnischen Königes die Verhältnisse der Pforte, die einflußreichsten Persönlichkeiten am Hofe des Sultans und überhaupt das ganze Türkische Wesen von allen Seiten und Eigenthümlichkeiten aufs genaueste kennen gelernt **), bei seinem gegen Ende des Jahres 1541 oder im Anfange des Jahres 1542 erfolgten Tode ein schriftliches Werk hinterlassen habe, worin er während seiner Gefangenschaft in einem finstern, feuchten Kerker in Constantinopel das gesammte Kriegswesen der Türken in allen seinen Zweigen, Eigenthümlichkeiten und Gebräuchen äußerst gründlich und ausführlich beschrieben, auch zugleich mit den erforderlichen Zeichnungen erläutert habe. Laski hatte dem erwähnten Geschäftsträger des Herzogs versprochen, diesem ein Exemplar des Werks überschicken zu wollen; wegen seiner schweren Krankheit aber und seines bald darauf erfolgten Todes war dieß unterblieben. Kaum davon benachrichtigt, ließ den Herzog sein sehnlichster Wunsch, dieses für ihn so wichtige Werk in seine Hände zu bekommen, keinen Augenblick in Ruhe. Er wandte sich sogleich an des Verstorbenen beide Brüder Johann und Stanislaus Laski mit der dringendsten Bitte, für ihn eine Abschrift des erwähnten Werks anfertigen und ihm möglichst bald zusenden zu lassen, denn es sei ihm für seine Studien im Kriegswesen und in vieler andern Hinsicht von höchstem Werthe ***).

*) Schreiben der Eufemia von Besenrade, Dat. Löwenitz Pfingsten 1540.

**) Ueber Laski's damalige diplomatische Geschäftsthätigkeit am Türkischen Hofe und seine traurigen Schicksale. Vgl. Zinkeisen: Geschichte des Osman. Reichs II, 659, 831 ff.

***) Der brennende Eifer des Herzogs spricht sich in den Worten aus: Postquam harum rerum partim propter iucunditatem, partim etiam et maxime propter utilitatem studiosissimi avidissimique simus, preterea nos etiam antea eiusmodi rerum per mutuam operam multum saepe invicem communicaverimus, amice postulamus, Magnificentia vestra nobis istius etiam libelli copiam facere velit, ut ea consilia de rebus maxime

„Wir thun diese Bitte, fügte er hinzu, nicht sowohl zu unserem oder zum Privatgebrauch, sondern zum gemeinen Besten der Christenheit, damit endlich in solcher Weise und durch ähnliche Rathschläge und Mittel (die, um mit solchen Unternehmungen zum Ziel zu kommen, vor allem und nothwendig erforderlich sind) der blutgierige Feind der Christenheit niedergeworfen und gänzlich vernichtet werde.“ Endlich versprach der Herzog, das Werk solle, wenn es gewünscht werde, durchaus geheim gehalten werden und nie in eines Fremden Hände kommen *). Er mußte lange auf Antwort warten. Erst im Sommer erhielt er von Johann Laski die Nachricht: sein Bruder habe das von ihm eigenhändig so schön ausgestattete Werk drei Tage vor seinem Tode dem Römischen Könige zugesandt; es seien davon noch Fragmente vorhanden, er wolle sie sorgsam sammeln und dem Herzog zuschicken **). Mehr Hoffnung zum Besitz des Werks gab diesem Stanislaus Laski; er kannte es sehr genau, theilte dem Herzog sehr ausführlich den ganzen sächlichen Inhalt mit, fügte jedoch hinzu: sein Bruder habe im Vorgefühl seines baldigen Todes seine sämmtlichen Schriften versiegeln lassen und befohlen, daß ein Theil dem Könige von Polen, der andere dem Römischen Könige zugesandt werden solle, wie denn auch geschehen sei. Trotz allen Bemühungen sei es ihm bis jetzt noch nicht möglich gewesen, das gewünschte Werk wieder zu Gesicht zu bekommen. So bald ihm dieß aber gelinge, und an Eifer und Mühe wolle er es nicht fehlen lassen, wolle er es dem Herzog einhändigen lassen ***).

Man sieht hieraus, daß es nicht etwa ein blos vergnügliches Spielwerk war, womit der Herzog müßige Stunden ausfüllte; er

bellicis cum nostris et iis quae antea a Magn. vestrae fratre accepimus, conferre commode queamus.

*) Die Schreiben des Herzogs an die beiden Laski, Dat. Regiomonte XVI. Februar. 1542. Im März wiederholte der Herzog die Bitte an Stanislaus Laski.

**) Schreiben des Johann Laski vom Juli 1542. Er sagt von dem Werk: sein Bruder ea de re quaedam plane non vulgaria collegerat atque in tabulas quasdam magno artificio redegerat, modum et rationem confligendi cum Turcis pulcherrime manu ipse sua depinxerat.

***) Das interessante Schreiben des Stanislaus Laski ohne Datum stellt zugleich die Schwierigkeiten des Verständnisses des Werkes dar, indem sein Bruder wegen Gefahr zur Zeit der Abfassung fremdländische Benennungen statt der Türkischen im Kriegswesen habe brauchen müssen.

sagt vielmehr selbst, daß er in seinem Eifer für solche Dinge ein großes Ziel vor Augen hatte, welches die Noth der Zeit als ein so verdienstliches für Kirche und Staat erkennen ließ. Man würde jedoch irren, wollte man glauben, er habe sich in seinen Studien über den Türkenkrieg nur auf das zunächst Liegende beschränkt; wir hören von ihm selbst, daß er sich über das Kriegswesen auch in den alten Römischen Classikern zu belehren gesucht*). Wir haben ferner noch aus seiner Zeit eine ohne Zweifel zunächst für ihn bestimmte Schrift, **de arte militaria liber**, worin die damals als erlaubt geltenden sechs verschiedenen Kampfarten näher erklärt, die Obliegenheiten und Pflichten der vornehmsten Militair-Beamten beschrieben und eine Anzahl der wichtigsten Kriegsgesetze aufgezeichnet werden. Es wird dabei zugleich aber auch vielfach auf die Kriegsgebräuche der Spanier, Franzosen und Italiener Bezug genommen, woraus man sieht, daß das Werkchen zur Belehrung dienen sollte**).

Die sogenannten Kriegsordnungen bildeten damals einen sehr wesentlichen Theil des militairischen Studiums. Sie waren daher auch für den Herzog immer von großer Wichtigkeit, selbst schon in einer Zeit, als ihn die Sache des Türkenkrieges noch nicht so nahe berührte. Er hatte im Jahre 1534 von Friedrich von Heideck kaum Nachricht von einer solchen gut entworfenen Kriegsordnung, als er dessen Bruder Hans von Heideck sofort beauftragte, ihm dieselbe aufs schleunigste zuzuschicken. Einige Jahre nachher versprach ihm auch der Hauptmann auf dem Gebirg Wolf Christoph von Wiesenthau, ihm möglichst bald eine neu verfaßte Kriegsordnung zukommen zu lassen und sie zugleich durch einen hinzugefügten Bericht näher zu erläutern. Die erstere erhielt der Herzog auch, jedoch ohne den letztern, indem der Hauptmann sich entschuldigte, daß er ihm den „klaren Bericht

*) In einem Schreiben an den Polnischen Grafen von Tarnow über einen Kriegsplan gegen die Türken sagt der Herzog: **Simile quiddam etiam in vetustis Romanorum monumentis legi ac excerpsi.**

) Als die **sex genera pugnae licitae werden genannt: **Monomachia, Scarmuza, Expugnationis modus, Defensionis modus, Proelium** und **Encamisada.** Die Kampfarten jeder Gattung werden dann näher beschrieben: **Monomachia triplex est. Scarmuzae species sunt quinque. Expugnationis modus duplex est. Genera defensionis duplex. Proelii genera sunt tria.** Hierauf folgen die **Officia generalia castrorum seu exercitus** und zuletzt die **leges militares.**

über die zugeschickten Muster von Brustwehren und die Kriegsordnung" nicht sogleich habe mitsenden können. Der Herzog erwidert aber: „Wie Du in deinem Schreiben meldest, daß wir verständige geschickte und erfahrene Kriegsleute selbst bei uns haben, ist nicht ohne. Aber wiewohl wir dennoch derselben bei uns haben, so wird doch der Gebrauch an einem Orte anders denn an dem andern gehalten und ist das Alte nicht zu verachten. Ist derwegen nochmals unser gnädiges Begehren an Dich, Du wollest uns als ein alter Kriegsmann zu Deiner gelegenen Zeit desselben weitern Bericht zuschreiben*)". Wie gründlich der Herzog die Sache einem eingehenden Studium unterwarf und wie gern er sich noch näher darüber belehren lassen wollte, darüber gab er dem Hauptmann bald einen neuen Beweis: „Was die Kriegsordnung anlangt, schrieb er ihm, befinden wir, daß die Summa auf das Volk geschlagen ist. Nun wollten wir auch gern wissen, wie man's mit den Ordnungen, Bestallungen der Fähnlein und Ueberantwortung derselben (hält), wie viel Haufen, in was Beschickung und Ordnung, mit was Befehlung, auch dieweil das Evangelium aufgekommen ist, wie man's itzunder mit den „Peitten" (Beuten?) auszutheilen, mit was Vorwarten und Nachwarten, Shkarten und anderem sowohl, als im Lager und dergleichen hält. Zudem so vermerken wir aus dem andern Artikel die Artillerie betreffend auch etliche Mängel, die wir Dir mittler Zeit schreiben wollen, daraus wir uns nicht wohl richten können. Ist derwegen unser gnädiges Begehren, Du wollest uns des Allen einen klaren Bericht zuschreiben**)". Zu seinem großen Leidwesen wurde dem Herzog nach einigen Jahren die erwähnte Kriegsordnung auf seinem Lustschloß Neuhausen gestohlen; er hatte indeß die Freude, daß sie ihm von dem Amtmann Hans von Waldenfels auf Schauenstein, an den er sich deshalb gewandt, nebst einigen andern, die dieser Amtmann selbst besaß, wieder zu Händen kam***). Man legte aber auf solche Kriegsordnungen um so mehr Gewicht, weil sie hie und da sehr ge-

*) Schreiben des Herzogs an den Hauptmann von Wiesenthau aus dem Jahre 1538. Er stand mit diesem auch schon im Jahre 1537 über die Sache in Correspondenz.

**) Schreiben des Herzogs an den Hauptmann von Wiesenthau vom 28. Februar 1538.

***) Schreiben des Amtmanns von Waldenfels an den Herzog, den Sonntag Reminiscere 1545.

heim gehalten wurden. Als sich daher der Herzog einst an den Ritter Hans von Dolzki zu Torgau wandte, um durch ihn eine nicht längst im Druck erschienene „Kriegs-Bestallung und Ordnung in zufälligen Feldzügen" zu erhalten, antwortete ihm dieser: die Schrift sei gegen gewisse ungenannte Personen ausgegangen und deshalb nicht leicht zu bekommen; er habe aber doch zwei Exemplare zu erlangen gewußt, wovon er eins dem Herzog zusenden wolle, ohne daß man es merke*).

Es waren jedoch nicht etwa blos wißbegierige Studien, die der Herzog mit diesen ihm zugesandten Schriften trieb; er benutzte sie auch zur Anwendung für die seine eigenen Verhältnisse betreffenden Zwecke. Es ist von ihm der im Jahre 1537 verfaßte sehr ausführliche s. g. Burgfriede und Artikelbrief für die Besatzung des Schlosses zu Memel noch vorhanden, ein für die damalige Kriegsordnung sehr interessantes Schriftstück, welches zugleich auch zeigt, mit welcher Umsicht und Sachkenntniß der Herzog solche Dinge behandelte**). Wir haben ferner noch einen andern nicht minder interessanten, ohne Zweifel ebenfalls von ihm entworfenen „Artikelbrief", zur Aufrechthaltung der Zucht und Ordnung unter einem Reiterhaufen von Edelleuten und Knechten bestimmt, den er zu einem Feldzug aussenden wollte***).

Vor Allem aber hatte das Kriegswesen der Türken den Herzog immer schon ganz besonders interessirt. Schon im Jahre 1530 ließ er sich aus Nürnberg eine dort erschienene „Contrafactur" von der Türkischen Belagerung Wiens (1529) zukommen, um dies wichtige Ereigniß auch militairisch so genau wie möglich kennen zu lernen. Sein Interesse für diese Sache steigerte sich noch mehr, seitdem an ihn, wie erwähnt, von so vielen Seiten die Aufforderung ergangen war, sich als oberster Feldhauptmann an die Spitze der christlichen Heeresmacht in Ungarn gegen die Türken zu stellen. Zu diesem Entschluß suchte ihn jetzt auch der Polnische Graf Johann von Tarnow, Castellan zu Krakau und General-Starost des Königreichs Polen, zu bewegen, ein Kriegsmann, der in ganz Polen allgemein in höchster Achtung stand und den auch der Herzog wegen seiner ausgebreiteten,

*) Schreiben des Ritters Hans von Dolzki, Dat. Torgau 21. Decbr. 1544.

**) Es hat das Datum: Memel 31. Mai 1537 und befindet sich im Geh. Archiv zu Königsberg.

***) Wir geben ihn in der Beilage Nro. I.

gründlichen Kenntnisse und reichen Erfahrungen im Kriegswesen außerordentlich hoch schätzte*). Nachdem er in einem Schreiben an diesen seine großen Besorgnisse wegen der immer kühner vordringenden Macht der Türken ausgesprochen, fügt er hinzu: es sei nicht genug, daß die Fürsten daran denken müßten, eine kräftigere Art der Bekämpfung des Glaubensfeindes ins Werk zu setzen und eine stärkere Streitmacht gegen ihn ins Feld zu stellen; es thue nicht weniger Noth, sich über die Wahl eines zu einer so wichtigen Aufgabe vollkommen geeigneten Heerführers zu berathen. „Ich will sprechen, wie ich's meine, wahrlich nicht aus Schmeichelei, denn ich will mich hiedurch nicht etwa um die Gunst Eurer Durchlaucht bewerben: Mir scheint niemand, dem in unserer Zeit das Feldherrnamt füglicher übertragen werden könnte, so tüchtig als Eurere erlauchte Herrlichkeit; denn außerdem, daß dieselbe ein Fürst von ganz besonderer Klugheit, Gewandtheit und Erfahrung im Kriegswesen ist, kennt sie auch aus der Nähe der Orte die Gewohnheiten und die Art, deren sich der Feind bei seiner Kriegsführung zu bedienen pflegt, weit besser als die übrigen Fürsten" **).

Diese hohe Meinung des Grafen von des Herzogs Kriegskenntniß und kriegerischer Tüchtigkeit war in ihm vornehmlich durch eine ihm mitgetheilte Schrift entstanden, worin ihm dieser schon vor längerer Zeit ausführlich seine Ansichten und Entwürfe dargelegt hatte, die, wie er glaube, die geeignetsten und zweckmäßigsten sein würden, die Macht der Türken mit glücklichem Erfolg zu bewältigen und die Christenheit für immer gegen diesen ihren Erbfeind zu vertheidigen und zu schützen. Der Graf fand schon damals den ihm vom Herzog mitgetheilten Kriegsplan mit so viel Umsicht und Klugheit entworfen, daß er den Wunsch nicht unterdrücken konnte, die übrigen christlichen

*) Kaiser Karl V. hatte ihn im Jahre 1543 aufgefordert, sich im Krieg gegen die Türken als Anführer der Kaiserl. Truppen in Ungarn in seinen Dienst zu begeben; er rühmt in dem Schreiben an ihn seine **rei militaris peritia**, worüber ihm Granvella ein **clarissimum testimonium** gegeben habe.

) Schreiben des Grafen Johann von Tarnow, dat. **In Wiewiorka X. Marcii 1542. Er fügt hinzu: **Quum Ill. d. vestra in iis locis sit nobis vicinis, omnia facilius ac saepius ad eam perferri solent eius generis, quam qui hinc remocius Principes degunt. Sed nolo pluribus verbis iis de rebus opinione mea dicere, ne vel hoc nomine Ill. d. vestrae tanto Principi gratificari vel detrahere quidquam consiliis christianorum Principum velle viderer.**

Fürsten möchten doch die Ueberzeugung gewinnen, daß sie sich über dieses nothwendige Schutzmittel vereinigen müßten*).

Man sieht daraus, wie nahe dem Grafen der Wunsch lag, der Herzog möge selbst an der Spitze der christlichen Heeresmacht in Ungarn seinen Kriegsplan gegen die Türken in Ausführung bringen. Er ließ es daher auch nicht bei der an ihn gerichteten Aufforderung bewenden. In der Hoffnung, der Herzog werde sich doch noch dazu entschließen, zumal da ja vor einigen Jahren sein naher Verwandter, der Markgraf Joachim von Brandenburg mit seinem Beispiel darin vorangegangen war (freilich nicht eben mit besonderem Glück), blieb er auch fortan noch über dieselbe Sache mit ihm in lebendigem Briefwechsel. Er machte ihm im Frühling des Jahres 1544 von neuem Mittheilung über das Heer des Sultans, besonders über seine Art der Schlachtordnung. Der Herzog erwiderte darauf in seinem Dankschreiben: verschiedene Freunde hätten ihm dasselbe vor einiger Zeit mitgetheilt; man könne jedoch daraus ersehen, wie verschieden allenthalben die Nachrichten und Meinungen über den Feind seien. Er denke oft darüber nach, wie man gegen ihn verfahren müsse, allein es fehle ihm immer dabei das Eine, daß er die Schlachtordnungen des Feindes nicht vor eigenen Augen habe. Es sei daher sehr schwer, ohne Berathung mit Andern, denen der Feind völlig bekannt sei, kaum irgend etwas zu finden, was nicht getadelt werden könne. Möge sich doch einmal die Gelegenheit ergeben, mit ihm, dem Grafen, zusammenzukommen, um ihre Ansichten über die Sache gegenseitig frei und offen auszutauschen. Die Deutsche Art in der Schlachtordnung könne nicht in allen Fällen anwendbar sein. Der Türkischen gegenüber müsse man nach seinem Urtheil eine ganz andere aufstellen, denn

*) Schreiben des Grafen von Tarnow an den Herzog, dat. Oszieck, XII. Maji 1539. Er sagt von dem Plan des Herzogs: Nihil vel ad propugnandum expeditius vel utilius ad defendendum christianum nomen, salutem, tranquillitatem communi consilio et sententia provideri et constitui posse. Omnia Illust. d. vestra (quod me dicere non assentandi causa existimet velim) quae huc pertineant, sapienter summoque consilio complexa est. Consilia Illust. d. v. et prudentissime prescripta et profecta ab optimo animo bonis viris probari confidato, Quod si non omnes idem sentiant, est Illust. d. vestrae sapientiae et magni animi bonorum assensu et iudiciis contenta esse, quae vera et solida laus est.

da der Feind, wie man sehe, ein sehr zahlreiches Heer ins Feld führe und es allerdings auch mit Umsicht zu gebrauchen wisse, so sei ihm gegenüber vor allem ebenfalls ein sehr vorsichtiger und kluger Heerführer nothwendig. Er werde sich nicht überzeugen lassen, daß man den Feind nur auf einem Wege mit voller Sicherheit angreifen könne. Ferner glaube er, daß man auch Kriegslisten und andere passende Mittel, die sich zuweilen nach der Beschaffenheit und Lage der Oertlichkeit darbieten, niemals aber künstlich ausgesonnen werden, in Anwendung bringen müsse, doch so, daß das christliche Heer sich in eine solche Verfassung setze, daß wenn einmal an einem Tage ein Plan nicht ganz glücklich gelinge und es den Feind nicht ganz überwältige, es doch am andern und den folgenden Tagen mit nicht minderer Hoffnung, Kriegsbereitschaft und Vortheil sich wieder wehrhaft aufstellen könne, bis endlich der Feind aus seiner festen Stellung sammt aller seiner Kriegskunst mit seinem mächtigsten Heere hinausgeworfen wird. „Wie man aber, fügt endlich der Herzog hinzu, über dieses Alles, wenn man den Feind nicht vor sich hat, nicht guten Rath ertheilen, darüber verhandeln und beschließen kann, da sich dieß Alles nach der Lage und Beschaffenheit der Oertlichkeit und des Heeres meistens verändern muß, so bin viel weniger ich im Stande, der Meinung des Freundes gemäß Alles brieflich auseinander zu setzen. Da Euch aber dieser Feind aufs allergenauste bekannt ist, so bitte ich brüderlich, Ihr wollet mit aller Euerer Offenheit gegen mich, über Euere Beschließung der Art und Weise, wie man sich gegen die Schlachtordnung der Türken zu verhalten habe, Alles vollständig mir anvertrauen. Dasselbe wird dagegen getreulich auch von mir geschehen*).“

Man hört es auch in diesen Worten wieder, mit welchem lebhaften Interesse sich des Herzogs Geist fort und fort mit der Sache beschäftigte, wie er nicht ruhen konnte, um mit sich darüber immer mehr ins Klare zu kommen und wie dringend er wünschte, darüber gründliche Belehrung zu erhalten. Niemand war dazu auch mehr geeignet als „sein Freund“, der Graf**). Er kam auch schon nach

*) Schreiben des Herzogs an den Grafen von Tarnow, Dat. 15. März 1544. In einer andern Abschrift finden wir das Datum: Königsberg, 15. Mai 1544.

) Der Herzog sagt einmal selbst von ihm: **Illust. vestrae hic hostis (der Türke) **ad unguem est notus.**

wenigen Wochen der Bitte des Herzogs nach. Dieser hatte ihm den Abriß oder wie man es nannte, die Visirung der Türkischen Schlachtordnung zugesandt, um von ihm darüber einige nähere Aufklärung zu erhalten. Der Graf hatte eine solche früher einmal beim König Johann von Zapolya gesehen und sie sich dann auch von einem Renegaten, einem erfahrenen Kriegsmann, der von Kindheit an unter den Türken gelebt, zu verschaffen gewußt. Man hatte ihm versichert, daß sie durchaus richtig sei, und er fand sie auch mit der des Herzogs verglichen dieser nicht besonders unähnlich. Dieß Alles theilte er diesem in seiner Antwort mit, sprach darin auch sein Urtheil über die ihm zugesandte Visirung aus und überschickte ihm zugleich seine obenerwähnte Schlachtordnung, mit der Bitte: der Herzog möge ihm ebenfalls sein Urtheil darüber zukommen lassen, denn ein solches von einem so kriegskundigen Fürsten sei für ihn von großem Gewicht*).

Der Herzog erwiderte dem Grafen, den er vertraulich seinen „viellieben Bruder" nennt: er habe im Krieg wenig Erfahrung gemacht, denn er sei wenig dabei gewesen und habe noch viel weniger gesehen. Was er wisse, verdanke er in früher Jugendzeit seinem Vater. Er müsse daher wohl großes Bedenken tragen, „seine Thorheit" über sein Wissen ihm, dem Grafen, als einem Manne mitzutheilen, der in solchen Dingen weit mehr erfahren sei, der in Portugal, Frankreich, Polen, gegen die Tataren, Moscowiter und Walachen seine Meisterschaft und Wissenschaft gezeigt habe. Indeß könne doch auch ein Verständiger wohl aus der Thorheit eines Andern mitunter etwas lernen und „der Wurf eines weniger Verständigen zuweilen einem mehr Verständigen nützlich werden." Mit diesem bescheidenen Urtheil über sich selbst überschickt der Herzog dem Grafen eine von ihm eigenhändig verfertigte „Abconterfeiung" eines Kriegs- und Schlachtplans, der, wie er glaubte, am zweckmäßigsten und mit glücklichem Erfolg gegen die Türken anzuwenden sei. In Beziehung auf diesen Plan theilt er ausführlich seine Meinung über die angemessensten Stellungen und nothwendige Deckung sowohl der Kriegshaufen als auch des Geschützes mit. In der Beurtheilung der ihm vom Grafen zugeschickten Türkischen Schlachtordnung läßt er sich über die nothwendig zu er-

*) Cuius iudicium, utpote tanti ac scientissimi rerum bellicarum ducis apud me erit loco magni muneris. Schreiben des Grafen von Tarnow, dat. Tarnow VIII. April 1544.

greifenden Maaßregeln aus, um die bei der immer größeren Türkischen Kriegermasse ihr stets auch so leicht mögliche Ueberflügelung „durch ihre Spitzen oder Hörner" zu verhindern. „Ich habe, sagt er, je und allewege von meinem gottseligen Lehrmeister (er meint seinen Vater) gehört, daß einem Hauptmann oder Obersten hoch Achtung darauf zu geben sei, daß er, je mehr Volk er habe, um so mehr bedacht sein müsse, nach Gelegenheit und Localität, so viel möglich zum Schlagen zu bringen." Weil aber der Türke immer viel Kriegsvolk habe und darum auch ein großes Feld haben müsse, so müsse er da auch aufgesucht und angegriffen werden; man müsse sich immer hüten, sich von dem gewaltigen Kriegsvolk in eine Enge bringen zu lassen.

Zum rechten Verständniß seines entworfenen Schlachtplans giebt er sodann an, warum er dem Geschütz darin eine andere Stellung gegeben habe. Weil der Türke sein Geschütz meist auf einem Haufen zusammen halte, man ihm aber gesagt habe, daß die Türkischen Heerhaufen das feindliche Geschütz am meisten fürchteten, so habe er dieses in seinen Plan getheilt, jedoch verborgen und auf die beiden Hörner oder Flügel des Feindes gerichtet. Man habe vor Alters an einem Haufen nur auf einer Seite einen Flügel angehängt; er jedoch habe den Einfall („Thorheit" nennt er es eigentlich), den Haufen auf jeder Seite einen Flügel anzuhängen, möge einer immer sagen, daß sie fast Kreuzhaufen genannt werden könnten. Er habe dieß deshalb gethan, damit ihrer möglichst Viele zum Schlagen kämen und die Flügel allenthalben zur Seite ihr Werk thäten. Dabei habe er auch bedacht, daß, obgleich die Haufen alle vierkantig seien, man doch etliche Glieder davon abnehmen und sie breiter als länger machen könne.

Obgleich der Herzog seine Ansichten und seine Darstellung wiederholt „eine Thorheit" nennt, so geht doch aus der ganzen Mittheilung über seinen Plan hervor, daß er nicht nur mit den frühern Gebräuchen im Kriegswesen genau bekannt und in allen dahin einschlagenden Dingen wohl unterrichtet war (er erwähnt auch hier seiner Bekanntschaft mit den Römern), sondern auch mit stetem Hinblick auf die vorliegenden Zeitverhältnisse über Alles, was in der damaligen Kriegsführung gegen den mächtigen Glaubensfeind Noth that, mit Umsicht und Besonnenheit nachgedacht hatte. Allein es genügte ihm Alles noch nicht. Er fügte der Mittheilung an den Grafen den Wunsch hinzu, „daß wir mündlich von Diesem und Anderen reden und conversiren könnten; das wäre mir, damit ich von Euch ein Mehres

lernen möchte, eine sonderliche Begier, hoffe zu Gott, er wird einst Zeit dazu geben*)".

Der Graf fand den Kriegsplan des Herzogs gegen die Türken mit so viel Einsicht und Klugheit entworfen, daß er den Wunsch nicht unterdrücken konnte: Gott möge es doch fügen, daß die christlichen Monarchen, unter deren Auspicien der Türkenkrieg geführt werde, endlich einmal ihre Religionsstreitigkeiten und Hadereien bei Seite setzen, und mehr nach reifem Urtheil als nach Gunst an die Wahl solcher Kriegsführer denken möchten, mit deren Rath und einsichtsvoller Führung auch wirklich ein tüchtiger Erfolg erwartet werden könnte. Komme es dahin, so werde der Herzog, meinte der Graf ohne Schmeichelei, gewiß dabei die erste Stelle einnehmen, sofern man das wahrhaft Tüchtige im Auge behalte. Solche Hauptleute, wie man sie gewöhnlich wähle, könnten kaum einmal etwas mit Glück ausführen, es müßte denn sein, daß ihnen ein Glückszufall besonders günstig wäre. Sie kümmerten sich, trachteten und berücksichtigten in der Aufstellung der Schlachtordnung und in ihrer ganzen Kriegsführung nicht das, was gegen den Feind das Zweckdienliche sei, sondern sie thäten immer nur das und richteten in der Aufstellung derjenigen Ordnung gemäß Alles nur so ein, wie sie es einmal gelernt hätten**).

Im Verlauf des Jahres 1544 waren nun aber dem Herzog von mehren Seiten wiederum neue Anträge und Aufforderungen zur Annahme des Heerführer-Amts im Türkenkrieg zugekommen. Er hatte dieß auch dem Grafen mitgetheilt, der jetzt Alles aufbot, den Herzog zu bewegen, dem ihm so allgemein geschenkten Vertrauen zu entsprechen und sich dem wichtigen Amt zu unterziehen, zumal in dieser Zeit, wo es offenbar die Rettung der Christenheit von der äußersten Gefahr gelte***). Unter den Verhältnissen in des Herzogs eigenen Landen

*) Schreiben des Herzogs an den Grafen von Tarnow, deutsch und lateinisch, Dat. 27. Mai 1544.

**) Schreiben des Grafen von Tarnow, Dat. Oszieck XXVI. Juni 1544.

***) Wir müssen hier den Grafen selbst sprechen hören. Er sagt in seinem Schreiben, dat. In oppido Osziek VI. Nov. 1544: Tametsi ipse noverim, quam parvi sim homo consilii, affectus tamen ab animo benevolo profectus non parum multum valere solet in praestando consilio. Cum vero nunc agatur de summa re et universa coninunctim republica christiana, si namque, quod deus avertat, nunc Thurca superior evaderet, actum fere esset de tota christianorum sorte, quare nemo non

aber, bei dem noch immer drohenden Plan des Deutschmeisters, im Bündniß mit dem Pfalzgrafen Friedrich II. sich Preußens, des alten Ordenslandes, durch einen plötzlichen Ueberfall wieder zu bemächtigen und bei der Gunst, in die sich Ersterer im Kriegszuge gegen Frankreich beim Kaiser zu setzen gewußt*), war es dem Herzog unmöglich, eine so wichtige Aufgabe, wie sie ihm gestellt war, auf sich zu nehmen und sich so lange Zeit, vielleicht Jahre lang aus seinem Lande zu entfernen. Durfte er nach der Mittheilung des Grafen immer wohl vermuthen, daß selbst dem Kaiser der an ihn ergangene Antrag nicht unbekannt sein konnte, so antwortete er jenem doch in seiner Bescheidenheit unter andern: „Wiewohl Ihr von unserer Person gewißlich aus treuer, herzlicher Liebe und Meinung, wie auch mehre Andere Bedenken haben und sich der Dinge bei uns vermuthen, der wir keins in uns vermerken oder spüren können, wir auch gemeiner Christenheit aus schuldiger Pflicht gern dienen wollten, so muß uns doch davon gar Vieles abhalten, von welchem besser zu reden denn zu schreiben ist **)".

Hiermit brachen die Mittheilungen über diese Sache zwischen ihm und dem Grafen, wie es scheint, für immer ab. Wie sehr ihn aber die Gefahr vor dem mächtigen Glaubensfeind immer stark beschäftigte und wie er selbst Polen und Preußen von ihm bedroht glaubte, davon zeugt ein Schreiben von ihm aus dem Jahr 1546 an den Kurfürsten von Sachsen. Er meldet ihm, er sei von glaubhaften Leuten benachrichtigt, der Türkische Kaiser lasse in Polen, in der Masau und besonders in Preußen alle Päße, Häfen, Furten, Ströme, Stege und Wege auskundschaften. Der Spion, den er damit beauftragt,

intelligere potest, quibus et qua peritia ducibus egeat in presenti republica christiana. Et quia Illustrem dominationem vestram, sed facessat omnis hinc assentatio, tot tantisque virtutum laudibus deus cumulatam esse voluit, de quo cum Oratore Sacrae Cesareae Majestatis, dum hic proxime mecum esset, contuli, Vestram scilicet Illustrem dominationem omnes Germaniae Principes scientia et laude rei militaris longe praecelluisse, quamobrem mihi quidem videretur inprimis toti reipublicae christianae salutare futurum et Illustri dominationi Vestrae gloriosum, si suam quoque operam ac militiae prudentiam cum aliis in usum presentis necessitatis conferre dignaretur.

*) Vrgl. meine Geschichte des Deutschen Ordens in Deutschland II. 112—113.

**) Schreiben des Herzogs an den Grafen von Tarnow. o. Dat.

ein langer Mensch, am rothen, eiternden linken Auge erkennbar, ziehe wie ein Landfahrer mit einer Meerkatze, die er springen, tanzen und allerlei andere Kunststücke machen lasse, in den Landen umher und forsche Alles aus. Es sei ein gewandter Kerl, der sich mit Geschick vielfach verstelle, auch die Meerkatze nicht immer bei sich habe; an seinem blierigen Auge aber sei er immer zu erkennen. Der Kurfürst möge doch ebenfalls insgeheim auf ihn vigiliren lassen*).

Die Türkengefahr war es aber keineswegs allein, welche den Herzog in seinen Kriegsstudien so vielfach beschäftigte. Lag sie ihm allerdings wohl aus erwähnten Gründen sehr nahe am Herzen, so suchte er sich doch mit gleichem Eifer auch in allen andern das Kriegswesen betreffenden Dingen möglichst genau zu unterrichten. Um sich gründlich über Befestigung und Belagerung fester Plätze zu belehren, mußte ihm der schon erwähnte Hauptmann auf dem Gebirg Wolf Christoph von Wiesenthau Musterzeichnungen von Brustwehren anfertigen lassen, nebst einer Anweisung darüber, wie sie am zweckmäßigsten anzuordnen und aufzurichten seien. Er hatte durch seinen Diener Kaspar Blochinger erfahren, in den Händen des Bruders desselben, des Magister Matthäus Blochinger zu Wittenberg befinde sich ein geschnitztes Muster der Befestigung von Ingolstadt, welches dem alten, damals noch gefangenen Kurfürsten von Sachsen zugehörig ihm zu treuer Verwahrung übergeben worden sei. Der Herzog, äußerst begierig es zu sehen, wandte sich sofort an ihn mit dem Gesuch, es ihm auf einige Zeit zuzuschicken; er wolle es, schrieb er ihm, beim Kurfürsten nöthigen Falls schon verantworten. Und die Zusendung erfolgte auch bald**).

Es war ihm ferner sehr wichtig, sich darüber Kenntniß zu verschaffen, wie am zweckmäßigsten Schanzgräben eingerichtet und in Kriegszeiten für Truppen am schnellsten und geeignetsten Brücken über

*) Die erste Nachricht über diesen Türkischen Spion erhielt der Herzog von einem gewissen Prettwitz aus Podolien, der seine ganze Persönlichkeit sehr genau schilderte und zugleich bemerkte, daß derselbe schon einmal Polen durchspionirt habe und jetzt von neuem gekommen sei, um auch Preußen, besonders Danzig auszukundschaften. Der Herzog trägt in einem Schreiben aus Wilna 14. Mai 1546 seinen Oberräthen auf, den Spion insheim aufgreifen und in festen Verwahrsam bringen zu lassen.

**) Schreiben des Herzogs an Blochinger, Dat. 14. Juni 1550. Antwort des Blochinger, Dat. Wittenberg, 24. Juli 1550.

Flüsse und Ströme geschlagen werden könnten. Er hoffte, am besten darüber Auskunft in der Art und Weise zu erhalten, wie der Kaiser auf seinen Kriegszügen dabei verfahre. Da man ihm gesagt hatte, er werde aus Nürnberg darüber die beste Auskunft bekommen können, so wandte er sich deshalb an seinen dortigen Geschäftsträger Georg Schultheß. Es glückte diesem auch, zwei Gemälde oder s. g. Visirungen von dem Zuge des Kaisers auf Mühlberg zu gegen den Kurfürsten von Sachsen von einem Maler an sich zu bringen. Er ließ sie dem Herzog mit den Worten zukommen: „Euerer fürstl. Gnade wird die Visirung besser, als mir es wissend ist, anzeigen, wie sie, ein Haufe nach dem andern in Rüstung zwischen der Wagenbrücke ziehen, desgleichen wie sie ihren Zug auf Mühlberg durch den Furt der Elbe genommen haben. Diese beiden Züge hat der Duc di Alba der kaiserl. Majestät von deren Maler, der mit zu Felde gezogen ist, malen lassen; ich hab sie durch Bitten bei demselben Maler ausgebracht und gestehen solche beide Gemälde oder Visirungen zwanzig und einen halben Thaler*)".

Dem Herzog war ein gewisser Mathes Adam von Lauterbach als ein Mann gerühmt worden, der sich durch ganz besondere Geschicklichkeit, Erfindungsgabe und Kenntnisse in den verschiedenen Zweigen des Kriegsbauwesens auszeichne. Er wandte sich sogleich an ihn mit der Anfrage: ob er nicht Lust habe, eine Zeitlang in seine Dienste zu treten. Der Baukünstler ging auf das Anerbieten ein und erbot sich zu folgenden Kriegsdiensten: 1) Wie ein Kriegsvolk auf freiem Felde sein Lager schlagen und verwahren müsse, damit es vor Einfällen des Feindes gesichert sei und nicht eher angegriffen werden könne, als es selbst wolle, besonders damit kein reisig Gezeug ihm

*) Schreiben des Georg Schultheß. Dat. Nürnberg, 6. Mai 1549. Er schreibt dabei die uns etwas unverständlichen Worte: Es wäre noch wohl eine Rüstung zu Kriegsläuften vorhanden, die einem Herrn so zu Feld einen Krieg führt, in der Musterung der blinden Namen, und wie ein jeglicher seine Rüstung haben soll, damit keiner dem andern seine Rüstung weder zu Roß noch zu Fuß in der Musterung leihen kann, dadurch ein oberster Hauptmann oder Musterherr ums Geld betrogen werden kann. Nun hätte ich solche Visirung und Verstand der Musterung gern, allein der sie hat, dem ist sie vertraut und hält auch etwas ums Geld um des Verstandes willen, so ein Herr daraus nehmen kann, bin ich im Werk mich darum zu bemühen, ob ich's durch Mittel und Weg E. f. G. zum Besten bekommen möchte.

Schaden zufügen könne. 2) Wie man Brücken schlagen könne, wenn man über breite Graben und große Flüsse passiren müsse. 3) Wie ein Schiff zu bauen sei, welches, in gefügliche Theile und Stücke zerlegt, auf Pferden oder Wagen über Gebirge geführt und da wo man über Wasser ohne Schiff nicht überkommen würde, wieder zusammengefügt werden könne. 4) Die Form einer Brücke zu entwerfen, die in einem Wasser geschlagen würde und an jedem Orte frei stehen könne, an beiden Orten mit Fallbrücken, die man vor dem Feind, wenn er der Brücke zu nahe komme, aufziehen könne. 5) Desgleichen die Form einer andern Brücke herzustellen, die man bei Nachtzeit ohne Mühe über Graben oder in die Höhe an eine Stadtmauer bringen könne, worüber in Ordnung in einem Glied leicht fünf Mann in die Stadt gebracht werden könnten. 6) Wie Streitschiffe auf großen Wassern z. B. auf der Donau beschaffen sein müßten, um damit andern feindlichen Schiffen obzuliegen und die Pässe zu befreien; sie müßten dergestalt eingerichtet sein, daß der Feind denen, die darin seien, ohne eigenen Schaden keinen Abbruch thun könnte. 7) Wie Galeen eingerichtet werden müßten, wenn sie zum Streit tauglich sein sollten; desgleichen wie man beim Bau großer Schiffe und großer Galeen verfahren müsse, um damit ohne Wind oder auch gegen leichten Wind fahren zu können, wie er eine solche in ihrer innern und äußern Einrichtung bei dem berühmten Seehelden Andreas Doria gesehen habe.

Diesen Anerbietungen fügte der Baukünstler hinzu: „In solchen und viel mehren Kriegsanschlägen, die ich Ew. fürstl. Gnaden mündlich besser anzeigen mag, bin ich willig und bereit, Ew. fürstl. Gnaden zuvoran vor andern Fürsten und Herren in Kriegsläuften zu dienen; so oft aber und wenn Ew. fürstl. Gnaden außerhalb Kriegsläuften meine armen Dienste unnöthig sind, daß ich alsdann unverbunden bin. Von wegen der Bestallung, dieweil ich von männiglich vernommen, wie ein fürstlich, christlich, sach- und kriegsverständlich Gemüth in Ew. fürstl. Gnaden ist, das mich auch bei Ew. fürstl. Gnaden Dienste anzunehmen verursacht, will ich derselben als dem hochgerühmten kriegsverständigen Fürsten kein Ziel stecken, in unterthäniger dienstlicher Hoffnung, Ew. fürstl. Gnaden werden dieselbe Einfalt meines Invents gnädiglich beherzigen und wo mich Ew. fürstl. Gnaden in demselben gnädiglich vor andern brauchen würden, Ew. fürstl. Gnaden werden mich auch in Gnaden mit gnädiger Besoldung vor andern

versehen*)". — Es ist zwar nicht gelungen, über die wirkliche Anstellung des genannten Baukünstlers etwas Näheres zu ermitteln; bei der Wißbegierde des Herzogs aber in solchen Dingen dürfen wir kaum zweifeln, daß er ihn wenigstens eine Zeitlang in seine Dienste berufen habe.

Eine Wagenburg, bekanntlich eine Anzahl im Quadrat oder in Kreisform zusammengefahrener Wagen in der Art aufzustellen und so zweckmäßig einzurichten, daß sie theils zur Vertheidigung oder zum Nachtlager dienen, theils auch Gepäck, Verwundete, Geflüchtete und geschlagene Heerhaufen Schutz und Zuflucht finden könnten, war auch noch zur Zeit des Herzogs ungeachtet der Erfindung des Pulvers eine nicht unwichtige Aufgabe im Kriegswesen. Bei der Vorliebe und dem Eifer, womit er, wie wir bereits gesehen, sich in allen Theilen der Kriegsführung Kenntnisse und Erfahrungen zu erwerben bemüht war, läßt sich schon voraussetzen, daß er auch diesen Gegenstand nicht unbeachtet gelassen haben werde. Er hatte im Frühling des Jahres 1546 seine Ansichten, wie eine Wagenburg ihren verschiedenen Zwecken gemäß aufgestellt und eingerichtet werden müsse, in einer kleinen Schrift abgefaßt und sandte sie nebst einigen Zeichnungen oder s. g. Visirungen von verschiedenen Fechtkünsten oder „Kampfstücken", wie man es damals nannte, dem Kurfürsten von Sachsen zu, um über Beides von ihm ein competentes Urtheil zu hören. Auf eine Beurtheilung der Schrift über die Wagenburg ließ sich dieser indeß nicht weiter ein, sich damit entschuldigend, daß er „in solcher Eile und weil er mit merklichen Obliegenheiten und Geschäften beladen, verhindert worden und nicht dazu habe kommen mögen, sein Bedenken und wie er es verstehe, anzuzeigen". Die Visirung der Kampfstücke, schrieb er dem Herzog, wolle er nächstens vor die Hand nehmen und sich darin üben, auch es mit seinem Meister (dem Fechtmeister) nicht an Fleiß fehlen lassen, zu prüfen, „ob irgend ein Bruch oder Wehr darüber gefunden werden mögen". Sobald sein Meister, dem er Urlaub gegeben, wieder zurückkehre, wolle er nicht unterlassen, die Prüfung mit ihm vorzunehmen und wenn er mit ihm „einen guten Bruch über die Kampfstücke bekomme", solche dem Herzog mittheilen**). Dieser dankte dem Kur-

*) Das Schriftstück ist leider ohne Datum und es hat nicht ermittelt werden können, in welches Regierungsjahr des Herzogs es gehört.

**) Schreiben des Kurfürsten von Sachsen, Dat. Torgau, Dienstag nach Ostern 1546.

fürsten vorläufig für seine freundliche Bereitwilligkeit, machte ihm überdieß noch ein Geschenk mit einem neuen „Kampfbüchlein*)“ und erhielt dann bald darauf auch von ihm eine ausführliche Mittheilung über den Ausfall der mit den Kampfstücken angestellten Probe. Wie eine dem Herzog zugesandte Visirung des Kurfürsten zeigte, hatte dieser Mehres darin als nicht probehaltend gefunden**).

Die Fechtkunst oder Fechterei, wie man es nannte, war von jeher für den Herzog eine besondere Lieblingssache, der er sich auch immer mit großem Eifer und vieler Sorgfalt zuwandte. Er betrachtete sie jedoch keineswegs blos als eine Sache der Ergötzlichkeit, der Hofbelustigung und des Vergnügens, sondern sie galt ihm zugleich auch als eine zu Kriegsübungen sehr nützliche und nothwendige Vorschule. Sie war ihm also auch von ihrer ernsten Seite immer von großer Wichtigkeit. Edelleute und Leute vom Hofe ließen dieß nicht unbenutzt, um sich des Herzogs Gunst zu erwerben. Johann von Heideck mochte wohl wissen, wie sehr es den Herzog erfreuen werde, wenn er ihm einmal ein schön gearbeitetes Rappier als Geschenk aus Lyon zusandte. Unter der herzoglichen Dienerschaft befanden sich daher auch immer ein oder selbst zwei kunstfertige Fechtmeister. Schon im Jahre 1534 berief der Herzog zu einer solchen Stelle den ihm sehr gerühmten Paul vom Hofe. Um den Weteifer rege zu erhalten und auch dadurch die Kunst noch mehr zu fördern, ordnete er zuweilen Wettkämpfe um ausgesetzte Preise an. Wir wollen als Beispiel die Verordnung mittheilen, wie bei einem solchen Fechterkampf (1542) verfahren werden sollte. Es heißt:

„Offenes Brieflein die Fechterei belangend in meines gnädigen Herrn Namen.

Nachdem wir von Gottes Gnaden Albrecht Markgraf zu Brandenburg u. s. w. aus sonderer Gunst und gnädiger Zuneigung, so wir zu der ritterlichen Kunst des Fechtens tragen, sechs Ellen Damast den beiden Meistern Kaspar Sterniger und Andres Rückwart, mit einander darum zu fechten, ausgeworfen, als wollen und befehlen wir ihnen, daß sie beide nach Ordnung des langen Schwerts, alle böse, heimliche, verborgene Stücke und Listen, wie die immer Namen haben

*) Schreiben des Herzogs Albrecht, Dat. Königsberg, 17. Juni 1546.

**) Schreiben des Kurfürsten von Sachsen, Dat. Torgau, am T. Johannis Bapt. 1546.

mögen, ausgenommen, auch ohne Verletzung der verbotenen Glieder aus freier ritterlicher Kunst, Knopfart und Einlaufen um solchen Damast kämpfen sollten. Darzu soll keiner, wenn die Grieswärtel *) die Stangen unterschießen, darüber schlagen. Wo aber solches von ihrer einem nicht gehalten und dieselben verbotenen Stücke gebrauchen würde, soll er seine Fahr deshalb ausstehen. Wenn sie auch weiter mit einander zu fechten Willens wären und Lust hätten, soll ihnen dasselbe, wie sie sich deß mit einander bedingen und vereinigen können, zugelassen sein, doch daß sie in solchem sich obenerzählter Maßen der Gebühr halten und beweisen. — Die andern Fechter aber, so um das Hosenlaken, welches wir auch aus Gnaden vergeben, fechten wollen, wollen wir, daß sie auch dergestalt, wie den Meistern eingebunden, fechten sollen. Welches wir also, darnach sich ein jeglicher zu richten, anzeigen lassen wollen**)."

Von welcher Wichtigkeit dem Herzog die ganze Sache war, bewies er auch noch dadurch, daß er eine besondere Fechtschule eingerichtet hatte, worin er jungen Leuten freien Unterricht in der Fechtkunst ertheilen ließ. Er berief zu diesem Zweck den ihm als tüchtigen Meister empfohlenen Ludwig Stobbe aus Mainz, und selbst die Stellung, die er ihm unter seinen Hofdienern anwies, ist ein Beweis, wie hoch er dessen Kunst schätzte. Außer dem damals schon nicht ganz geringen Gehalt von 20 Mark erhielt der Meister jedes Jahr ein Hofkleid von eben der Beschaffenheit, wie es die herzoglichen Edelleute am Hofe trugen, er hatte mit diesen freien Tisch am Hofe und freie Wohnung; „überdieß haben wir ihm, fügte der Herzog in seiner Bestallung hinzu, um noch mehrer gnädiger Erzeigung willen, auch zu seinem bessern Unterhalt unsre Hofkürschnerei, daß er dieselbe Arbeit, wie sie zuvor andere unsere Hofkürschner gehabt haben sollen, zugesagt". Er erhielt ferner zur Vermehrung seiner Einnahme auch die Erlaubniß, außer denen, die ihm der Herzog zum freien Unterricht in der Schule zuwies, auch solchen gegen gebührendes Honorar Fechtunterricht ertheilen zu dürfen, die sich in der Kunst noch mehr üben wollten; jedoch ward dieß nur auf gewisse Theile derselben beschränkt***).

*) Aufseher des Kampfplatzes, mit Stangen oder langen Stäben versehen.

**) Es wird dabei bemerkt: „Das hat Albrecht Hak öffentlich abgelesen".

***) Die auch sonst noch interessante Bestallung vom 30. Juni 1514 in der Beilage Nro. II.

Diese Vorliebe bewahrte der Herzog bis in sein hohes Alter. Noch im Jahre 1564 verpflichtete er seinen „lieben, getreuen" Fabian von der Baltz als Fechtmeister zum Unterricht seines Sohnes des jungen Herzogs Albrecht Friedrich „im Fechten mit allen ritterlichen Wehren".

Man meine jedoch nicht (wir wiederholen es hier mit Absicht), daß alle diese Studien des Herzogs in den verschiedenen Theilen des Kriegswesens eben nichts weiter als bloße Lieblingsstudien, vergnügliche Beschäftigungen in Mußestunden gewesen seien. Sie zielten vielmehr immer auf practische Anwendung hin, und wenn man die den Herzog näher berührenden Zeitverhältnisse und insbesondere seine oft sehr gefahrdrohende Lage nach außen hin etwas näher kennt, wird man wissen, wie nothwendig es für ihn war, stets in möglichster Kriegsbereitschaft dazustehen. Er war daher auch fort und fort bemüht, solche Männer in seinen Dienst zu ziehen, die mit ihren Kenntnissen und Erfahrungen im Kriegswesen unter seiner Leitung das, was ihm nöthig schien, auf geschickte Weise in Ausführung bringen könnten. So hatte er im Anfang des Jahres 1539 erfahren, es solle einige Zeit zuvor ein Graf von Mirandola mit Namen Gadotes, der aus Wälschland nach Deutschland gekommen sei und eine Zeitlang sich bei dem Kurfürsten von Mainz (des Herzogs Vetter) aufgehalten habe, sich durch besondere Geschicklichkeit, besonders auch im Kriegswesen auszeichnen. Er war ihm wegen seiner Kenntnisse so gerühmt worden, daß er sich sofort an Eustach von Schlieben und Heine Doberitz mit dem Gesuch wandte, aufs genauste nähere Kunde über diesen Mann einzuziehen. „Du wollest, schrieb er dem erstern, mit sonderm Fleiß aller Orten, wie Du sonder Zweifel wohl zu thun weist, gute Kundschaft haben und legen lassen, im Grunde zu erkundigen, was der Graf für eine Person, wes Geschicklichkeit, ob er gelehrt oder sonst in Kriegshändeln geübt oder gerühmt, was sein Vorhaben ist und wo er sich verhalten thut, auch was bei unserm Vetter, dem Erzbischof von Mainz sein Gewerb und Handlung gewesen und des Orts geschaffen und ausgerichtet, desgleichen auch so viel möglich zu erfahren, warum er aus Wälschland nach Deutschland entwichen ist. In dem Allem wollest Du an Deinem Fleiß nichts erwinden lassen und uns alsdann deß guten Bericht davon ins erste zuschreiben*)". Ohne Zweifel war der Herzog Willens, diesen Mann in seinen Dienst

*) Schreiben des Herzogs an Eustach von Schlieben, Dat. 16. Febr. 1539.

zu ziehen; aber man hört aus seinen Worten, daß ihm der vorangegangene allgemeine Ruhm noch nicht genügte, um dazu einen weitern Schritt zu thun. Wir finden auch nicht, daß dieß späterhin geschehen sei, vielleicht weil die erfolgten Berichte über den Grafen seinen Erwartungen nicht entsprachen oder auch nähere Nachrichten, wie sie der Herzog wünschte, nicht zu ermitteln gewesen waren.

Vor Allem suchte dieser zur Anordnung seines Kriegswesens und zur Ausführung seiner Entwürfe tüchtige Zeugmeister für seinen Dienst zu gewinnen. Es kostete dieß aber meist viele Mühe. Als er sich im Anfang des Jahres 1540 an den ihm befreundeten Grafen Georg Ernst von Henneberg mit der Bitte wandte, ihm doch „einen rechtschaffenen Gesellen zu verschaffen, der einen Zeugmeister abgeben könnte, auch sonst zu Schanzen, Brücken und andern Kriegsstücken zu brauchen sei", erwiderte ihm dieser: es sei schwer, solche Leute, wie sie der Herzog wünsche, jetzt in Deutschland aufzufinden, denn bei den obwaltenden gefährlichen Kriegsläuften hätten Herren und Städte solche Leute überall aufgehoben; die man etwa noch finde, seien entweder beweibt oder ständen in Sold, oder möchten aus ihrem angenommenen guten Dienst nicht fortziehen; überdieß wollten auch solche, die etwas verständen, immer sehr hoch und stattlich gehalten sein. Man finde zwar wohl schlechte Gesellen, die gute Büchsenmeister seien und viel in Schanzen geschossen hätten; zu solchen Kriegssachen aber wie sie der Herzog vorhabe, möchten sie nicht dienlich sein*).

Es gingen zwei Jahre vorüber, ohne daß der Graf des Herzogs Wunsch erfüllen konnte, denn im Jahre 1543 antwortete er diesem wieder: es sei ihm trotz aller angewandten Mühe noch nicht möglich gewesen, einen tüchtigen Zeugmeister für ihn zu bekommen, denn jetzt und in diesen geschwinden Kriegsläuften lasse kein Herr die, welche er habe, gern von sich ziehen und gebe ihnen viel lieber zwiefachen Lohn.

Erst im Jahre 1548 glückte es dem Herzog, einen Mann in seinen Dienst zu ziehen, der damals als Zeugmeister weit und breit in sehr hohem Rufe stand. Es war der berühmte Sächsische Zeugmeister Enderle Heß, der sich nachmals auch um die Befestigung des Schlosses Grimmenstein bei Gotha, eine der stärksten Festen im ganzen

*) Schreiben des Grafen Georg Ernst von Henneberg. Dat. Schleusingen, 26. Januar 1540.

mittlern Deutschland, große Verdienste erworben. Er hatte die Stadt nebst dem Schlosse mehre Jahre lang mit Befestigungswerken aller Art, Zwingmauern, Brustwehren, Wällen, Graben und Thürmen mit solcher Umsicht und kriegskundiger Berechnung umgeben und bewehrt, daß sie jedem feindlichen Angriff auf Jahre hinaus trotzen zu können schien. Der ausgebreitete Ruf dieses Mannes war dem Herzog ohne Zweifel längst bekannt. Er hatte jetzt kaum erfahren, daß ihm durch die Gefangenschaft des Kurfürsten von Sachsen, in dessen Dienst er stand, seine bisherige Wirksamkeit verkümmert oder vielmehr unmöglich gemacht sei, als er ihn für sich zu gewinnen suchte; er wandte sich deshalb sofort an des Kurfürsten Söhne, die jungen Herzoge von Sachsen. Er stellte ihnen vor: es seien ihm Nachrichten zugekommen, daß in Deutschland jetzt allerlei Verhandlungen und Pläne im Schwange sein sollten, die ihn fort und fort einen Einfall und Angriff in seinem Lande von seinen Feinden befürchten lassen müßten*). Er müsse sich daher nach Leuten umsehen, die mit Kriegshändeln umzugehen wüßten. Er erfahre nun aber, daß ihr Vater der Kurfürst den Zeugmeister Enderle Heß im Dienst gehabt, der sich jetzt anderer Geschäfte halber außer ihren Landen befinde, ohne einem Herrn verpflichtet zu sein. Da er wohl glauben dürfe, der Kurfürst werde ihm jetzt diesen Mann überlassen, so bitte er die jungen Herzoge, für ihn einen Urlaub auszuwirken, damit er ihn wenigstens so lange in seinen Dienst nehmen könne, bis ihn der Kurfürst wieder bedürfen werde**).

Ohne Zweifel hatte sich der Herzog mit Enderle Heß zuvor bereits über die Bedingungen verständigt, unter denen dieser in den herzoglichen Dienst zu treten versprach, sobald er vom Kurfürsten die erbetene Entlassung erhalte. Denn schon nach Ablauf einer Woche schloß jener mit ihm eine Bestallung ab, aus welcher man wiederum sieht, welch hohen Werth er auf den Dienst dieses kriegskundigen Mannes legte. Er versprach ihm darin einen Jahressold von 200 Mark, außerdem 30 Mark für Holz und andere Bedürfnisse,

*) Die Besorgnisse des Herzogs beziehen sich offenbar auf seine damaligen Verhältnisse zum Deutschen Orden. Vrgl. darüber meine Geschichte des Deutschen Ordens in seinen zwölf Balleien in Deutschland, II. 124 ff.

**) Schreiben des Herzogs an die jungen Herzoge von Sachsen, Dat. 8. Mai 1518.

freie Wohnung, die gewöhnliche Hofkleidung, freie Speisung am Hoftische der Edelleute, freie Beköstigung für einen Knecht, Futter für zwei Pferde, Licht und den gewöhnlichen Mittags- und Schlaftrunk ebenso, wie anderen Zweirössern und Hofdienern. Werde er über seine Amtspflichten zu besondern Kriegsgeschäften gebraucht, so sollte er noch eine besondere Besoldung und einen seinem Amte zuständigen Unterhalt genießen*).

Dagegen drohte dem Herzog noch in demselben Jahr der Verlust eines andern ausgezeichneten Kriegsmannes, der bei ihm in hohem Ansehen stand und sich schon früher in den damaligen Kriegshändeln in Deutschland nicht nur durch seine militärischen Kenntnisse und Erfahrungen, sondern auch durch seine Umsicht, Entschlossenheit und Tapferkeit weitverbreiteten Ruf erworben. Es war Klaus Berner, derselbe, der sich nachmals in der blutigen Schlacht bei Sievershausen als Feldmarschall im Streitheere des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach vor allen Obersten mit seinen vier Reitergeschwadern am ruhmvollsten hervorgethan, seit er in Herzog Albrechts Diensten stand, mehr sein Freund und vertrauter Rathgeber als sein Diener. Auch der junge Kurfürst Moritz von Sachsen kannte den ganzen Werth dieses verdienstvollen Kriegsmannes. Er hatte den Kurhut eben erst aufs Haupt genommen, als er den Versuch machte, ihn für sich zu gewinnen, indem er sich an den Herzog mit der Bitte wandte, Klaus Berner aus seinem Dienst zu entlassen, weil er wünsche, ihn in den seinigen zu nehmen. Allein der Herzog fand sich nicht geneigt, ihm diesen Wunsch zu erfüllen. Er schützte in der Antwort sein Lehensverhältniß zum Könige von Polen vor, fügte aber noch hinzu: die gefährlichen Zeitläufte nöthigten ihn jetzt mehr als je, geschickte und erfahrene Kriegsleute, auch wenn es mit großen Kosten geschehe, in seine Dienste zu ziehen. Der Kurfürst möge es ihm daher nicht übel deuten, wenn er ihm Klaus Berner nicht ablassen könne, da dieser ihm jetzt zumal unentbehrlich sei**).

Mit Enderle Heß blieb der Herzog auch später noch fast bis an sein Lebensende in fortwährenden Verbindungen und Verhandlungen über militärische Angelegenheiten. Ersterer war nämlich wahr-

*) Die Bestallung ist datirt: 15. Mai 1548.

**) Schreiben des Herzogs Albrecht an den Kurfürsten von Sachsen, Dat. 15. Septemb. 1548.

scheinlich bald nach des gefangenen Kurfürsten Freilassung zu diesem seinem alten Herrn zurückgekehrt, jedoch ohne vorerst aus des Herzogs Dienst völlig ausgeschieden zu sein, denn er nannte sich selbst im Jahre 1553 und 1554 noch „Preußischer Zeugmeister“. Erst in dem zuletzt genannten Jahre trat er wieder in Sächsische Dienste, versorgte aber den Herzog nach dessen Aufträgen immer noch von Gotha aus mit den tüchtigsten Büchsenmeistern und Büchsenschäftern, mit denen er selbst in des Herzogs Namen die nöthigen Verträge schloß oder er sandte ihm einen ausgezeichneten Zeugmeister zu. Als solchen empfahl er ihm, als er aus seinem Dienst trat, als seinen Nachfolger den Martin Reinwald als einen Mann, der sich nicht nur, wie er ihn kennen gelernt, als ein erfahrener Zeugmeister bewähren werde, sondern auch in Zeughäusern und Kriegsläuften wohl brauchbar sein könne *).

Wie bereitwillig und mit welcher Kenntniß in einzelnen Dingen des Kriegswesens er dem Herzog immer noch gern mit seinem Rath zur Hand stand, bewies er noch im Jahre 1564. Der Herzog hatte ihn um seine Meinung befragt: wie wohl Feuergewehre am zweckmäßigsten einzurichten seien und ihn zugleich beauftragt, zur Vervollständigung seiner Zeughäuser den nöthigen Vorrath derselben nach seiner Anweisung von einem geschickten Waffenmeister verfertigen zu lassen. Enderle Heß gab ihm zur Antwort: er habe mit Jacob Heufelder die Verabredung getroffen, daß er für den Herzog 3000 größere Handröhre, nämlich 1000 mit Feuerschlössern und 2000 mit Zünd- oder Schwammschlössern verfertigen solle und zwar nach dem ihm vorgelegten Muster, „auf welche Gestalt, Form, Ziel und Maaß sie zugerichtet sein müßten“. Der Herzog solle, wenn sie mit guter, starker Nürnberger, reiner Schiftung, beschlagenen Flaschen-Formen, Kugelziehern, Kretzern und von gutem Suhler Eisen zugerichtet würden, für jedes Rohr mit einem guten Feuerschloß vierthalb Thaler, mit einem Zündschloß drittthalb Thaler zahlen **). Der Zeugmeister giebt jedoch dem Herzog den Rath: er möge den größten

*) Schreiben des Enderle Heß an den Herzog, Dat. 20. Aug. 1553 und Gotha Dienstag nach Bartholomäi 1554.

**) In dem mit Heufelder geschlossenen Contract wird noch bestimmt, daß die verfertigten Röhre vor der Ablieferung beschossen und versucht werden müßten.

Theil der Röhre mit solchen Feuerschlössern, wie er ihm eins als Muster zuschicke, machen lassen, denn sie könnten im Regen und bösem Wetter doch stets sicher gebraucht werden. „Es ist doch, fügt er hinzu, mit den andern mit den Schwammschlössern nicht also anzuschlagen und so gewiß zu schießen; so werden auch fast bei allen Fürsten die Schwammschlösser gar wenig mehr gebraucht, man lasse dafür Feuerschlösser machen." Der Zeugmeister erfreute aber den Herzog auch noch durch Uebersendung einer andern das Kriegshandwerk betreffenden Planzeichnung, die er für ihn hatte anfertigen lassen. „Dieweil ich weiß, schreibt er ihm, daß Ew. fürstl. Durchlaucht den unchristlichen Feind, den Moscowiter nahe haben, so habe ich als treuer, alter und gehorsamer Diener von wegen der großen Wohlthaten, so Ew. fürstl. Gnaden mir gnädiglich erwiesen, nicht unterlassen können, nachdem ich mit Fleiß meinem gnädigen Fürsten und Herrn etliche Feuerwerke zum Sturm habe machen lassen, Ew. fürstl. Durchlaucht desgleichen dieselben in ein Muster mit allem möglichen Fleiß abreißen und zurichten lassen, die ich hiemit Ew. fürstl. Durchlaucht in Unterthänigkeit überschickt will haben und es werden sie sonder Zweifel Ew. fürstl. Durchlaucht mit Fleiß also dem abgerissenen Muster nach zurichten lassen, damit sie Ew. fürstl. Durchlaucht in den Besatzungen in den Graben zum Sturm gebrauchen könnten *)".

Dem Zeugmeister war zunächst der Büchsenmeister untergeordnet; im Kriegsfelde stand er unter dem Befehl eines Hauptmanns. Gewöhnlich hatte der Herzog nur einen, öfter auch zwei und mehre in seinem Dienst, jedoch nicht immer in seiner Residenz, sondern zuweilen in einer nahe gelegenen kleinen Stadt oder mitunter auf dem Lande, wo er, wenn er keine Dienstgeschäfte zu verrichten hatte, auch durch andere Erwerbszweige für seinen Unterhalt sorgen konnte. So finden wir z. B. einen noch im herzoglichen Dienst und Sold (von 20. Mark) stehenden Büchsenmeister im Besitz eines freien Krugs in Tapiau, den ihm der Herzog verliehen hatte. Ihre Dienstzeit

*) Schreiben des Enderle Heß, Dat. Gotha 16. Januar und Montag nach Lichtmeß 1561. In einem dieser Schreiben fügt er eigenhändig hinzu: Ich will auch Ew. F. D. nicht verhalten, daß ich itzt gewaltige Sturmringe und Sturmkugeln, auch Pfleocher (?) habe, der will ich Ew. F. D. die Muster in kurz zuschicken, damit die Steinschlößer desto vermöglicher sollen zu Feuer sein.

war in der Regel unbestimmt und ihre Dauer hing von des Herzogs Willen ab oder sie wurde sogleich bei der Dienstannahme nur auf eine gewisse Anzahl von Jahren festgestellt. Man darf sie jedoch nicht als eigentliche Soldaten betrachten, sondern es waren zunftmäßig in ihrem Fache angelernte Männer.

Dieses ihr Fach theilte sich in mehrfach verschiedene Zweige, die zwar alle zu dem Theil des Kriegswesens gehörten, den wir heut zu Tage Artillerie nennen, deren Kenntniß und Ausübung jedoch nicht immer in einen Meister vereinigt waren. Gemeinhin war die kunstmäßige Anfertigung und Zubereitung des leichten und schweren Geschützes in seinen verschiedenen Arten, das Büchsengießen ihr gewöhnliches und wichtigstes Geschäft. Deshalb hießen sie auch Büchsenmeister, denn unter der generellen Benennung „Büchse" begriff man damals Alles, was wir jetzt unter dem allgemeinen Ausdruck „Geschütz" verstehen. Die fremdländische Benennung „Kanone" war in Preußen um diese Zeit noch nicht gebräuchlich.

Bei des Herzogs eifrigen Studien in allen Theilen des Kriegswesens darf man schon voraussetzen, daß er auch diesem Zweig stets seine besondere Thätigkeit zugewendet habe und zwar war er fort und fort auch hier bemüht, Alles, was in Einzelnheiten zur Sache gehörte, in möglichst erreichbarer Verbesserung und vollkommener Form herzustellen. Schon im Jahre 1524, also noch in seinem Hochmeister-Amt, nimmt er den geschickten Büchsenmeister Lorenz Behem auf drei Jahre in Dienst. Dieser verpflichtet sich, „alle Darlegung zu gießen, als Werkzeug und Anderes, was dazu gehört und ihm aufgetragen werde." Der Herzog will ihm dagegen von jedem Centner Nürnberger Gewichts zu gießen einen Gulden als Lohn geben. „Würde es sich aber begeben, heißt es dann, daß ich in Zeit meiner Dienste ein oder mehre Stücke Büchsen, wie vorberührt, gießen, bis zum Ende ausbereiten und alsdann nach Gebrauch und wie sich gebührt, beschießen (d. h. zur Schußprobe bringen) würde, was ich zu thun schuldig sein will, und dieselben Büchsen im Schießen nicht bestehen und zerbrochen würden, so soll und will ich demnach schuldig und pflichtig sein, dieselben Büchsen von neuem zu gießen," wofür ihm der Herzog nichts geben soll, bis sie wehrlich und gut gegossen und ausbereitet werden Der Herzog erlaubt ihm, wenn er für ihn nicht zu gießen und keine Arbeit habe, auch für Andere, die ihn brauchen wollten, gießen zu dürfen, doch solle er solche stets zuvor

anzeigen; wären sie dem Orden oder dem Lande widerwärtig, so solle ihm das Gießen für sie verboten sein. Der Büchsenmeister erhält außerdem noch einen jährlichen Dienstsold von 100 Gulden, einen noch besonders besoldeten Knecht, ein gewöhnliches Hofkleid nebst Essen und Trinken, wie das andere Hofgesinde *).

Es ward auswärts keine Verbesserung, keine Erfindung gemacht, die der Herzog, sobald er davon erfuhr, nicht auch bei seinem Geschützwesen in Anwendung zu bringen suchte. So hatte man ihm einst mitgetheilt: ein Herr von Sternberg in Prag habe einen Büchsenmeister im Dienst, der Doppelbüchsen anzufertigen verstehe. Sogleich wendet er sich an ihn mit der Bitte: ihm entweder diesen Meister oder einen andern, der eben solche Büchsen machen könne, auf einige Zeit zukommen zu lassen. Er erhielt jedoch vom Herrn von Sternberg die Antwort: sein Büchsenmeister habe leider eine Hand verloren und sei arbeitsunfähig, einen andern Meister aber in solcher Kunst kenne er nicht **). Dagegen empfahl ihm einige Jahre nachher ein auf dem Schlosse zu Prag angestellter Büchsenmeister einen „Gesellen", der nicht blos Büchsen zu gießen verstehe und zwar nach „Französischer und Wälscher Manier, sondern auch seltsame Feuerwerke machen könne." Der Geselle, Büchsenmeister Wenk genannt, rühmt sich dessen zugleich auch selbst, nimmt dabei aber den Mund etwas voll. Er habe, schreibt er, Nürnberg, Breslau und Wien gesehen, es sei jedoch alles Kinderwerk gegen die Französische Manier. Nur in Neustadt, 8 Meilen von Wien sei es recht angefangen. Er verstehe auch Feuerkugeln zu machen, wie sie noch bei keinem Fürsten oder König gebraucht seien, es sei zu Wasser oder zu Land; er mache die Kugeln nicht mit Buntwerk, sondern gegossene kupferne, die zum Sturm über alle andern Geschütze seien. Er versichert dem Herzog, in Böhmen schon anderthalbhundert Stück gegossen und alle wie aus Handbüchsen daraus geschossen zu haben. Er wolle gern zu ihm kommen, nur möge man ihm anzeigen, wie viel Centner zu gießen seien. Er werde dann seine Kunst auch zwei Büchsenmeistern zeigen, die Lebenslang bleiben könnten. Er habe sie auch dem Pfalzgrafen Friedrich gezeigt, der ihm dafür 100 Rhein. Gulden und ein

*) Die Bestallung hat das Datum: Donnerstag nach trium regum 1524.

**) Schreiben des Herrn Johann von Sternberg, Dat. Prag Freitag nach Francisci 1529.

Kleid gegeben habe; dasselbe müsse ihm auch der Herzog versprechen *).

Es ist ungewiß, ob sich der Herzog auf dieses vielversprechende Anerbieten eingelassen habe. Wir finden wenigstens einige Jahre nachher einen andern Büchsengießer in seinem Dienst. Er schließt mit diesem einen Vertrag, wonach er gegen ein Lehrgeld von 100 Rhein. Gulden einen Lehrburschen vier Jahre lang in der Kunst des Büchsengießens unterrichten soll, namentlich „im Formen, Zubereitung des Lehms, Abtheilung, Einrichtung des Ofens, Feuerausbreitung, Gießen und Schießen, nebst Allem, was zum Handwerk gehört und irgend zur Kunst des Gießens nöthig und nützlich ist. **)."

Die Sorgfalt, welche der Herzog fort und fort auf die Verbesserung und damals mögliche Vervollkommnung dieses Zweigs des Kriegswesens verwandte, scheint das bei ihm verfertigte Geschütz bald auch im Ausland in besondern Ruf gebracht zu haben. Wir finden, daß sich einmal der König von Dänemark an ihn mit der Bitte wendet, ihm einige unter seiner Aufsicht angefertigte Geschütze für sein Zeughaus zukommen zu lassen. Im Jahre 1540 richtet der Fürst Johann II. von Anhalt an ihn das Gesuch, für ihn die Herstellung einer Büchse durch einen geschickten Meister besorgen zu wollen. Der Herzog erklärt sich dazu zwar sehr bereit, stellt ihm jedoch die großen Beschwerden und Kosten vor, die der Transport verursachen würde und giebt ihm den Rath, er möge entweder, wenn er die Büchse durchaus in Königsberg gegossen haben wolle, einen Diener schicken, der den Transport zu Wasser oder Land übernehme, oder dieselbe bei sich gießen lassen; das nöthige Kupfer wolle er ihm gern hinaussenden. Der Fürst nahm den letzten Vorschlag an und der Herzog erfreute ihn bald mit dem bedeutenden Geschenk von 40 Centner Kupfer, doch mit der Bitte: der Fürst möge auf der neuen Büchse sein (des Herzogs) Wappen anbringen lassen ***).

*) Schreiben des Büchsenmeisters Wenk, Dat. Prag Dienstag nach Aegidii 1532.

**) Vertrag mit dem Büchsengießer-Meister Martin, Dat. Königsberg Fastnacht 1537. Es wird darin auch bestimmt: der Lehrbursche solle, nachdem er nach Ablauf der Lehrjahre das Lehrgeld beim Herzog abverdient, sich in keines andern Herrn Dienst außer in den der Brandenburgischen Fürsten begeben dürfen.

***) Schreiben des Fürsten Johann von Anhalt, Dat. 10. Sept. 1540. Schreiben des Herzog an ihn, Dat. 23. April 1541. Der Werth des Kupfer-

Mit einer ähnlichen Bitte wandte sich nachmals (1558) selbst ein Fürst von Samos und Paro — er nannte sich Heraclides Jacob Basilicus, Despote von Samos, Markgraf und Fürst von Paro (zwei Inseln im Aegäischen Meer) — an den Herzog, mit dem er schon im Jahre zuvor in nähere Bekanntschaft gekommen war. Der Fürst, der, damals aus seinem Fürstenthum vertrieben, sich in Jassy oder Jas in der Walachei aufhielt, mochte auf irgend eine Weise von des Herzogs militärischen Studien und Kenntnissen Manches erfahren haben. Er überraschte diesen mit zwei Schreiben, in deren einem er ihm Mittheilungen über ein Kriegsbuch machte, welches er ihm zuzusenden versprach; in dem andern empfahl er ihm einen gewissen Horatius Curio, von dem er wünschte, daß er sich in des Herzogs Dienst, wahrscheinlich im Kriegswesen, ausbilden möge. Dieser nahm das Anerbieten freundlich auf, dankte dem Fürsten verbindlichst für das ihm bewiesene wohlwollende Vertrauen und übersandte ihm auf seine Bitte sein Bildniß *). Dieser voll Dankes und hoch erfreut über die Bereitwilligkeit, mit der der Herzog seinen Wünschen entgegengekommen war, bedauerte nur, daß er in seiner jetzigen Lage nicht im Stande sei, seinen Dank auch noch in anderer Weise bethätigen zu können; er hoffte aber, daß ihm dieß bald im Wiederbesitz seines Erbfürstenthums zu seiner Freude möglich sein werde **). Er richtete zu gleicher Zeit an die Herzogin auch die Bitte, es bei ihrem Gemahl zu befürworten, daß dieser ihm in seiner jetzt anlie-

geschenks betrug 360 Gulden, denn der Centner Kupfer kostete damals 9 Gulden Der Herzog zog es größten Theils aus Polen.

*) Schreiben des Herzogs Albrecht, Dat. Konigspergae XXVIII. Octobr. 1557. Der Herzog nennt den Fürsten Illustris nobis amanter dilectus D. Heraclides Jacobus Basilicus Despota Sami, Marchio et Princeps Pari.

**) Das Schreiben des Fürsten mit eigenhändiger Griechischer Namensunterschrift ist ohne Datum. Es heißt darin: Illustrissimae Celsitudinis vestrae litteras accepi cum effigie sua ac viatico pro quibus infinitas gratias ago, mihi enim ista a Celsitudine vestra gratissima sunt, sciens animi sui erga me propensionem. Ego cum in ipso discessu sum, sperans me brevi et patria et patrimonio potiturum, de quo gaudio, quoniam erit mihi maior occasio demonstrandi benefactoribus ac patronis meis animi gratitudinem.

genden Noth mit etlichem leichten Geschütz behülflich sein möge, weshalb er soeben seinen vertrauten Diener nach Preußen sende *).

Wenn manche Büchsenmeister, wie wir bisher sahen, sich hauptsächlich oder wohl auch ausschließlich nur mit dem Büchsengießen beschäftigt zu haben scheinen und sich nur dazu verpflichteten, so übernahmen andere außerdem auch noch verschiedene andere zum Kriegswerk gehörige Dienstgeschäfte. Stenzel Karg, der Büchsenmeister des Königs von Polen, erbietet sich dem Herzog, seinen „möglichen Fleiß darauf zu verwenden, Hauptstücke, Steinbüchsen, Werfmörser, Hagelgeschoß und was sonst zu einem Zeughaus gehört, einzufassen, auch das sonst zu einer Arkeley (Artillerie) Gehörige mit den Werkmeistern anzuordnen und zu allerlei Geschütz Pulver zu machen;" endlich will er sich auch gebrauchen lassen, Feuerkugeln zum Schimpf und Ernst zuzubereiten **). Ein andermal nimmt der Herzog einen Büchsenmeister in Sold, der zugleich als Pulvermacher außer dem Geschäft der Pulverbereitung auch in Feldzügen, Belagerungen, Feuerwerken, Salpeter- und Schwefelläuterung und andern Dingen solcher Art Dienste zu leisten hat. Außer seinem Jahressold von 50 Mark und freier Station (5 Mark für Korn, Hofkleid, Licht, Mittags- und Schlaftrunk, freier Tisch zu Hof mit den andern Büchsenmeistern und freier Wohnung in der Pulvermühle) erhält er, wenn er auf Befehl des Herzogs Pulver macht, noch besondern Macherlohn, vom Centner grobes Schlangenpulver eine halbe Mark, vom Centner Handschützen- und Birschpulver fünfzehn Groschen. Der uns bekannte Enderle Heß schickt dem Herzog einen für ihn in Dienst genommenen Büchsenmeister, der als geschickter Büchsenschäfter „sonderlich das Büchsenfassen im Zeughaus" übernehmen, jedoch sich auch sonst in Feldzügen, Besatzungen und wo er irgend dienlich ist, gebrauchen lassen soll. Er erhält außer seinem Dienstsold von 40 Mark und der gewöhnlichen freien Station, wenn er Büchsen oder Haken im Zeughaus schäft, für jedes Stück 4 Preuß. Groschen, wenn er aber großes Geschütz oder Stücke fassen hilft, die Woche 15 Groschen ***).

*) Schreiben desselben an die Herzogin von Preußen, Dat. In Jas in Wallachey Anno 1558.

**) Schreiben des Stenzel Karg, Dat. Krakau 16. Juni 1543.

***) Enderle Heß schloß den Contract im Namen des Herzogs, Datum 20. Aug. 1553.

Sahen wir also bisher im herzoglichen Dienst bald Büchsenmeister nur als Geschützgießer, andere zugleich als Pulvermacher und Feuerwerker und wieder andere als Büchsenschäfter oder Büchsenfasser angestellt, so kommt dazu noch ein Büchsenmeister, der als Radmacher verpflichtet ist, im Zeughaus alles, was an Räderwerk nöthig befunden wird, anzufertigen, ein anderer, der als Kleinschmid alles erforderliche Eisenwerk herzustellen hat, und endlich einer, der als Büchsenmeister für die herzoglichen Gebäude zur Baumeisterei, Tischlerei und Büchsenmeisterei in Bestallung genommen wird. Ihr Jahressold war sehr verschieden, bald, wie der des letztern 50 Mark, bald 40 oder 35 oder auch nur 30 Mark. Alle genossen die erwähnte freie Station, jedoch auch diese nicht immer in gleicher Art.

Es darf wohl kaum bemerkt werden, daß der Herzog immer auch sehr bemüht war, so viel nur möglich gut eingeübte Büchsenschützen in seinem Dienst zu haben. Es hielt oft schwer, solche aufzufinden, zumal zu schwerem Geschütz und zu Schiffbüchsen, und sie mußten immer gut besoldet werden, „weil, wie es einmal heißt, nach solchen Leuten mehr als eine Hand greift." Als daher der König von Dänemark den Herzog im Jahre 1539 ersuchte, ihm etliche Schiffbüchsenschützen, desgleichen sechs oder acht solche, die zu großem Geschütz dienlich seien, auf Condition zu bestellen und zu vergewissern, erhielt er von ihm die Antwort: „Wir wären Ew. königl. Würde sowohl in dem, als allen andern nach unserm Vermögen ganz gutwillig und freundlich zu dienen begierig. Allein wir befürchten uns, daß an dem nicht Mangel vielleicht befunden werden möchte, angesehen, daß wir Büchsenschützen selbst Behuf und der zu unserer Nothdurft noch nicht genugsam für die Hand bringen können *)."

Betreten wir jetzt die herzoglichen Zeughäuser — denn es waren deren mehre — so begegnen wir zuerst einen Zeugwart, der über Alles die Oberaufsicht führte und für die Erhaltung der vorgeschriebenen Ordnung verantwortlich war. Sodann finden wir die verschiedenen leichten und schweren Geschütze zum Theil noch aus der letzten Ordenszeit und allerlei Gattungen von andern Wehren und Waffen aufgestellt. Wir sehen gegossene Karthaunen, inwendig ausgegossene und halbe Karthaunen, auch Schnellvögel genannt, Schlan-

*) Schreiben des Herzogs an den König von Dänemark, Dat. 2. November 1539.

gen, Feld- und Nothschlangen, Falkaunen und Falkonete, Mörser, Keilstücke, Steinbüchsen, Eisenstücke, s. g. Orgelpfeifen oder Orgelgeschütz mit 6 oder 7 Röhren (Läufen), daneben ganze und halbe Hakenbüchsen, Doppelhaken, eine große Zahl von Handröhren, Stahlhaken, dann weiterhin die zu diesen verschiedenen Geschützgattungen gehörigen Pulverladen und Pulverflaschen in ihren verschiedenen Arten zu ganzen oder halben Haken, Stahlhaken und Handröhren; auf dem Boden geordnet liegen zu vielen Hunderten in verschiedener Größe die Kugeln zu den Karthaunen und halben Karthaunen, Schnellvögeln, Feld- und Nothschlangen, Mörser und Steinbüchsen, sodann neben ihnen eine große Zahl der Handwaffen, Hellebarten, Spieße und dgl.; endlich in weiten Räumen die Böcke, das Hebezeug, Hebewinden, Radwinden u. s. w. *).

Der Herzog war unablässig bemüht, dieses sein Geschützwesen immer mehr zu vervollständigen, die einzelnen Theile desselben zweckmäßiger zu verbessern und entdeckte Mängel zu beseitigen. So läßt er sich im Jahre 1528 vom Grafen Wilhelm von Henneberg das Muster zu einem neuen Mörser kommen, weil ihm wahrscheinlich die bisherige Beschaffenheit dieses Geschützes nicht mehr genügte. Um seinen Vorrath von Haken und Handröhren noch zu vermehren, ersucht er im Jahr darauf den Erbtruchseß im Königreich Böhmen Herrn Johann von Hasenberg, für ihn eine Anzahl von solch kleinem Geschütz anzukaufen und ihm zuzusenden; er erhält jedoch die Antwort: es sei jetzt nirgends zu beschaffen, denn es sei eine Zeit, in der sich jeder rüste **). Er läßt sich einige Jahre nachher von einem ihm rühmlichst empfohlenen Büchsenmeister in Schweidnitz 30 ganze Haken, 20 Quartierhaken und 50 Doppelhaken gießen; sie sind so tüchtig gearbeitet, daß sie sämmtlich den Probeschuß bestanden haben und der Rath von Schweidnitz schickt sie nun, da der Meister bald darauf gestorben, dem Herzog zu ***). Ein andermal besorgt ihm wieder der Graf Georg Ernst von Henneberg nach einem ihm zugeschickten Maaß und Muster den Guß von einigen Büchsen und einen halben Büchsenhaken bei einem Meister in Augsburg.

*) Nach einem noch vorhandenen Verzeichniß.

**) Schreiben des Herrn von Hasenberg, Datum Budin Sonntag vor Andreä 1529.

***) Schreiben des Raths von Schweidnitz, Dat. Dienstag nach Lätare 1534.

Hörte er von irgend einer Verbesserung in einem Theil des Geschützwesens, so ließ er nicht ab, bis er sie selbst in Anwendung bringen konnte. So schrieb er im Jahre 1538 an Sigmund Pfinzing: „Die zwei Büchsen, die Ihr, wie wir erfahren, habt gießen lassen, möchten wir gern sehen, wie sie wären. Dieweil es aber nicht geschehen kann, so begehren wir mit Gnaden, Ihr wollet uns derselben Länge, Abtheilung, auch die Größe der Kugel entwerfen lassen und uns alsdann zuschicken, denn wir neulich auch etliche geschraubte Stücke haben gießen lassen, welche Euch unsers Versehens, so Ihr's sehen solltet, auch nicht übel gefallen würden *)." Und einige Jahre nachher schreibt er ihm wieder: „Daß Ihr Euch zwei Schlänglein, dergleichen nie gesehen, noch gegossen, auch mit großem Vortheil zu gebrauchen sind, habt gießen lassen, möchten wir sehr gern leiden, begehren's auch mit Gnaden, daß Ihr uns einen Abriß davon zuschicket, daraus wir uns zu ersehen, wie die gegossen und nach dem sich vielleicht unsre Gießer auch zu befleißigen und ihre Kunst daran zu beweisen **)."

Es konnte, wie wir schon oben hörten, nicht fehlen, daß das in Preußen unter des Herzogs Aufsicht gegossene Geschütz sehr bald auch im Ausland, namentlich in den Nachbarlanden in besondern vortheilhaften Ruf kam. Schon im Jahre 1536 ließ ihn der junge Fürst Sigismund August von Polen ersuchen, in seiner Stückgießerei für ihn einige Bombarden und Feldschlangen gießen zu lassen und der Herzog fügte dann als Geschenk auch noch etliche Falkonete hinzu. Einige Jahre nachher wandte sich an ihn auch der König Christian von Dänemark mit der Bitte, zu Behuf der Bewehrung einiger seiner Schiffe für ihn vier Karthaunen anfertigen zu lassen. Da der Herzog im Zweifel war, von welcher Beschaffenheit solche der König wünsche, so antwortete ihm dieser: er habe solche gemeint, womit man Mauern und Befestigungen brechen könnte, nemlich vier gegossene halbe Karthaunen mit allen ihren Zubehörungen ***).

*) Schreiben des Herzogs an Sigmund Pfinzing, Dat. 12. Juni 1538.

**) Schreiben des Herzogs an S. Pfinzing, Dat. 19. Jan. 1540.

***) Schreiben des Königs von Dänemark, Dat. Gottorp Donnerstag nach **trium regum 1540**. Ueber seine damalige Schiffsartillerie fügt er hinzu: „Dieweil wir ohne das mit ziemlichem und nothdürftigem Geschütz, auch fast dermaßen, als vielleicht in guter Zeit keiner unserer Vorfahren gewesen, versehen

Wir fanden, wie oben erwähnt, die Räume der herzoglichen Zeughäuser zum Theil auch mit dem s. g. „Zeug" angefüllt. Es waren dieß theils mehre mit Eisen beschlagene Böcke, Mauerbrecher oder Kriegsmaschinen zur Zerstörung der Mauern, man nannte sie daher auch Sturmböcke, theils waren es verschiedene Arten von Hebezeug oder Hebewinden, Maschinen, deren man sich bediente, um Geschütz von größerem Kaliber auf die Geschützgestelle aufzuwinden oder von denselben herabzuheben. Für letztere war damals in Preußen die Benennung Laffete noch nicht gebräuchlich. Auch in diesen Dingen nahm der Herzog jede Belehrung, jede neue Verbesserung in fürstlicher Weise stets dankbar an und niemand stand ihm mit seinen Erfahrungen und seinem Rath mehr zur Hand als der uns schon bekannte, immer auch mit Kriegsstudien beschäftigte Sigmund Pfinzing aus Marolstein. Schon im Jahre 1534 meldete er ihm aus Leipzig: weil er wisse, daß der Herzog gutes und gewaltiges Geschütz habe, wozu denn auch solch Gezeug sehr dienlich und nützlich sei, so schicke er ihm hiemit zwei Winden zu, wie er sie wohl noch nie gehabt und wie man sie auch wohl niemals gesehen habe, „denn was ich dabei aufgebracht hab, ist also, daß Ew. fürstl. Gnaden mit der großen Winde mögen eine Stückbüchse allein aufheben auf einen Wagen von der Erde oder aus einer Lade in die andere, die hundert oder anderthalbhundert Centner haben kann." Was sonst noch dazu gehöre, sei blos von Holz gemacht. Wünsche es der Herzog, so wolle er für ihn ein kleines Muster von Holz anfertigen, solches verjüngen und es so erklären, daß es der Herzog selbst eben so gut ausführen lassen könne, als wenn er selbst anwesend wäre. „Diese Kunst, fügt er endlich hinzu, ist noch nie gesehen worden*)."

Wie zu erwarten war, nahm der Herzog das Anerbieten mit Freude an und ersuchte Pfinzing in gewohnter freundlicher Weise, das Muster in der von ihm angegebenen Form für ihn in Nürnberg anfertigen zu lassen. Er erhielt es auch bald, mußte jedoch, bevor ihm die Ausführung möglich war, Pfinzing um eine genauere An-

und gefaßt sind, so ist doch allein diese Ansuchung bei Ew. Liebden darum geschehen, wir haben acht Karthaunen, die wir zu Schiffbehuf gießen lassen, im Werk;" aber die Fertigung derselben sei zur Zeit noch ungewiß und doch möge er seine Schiffe möglichst bald versorgt wissen.

*) Schreiben des Sigmund Pfinzing, Dat. Leipzig am T. Galli 1534.

gabe des Maaßstabs, der Höhe der Räder und nähere Belehrung über andere dergleichen Dinge bitten *). Nach einiger Zeit wurde ihm auch diese in gründlichster Ausführlichkeit mitgetheilt, wobei Pfinzing bemerkte: er habe ein solch Hebezeug auch dem Markgrafen Joachim dem Jüngern von Brandenburg zugeschickt; es sei mit den Haken so eingerichtet, daß man eine Büchse, wenn sie einmal in einen Graben fiel, mittelst der Winden wieder herausziehen, oder auch etwas Gewaltiges damit zerreißen, Gitterthore aufsprengen, starke Lasten zusammenziehen könne u. s. w. Ueberhaupt seien solche große Winden zu vielen andern Dingen tauglich. Dieß alles könne er freilich dem Herzog schriftlich nicht ganz klar machen **).

Im Herbst des Jahres 1535 erfährt der Herzog: der Rath zu Nürnberg habe einige ganz besonders zugerichtete Wagen und Hebezeug anfertigen lassen, womit man das schwerste Geschütz emporheben könne. Er wendet sich sogleich an den dortigen Bürger und Rathsherrn Christoph Fürer mit der Bitte, ihm ein Muster von allen einzelnen Theilen solches Zeugs möglichst bald zukommen zu lassen ***). Fürer giebt ihm die Nachricht: es befinde sich allerdings in Nürnberg ein Werkmeister, der solche Wagen anfertige, auf welchen man mit 8 Pferden 202 Centner fahren könne. Die Achse von Eisen laufe mit dem Rade um und er wolle dem Herzog ein Muster davon zukommen lassen †). Johann Apel aber, an den sich dieser ebenfalls in derselben Sache gewandt, meldete ihm zu gleicher Zeit: es solle dort ein Wagen zum Geschütz sein, worauf man mit vier Pferden eben so viel als sonst mit zwölf fahren könne. Er habe nun zwar das Gesuch des Herzogs durch einen guten Freund bei den dortigen Kriegsherren anbringen lassen, diese aber hätten die Anfertigung eines Musters von allen Theilen des Gezeugs für unmöglich erklärt; werde jedoch der Herzog einen Sachverständigen nach Nürnberg schicken, so sei man gern bereit, einem solchen Alles vollständig mitzutheilen ††). Es gelang nun zwar Christoph Fürer

*) Schreiben des Herzogs an Pfinzing, Dat. Januar 1535.

**) Der sehr ausführliche Bericht Pfinzings, Dat. Marolstein am Osterabend 1535.

***) Schreiben des Herzogs, Dat. 14. Nov. 1535.

†) Schreiben des Christoph Fürer, Dat. Nürnberg 13. Febr. 1536.

††) Schreiben des Johann Apel, Dat. Nürnberg 15. Februar 1536.

dennoch, dem Herzog das gewünschte Muster zusenden zu können; dieser indeß erwiderte ihm: „Wir haben die Muster, die Ihr uns überschickt, wohl besehen und gefallen uns auch die Hebezeuge mit den Winden nebst dem neuen Bock sehr wohl. Allein wir besorgen doch und glauben nicht, daß solche Wagen weit gebraucht werden können, denn obgleich der Meister versichert, daß sie Bestand haben sollten, so ist dieß doch schwer glaubhaft, weil, wie auch Euer Bedenken ist, es sich daran stoßen wird, daß Eisen auf Eisen geht und eins das andere angreift. Aber es ist sicherlich und weislich gehandelt, daß man (dieweil draußen Landes viele geschickter, werklicher Köpfe, die auf solch und dergleichen kunstreiche Stücke guten Verstand haben) auf mancherlei Form und Muster versucht, damit andere auch und viel zu solchem Werke gebraucht werden möchten. Was nun an Euch von neuen Mustern gelangen thut, wollet uns unverhalten nicht lassen, denn ob wir wohl Euch gern etwas von seltsamen Mustern schicken wollten, so hat diese Landesart nicht also scharfsinnige Köpfe *)."

Man erfährt aus dieser letztern Bemerkung, daß der Herzog in diesen Dingen immer noch ans Ausland, namentlich an das erfindungsreiche und kunstfertige Nürnberg angewiesen war. Von dort meldete ihm im Jahre 1541 auch sein Geschäftsführer Georg Schultheß: er habe für ihn ein neues Werkzeug, womit man die Schrauben zum Hebezeug der Geschütze mache, anfertigen lassen und außerdem auch neues Hebezeug bestellt, woran man bis zu 200 Centner heben könne. Das erstere nahm der Herzog dankbar an; in Betreff des letztern aber schrieb er ihm: er habe allerlei Bedenken, solches anzunehmen, denn er befürchte, es möchte zu theuer angeschlagen werden; könne man es aber für einige 20 Gulden erhalten, so sei er damit zufrieden **).

Auch zur Anfertigung und Beschaffung der benöthigten Rüstungen mußte der Herzog sich in früherer Zeit fast beständig nach auswärts, meist nach Augsburg und Nürnberg wenden, denn in diesen beiden Städten befanden sich auch in diesen Dingen damals noch die tüchtigsten Werkmeister. Beim Plattner Kolmann, einem sehr geschickten Helmschmid in Augsburg, läßt er sich im Jahre 1533

*) Schreiben des Herzogs, Dat. 23. Juli 1536.
**) Schreiben des Herzogs, Dat. 6. Mai 1541.

einen Küraß machen, der (wie es damals noch Sitte war) vergoldet 60 Gulden kostet. Zu gleicher Zeit stand er für andere Rüstgattungen mit dem ihm sehr empfohlenen Plattner Wilhelm von Worms in Nürnberg in Verbindung. Einige Jahre später bestellt er für sich bei seinem schon erwähnten Geschäftsführer Georg Schultheß in Nürnberg „Stel Glider" (stählerne Glieder? — wahrscheinlich stählerne Armschienen) mit Hals (Halsberge) *) Stirn und aller Zubehörung, auch einen Fechtsattel, der nicht zu weich und nicht zu lang sein soll, ferner 9 doppelte Straussfedern um die Helme oder Hauptharnische, sie sollen ganz weiß und oben an den Enden Tollen (Quasten oder Troddel) mit Roth eingesprengt sein; sodann noch an Ringharnischen 2 Paar Flankern (?) **), 11 Paar Aermel (Armschienen) 8 Schürzen (Blechschürzen zur Bedeckung des Unterleibs) und eine Blechscheere, endlich noch 11 Köcher und 10 Winden zu Armbrüsten. Um sich der Abhängigkeit in diesen Dingen von auswärts zu entschlagen, vielleicht auch zur Verminderung der meistens sehr bedeutenden Kosten trug der Herzog im Jahre 1542 dem genannten Geschäftsträger auf, für ihn einen Plattner zu ermitteln, den er mit Besoldung und freier Wohnung versorgen wolle; aber es dürfe kein Säufer sein, sondern ein tüchtiger, verständiger Meister seines Handwerks, der seine Kunst fertig und vollkommen verstehe. Sei es aber, daß dieß nicht glückte oder andere hindernde Ursachen obwalteten, er mußte sich späterhin doch wieder an einen Fremden wenden. Er ließ mit einem gewissen Georg Liebenauer einen Vertrag schließen, wonach sich dieser verpflichtete, dem Herzog außer 500 halben Haken auch 100 Sturmhauben und etliche Panzer zu liefern; er versprach, es in Betreff der letztern mit den Meistern so genau wie möglich zu bedingen und sie für den Herzog so zu berechnen, daß dieser keine Uebersetzung zu befürchten haben solle. Die Lieferung erfolgte. Liebenauer aber hatte nicht nur die bestellte Zahl der Haken bis zu 700 vermehrt, sondern noch 32 Harnische hinzugefügt. Der Herzog verweigerte natürlich die Annahme, ließ sich auch auf Ersatz des Schadens, über den jener klagte, nicht weiter ein und behielt von den Harnischen nur einen einzigen, zumal da Liebenauer zuvor geäußert hatte, wenn dem Herzog solche Rüstung

*) George Schultheß nennt es Kehlband.
**) George Schultheß nennt es Flanken.

nicht gefalle, wolle er sie behalten *). Diese Erfahrung brachte den Herzog wieder auf seinen erwähnten Plan zurück und es gelang ihm jetzt, den Panzermacher Hans von Sunders in seinen Dienst zu ziehen. Er soll sich, heißt es in seiner Bestallung, in der Rüst- und Harnischkammer, in Feldzügen und am Hofe gebrauchen lassen. Was er von neuem macht, soll ihm nach Würden bezahlt, was er aber von altem entzweibricht und ändert, dafür sollen ihm jährlich 25 Mark entrichtet und außerdem auch ein Hofkleid, freier Tisch zu Hof, Licht und Mittags- und Schlaftrunk gereicht werden.

Auch die Kriegsmusik ließ der Herzog nicht unbeachtet. Er bestellt dazu im Jahre 1541 bei Nürnberger Meistern 12 Deutsche Trommeten und Clarelstücke, Mundstücke zu Mittelposaunen, einen Tenor- und einen Baßbumhart mit mehren Röhren (etwa ein Fagott?) 2 Wälsche krumme Zinken, 12 Wälsche Posaunen zum Theil von Silber, 12 Wälsche Trommeten, 6 zusammenstimmende Zinken, Heerpauken und Quartposaunen, Zwergpfeifen von Elfenbein und Discant-Flöten. In seinem Sold stehen immer auch eine Anzahl Heerpauker und Trompeter. Ob unter den Heerpauken Trommeln zu verstehen seien, lassen wir dahin gestellt sein **); wenigstens kommt die letztere Benennung damals in Preußen noch nicht vor.

Alle die eifrigen Studien aber, wie sie der Herzog fort und fort mit einem solchen Aufwand von Zeit und Kosten betrieb, würden fast ganz zwecklos und alle seine Kriegsanstalten würden völlig nutzlos gewesen sein, wenn er nicht zugleich in seinem Lande eine Kriegsmacht geschaffen und als Wehrmacht immer in solcher Ordnung zu halten gesucht hätte, daß sie in jedem Augenblick kriegsbereit dastehen konnte. Er hatte jedoch dabei nicht selten mit vielfachen Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen. Hören wir, welches Mittels er sich bedienen mußte, um bei seinen kriegspflichtigen Unterthanen die erforderliche Kriegsrüstung herzustellen. Er schrieb im Jahre 1529 einem beim Polnischen Könige in hohem Ansehen stehenden Staatsbeamten: es sei in dieser kriegerischen Zeit sehr rathsam, die Unterthanen, so lange noch Friede sei, sich zum Kriege rüsten zu lassen. Er wolle dieß auch bei den seinigen bewirken; allein er

*) Die Verhandlungen darüber fallen in das Jahr 1560.

**) Ueber das früheste Vorkommen der Trommeln vgl. die Bemerkungen Büdingers in v. Sybel Histor. Zeitschrift I, 137–139.

fürchte, sie würden erschrecken, wenn er deßhalb ein Gebot ergehen lasse; man werde denken, er habe Krieg im Sinn. Er habe daher für rathsam gefunden, daß ihm der König von Polen eine Aufforderung zur Kriegsrüstung zukommen lassen möge, worin dieser von drohenden Kriegsgefahren Seitens der Türken und Tataren spreche. Es könne darin etwa heißen: „Wir wüßten, daß sich allenthalben in der Welt Kriegsläufte ereigneten. Nun komme auch Se. königl. Majestät wahrhaftig für, daß sich Türk und Tataren hart rüsteten, Se. königl. Majestät zu überfallen. Dieweil aber Se. Majestät zuvor allwege aus Böhmen, Mähren und Schlesien eine Nothdurft von Kriegsleuten hätte bekommen können und man die Röm. königl. Majestät, königl. Würde zu Böhmen, selbst mit so viel Kriegen umgebe, müsse Se. Majestät besorgen, daß königl. Würde aus Böhmen schwerlich derselben, so viel königl. Majestät nothdürftig seien, entbehren könnte" u. s. w. Auf diese Weise, fügte der Herzog hinzu, werde er es erreichen, daß sich seine Unterthanen rüsteten *).

Eine solche Aufforderung von Seiten des Königs scheint im Verlauf des Frühlings wirklich auch erfolgt zu sein, denn es fand am 15. Juni auf des Herzogs Aufgebot in der Gegend von Heidekrug eine Musterung seiner kriegspflichtigen Amtleute statt. Außer vielen andern erschienen dort Peter von Dohna, Hauptmann zu Mohrungen, Christoph Schenk, Vogt von Schaken, der Hauptmann von Reppichau zu Rastenburg, Fabian von Lehendorf, Pfleger von Salau u. s. w., manche mit 2, andere mit 3, noch andere mit 4 gerüsteten Pferden; sie wurden alle genau gemustert und vom anwesenden Musterschreiber verzeichnet. Darauf ließ der Herzog sämmtliche Amtleute zu sich bescheiden, dankte ihnen für ihr gehorsames Erscheinen, erklärte aber zugleich: es seien unter ihnen wohl manche, welche alte und schwache, auch wohl entlehnte oder sogar hinkende Pferde gestellt hätten; er wolle sie zwar nicht namhaft machen, denn jeder werde es selbst wohl wissen; er erwarte jedoch, daß sie ins künftige solche Mängel, die er jetzt nur der Eile zuschreibe, abstellen würden. Nachdem er sie entlassen, ließ er ihnen noch Folgendes anzeigen: sie kennten bereits seinen Befehl, daß sie den Freien ernstlich gebieten sollten, daß jeder nach seiner Handfeste sich rüsten und auf Margarethen-Tag fertig gerüstet befunden werden sollte. Er besorge jedoch,

*) Dieses Schreiben des Herzogs ist aus dem Januar 1529.

daß manche und vielleicht die meisten aus Mangel an Vermögen sich keinen Harnisch würden kaufen können. Er habe sich daher entschlossen, daß man von den Freien von einer Hufe zwei Mark jährlichen Zins einnehme und ihnen den Harnisch erlasse. Zur Stellung der Pferde und gewöhnlicher Schaarwerksleistung sollten sie auch fortan noch verpflichtet bleiben. Er wolle solches jedoch vorläufig nur eine Zeitlang versuchen. Wollten aber die Freien sich an ihre Briefe und Siegel halten und fänden sie seinen Vorschlag beschwerlich, so lasse er es dabei bewenden; nur verlange er dann auch eine ordentliche Ausrüstung *).

Um nun auch eine Uebersicht zu gewinnen, auf welche Stärke der Wehrmannschaft aus der Gesammtzahl seiner seßhaften Unterthanen (mit Ausschluß der Bischöfe, des Adels und der Städte) gerechnet werden könne, verordnete der Herzog im Jahre 1535 die Aufnahme der gesammten seßhaften Mannschaft in allen Kammerämtern des ganzen Landes, namentlich der Freien, der Krüger und Wirthe, der Schulzen und Bauern und anderer seßhaften Leute **).

Einige Jahre nachher (1537) veranstaltete der Herzog eine abermalige Heerschau in der Gegend von Neidenburg. Der Bericht darüber giebt ein zu klares Bild von der damaligen Beschaffenheit dieses Theils des Kriegswesens, von der Stellung und den Verhältnissen des Herzogs zu seinen kriegspflichtigen Unterthanen, er zeigt uns zu deutlich die großen Schwierigkeiten und Hindernisse, mit denen er hier fort und fort zu kämpfen hatte, als daß wir es uns versagen könnten, ihn seinem wesentlichen Inhalt nach mitzutheilen.

Am Tage nach abgehaltener Musterung (23. Oktober) hielt der Herzog an den Adel, die Freien, Schulzen und Krüger folgende An-

*) Das Protokoll über die Musterung vom 15. Juni 1529 im Rathsbuch im Geheimen Archiv p. 129—130. Als bei der Musterung nicht erschienene Amtleute werden genannt: Quirin Schlick, der alte von Heideck, Both von Eulenburg, Hans von der Gablenz, Paul Fasolt, Melchior von Rechenberg, Georg von Kunheim und Georg von Klingenbeck; als solche, die vermöge ihrer Bestallung zur Rüstung nicht verpflichtet seien, die Amtleute von Brandenburg, Sehesten, Lyk, Strabauen, Liebmühl, Ragnit und Tilsit.

**) Wir lassen dieses nicht uninteressante Verzeichniß in der Beilage III. folgen. Es dürfte wohl auch für die comparative Statistik Preußens nicht unwichtig sein.

sprache. „Nachdem wir zu mehrmalen euere Personen durch unsere Verordneten zur Heerschauung haben erfordern lassen und euch aber zu den Zeiten die Mängel euerer Rüstung, auf daß die gebessert werden sollten, angezeigt haben, so hätten wir uns versehen, es sollte nunmehr solchem unsern und durch unsere Verordneten gegebenen Befehl Statt gegeben sein worden. Wir sind aber durch unsere Amtleute dermaßen berichtet, daß demselben wenig Folge geschehen. Dieweil uns nun königl. Majestät zu Polen zu mehrmalen geschrieben und befohlen, unsere Lande und Leute in guter Rüstung zu halten, damit, ob es zu künftigen Fällen käme, wir in nothdürftiger Rüstung befunden und königl. Majestät, auch Landen und Leuten desto stattlicher gedient werden möchte, und aber nun auch seine königl. Majestät in derselben Umzug nach der Podolia uns abermals durch ihr Schreiben fast des Lauts, wie oben angezeigt, daß wir derselben Abwesens gut Acht und Aufsehen haben sollten, auferlegt; aber seine königl. Majestät nunmehr durch derselben Feinde, die Walachen dermaßen beläſtigt, daß dieselbe in ihrem Abzug die Gränzen der Orte vor weiterer Gefahr mit nicht geringer Macht bestellen zu lassen, gedrängt und verursacht, daraus auch erfolgt, daß seine königl. Majestät nicht allein uns gerüstet zu sein auferlegt, sondern auch ihres königlichen Theils der Lande Preußen sich auch gerüstet zu machen und sich mit ihrer Rüstung, inmaßen sie zu dienen schuldig, auf nächstkünftige Ostern zu schicken und zu gestellen, damit königl. Majestät, wenn es vonnöthen sein wird, desto eher und baß gedient könnte werden: so sind wir verursacht, die Musterung auf gestern anzustellen und zu sehen, ob die Ungeschicklichkeit, unserer Amtleute Anzeige nach, im Grunde also an euch erscheinen würde. Also haben wir in derselben Musterung allerlei Beschwerung und wenig Besserung (wie wir uns doch vorigem unserer Amtleute Befehl nach anders zu geschehen vermuthet hätten) befunden und was allenthalben für Fehler und Mängel, als an zu kleinen Pferden, bösem und untüchtigem Harnisch und anderer Bereitschaft bei euch gespürt sind, gestern im Durchzug und Besichtigung, wie sich deß ein jeder zu erinnern, genugsam angezeigt worden. Demnach wollen wir nochmals mit Ernst befohlen haben, ihr wollet daran sein, daß zwischen hier und Ostern aller Fehl und Mangel, wie euer jedem angezeigt, geändert und gebessert werde."

„Daneben befinden wir noch mehr Gebrechen, daß die Dienste zerrissen sind, Etliche auch begehren, daß die Amtleute ihnen dazu Hülfe thun sollten, ja auch vermeinen, sie dazu zu zwingen. Welches uns denn nicht wenig beschwerlich, daß die Amtleute allererst damit sollten beladen und bemüht werden. Demnach wollet euch also darein schicken, daß endlich jemand von solchen euern Gütern ausgerichtet werde, damit uns die Dienste vollkommlich geschehen und geleistet werden, denn es möchte sich in Betrachtung obgemeldeter Ursachen also zutragen, daß uns königl. Majestät zu Polen erfordern und Leute bedürfen würde; so wollten wir uns je gerne dermaßen darin erzeigen und finden lassen, daß seine königl. Majestät deß mehr Gefallen dann Mißfallen, wir auch sammt unsern getreuen Unterthanen davon Ruhm und Ehre haben sollten. Hierneben befinden wir auch, daß Etliche unter euch königl. Majestät zu Polen mit Diensten verpflichtet und uns nichts weniger auch zu dienen vermöge ihrer unter uns liegenden Güter schuldig sind, und so wir nun dieselben fordern lassen, müßte man die oder ihre Pferde in der Podolia suchen lassen, wollte also, wie das gemeine Sprichwort lautet, zweien Herren zu dienen beschwerlich sein, denn ihr selbst habt alle zu erachten, wenn sich die Fälle begeben, daß königl. Majestät zu Polen derselben Diener erfordern und wir dieselben, weil sie uns zu dienen schuldig, eben zu der Zeit auch bedürfen würden und aber die Pferde an andern Orten gesucht werden sollten, wie seiner königl. Majestät und uns dieses Falls halber gedient kann werden. Darum weil wir den Nachtheil, so königl. Majestät und uns hieraus erfolgen wollte, vermerken, so wollen wir, daß diejenigen, so uns vermöge ihrer Briefe und Siegel zu dienen schuldig und ihre Güter in unserm Herzogthum haben, ihre Pferde auf solchen Gütern halten, auch jeder Zeit mit solcher Rüstung geschickt befunden werden, daß wir die alsbald an den Orten, da man sie bedürfen würde, zu verordnen und zu gebrauchen und nicht von den Amtleuten mit solcher Mühe und Beschwerung, wie anher geschehen, hinfüro an andern Orten dürften gesucht werden. Wo aber von euch einiger Ungehorsam hierin oder gegen unsere Amtleute vermerkt wird, würden wir verursacht, anders und dermaßen, damit wir unsere Dienste und Gerechtigkeit wissen, in die Sache zu sehen, deß wir viel lieber überhoben sein wollten."

„Neben dem befinden wir, daß aus etlichen Orten die Dienste nach Ausweisung ihrer Briefe und Siegel nicht ganz bewiesen werden.

Weil aber die Oerter viel Huben antreffen und in sich halten, so wollen wir mit einer jeden Person, so zu den XIIII^c und XL. Huben, auch die zu den IIII^c und II^c Huben gehörig, dieß Falls halber insonderheit reden und euch auferlegt haben, euere Handfesten über die genannte Anzahl Huben fürzubringen und aufzulegen. Alsdann wollen wir versuchen, ob die Wege, daß uns die Dienste vollkommlich geleistet werden, gefunden werden möchten."

Der Herzog fügte noch hinzu, daß die Amtleute sich beschwerten, es werde ihnen nicht immer Gehorsam geleistet. Er mache darauf aufmerksam, daß ihre Befehle in seinem Namen geschehen und er Gehorsam fordern könne; er müsse sonst mit Strafen darein greifen.

Desselben Tages Nachmittag erschien vor dem Herzog der Adel, an seiner Spitze Albrecht von Fink als Sprecher. Der Herzog wolle die Dienste — so hob er mit ihren Klagen und Beschwerden an — die er von ihnen verlange, dem Könige von Polen zu gut geleistet haben; er wisse aber doch wohl, daß ihre Privilegien sich auf nichts anders als nur auf Dienste in diesem Lande erstreckten. Er möge diese Beschwerung von ihnen nicht verlangen. Zum andern, der Herzog möge sie bei ihrer Gerechtigkeit bleiben lassen, also wie es im Kulmischen Lande allenthalben damit gehalten werde. Zum dritten, was die Rüstung anlange, so könnten sie nicht finden, daß sie große Friesen oder Hengste zu halten verpflichtet seien. Der Herzog möge demnach auf den Landesbrauch Rücksicht nehmem und ein Einsehen haben, daß nicht ihre Schützenpferde, die sie nach Landesgewohnheit hielten, verworfen würden. Er möge ihnen also keine unleidliche Bürde auflegen.

Der Herzog erwidert: „Was euere erste Beschwerung anlangt, so zweifeln wir gar nicht, Ihr habt euch zu erinnern, was deshalb schon geredet und gedolmetscht worden und ist einmal wahr, daß wir königl. Majestät zu dienen verpflichtet sind. Darum wollten wir uns je solcher Gestalt, daß wir nicht allein uns, sondern auch Euch, Landen und Leuten zu Nutz und Ehren, wie sichs gebührt, bestünden, allwege gern gerüstet und geschickt sehen und wissen, und achtens dafür, andere Personen wissen, was ein jeder für seine Person zu thun und derhalb zu folgen schuldig ist. Darum damit wir nicht lange mit Euch disputiren, sind wir Zweifelsohne, Ihr habt Euch aus euern Briefen und Siegeln zu ersehen, welchermaaßen Ihr uns, als euerem Landesfürsten, zu dienen und zu folgen auch schuldig, daß sich ein jeglicher

billig zu halten wissen werde, darüber und wider wir auch niemand weiter beschweren wollen."

Was ihre Bitte anlange, fährt der Herzog fort, sie bei den Culmischen Privilegien bleiben zu lassen, so verstehe er nicht, wohin dieser Artikel deute; er könne sich nicht erinnern, daß von ihm Jemand Unrecht widerfahren sei. „Uns ist nicht entgegen, daß sich ein jeder seines Culmischen Rechts nach desselben Art in allem Ziemlichen gebrauche. Hinwiederum aber will sich gebühren und auch vonnöthen sein, daß aus solchem Gebrauch des Culmischen Rechts die Dienste und Anderes, was sich eignet, unzerbrochen und unzertheilt erfolgen, damit daraus kein weiterer Schaden vermerkt werde, denn so man sich Eines zu erfreuen, ist auch billig, daß der Herrschaft ihre Pflicht, Dienst und Gerechtigkeit auch erfolgt und geleistet werden. Demnach wo Ihr euch mit eueren Diensten gebührlich erzeiget, habt Ihr euch des Culmischen Rechts hinwieder im Ziemlichen zu halten. Wo aber mit dem Culmischen Recht ein Anderes von euch gemeint ist, habt Ihr anzuzeigen, damit in dem Fall mit weiter Rath gehandelt werden kann."

Was den dritten Punkt anlange, erklärte der Herzog, so werde wohl niemand gehört haben, daß man Friesische Pferde verlangt habe. In ihren Briefen aber werde ausdrücklich „ein redlicher Dienst" oder „ein tüchtiger Dienst" oder „redliche und gute Hengste" gefordert. Es sei ja auch mancher, der keine Friesischen Hengste, sondern sonst gute, starke Pferde gehabt, durchgelassen worden. Hätten die andern auch solche gehabt, so wäre diese Disputation gar nicht nöthig gewesen. Es möge daher jeder nur seine Handfeste ansehen und sich danach richten, damit sie nicht auf Kleppern kämen.

Darauf erwiderte der von Fink im Namen des Adels: man finde, es habe ein Mißverständniß obgewaltet, man habe des Herzogs Worte anders gedeutet, als er es gemeint; er möge solches nicht ungnädig aufnehmen. Da sie vernähmen, daß der Herzog sie bei ihren Privilegien bleiben lassen wolle, aber doch hinzugefügt werde, daß sie ihre schuldigen Dienste ausrichten sollten, „so bitten sie abermals in tiefster Unterthänigkeit, der Herzog wolle aus gnädiger Erbarmung ihr Unvermögen ansehen und die Dienste nach ihrem Vermögen gnädig annehmen, erbieten sich auch ganz unterthänig, sich alle Zeit nach höchstem Vermögen zu rüsten."

Endlich traten auch die Polen mit der Bitte auf: der Herzog möge, da er befohlen, daß sie ihre Pferde und ihren Harnisch stets auf ihren Gütern im Herzogthum halten sollten, versichert sein, daß sie ihre schuldigen Dienste immer nach Nothdurft ausrichten würden. Damit aber die Hauptleute sich nicht mehr zu beklagen hätten, daß sie ihre Pferde zur Musterung an andern Orten suchen müßten, so wollten sie ihre Knechte und Boten halten, die ihnen die Briefe unverzüglich zubringen sollten, so daß die Dienste stets zu gebührender Zeit geleistet würden*).

Der Herzog hielt auch in diesen Dingen stets streng auf festgesetzte Ordnung. Der Hauptmann zu Mohrungen Peter von Dohna wird ernstlich gemahnt, das längst von ihm verlangte Verzeichniß der Ritter, Freien, Schulzen und Krüger, die mit Pferd und Harnisch zum Dienst verpflichtet seien, nebst einem Bericht, wie sich ein jeder in der Musterung gerüstet gezeigt, in die herzogliche Kanzlei einzusenden**). Selbst gegen Wittwen übte der Fürst dabei keine Nachsicht. Als eine solche einmal um Erlaß des auf ihrem Eigen lastenden Kriegsdienstes bat, erhielt sie die Antwort: er könne ihr diesen nicht bewilligen, vermöge sie ihn nicht auszurichten, so müsse sie ihre Güter in wehrende Hand bringen. Einer andern wurde auf ihre Bitte, ihr den Dienst mit vier Pferden auf ein oder zwei Jahre zu erlassen, erwidert: der Herzog wolle zwar nachgeben, daß sie ein Jahr nur drei Pferde in der Musterung stelle; gewinne aber das Land während deß einen Anstoß, so müsse sie die vollen Dienste leisten. Im Februar 1543 erließ er an die Freien, Schulzen und Krüger aus dem Gebiet von Pr. Holland und dem Kammeramt Liebstadt bei einer Musterung bei Mohrungen folgenden Bescheid: „Obgleich der Herzog in Betracht der gefährlichen Zeitumstände und der gemeinen Landesnoth schon oft den Befehl erlassen, in den Aemtern Musterung zu halten und den Dienstpflichtigen ernstlich anzubefehlen, mit ihrer Rüstung nach Inhalt ihrer Handfesten bereit zu sein, so finde er bei seinem Umzug nun dennoch, daß dieser Befehl nicht beachtet sei und daß sie nicht allein mit ihren Pferden und Harnisch übel gerüstet gewesen, sondern ein Theil auch ohne Pferde und Harnisch erschienen,

*) Das Protokoll über die obigen Verhandlungen im Fol. 1536—1538, p. 34—39 im Geh. Archiv zu Königsberg.

**) Schreiben des Herzogs, Dat. Königsberg, 13. Decbr. 1538.

ein Theil sogar zum großen Mißfallen des Herzogs gegen allen Gehorsam ausgeblieben sei. Er befehle daher: Jeder solle bis zu Pfingsten mit seiner Rüstung, wie sichs gebührt, gefaßt sein und sich vor dem Amtmann zum bestimmten Termin stellen oder seine Güter in wehrende Hand bringen. Geschehe dieß nicht, so werde der Herzog die Güter einziehen und mit tüchtigen Leuten besetzen, die Schuldigen dagegen von ihren Freihuben wegnehmen und aus ihnen Zins- und Schaarwerksbauern machen lassen. Um aber auch den Ungehorsam andern zur Scheu zu bestrafen, sollten die Ungerüsteten, welche nämlich ohne Pferd und Harnisch erschienen seien, drei gute Mark, und die, welche sich gar nicht gestellt hätten und keine gegründeten Behinderungen angeben könnten, sechs gute Mark als Strafe zahlen*).

Wie hier der Herzog jeder Fahrlässigkeit mit strengstem Ernst entgegentrat, so duldete er es auch nicht, daß sich der Bischof von Samland eine willkührliche Veränderung in der Kriegsdienstleistung erlaubt hatte. Als ihm nämlich die Freien im Balgaischen Gebiet die Anzeige machten: sie hätten bisher weder Pferd noch Harnisch halten dürfen, sondern dem genannten Bischof dafür eine gewisse Geldsumme als jährlichen Zins entrichten müssen, den dieser auch jetzt noch von ihnen fordere, erklärte er diese Dienstumwandlung in Zins für durchaus unzulässig und dem Lande nachtheilig. Er untersagte sofort dem Bischof sein bisheriges Verfahren und gebot ihm zugleich, den Leuten den Zins für das laufende Jahr zu erlassen, um sich Pferde und Harnisch anschaffen zu können**).

Doch zeigte sich der Herzog in andern Fällen auch wieder milder und nachsichtsvoll. Als er bei einer Heerschau im Gebiet von Osterode und ebenso bei einer andern bei Preußisch-Mark die s. g. kleinen Freien und Schaarwerksfreien (die sich von den großen Freien durch ihren Besitz unterschieden) zum größten Theil ganz ungerüstet oder doch nur sehr mangelhaft gerüstet fand, man ihm aber betheuerte, bei vielen sei schwer lastender Schaarwerksdienst, bei andern drückender Mangel an Vermögen die Schuld, ordnete er alsbald für sie eine Erleichterung ihres Dienstes an: es solle von ihnen fortan nur ein starkes, tüchtiges Pferd zum Wagen oder andern Gebrauch, außerdem ein s. g. knechtischer Harnisch, d. h. Vorder- und Hintertheil, ein Kragen,

*) Der Bescheid des Herzogs, Dat. Mohrungen, 7. Februar 1543.

**) Schreiben des Herzogs, Dat. Heiligenbeil, 20. März 1543.

Armschienen, eine Pickelhaube und ein guter Schweinespieß verlangt werden. Er sprach ferner auch die kleinen Freien von dem beschwerlichen Zuschoß zu den Landtagen und andern gemeinen Zusammenkünften frei, bestimmte jedoch, daß denen, die auch einen solchen erleichterten Dienst nicht leisten würden, ihr Besitzthum entzogen und anderweitig besetzt werden solle*). In gleicher Weise übte der Herzog auch Nachsicht gegen die Kriegspflichtigen im Kneiphof zu Königsberg, als er sie auf ihr Gesuch, sie mit dem Zug nach Brandenburg zur dortigen Rüstschau zu verschonen, davon frei sprach, indem sie ihm versicherten, daß ihre Rüstung stets in vollkommener Ordnung sei**).

Und doch konnte es der Herzog trotz aller Nachsicht und Strenge nicht erreichen, daß seinen Befehlen überall Folge geleistet wurde. Wie wenig man sie hie und da beachtete, beweist ein Erlaß an den Hauptmann zu Mohrungen aus dem Jahre 1544. Er ersehe aus dem übersandten Bericht über die Musterung in seinem Amte, schrieb er ihm, daß ungeachtet seiner Befehle die Dienstpflichtigen nicht nach Schuldigkeit gerüstet gewesen, zum Theil wiederum nicht einmal erschienen seien. Er höre ferner glaubhaft, daß einige ihre Pferde entlehnt, andere solche an fremden Orten herbeigeholt haben sollten, für sie Dienstgeld gäben und sie dann von ihren Gütern an die fremden Orte wieder zurückschickten. Das sei Verachtung seiner Befehle und erfordere strengen Ernst in der Sache. Der Hauptmann solle den Ungehorsamen und Nachlässigen nicht nur sein Mißfallen, sondern zugleich auch zu erkennen geben, daß er als Landesfürst befugt sei, sich ohne weiteres ihrer Güter zu bemächtigen; doch wolle er noch einmal Gnade gelten lassen, wenn sie sich binnen Monatsfrist rüsten würden, worauf er, der Hauptmann, mit ernster Strenge halten solle; zeige er selbst sich darin nachlässig, so werde man ihn zur Rede stellen. Es sei ihm ferner berichtet, daß Manche statt bei der Musterung persönlich selbst zu erscheinen, untüchtige Leute aufsitzen ließen und dahin schickten. Der Hauptmann solle streng darauf sehen, daß jeder, entweder selbst erscheine, oder doch brauchbare, ihm ebenbürtige Per-

*) Verordnung des Herzogs, Dat. Osterode und Riesenburg, 21. Februar und 12. März 1543. Die erwähnte Erleichterung im Kriegsdienst kommt auch anderwärts noch mehrmals vor.

**) Verordnung vom 13. October 1544.

sonen stelle. Außerdem sei auch bemerkt worden, daß hie und da von Gütern unmündiger Kinder die Dienste nicht geleistet würden. Das sei unzulässig. Weil die Güter von den Vormündern zum Besten ihrer Mündel genossen würden, könne man billig auch von ihnen die gebührenden Pflichten und Dienste verlangen. — So viel betraf die Verordnung des Herzogs die Dienstpflichtigen auf dem Lande*).

Was die Städte anlangt, fährt der Herzog fort, so finde man, daß die Bürger troß allen Befehlen meist wenig oder gar nicht mit ihrer Rüstung in Ordnung seien. Der Hauptmann solle daher den Bürgern seines Amtes anbefehlen: jeder, der ein ganzes Erbe habe, solle sich darnach achten, daß er binnen Jahresfrist mit Pickelhaube, Rock und Krebs (eiserner Harnisch), als Vorder- oder Hintertheil, Armschienen sammt anderer Zubehörung, desgleichen mit einem langen Spieß, Hellebarde, Schlachtschwert oder Büchse gerüstet sein solle. Diejenigen aber, welche Eckhäuser oder mehr als andere Bürger im Vermögen hätten, sollten einen halben Haken und die eben genannte Rüstung mit dem Harnisch haben, andere gemeine Bürger und Einwohner ein Hinter- und Vordertheil, Pickelhaube, Armschienen und einen Schweinespieß. Wer nicht so gerüstet sei, solle gestraft werden.

Endlich vernehme man, daß die junge Bürgerschaft sich mehr der Sauferei hingebe, als sich anderer bürgerlicher Uebungen und Tugenden befleißige. Der Herzog wolle zwar nachlassen, daß sie alter Gewohnheit nach ihre Vogelstangen aufrichteten und wie gebräuchlich an Sonntagen mit Büchsen und Bogen nach der Scheibe schießen dürften, wozu der Hauptmann, damit das übermäßige Biersaufen unterbleibe, selbst Anregung geben möge; jedoch solle man sich der Büchsen zu nichts anderm, namentlich nicht zur Wildjagd oder auf Teichen zum Vögelschießen und anderm Wildpret bedienen**).

*) Außerdem fügt der Herzog noch einige andere Verordnungen hinzu. Es heißt unter andern: es finde zuweilen zwischen denen von Adel, Freien und andern Leuten Streit statt, zumal wenn in einem Dorfe Freie wohnten, die den meisten Theil des Landes inne hätten, und neben ihnen Adelige, die bisweilen nur den geringsten Theil, selbst nur einige Huben besäßen. Da nun der Dienst vom Dorfe insgemein geleistet werden müsse, so verlange man oft, die Adeligen sollten die Pferde auf ihren Gütern halten und die Freien wollten nur einige Kosten tragen. Um solchen Streitigkeiten vorzubeugen, bestimmte der Herzog: die Pferde sollten fortan von den Meistbegüterten gehalten und von den Minderbegüterten der Kostenüberschuß gegeben werden.

**) Schreiben des Herzogs, Dat. Königsberg, 25. August 1544.

Trotz allen diesen Verordnungen aber kam der Herzog doch nie zum Ziel. Er mußte auch in späterer Zeit immer wieder dieselbigen Mängel und Gebrechen rügen, denselben Ungehorsam tadeln, dieselben Befehle erneuern, dieselben Drohungen mit ernsten, schweren Strafen wiederholen*). Er brachte es nirgends und nie weder in den Städten, noch auf dem Lande zu der von ihm befohlenen Kriegsordnung.

Was bezweckte denn aber der Herzog, mag man nun wohl fragen, mit allen diesen unablässigen Bemühungen? Wozu denn seine eifrigen Kriegsstudien, seine kostspieligen Militär-Anstalten? Wozu die Lasten und Beschwerden des Kriegsdienstes, womit er seine Unterthanen in Stadt und Land von Jahr zu Jahr so streng und gewaltsam quälte? Trieb ihn dazu nur unnütze Vergnügenslust zum Kriegsspiel oder bedrängten ihn wirklich so vielfache schwere Kriegsgefahren? — Es ist nicht zu läugnen, daß der Herzog, wie er während seines ganzen Lebens für Alles, was wissenswürdig und was den Geist bildet und ziert, die lebendigste Empfänglichkeit bewies, so nicht minder auch für alle Zweige des Kriegswesens. Wir hörten ja, wie ernst und eifrig er seine militärischen Studien trieb und mit welcher Umsicht und Sorgsamkeit er alle seine Kriegsordnungen und Kriegsanstalten immer mehr zu vervollständigen suchte. Aber es bedrohten ihn in der That auch vielfache Kriegsgefahren fast unablässig von Jahr zu Jahr. Er war, wie bekannt, vom Reichskammergericht in die Acht erklärt und der Kaiser hatte sie bestätigt. Er stand somit nach diesem Spruche als Geächteter schutz- und rechtlos da. Zwar gab es unter den Deutschen Fürsten eine Partei, die ihm befreundet, zum Theil auch nahe verwandt im Fall der Noth wohl einigen Schutz und Beistand hätten gewähren können, auch war der König von Polen immer sein verpflichteter Schutzherr. Aber diese Fürsten waren oft selbst vielfach in Kriege verwickelt und zwei von ihnen, die mächtigsten seiner Gönner, hatten ja, vom Kaiser ebenfalls in die Acht erklärt und ihrer fürstlichen Lande beraubt, Jahre lang in schmachvoller kaiserlicher Gefangenschaft schmachten müssen. Dem Herzog drohte lange Zeit ein ähnliches Loos. Der Kaiser war ihm nie gewogen, vielmehr gegen ihn feindlich gesinnt und gleiche Gesin-

*) Eine Verordnung des Herzogs z. B. aus dem Jahre 1556 lautet fast ganz so, wie die bisher erwähnten.

nung gegen ihn hegte in Deutschland unter den katholischen Fürsten und einem großen Theil des Adels eine andere Partei, die, hätten es die dortigen kriegerischen Zeiten erlaubt, wohl bereit die Hand geboten hätte, dem Herzog von Preußen seinen Raub, wie man es nannte, wieder zu entreißen. Und man darf ja nur die Geschichte des Deutschen Ordens in Deutschland kennen, um zu wissen, wie die Deutschmeister bei dieser Partei alle Mittel und Wege versuchten, um ihre Kriegsplane gegen Preußen ins Werk zu stellen, wie sie fast keinen Reichstag vorübergehen ließen und nicht ruhten und rasteten, um das Executorial-Mandat der Acht gegen den Herzog in Vollziehung zu bringen, wie man selbst einmal den Plan entwarf, mit Beihülfe des Pfalzgrafen Friedrich II. von Dänemark und Schweden aus Preußen plötzlich zu überfallen und sich des einstigen Ordenslandes wieder zu bemächtigen und wie man ein andermal sogar mit den Moskowitern zu demselben Zweck in Verbindung zu treten sich nicht scheute. Nimmt man nun endlich zu dem Allem noch hinzu, daß der König von Polen das Recht hatte, den Herzog als seinen Lehensträger jeden Augenblick zur Kriegspflicht aufzurufen und von ihm Hülfe zu verlangen, so sieht man wohl, es war kein eitles, unnützes Vergnügensspiel, was er mit seinem Kriegswerk trieb, es war die ihm täglich obliegende und ihn täglich mahnende Pflicht, die er als Landesfürst auf seinem herzoglichen Namen trug und mit voller Ehre bis auf seinen letzten Tag getragen hat.

Voigt.

Beilage I.

Artikelbrief.

Nachfolgende Artikel und Ordnung wollen von Gottes Gnaden Wir Albrecht Markgraf zu Brandenburg in Preußen Herzog ꝛc. ꝛc. unter den Reitern, Edelleuten und Knechten, welche wir auf den Zug schicken, Inhalts ihrer Eidespflicht stet fest und unverbrüchlich gehalten haben.

Zum ersten. Dieweil wir aus christlicher Bewegniß dem Haufen einen Prediger, auf daß er zu gelegener Zeit demselben das Wort Gottes vortragen thue, zugeordnet, wollen wir und ermahnen einen Jeden hohen und niedern Standes daß er ihm, wie sich das Christen-Menschen eigend und gebührt, das Wort Gottes, daran unser Höchstes hängt, treulich befohlen sein lasse, in Gottes Furcht wandele, auch sein jeder Edelmann sich und die Seinigen Knecht und Buben, wer die seien, dahin weise und richte, daß sie das Wort auch fleißig hören und ihr

Leben und Wesen mit Gebrauchung der Sacramente und anderer christlicher Uebung darnach anstellen.

Zum Andern, daß die Diener des göttlichen Worts in Ehren gehalten.

Zum Dritten solle sich aller Gotteslästerung, welche der göttlichen Majestät, auch den zehn Geboten zum höchsten widerstrebt, enthalten, nicht minder des unmäßigen, genöthigten Zutrinkens, desgleichen Jungfrau und Frauen Schändens und anderer unchristlicher Stücke, die fast gemein und dadurch der göttliche Zorn zum Unsieg und Straf zumeist erregt, gemäßigt, auf daß der Zorn Gottes gesühnet und von seiner Allmächtigkeit desto stattlicher Sieg, Heil und Wohlfahrt erlangt möge werden.

Zum Vierten sollen sich die Reiter gegen die Freunde, bis sie zu den Haufen, dahin wir sie schicken werden, kommen, mit nichts Unfreundlichen einlassen. Wenn sie aber den Haufen erreichen, wollen wir, daß sie sich auch alsdann nach den Artikelbriefen, welche der gemeine Haufe haben wird, richten und solche Artikel nicht schwächen, sondern stärken helfen.

Zum Fünften soll Niemand ohne Vorwissen der verordneten Rittmeister auf die Futterung, Beuten oder sonst ihres Gefallens reiten.

Zum Sechsten wollen wir, daß das Balgen abgethan und keine alte Feindschaft unter diesem Haufen, weil er in unserm Dienst ist, in Ungutem oder ausgetragen werde. Item ob sich vielleicht (da der liebe Gott vor sei) neue Irrthümer zutrügen, soll man auf das Friedgebot, von wem auch der Friede geboten, still halten, darüber nicht schlagen oder etwas weiteres fürnehmen, sondern vor die Rittmeister, welche ihres höchstes Vermögens auf sühnliche Wege darin handeln sollen, kommen. Wo alsdann die Irrung nicht beigelegt, soll, so lang unser Dienst währen wird, still gehalten und nach Endung des Diensts erst dieselben, so sie einander Anspruch nicht erlassen wollen, ausgetragen und solle auch das Stechen zum höchsten gemieden werden (verboten sein). Wo auch einer oder mehr in ihren (etwas) bruchfällig befunden, darin ihn die Rittmeister in unsere oder ihre Hand nach Gelegenheit des Falls bestrickt zu nehmen verursacht, solle sich niemand dawider setzen. Wann es aber von Jemand geschehe, so soll ein Jeder, der bei den Rittmeistern ist und von ihnen angesprochen, zu Hülfe zu kommen verpflichtet sein, damit der Muthwillige zu Gehorsam gebracht.

Zum Siebenten so soll ein jeder Edelmann oder Knecht unsern verordneten Rittmeistern an unserer Statt treu und gewehr sein, keinen Zug nicht versagen und nichts Nachtheiliges leiden oder verschweigen und ihnen allwege gleich uns selbst gebührlichen Gehorsam leisten.

Zum Achten soll ein Jeder vor sich, wo ihm der Allmächtig sein Leben verleiht, so lange wir des Haufens bedürfen, in unserm Dienst bleiben, auch ohne genugsame vorgehende Ehaft daraus und ohne des Rittmeisters schriftlichen Beweis sich nicht begeben.

Zum Neunten soll keiner seinen Gaul ohne Wissen des Rittmeisters verwechseln oder wegbringen. Item man auch befunden, daß jemand seinen Gaul muthwillig durch unziemlich Tränken, Vernageln, Tummeln oder sonst verderben würde, dem soll kein Schadestand gefolgt werden.

Zum Zehnten wollen wir, daß sich diese unsere Reiter in allwege den üblichen und gebräuchlichen Artikeln, so ihnen in ander Wege in Kriegsläuften eingebunden, darauf denn die Rittmeister fleißig sehen sollen, gemäß halten und erzeigen.

Beilage II.

Bestallung Meister Ludwigs, Fechtmeister.

Actum Neuhausen, den 30. Juni 1544.

Von Gottes Gnaden Wir Albrecht Markgraf zu Brandenburg, in Preußen cum titulo. Nachdem uns auf unser ansinnen und begeren der Ersam unser Fechtmeister und lieber getreuer Ludwig Stolle von Meinz in ezlichen sonderlichen stücken der Ritterlichen Kunst berichtet, sich auch in solcher Berichtung dermaßen erzeigt, darob wir eine gnedige gebürende erstattung zuthun gnediglichen verheißen und zugesagt, Damit wir aber nun seine Kunst vollends an der Hand behalten, er auch seiner Gutwilligen unberthenigen berichtung umb sovil mehr zu genießen, So bekennen wir und thun kundt gegen Jedermenniglichen dieses unsers offenen brieffs ansichtigen, Insonderheit aber den es zu wissen von nöthen, das Wir bemelten Ludwigen Stollen von Meintz volgender gestalt zu unserm pleibenden Diener und Fechtmeister beredt bestelt und angenommen haben, bestellen und nehmen Inen auch hiemit und in crafft dieses unsers Brieves dieser maßen an, Also das er die tag seines Lebens unser bleiblicher Fechtmeister sein, unsere Schule halten und die Jugent die wir Jme bevelhen in gemeinem Fechten underweisen, dieselbe sonderliche Kunst so er uns berichtet bei sich behalten und sonsten niemandten weder umb gelt, geldes wert, gonst oder anders willen ohne unser vorwissen und zulassung underweisen, vertrauen noch offenbaren solle. Ueber das wollen wir Jme über seinen willen auch keine andere Dienstbarkeit auflegen, Es were dann do uns kriegsgescheffte fürfielen und wir Inen neben andern für einen Drabanten gebrauchen thetten, solde er sich in der Besoldung wie andere treulichen brauchen zu lassen, und sich sonsten in allem seines höchsten Verstandes und vermögens unsern frommen, ehre, gedey, Nutz und bestes zu fürdern, schaden und nachtheil zu wenden verpflicht und verpunden sein.

Ferner wo etwan andere Fechtmeister oder freifechter in unsern Hof kemen und schul halten wollen, solle keinem die schule, er habe dann Inen als unsern Fechtmeister zuvorn darumb besprochen, zugelassen werden, Inen aber für sein Person wollen wir hiemit vermittels dieses unsers Brieves gefreiet haben (wie ohne das die meister des Schwerts mit kay. Privilegien nottürfftig versehen) das er sich mit keinem (sovern ers nicht mit gutem eigenen Willen thut) wer der auch sei und an Jne keme umb die Schule, schlahen oder fechten dorffe. Geschehe es auch, das Jme Leute, die schlecht fechten, umb gebürende vergleichung von Jme zu lernen gedechten, fürfließen, wollen wir Jme dasselbe nicht*) gewehret, sonder allein die sonderlichen stück die er uns bericht, bei Jme behalten haben. Dagegen

*) Dieses „nicht" ist unterstrichen.

und umb solcher seiner Dienstbarkeit willen sollen und wollen wir unser erben erbnehmer und nachkommende herschaft offtgenanten Ludwigen Stolle von Meintz die tag seines Leben Jerlichen und ein Ides Jar besonder Zweintzig Mark jhe zweintzig groschen preusch gantzhaftiger möntz für eine Mark gerechnet, deßgleichen ein gewonlich Hofcleid, wie unsern Edelleuthen, auß unser Renteahmer nebene dem tische zu hove auch bei unsern Edelleuthen und freier Wohnung in der Obern Firmaney an der Eck gelegen, darynnen etwan unser Zeugschreiber der Schaff gewont, über das was wir Ime vor seine Kunst die er uns berichtet zu geben zugesagt gnediglichen geben und reichen lassen und umb noch merer gnediger erzeigung willen auch zu bessermseinem Underhalt haben wir Ime unsere Hoffürschnerei, daß er dieselbe arbeit, wie sie zuvorn andere unsere Hoffürschner gehabt haben sollen, zugesagt, Alles treulichen und ohne geverde. Zu urkunde haben wir diesen Brief mit unserm Secret wissentlich besiglen lassen und geben zu Neuenhauß ut supra

Princeps audivit
B. Gans.

Beilage III.

Verzeichniß der seßhaften Mannschaft aus den Aemtern, die ihre Rechnung in die Kammer thaten (mit Ausschluß der Bischöfe, des Adels und der Städte.) 1535.

Auf Samland in den 8 Kammeramten: Wargau, da sind insgemein wehrhaftige Mannschaft Preußisch und Culmisch 80, Krüger 10, Freien 27. Germau hat wehrhaftige Mannschaft Preußisch und Culmisch 121, Krüger 6, Freie 33. Pobeten wehrhaftige Mannschaft Preuß. und Culm. 183, Krüger 9, Freie 35. Rudau wehrhaftige Mannschaft Preuß. und Culmisch 70, Krüger 8, Freie 18. Schaken das Kammeramt wehrhaftige Mannschaft Preuß und Culmisch 187, Krüger 8, Freie 17. Schaken das Amt wehrhaftige Mannschaft Preuß. und Culmisch mit den Fischern (wiewohl diese ungewiß sind) ungefähr 270, Krüger 14. Keine Freie. Caymen wehrhaftige Mannschaft Preuß. und Culm. 147, Krüger 6, Freie 21. Cremitten wehrhaftige Mannschaft Preuß. und Culm. 69, Krüger 9, Freie 65. Waldau wehrhaftige Mannschaft Preuß. und Culm. 133, Krüger 16, Freie 42.

Fischhausen mit seinen Kammeramten Thierenberg mit Krügern und sonst wehrhaftigen Leuten Preuß. und Culm. ohne die Freien 163, Sudau 56, Medenau 170. Labiau und Powunden 164. Kammeramt Fischhausen ohne die Stadt 86.

Memel in Summa mit den Fischern 910 Personen seßhaftig. Labiau in Summ ungefähr 159. Neuhaus 236. Tilsit 244. Ragnit 447. Insterburg 403. Salau 85. Taplacken 171 mit den Freien. Tapiau 304 ohne die Stadt Wehlau.

Brandenburg 385 ohne die Stadt Friedland. Holland 242 ohne die Stadt. Liebstadt 88. Rastenburg 156 ohne die Stadt. Rhein 376. Seesten 80 ohne die Stadt Sensburg. Lyck 362. Strabauen 149. Or-

telsburg 215. Angerburg 61. Osterode im Register ohne Mannschaft angezeichnet. Riesenburg 181. Bartenstein das Landvolk 40 ohne die Stadt. Schippenbeil da weiß man nicht, wie viel da sind. Neidenburg 134 ohne die Stadt.

Summa Summaren aller wehrhaftigen Personen, die man laut der Register findet, ohne etliche Freien und andere sind im Ganzen 7662 Personen.

Ohne 9 Städte.

Verzeichniß, welche Aemter ihre Register der saßhaftigen Mannschaft in die Kanzlei überantwortet. Ohne Jahr.

Johannisburg hat 1672 Wirthe und Personen.
Vorstehendes eingereichtes Verzeichniß 7662 Personen.
Der Landvogtei auf Samland im Schakischen mitsammt derselben Kammeramt beschriebene Dienst und Hintersassen oder Mannschaft 1540 den 29. Juni überantwortet: 1711 Mann.
Osterode hat sammt dem Liebmühlischen 852 Personen.
Deutsch-Eilau hat 299 Personen.
Rastenburg, Barten, Nordenburg, Gerdauen zusammen 3171 Personen.
Soldau hat 1013 Wirthe.
Georgenburg 209 Mann.
Memel 824 seßhafte Wirthe, 499 Pender, 236 Instleute.
Ortelsburg 318 Personen.
Gilgenburg 961 Mann.
Fischhausen 842 Mann mit der Edelleute Mannschaft.
Holland 870 Mann.
Rhein 1234 Personen.
Salau 105 Mann.
Neidenburg 1086 Mann.
Altstadt Königsberg 927 Mann.
Insterburg 1311 Personen.
Angerburg 427 Mann.
Stradauen 966 Wirthe, Freie, Schulzen, Bauersleute und Gärtner.
Brandenburg 186 Mann.

Die Bürgergesellschaft in Königsberg,

ihre Entstehung, Entwickelung und Auflösung.

In den folgenden Zeilen soll ein Zeitabschnitt in dem Leben Königsbergs beleuchtet werden, der an und für sich nicht von großer historischer Bedeutung sein dürfte, der aber nicht spurlos an uns

Königsbergern vorübergegangen und, insofern derselbe auf unsern Königsberger Bürgerstand einen bedeutenden Einfluß ausübte, für Entwicklung der politischen Bildung desselben entscheidend ward, wohl der Besprechung werth ist.

Vierzehn Jahre sind seit jener Zeit verflossen, ein Zeitraum der genügen dürfte, um über Ereignisse, die der Geschichte anheim gefallen sind, ein Urtheil zu fällen, ohne befürchten zu müssen, daß man eine derartige Besprechung als ein Aufwärmen längst vergangener Geschichten, unnützer Rodomontaden oder als eine Aufreizung zu ähnlichen Demonstrationen ansehen werde. —

Das gesellige Leben in unserm Königsberg war stets von dem süddeutscher, gleich großer Städte wesentlich verschieden, aber selbst auch von dem anderer, unter gleichen Breitengraden liegender; es herrschte bei uns stets mehr das Familienleben, das Gasthausleben konnte nicht zu rechter Geltung kommen, daher auch diese Lokalien lange Zeit denen andrer Städte nachstanden und Königsberg von den Reisenden in dieser Hinsicht mit Recht der Vorwurf gemacht ward, daß es um Jahrzehnte hinter andern Städten zurück sei. Desto geselliger, heiterer war das Familienleben; klagten auch die Fremden, daß es nicht leicht sei, sich in Königsberg einzubürgern, so stimmten doch alle darin überein, daß sie einmal bekannt, nirgend sich so gemüthlich, so heimisch gefunden hätten als in unsrer Stadt. Nie waren die Stände in der Art wie an andern Orten, selbst noch jetzt in dem uns so benachbarten Danzig, geschieden. Bürger und Beamte, Handwerker und Kaufleute, Militair und Gelehrte lebten und leben in Königsberg im besten Einvernehmen, es herrscht hier eine Verschmelzung der Stände wie kaum an einem andern Orte; zwar hat man auch bei uns wiederholt den Versuch gemacht sie zu trennen, stets aber scheiterten derartige Bemühungen an dem gesunden Sinne der Einwohner. In unsrem Königsberg herrschte Denk- und Redefreiheit in einem Maaße wie so leicht nirgend in dem damals wie auch jetzt wieder von uns getrennten Deutschland, ein Vermächtniß der glänzenden Zeiten eines Kant, der Erhebungsperiode des preußischen Volkes aus dem Jahre 1813. Es äußerte der Gelehrte, der Geistliche, der Beamte selbst, frei seine Meinung, sei es vom Katheder oder der Kanzel oder in heitrer Gesellschaft. Die Besprechung staatlicher Zustände und Einrichtungen, religiöser Erscheinungen war die beliebteste Unterhaltung und vereinte stets eine große Zahl Zu-

hörer. Es war damals ein gar reges geistiges Leben in unserm Königsberg wie selten wo, an dem sich der Professor wie der Handwerker lebhaft betheiligte. Das Geschlecht der Denunzianten war ein fast unbekanntes, gebrandmarktes.

Hatten auch die Karlsbader Beschlüsse und die Demagogenriecherei der zwanziger Jahre lähmend, beängstigend, ja depravirend auf das Volk eingewirkt, so war es doch nicht möglich gewesen den Geist der Jahre 1813, 1814 und 1815 auszurotten, das Selbstbewußtsein des Volkes, das sich Mündigfühlen desselben zu vernichten. Die Idee einer konstitutionellen Staatsverfassung, einer Theilnahme des Volks an der Gesetzgebung ließ sich nicht fortmaßregeln, und die französische, wie die polnische Revolution von 1830, die sich kundgebenden Symptome in den kleinen konstitutionellen Staaten Deutschlands gingen auch an unsrem Königsberg nicht spurlos vorüber; es regte sich der alte Geist von 1813, der einst hier in dem Aufstecken der Fahne gegen Gewaltherrschaft und fremden Uebermuth seinen Ausgangspunkt gefunden hatte, wieder in den Gemüthern, daß auch sie abermals berufen sein könnten, für eine neue Aera zu Preußens Größe, seiner freiern Staats-Entwickelung mitzuwirken.

Hatte man auch keine bestimmte Form, unter der man den Gefühlen Ausdruck geben konnte, gefunden, so drehte sich doch die Unterhaltung in größern und kleinern Zirkeln, im Freundeskreise, wie an öffentlichen Orten, vorzugsweise um politische Zustände, um Preußens Stellung, seine Entwicklung. Mit Freuden begrüßte man die Politik der Nichtintervention zu Gunsten der vertriebnen Bourbons und hoffte, daß die freiere Gestaltung des staatlichen Lebens in Frankreich günstig auf Deutschland und Preußen einwirken werde.

Die erste bedeutende Manifestation, welche auch außerhalb Königsberg viel von sich reden machte, war die Unterstützung der sieben ihres Amtes entlassenen Professoren in Göttingen, mit einer namhaften Summe Geldes, die in wenigen Stunden gezeichnet war. Das Publikum schenkte diesem Ereignisse die allgemeinste Theilnahme; Königsberg hatte sich gegen diese Gewaltmaßregel eines deutschen Fürsten bestimmt ausgesprochen. Neue Nahrung brachte der unglückselige Streit der eignen Regierung mit einem der ersten Kirchenfürsten Deutschlands, dem Erzbischof von Köln; er trieb die Partheien zur Betrachtung der Lage des Staats zur Kirche, der Uebergriffe,

die man sich gegenseitig erlaubte, und des Wunsches gesicherter Zustände für beide Theile.

Noch hatte dieser traurige Konflikt sein Ende nicht erreicht, als Friedrich Wilhelm der Dritte, dieser allgemein verehrte Monarch, zu seinen Vätern versammelt ward. Mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV schien mit einem Male ein neues Leben in Preußens Adern zu pulsiren; was man bis dahin aus Pietät, trotz aller Verbriefung nicht zu fordern gewagt hatte, damit trat man jetzt, den liberalen Gesinnungen des Königs vertrauend, kühn hervor. Der Huldigungslandtag zu Königsberg erbat mit 89 gegen 5 Stimmen, unter dem Beifall des gesammten Volkes, von dem Könige die 1815 von seinem erlauchten Vater verheißene reichsständische Verfassung. Ward auch der Landtag abschlägig beschieden, ward doch des Volkes Wunsch dadurch nicht zum Schweigen gebracht, im Gegentheil die Sehnsucht nach dessen Erfüllung um so lebendiger.

Zu diesem Verlangen nach Repräsentativ-Verfassung gesellten sich noch gar viele andre, so nach Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, nach freier Presse, Trennung der Kirche vom Staate. Klar und allgemein verständlich wurden diese Wünsche des Volks in einer 1841 erschienenen Denkschrift unter dem Titel „Vier Fragen" von **Dr.** J. Jacoby zu Königsberg, ausgesprochen. Diese vier Fragen gaben dem bis dahin nicht bestimmten Bewußtsein des Volks den rechten Ausdruck; was als vage Idee der Masse vorgeschwebt hatte, das fand sich hier in gedrängter Kürze, in schlagender Beweisführung, unumwunden als Recht des Volkes dargestellt. Mit ungetheilter Anerkennung ward der Muth des Mannes bewundert, mit ungetheilter Freude ein Werk begrüßt, das derselbe zum Segen des Vaterlands mit seltner Anspruchslosigkeit durchgeführt hatte. Wie voraus zu sehen, folgte, aber erst nachdem das Werk alle Schichten der Bevölkerung durchdrungen hatte, dessen Beschlagnahme und die Kriminaluntersuchung gegen den Verfasser.

Da in Folge höherer Anordnung im Jahre 1842 die Censur eine entschieden mildere Praxis eingeführt hatte, so unternahm man es, in der damaligen Königsberger Königl. Preuß. Staats-, Kriegs- und Friedens-Zeitung leitende Artikel erscheinen zu lassen, unter der Firma: „Inländische Zustände", die wesentlich zur politischen Ausbildung des Volkes beitrugen, und selbst außerhalb der Provinz, in Deutschland, die ungetheilteste Anerkennung fanden. Allein die Freude

währte nicht gar lange, schon im Beginn des Jahres 1843 ward dem Erscheinen dieser allgemein bildenden Aufsätze, durch die wieder verschärften Censurvorschriften Einhalt gethan, da sie destruktive Tendenzen verfolgen sollten.

Der im Jahre 1842 erfolgte freiwillige Rücktritt des Staatsministers von Schön, welcher durch eine Reihe von Jahren für die Interessen der Provinz segensreich gesorgt hatte, wirkte deprimirend auf die Gemüther, die strengere Handhabung der Censur, die auf kirchlichem Gebiete sich kundgebenden Symptome der Intoleranz, des starren Festhaltens an veralteten dogmatischen Formelen, das Wirken der Ministerien Eichhorn und v. Rochow ließen keinen frohen Blick in die Zukunft werfen. War auch die Freisprechung des **Dr.** Jacoby im Januar 1843 ein Lichtpunkt in dieser Zeit, sah man hierin auch noch eine freie Bewegung des Richterstandes, eine strenge rücksichtslose Handhabung des Gesetzes, so mußte man sich doch sagen, daß durch die Maßregel des Justiz-Ministers im Jahre 1844 die Selbstständigkeit des Richterstandes gefährdet sei, und fanden auch diese allgemeinen Befürchtungen in den Denkschriften des Magistrats und der Stadtverordneten zu Königsberg an den 9 ten Provinzial-Landtag im Dezember 1844 den sehnlichst erwünschten Ausdruck, so blieben sie doch ohne Erfolg.

Veranlassung zur Gründung der Bürgergesellschaft.

Die mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms **IV** ins Leben gerufene liberale Parthei, die für die freiere Entwicklung des Staates in die Schranken getreten war, bildete im Jahre 1844 noch ein einiges Lager; noch kannte man keine Partheiungen, noch waren verschiedene Ansichten über das, was man wolle und wie man es erstrebe, nicht aufgetaucht. Diese Einheit der Partheien aber eben war es, welche so kräftig, so ersprießlich wirkte, welche dem 400jährigen Stiftungsfeste der **alma mater Albertina** im Jahre 1844 ein bestimmtes einheitliches, patriotisches, liberales Gepräge, eine Bedeutung gab, die weit über die Grenzen Ost- und Westpreußens reichend, der Provinz den Stempel der Mündigkeit aufdrückte. Es war das kein Fest, beschränkt auf den Kreis älterer und jüngerer akademischer Bürger, es war ein Fest, an dem sich die ganze Bevölkerung Königs-

bergs, von den höchsten bis zu den untersten Schichten begeistert betheiligte, ein Fest, bei welchem es der greise Prorector Burdach mit Stolz und Würde aussprach, daß die Universität das Feld der freien Forschung auf jedem Gebiete des Wissens sei, daß da keine hemmenden Ministerial-Verfügungen einwirken dürften, daß nur durch die hier gepflegten Ideen das Vaterland gerettet, groß und stark geworden sei und, indem man hier nicht hemmend einwirkte, erhalten werde; mit Energie wieß er die Anmaßungen der auftauchenden Ideen von der Umkehr der Wissenschaft zurück. Freudigen Wiederhall fanden seine Worte in den Herzen all der Tausende, die das Fest feierten, donnernde Hochs schallten dem greisen freidenkenden Manne, dem Repräsentanten der ehrwürdigen **Albertina.**

Nicht ohne Nachwirkung blieben diese ausgesprochenen, allgemein adoptirten Ansichten, diese Association älterer und jüngerer Männer in den Tagen des Festes, dieser Austausch der Ideen auf das Königsberger Publikum, vorzugsweise den Bürgerstand. Es drängte das für den Fortschritt begeisterte Volk nach dem klaren Bewußtwerden desselben, nach politischer Bildung. Mit wahrem Heißhunger wurden politische Brochüren, erlaubte wie verbotene, verschlungen; doch fehlte Vielen theils die Gelegenheit, theils die Mittel, sich solche zu verschaffen, da sprach sich denn folgerecht der Wunsch aus, es mögen Männer durch öffentliche Vorträge, Gebildete, Wissende, durch Vereinigung mit weniger Gebildeten, der Sachlage weniger Vertrauten, durch Umgang, Besprechung, fördernd, belehrend einwirken. Hiezu kamen die Nachrichten aus andern Städten von Gesellen-Vereinen, die sich daselbst gebildet hatten und Erfreuliches leisteten. Diese so lebhaft von Vielen ausgesprochnen Wünsche fanden in einem Kreise gleichgesinnter, freidenkender Männer, die sich bereits seit mehrern Jahren zu einem kleinen Zirkel vereint hatten, in welchem Zeitfragen, politische Gegenstände, literarische Erscheinungen besprochen und erörtert wurden, lebhaften Anklang und Erfüllung. In diesem Kreise, dessen Mitglieder Kaufmann Ballo, **Dr.** Bender, Prediger Detroit, **Dr.** Dinter, Stadtrath Funk, **Dr.** Herbst, **Dr.** Jacoby, **Dr.** Kosch, Justiz-Rath Malinski, Kaufmann Malmros, Stadtrath Meyerowicz, **Dr.** Motherby, Director Sauter, Kaufmann Voigt, Literat Walesrode, Proreklor Wechsler, Oberlehrer Witt waren, ward ein Lesezirkel patriotischer Schriften gehalten, an dem sich außerdem viele Fernerstehende betheiligten. Der kleine Kreis ward durch

Hinzuziehung neuer Kräfte erweitert und nun der Entschluß gefaßt, durch Aufnahme neuer Mitglieder aus den verschiedensten Ständen, es zu versuchen, ob die Theilnahme für solchen Zirkel, das Interesse sich steigern werde, die zu bildende Gesellschaft lebensfähig sei. Demgemäß wurden Vorträge gehalten, eine Besprechung über dieselben oder andre Gegenstände eingeleitet, und schnell entwickelte sich ein gar reges Leben in diesem Kreise: Leute, die bis dahin nie in einer größern Gesellschaft laut zu sprechen gewagt hatten, wurden gewissermaßen gezwungen, schneller als bisher zu denken und das kaum Gedachte auszusprechen; es ging das viel besser, als man glaubte, Kräfte entwickelten sich, von denen man nichts geahndet hätte, und nach wenigen Versammlungen, nach Aufnahme neuer Mitglieder faßte man, da der Andrang zu diesem kleinen Zirkel lebhaft ward, den Entschluß, eine größere Gesellschaft zu bilden, ein größeres Lokal zu beschaffen. In den nun folgenden vorbereitenden Versammlungen einigte man sich im Allgemeinen über die Form, in der sich die Gesellschaft bewegen sollte, den ihr beizulegenden Namen, die Art und Weise der Aufnahme. Auf nicht geringen Widerstand war man gestoßen bei dem Antrage, auch Gesellen zur Mitgliedschaft zuzulassen; doch einigte man sich schließlich dahin, Gesellen, von Meistern vorgeschlagen, als Mitglieder aufzunehmen.

Bildung der Bürgergesellschaft.

Diesem nun durch Aufnahme vieler neuer Mitglieder außerordentlich vergrößerten Zirkel ward durch den Vorstand der Bürgerressource das Lokal derselben, der Zeit in der französischen Straße in der obern Etage der Zappaschen Conditorei gelegen, auf das Freundlichste so lange zur Benutzung eingeräumt, bis sich die Gesellschaft werde ein eignes Lokal beschaffen können.

Am 20. Dezember 1844 des Abends trafen denn die Mitglieder jenes Zirkels und die Neuaufgenommenen, etwa 150 Personen, in dem erwähnten Lokale zusammen, nachdem dem Polizei-Präsidio davon Anzeige gemacht worden war, um über die Bildung einer Gesellschaft gemeinschaftlich zu berathen.

Nachdem man sich in den nicht sehr großen Räumen zusammengedrängt hatte, ergriff Kaufmann Heinrich das Wort und zeigte an,

daß Director Sauter einen Vortrag halten werde; derselbe sprach in freier, feuriger Rede über Pestalozzis Leben und Verdienst; hieran schloß sich ein kurzer Vortrag des Maurermeisters Sahm über den Unterschied zwischen alter und neuer Bauart, worauf dann Schiffskapitain Bannasch über verschiedne Arten der Feuerlöschungs- und der Apparate zur Rettung von Menschen aus Feuersgefahr sprach und derartige Apparate vorzeigte. Nachdem der Redner geendet hatte, ergriff Kaufmann Heinrich abermals das Wort und redete die Versammlung in folgender Weise an:

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen in Kürze den Zweck unsres Zu„sammenseins auseinandersetze. Sie werden es sicher Alle für wün„schenswerth halten, daß die durch ihre verschiedenen Geschäfte bisher „getrennten und einander fremd gebliebenen Bürger sich in gesellschaft„lichem Verkehr freundlich einander nähern, sich kennen und achten ler„nen und dadurch in ihren gemeinsamen Interessen als Bürger und „Menschen gefördert werden. In andern Städten bestehen bereits Ver„eine, die es besonders zu ihrer Aufgabe machen, die Gesellen der ver„schiedenen Gewerke zum Bewußtsein ihrer Stellung im bürgerlichen „Leben d. h. zu einer größern sittlichen und geistigen Entwicklung zu „bringen. Ueber den großen Nutzen eines solchen Unternehmens sind „wir, wie ich glaube, Alle einverstanden. Ich halte diesen Zweck für „überaus wichtig und mögen wir hierüber, wenn es ihnen recht ist, „unsre Meinungen gegenseitig austauschen. Nach meiner Ansicht kön„nen wir uns weder denen anschließen, welche mit den Waffen der „Religion gegen die Entsittlichung zu Felde ziehen, noch sind wir der „Meinung derer, die der stets zunehmenden Verarmung in den arbeiten„den Klassen der bürgerlichen Gesellschaft durch materielle Unterstützung „am Wirksamsten entgegen zu treten wähnen. Beide Uebel, Entsittli„chung und Verarmung — letztere eine Folge der erstern — wollen „wir in ihren Wurzeln bekämpfen, wir wollen die eben ausgesprochne „Bestimmung unsres Vereins mit Ihnen, meine Herren, durch gegen„seitige Belehrung in unsern bürgerlichen und häuslichen Zuständen „und in den verschiedenen Geschäften unseres Berufes, sowie auch durch „Erholung in heiteren geselligen Genüssen zu erreichen suchen und in „unsre Gesellschaft auch Gesellen der verschiedensten Gewerke aufnehmen, „die für unser Streben empfänglich sind. Unter den Mittheilungen, „die mir auf meine vielfachen Erkundigungen über die in andern „Städten bestehenden ähnlichen Vereine zugegangen sind, befindet sich

„auch ein Schreiben des Stadtverordneten Runge in Berlin über den „dortigen Verein, das uns, wie ich glaube, den besten Anhaltspunkt „für unsre Sachen geben wird. Ich werde mir erlauben Ihnen den „Brief vorzulesen, möge dann Jeder seine Meinung darüber, so wie „seine anderweitigen Vorschläge vortragen, damit wir uns darüber ei„nigen, was für uns das Zweckmäßigste zu wählen sei. Sollten wir „heute noch nicht zu einem Endresultate kommen, so schlage ich vor, „daß wir hier Versammelte wöchentlich einmal an einem bestimmten Tage „in diesem Lokale zusammentreffen. Was die Form unserer Zusam„menkünfte betrifft, so ist sie eine völlig zwanglose, nach Art einer „zu geselligen Zwecken zusammengetretenen Ressourcen-Gesellschaft, ohne „bestimmte schriftliche Statuten ꝛc."

Nach diesen einleitenden Worten schritt man zur Diskussion und zwar zuerst über das zu wählende Lokal, da augenscheinlich das so freundlich eingeräumte der in rapidem Wachsthum begriffnen Gesellschaft nicht hinlänglichen Platz gewährte, auch die Tage, an welchen das Lokal überlassen werden konnte, der Donnerstag oder Freitag, für Gewerbtreibende nicht passend erschienen, und wählte hiezu den sogenannten Altstädtischen Gemeindegarten, eine alte, den Bürgern aus dem vorigen Jahrhundert her wohlbekannte Lokalität, in der man seiner Zeit gar heitere Stunden verlebt, über das Wohl der Stadt bei reichlich fließendem Gerstensaft berathen hatte.

2. Ueber die Oekonomie stellte man fest, daß vorzugsweise für kalte Speisen zu sorgen sei, man auf Bier und Taback sich beschränken wolle.

3. setzte man den Beitrag der Mitglieder zur Kasse der Gesellschaft vorläufig auf 4 Sgr. des Monats fest, für welche das Mitglied der Gesellschaft 1 Jahr verpflichtet bleibt. Will ein Mitglied austreten, so muß es Solches vor dem 1. Juli anzeigen, widrigenfalls es noch für das nächste Jahr verpflichtet bleibt. Der Beitrag kann monatlich, viertel- oder halbjährig oder für das ganze Jahr praenumerando entrichtet werden.

4. bestimmte man den Montag jeder Woche, den sogenannten blauen Montag, zum Versammlungstage; durch diese Wahl entzog man dem Handwerker keine Arbeitskräfte und bot demselben die Gelegenheit, die gemeinhin dem Wirthhausleben geweihten Stunden nicht nur angenehm sondern nützlich hinzubringen. Man wählte die Stunden von 6—10 Uhr Abends.

5*

5. In Hinsicht der bei den Versammlungen zu haltenden Ordnung ward festgestellt: es sollen freie Vorträge und Verlesungen über geographische, geschichtliche, naturwissenschaftliche, technologische 2c. Gegenstände gehalten, Fragen, die in den Fragekasten gelegt, beantwortet, debattirt werden, gesellige Unterhaltung mit Deklamation und Gesang nichtgeistlicher Lieder wechseln.

6. In Bezug auf die Aufnahme in die Gesellschaft stellte man fest: jeder selbstständige Mann kann Mitglied werden; ausgeschlossen sind Schüler und Lehrlinge. Jedes Mitglied der Gesellschaft ist berechtigt, Jemanden zur Aufnahme vorzuschlagen. Gesellen oder Gehilfen können nur von ihren Meistern oder Lehrherren vorgeschlagen werden. Jeder Vorschlag zur Aufnahme muß in zwei nacheinander folgenden Versammlungen der Gesellschaft bekannt gemacht werden, und es erfolgt die Aufnahme, wenn kein Einspruch beim Vorstande erfolgt; tritt solcher ein, so tritt der Vorstand mit neun Beisitzern desselben in Berathung, wobei Stimmenmehrheit entscheidet, ob der Einspruch gegründet sei, oder nicht. — Unsittliches Betragen in der Gesellschaft und gemeine Verbrechen begründen den Antrag auf Ausschließung; im eintretenden Falle wird hiebei wie bei der Aufnahme verfahren und steht, wenn die Ausschließung ausgesprochen wird, dem Ausgeschlossenen der Rekurs an die Gesellschaft frei.

7. schritt man zur Wahl des Vorstandes und der Beisitzer. Den Vorstand bildeten neun Mitglieder der Gesellschaft, und eine gleiche Anzahl ward zu Beisitzern gewählt. Zu Vorstehern wurden erwählt Kaufmann Heinrich, Dr. Jacoby, Hutfabrikant Ehlert, Dr. Dinter, Sattlermeister Sahm, Director Sauter, Schneidermeister Gaik, Tischlermeister Conrad, Schuhmacher Sembritzki. —

Die Gesellschaft legte sich den Namen „Bürgergesellschaft" bei und beschloß, keine geschriebnen Statuten zu haben, eine bloße Privatgesellschaft zu bilden, die der Genehmigung der Polizei mithin nicht bedürfe; es ward daher der Polizei lediglich das Bestehen der Gesellschaft angezeigt.

So war denn die Gesellschaft gegründet; bei der regen Theilnahme, die sie fand, den Kräften, die sie vereinigte, den Zwecken, die sie erstrebte, wie es schien, für lange Dauer, für ein segensreiches Wirken; doch anders war es in dem Schicksalsbuche bestimmt. —

Die Zahl der zur Aufnahme sich Meldenden erreichte in dieser und der nächsten Versammlung, in welcher Oberlehrer Witt einen

Vortrag über die Verfolgung der Protestanten im vorigen Jahrhundert zu Thorn hielt, eine solche Höhe, daß man sofort zur Verlegung des Lokals schritt.

Am 13. Januar 1845 ward die erste Versammlung von der gegen 700 Mitglieder zählenden Gesellschaft in dem Altstädtischen Gemeindegarten gehalten.

Festlich war der Saal mit Guirlanden und einem eleganten Rednerpulte geschmückt; ein vollstimmiger Männergesang eröffnete die Sitzung; ihm folgte der Vortrag des Gedichts „Gruß den Bürgern“ von Dr. Alex. Jung, woran sich andre Vorträge und gesellige Unterhaltung schlossen.

Da zum ersten Male in solcher Vollzähligkeit die Mitglieder sich versammelt hatten, so hielt es der Vorstand für angemessen, indem ein großer Theil derselben mit dem Zweck und den Statuten der Gesellschaft nicht genau vertraut war, dieselben nochmals mit wenigen Worten auseinander zu setzen; demgemäß ergriff Dr. Jacoby das Wort.

„Der Zweck unserer Gesellschaft ist, sagte er, die durch ihre verschiedenen Geschäfte bisher getrennten und einander fern gebliebenen „Bürger in freundschaftlich geselligem Umgange einander näher zu bringen, damit sie sich allmälig kennen und lieben lernen und dadurch in „ihren gemeinsamen Interessen als Menschen und Bürger gefördert werden. Dieser Zweck soll durch gegenseitige Belehrung über unsre häuslichen und bürgerlichen Zustände, sowie durch Erholung in geselligen „Genüssen erreicht werden. Der Geist, der bisher die Gesellschaft belebte, der ihr schon in so kurzer Zeit eine bedeutungsvolle Stellung „anwies, bürgt dafür, daß wir das uns vorschwebende Ziel erreichen „werden. Fest wollen wir auch in Zukunft zusammenstehen, den guten „Geist stets unter uns lebendig erhalten und alles Störende mit Entschiedenheit von uns abweisen. Nur auf gesetzlichem Wege, nur auf „demselben, werden wir unser Ziel, — Belebung des Gemeinsinns — „erstreben, dann wird, dann kann Niemand es wagen unsern friedlichen Versammlungen störend entgegen zu treten.“

Hierauf theilte der Redner die mündlich festgestellten Satzungen, die sogenannten Statuten der Gesellschaft, mit, sowie die Eintheilung der Geschäfte unter den Vorstand; darnach besorgten Ehlert und Sahm die Kassenverwaltung, Sahm die Oekonomie, Jacoby und Sauter

leiteten die Vorträge, Conrad und Heinrich beaufsichtigten das Lokal, Dinter und Gaik die Bibliothek.

Leider mußte schon an diesem ersten Abende der Beschluß gefaßt werden; des beschränkten Raumes wegen keine Gäste mitzubringen, den Eintritt nur gegen Vorzeigung der Mitgliedschafts-Karte zu gestatten.

Das Präsidium an den Versammlungsabenden wechselte unter den Mitgliedern des Vorstandes.

Blüthe der Gesellschaft.

Nachdem auf diese Weise die Bürgergergesellschaft in dem neuen geräumigen Lokale eröffnet war, führte sie ein ebenso heiteres als würdiges Dasein. Frohe Unterhaltung wechselte mit unterrichtenden Vorträgen, es herrschte Frohsinn, und mit Recht konnte man sagen, daß sich jedes Mitglied auf den blauen Montag, den Gesellschaftstag, freue. Trotz der verschiedenen Stände, trotz der verschiedenen Bildungsgrade derselben, trotzdem, daß regelmäßig gegen 700 Personen versammelt waren, herrschte ein Ton, der jeder Versammlung zur Ehre gereichte, nie kamen Excesse vor; rohe, beleidigende Aeußerungen, Streit, wie sie in so großen Versammlungen selbst sogenannter Gebildeter nicht gar selten sind, hörte man hier nicht, das freie Wort ward nicht gemißbraucht. Obgleich oft über staatliche Einrichtungen, Handhabung der Gesetze, religiöse Zustände gesprochen, debattirt ward, hielt man sich in so bestimmten Grenzen, daß kein Anlaß zur Untersuchung gegeben, keine Handhabe, daß die Gesellschaft auf ungesetzlichem Boden sich bewege, gereicht ward.

Kam der Montag heran, so füllte sich gegen 6 Uhr Abends die sogenannte Steindammerbrücke mit Menschen, die dem engen Eingange zum Altstädtischen Gemeindegarten zuströmten. Zwei Vorstandsmitglieder oder zwei Beisitzer des Vorstandes, am Eingange des Saales stehend, gestatteten nur gegen Vorzeigung der Karte den Eintritt. Gäste mußten fast leider immer, es sei denn daß es Auswärtige waren, in Massen zurückgewiesen werden. Bald nach 6 Uhr ward das Treiben in dem großen Saale ein gar reges; herzliche Grüße werden schnell gewechselt, der Durstige oder Hungrige begiebt sich eilig zum Büffet, um dann sich einen guten Platz im Saale zu verschaffen, es wird conversirt und gescherzt, doch Keiner rührt sich von seinem mühsam

errungenen Platze. In der Mitte des Saales an einem Tische sitzt der Vorstand; der Tisch ist mit Büchern belastet, und um denselben drängen sich Mitglieder der Gesellschaft, die Bücher zu wechseln. Der Saal ist gefüllt, da ertönt Musik und ein starkes, gut organisirtes Orchester trägt ein frisches, kräftiges Musikstück vor; beendet spricht ein donnerndes Bravo den Dank der Gesellschaft aus. Es fällt der Hammer des Präsidenten, und lautlose Stille herrscht in dem gedrängt vollen Saale; er giebt das Wort zum Vortrage eines eben erschienenen lebensfrischen Gedichts; das dem Dichter gebrachte Hoch spricht den Anklang aus, den es in der Gesellschaft gefunden. Der Hammer des Präsidenten kündet, daß jetzt ein Vortrag eines Mitgliedes gehalten werde, dem, wenn er kurz ist, noch ein zweiter folgt. Allgemeiner Applaus bringt ihnen den Dank der Gesellschaft. Hierauf zeigt nach einer kleinen Pause der Hammer des Präsidenten an, daß man zur Besprechung und Beantwortung der in den Fragekasten gelegten Fragen schreite. Jetzt entwickelt sich je nach dem allgemeinen Interesse eine ruhigere oder lebhaftere Debatte, in der es oft nicht leicht wird, die gehörige Ordnung zu halten, doch fügt sich willig Jeder und läßt sich nur selten, ob zu großen Eifers der Debattirenden, der Ordnungsruf des Präsidenten vernehmen. Diese Debatte, diese freie Entfaltung des menschlichen Geistes, das schnelle Erfassen des rechten Punktes, auf den es ankommt, mit dem man den Nagel auf den Kopf trifft, das ist es, was der Bürgergesellschaft den wahren Werth, die wahre Kraft und Bedeutung verleiht, das freie Wort, doch in gehörigen Schranken gehalten, kurz und gedrängt zur Sache sprechen, das lernt man hier; da hört man Witze sprudeln, gesundes, rücksichtsloses Urtheil fällen, Geist und Leben sich entfalten, wo man es nicht erwartet; Herz und Kopf hatten die Leute auf dem rechten Flecke; das Volk sprach zum Volke, überzeugt und überzeugend, begeistert und begeisternd; es waren Volksversammlungen in des Worts schönster Bedeutung. — Die Debatte ist beendet, die Fragen erledigt, der Hammer fällt, die kurz vorher so bewegte Versammlung ist völlig ruhig und hört die Namen derer, die zu Mitgliedern aufgenommen sind, verlesen, sowie derer, die die Aufnahme wünschen. Hierauf hört man einige Akkorde des Fortepianos, und ein vollstimmiger Männergesang trägt ein kerniges Lied vor, dem ein donnerndes Bravo folgt, worauf der Hammerschlag des Präsidenten den Schluß der Sitzung anzeigt und die Konversation beginnt.

In dem gedrängt vollen Saale ist aber eine freie Bewegung anfangs nicht möglich, nur langsam entwickelt sie sich, indem der Saal allmälig leerer wird; man erhebt sich von den Sitzen, geht zum Büffet oder an die gedeckten Tische, Bekannte, die sich hier nicht vermuthet, sehen sich, Bekanntschaften werden angeknüpft, es bilden sich kleine Kreise, eine lebhafte Konversation folgt, hier wird disputirt, die gehaltenen Vorträge beurtheilt, dort Ereignisse des Tags besprochen, in einem andern Theile des Saales werden Tische, Stühle und Bänke an einander gerückt, es bildet sich ein größerer Kreis, Gedichte, humoristische Schwänke, Witze werden vorgetragen oder gemacht, man lacht, scherzt, freut sich des lebensfrischen Treibens, da dringt plötzlich mahnend die Stimme eines der Vorsteher durch den Saal und fordert die Versammelten auf nach Hause zu gehn, da fast die eilfte Stunde verflossen sei. Willig folgt man dem Rufe, Gruppen bilden sich je nach den verschiedenen Theilen der Stadt und befriedigt, gefördert zieht man heim, voll freudiger Hoffnung für den nächsten Montag.

In dieser Weise folgten dann die Versammlungen regelmäßig einander des Montags; die strengste Ordnung ward ohne geschriebne Gesetze gehalten; es eigneten sich die Mitglieder einen so richtigen parlamentarischen Takt an, daß die Handhabung des Hammers gar leicht gemacht ward. Der Fragekasten gab stets Stoff zu den interessantesten Debatten, an denen sich Viele betheiligten und die, wie schon oben erwähnt, von der Gewandtheit der am wenigsten gebildeten Schichten der Gesellschaft den erfreulichsten Beweis lieferten. Der Vorstand trug Sorge für gute Vorträge, von denen mehrere in dem fast wöchentlich erscheinenden Ostpreuß. Bürgerblatte (Königsberg 1845 bei Theodor Theile) veröffentlicht sind. Es sind dies folgende: 1) Aufruf an das deutsche Volk zum neuen Jahre 1845. 2) Bilder aus Irland von Dr. B. Th. Herbst. 3) Der Bürgerstand; Gruß den Bürgern; Ein Bau ohne Gleichen von Dr. Al. Jung. 4) Ueber das Wandern der Gesellen vom Hof-Tischlermeister Conrad. Bedeutung der Bürgervereine. 5) Die Monopole, Scherz und Ernst, eine Skizze von Goullon. 6) Ueber Auffassung und Darstellung der allgemeinen Weltgeschichte von Dr. Bender. 7) Ist Bier Gift? vom Mälzenbräuer Götz. Ueber deutsche Handwerker-Vereine im Auslande vom Schneidermeister Hohmann. 8) Ueber Armuth und Verarmung von Dr. Jachmann. 9) Borgen macht Sorgen von Goullon. 10) Verbesserung der Lage und der Aussichten in die Zukunft des weib-

lichen Gesindes vom Sekretair der Börsenhalle Bernhardi. — Hiemit schließt die Reihe der veröffentlichten Vorlesungen, von denen die letzte, über Verbesserung der Lage des weiblichen Gesindes, von großer Bedeutung für unsre Stadt ward. Die menschenfreundlichen Bestrebungen des Verfassers, der dienenden Klasse zu helfen, so überzeugend dargestellt, die überaus zweckmäßigen Vorschläge desselben, wie diese Hülfe am schnellsten zu gewähren sei, riefen die allgemeinste Theilnahme in der Bürgergesellschaft hervor, wurden Veranlassung, daß sich sofort ein Komitee bildete und die Angelegenheit kräftig betrieb, so daß in kurzer Zeit der Verein zur Belohnung treuer weiblicher Dienstboten gegründet in volle Wirksamkeit trat und nach vierjährigem Bestehen bereits 500 Thlr. an brave Dienstboten vertheilen und damit jährlich fortfahren konnte*).

Außer diesen veröffentlichten, hielten höchst interessante Vorträge Crelinger über Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, Freundt über Städteordnung; andere Vorträge handelten über gemeinschaftliche Ansiedelungen, Erbauung von Armenhäusern, Gewerbefreiheit, Schlacht- und Mahlsteuer; nicht fehlten geschichtliche und pädagogische Vorträge, so wie die gehaltvollen neuesten Gedichte. Man war bemüht stets allgemein Nützliches, allgemein Bildendes zu Vorträgen zu wählen, dieselben nie über eine Stunde auszudehnen; ebenso wurden die Debatten auf eine Stunde beschränkt und die übrige Zeit dem Gesange, wie der gemeinschaftlichen Unterhaltung gewidmet. Ein tüchtiger Sängerchor hatte sich schnell gebildet, erheiterte und verschönte durch seine Vorträge die Abende, sowie eine unter Leitung des Kapellmeisters Bannike sich bildende Kapelle, durch Instrumentalmusik zur Erhebung der Gesellschaft nicht wenig beitrug. Unendlich wohlthätig wirkt gerade auf solche Kreise Musik, sie versetzt die größtentheils auf die alltäglichsten Interessen des Lebens verwiesenen Mitglieder, in eine gehobne, feierliche Stimmung, sie zieht ihnen den Alltagsrock aus, indem sie es sich wohl herausnahmen, mit dem Handwerkszeuge herumzuschlagen, und legt ihnen das Feiertagskleid an, das sie sich zu beschmutzen scheuen.

Von nicht geringem Einflusse war für die Mitglieder die Bibliothek, die außerordentlich fleißig benutzt ward und gute Encyklopä-

*) Vrgl. N. P. P.-B. 3. F. III., 337 ff.

D. R.

dieen, geschichtliche, geographische, naturwissenschaftliche, technologische, philosophische, staatswirthschaftliche, einige belletristische Werke enthielt. Für ihre Vermehrung ward fleißig gesorgt und ein großer Theil der Einnahme aus der Gesellschaftskasse auf Anschaffung neuer Bücher verwendet; auch vermehrte sich der Bücherschatz durch Geschenke.

Der fortwährende Andrang sich zur Aufnahme in die Gesellschaft Meldender, dem durch den Beschluß, daß die Anzahl der Mitglieder für das Winterlokal nicht die Summe von 700 übersteigen und nur durch Ausscheiden von Mitgliedern ergänzt werden dürfe, eine Schranke gesetzt war, führte zu dem Gedanken, ein eigenes Lokal zu den Versammlungen, eine Bürgerhalle zu bauen. Demgemäß ward ein Komitee erwählt und demselben die Sache übergeben; bereits am 14. April konnten der Versammlung von demselben Pläne und Anschläge für das zu bauende Lokal vorgelegt werden, wonach für den aufzuführenden Bau ohngefähr ein Kapital von 50,000 Thlr. erforderlich war. In der Versammlung am 21. April ward beschlossen, das Kapital durch Aktienzeichnung zu beschaffen; der vorgelegte Plan ward gut geheißen und mit der Aktienzeichnung sofort begonnen, die den besten Erfolg versprach. Für den Sommeraufenthalt der Gesellschaft hatte bereitwillig ein Hausbesitzer seinen sehr großen Garten eingeräumt und hatte man, da der Raum hier unbeschränkt war, die Mitgliederzahl für den Sommer ohne Beschränkung zu vermehren beschlossen.

Auflösung der Gesellschaft.

So schien denn Alles sich zu vereinigen, um die Existenz der Gesellschaft zu sichern; sie selbst, voller Lebenskraft, in den gesetzlichen Schranken sich bewegend, hatte weder durch die Vorträge noch die Debatten Grund zu polizeilichen Rügen gegeben, bot das Bild eines lebensfrisch sich entfaltenden Baumes dar, zum Segen der Stadt gepflanzt; hier entwickelte sich, kräftigte sich Bürgersinn, Bildung, der Sinn für das Schöne und Gute ward genährt, gepflegt, der Mensch, der Bürger zum Bewußtsein seines Werthes, seiner Kraft gebracht, des Geistes freie Entwickelung gefördert. In diesem Ringen nach Bildung, nach Selbstständigkeit, geistiger Freiheit lag aber der Todeskeim der Gesellschaft; solches Leben, solches Treiben fürchteten die Behörden, das paßte den Dunkelmännern der Rückschrittspartei nicht;

es mußte dieser so segensreich wirkende Zirkel ein Opfer der Beamtenwillkühr fallen, er mußte aufgehoben werden.

Bereits bald nach dem Entstehen der Bürgergesellschaft hatte das Schmutzblatt Königsbergs, „der Freimüthige", über die Gesellschaft die allernachtheiligsten, zweideutigsten Gerüchte zu verbreiten gesucht, ohne aber den gesunden Sinn der Bürger irre machen zu können; vergebens hatte er zu Repliken provocirt, man hütete sich von Seiten des Vorstandes, in diese Sphäre hinabzusteigen. Man suchte den Verein bei der Polizei zu verdächtigen, doch scheiterten derartige Bemühungen an dem gesunden Sinne des Polizeipräsidenten Abegg, der wohl die Bedeutung der Gesellschaft erkennend, doch ebenso von ihrer Bewegung in den gesetzlichen Schranken sich überzeugt hatte; desto mehr Anklang fanden die Denunziationen bei den höhern Behörden, und so verbreitete sich bereits in den Versammlungen am 14. und 21. April das Gerücht, es stehe die Auflösung der Gesellschaft bevor, doch schenkte Keiner demselben Glauben; leider aber sollte es nur zu bald zur Wahrheit werden.

Wie gewöhnlich so war auch am 28. April die Versammlung außerordentlich zahlreich besucht, doch fehlte der rechte Frohsinn; es hatte sich derselben ein Gefühl der Beklommenheit bemächtigt, viele Gruppen bildeten sich, in denen die mögliche, ja wahrscheinliche Auflösung der Gesellschaft besprochen ward; es herrschte eine fieberhafte Unruhe in derselben, die zu besänftigen nur schwer gelang. Oberlehrer Witt betrat die Rednerbühne und begann einen Vortrag: „zur Geschichte des Luxus in alter und neuer Zeit", als sich der Polizeipräsident Abegg anmelden ließ und den Eintritt in die Gesellschaft erbat; der Vortrag ward sofort unterbrochen, der Eintritt bewilligt und der Polizeipräsident von zwei Mitgliedern des Vorstandes in den Saal geleitet; der Präsident schien tief bewegt. Nachdem er sich gesammelt, dem Vorsteher Heinrich ein Schreiben überreicht hatte, sprach er: „Schon aus meiner Kleidung (er war in Uniform) ersehen Sie, daß ich zur Erfüllung einer amtlichen Pflicht in Ihrer Mitte erscheine. Der gute Sinn, welchen ich stets an Ihnen zu rühmen gefunden habe, bürgt mir dafür, daß Sie bei Anhörung der Ihnen zu machenden Eröffnung, wie schmerzlich sie auch für Sie sein mag — schmerzlich sage ich, weil ich weiß, wie lebhaft und freudig das Interesse an dieser Gesellschaft ist — sich innerhalb der gesetzlichen Schranken, mit Ruhe und Besonnenheit dem Unvermeidlichen fügen werden. Ich er-

suche den Vorstand, das so eben in dessen Hände gegebne Schreiben zu verlesen und werde Sie dann nicht weiter belästigen, sondern Ihnen jede weitere etwa erforderlich scheinende Beschlußnahme überlassen." Vorsteher Heinrich verlas nunmehr einen Befehl des Ministers des Innern Grafen Arnim, wonach die Bürgergesellschaft auf Grund des §. 3 Tit. 6 Thl. 2 d. Allg. L. R. und Nro. 2 des Publ. Patents vom 25. Septbr. 1832 als unstatthaft aufzuheben ist.

Ein allgemeines, tiefes und eben dadurch beredtes Schweigen erfüllte den Saal; nach einer kurzen Pause ergriff Heinrich das Wort, dankte dem Präsidenten für die Theilnahme, die er durch sein persönliches Erscheinen der Gesellschaft bewiesen habe, und erklärte demselben, wie die Gesellschaft durch die vom Minister angeführten Gründe ihrer Auflösung wohl schwerlich überzeugt sei und wahrscheinlich den Schutz Sr. Majestät nachsuchen werde, und bat deshalb, bis die allerhöchste Entscheidung eingetroffen sei, die fernern Versammlungen zu gestatten. Der Polizeipräsident erklärte hierauf, daß es nicht in seiner Macht stehe, den Befehl des Ministers zu suspendiren; er dürfe keine fernern Versammlungen gestatten, die gegenwärtige müsse die letzte sein. Nach dieser Erklärung entfernte sich der Präsident unter den Beifallsbezeugungen der Gesellschaft, die die humane Ausführung des unangenehmen Auftrages, die persönliche Theilnahme des Präsidenten an dem Schicksale der Gesellschaft wohl anerkannt hatte.

Nachdem der Polizeipräsident sich entfernt hatte, die erste heftige Spannung vorüber war, kam man zum Bewußtsein des Leides, des Schlages, der die Gesellschaft getroffen hatte; sie ward, ein lebensfrischer, kräftiger Baum mit Gewalt entwurzelt, getödtet, ohne daß man wußte, welches Verbrechen man begangen, welche Gesetze man verletzt habe, da nach bestem Wissen nichts Gesetzwidriges verhandelt, nichts die allgemeine Sicherheit Gefährdendes unternommen, nichts Unsittliches, die Religion Verletzendes getrieben worden war. Nicht fehlte es an Ausbrüchen des tief gekränkten Rechtsgefühls, denen Dr. Jacoby in kurzer kräftiger Rede den wahren Ausdruck gab und gleichzeitig den einzuschlagenden Weg vorzeichnete; er brachte zwei Anträge in Vorschlag:

1) in einer Immediat-Eingabe an Sr. Majestät um Schutz zu bitten;
2) durch eine an den Oberpräsidenten zu sendenden Deputation um Sistirung des Ministerial-Erlasses zu ersuchen.

Beide Vorschläge wurden einstimmig angenommen, sofort eine Kommission zur Entwerfung der Adresse ernannt und eine Deputation an den Oberpräsidenten Böttcher abgesandt. Während man die Immediat-Eingabe entwarf und die Deputation sich zu dem Oberpräsidenten begab, verblieb die Versammlung in nicht geringer Spannung und Aufregung; viele Redner sprachen den tiefen Schmerz aus, in den sie der jedes Grundes baare Erlaß versetzt habe, gedachten der glücklichen Stunden, welche sie in diesem Kreise verlebt, der interessanten Bekanntschaften, die sie angeknüpft hatten, aber ungeachtet all dieser in nicht geringer Aufregung gehaltenen Reden, bewegte sich auch heute die Versammlung in den gesetzlichen Schranken, wohl fühlend, daß sie gerade hiedurch den schlagendsten Beweis ihrer Berechtigung führe. Indessen war die Adresse beendigt, unter der gespannteſten Aufmerksamkeit der Zuhörer ward sie verlesen und lautete:

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König!

Allergnädigster König und Herr!

Im Dezember vorigen Jahres traten mehrere Bürger Königsbergs zu einer Gesellschaft zusammen, deren Zweck war:

durch geselligen Umgang einander in sittlicher und geselliger Bildung zu fördern,

Vorträge erheiternden und ernsten Inhalts, freundschaftliche Besprechungen über gemeinnützige Gegenstände, Musik, Gesang, Deklamation, waren die Mittel zur Erreichung des angegebenen Zwecks. Kein Stand, kein Beruf war ausgeschlossen, nur guter Name und sittlicher Lebenswandel waren die Bedingungen zur Aufnahme. Bald nach der ersten Zusammenkunft war die Theilnahme, die unsre Gesellschaft erregte, allgemein. Männer aus allen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft, Kaufleute, Gelehrte, Handwerker, Fabrikanten 2c. traten derselben bei, so daß in wenigen Wochen die Zahl der Mitglieder auf 700 heranwuchs und der Andrang der sich noch Meldenden, die aus Mangel eines entsprechenden Lokals nicht aufgenommen werden konnten, zu dem Beschlusse eine Bürgerhalle zu bauen Veranlassung gab.

Mit Vorwissen der Polizei versammelten wir uns an jedem Montage in dem Saale des Altstädtischen Gemeindegartens. Der Inhalt der in der Gesellschaft gehaltenen und mit Censurerlaubniß später veröffentlichten Vorträge, die Ordnung und der gute Geist, der ununterbrochen in unsern Versammlungen herrschte, fanden auch außerhalb derselben

die allgemeinste Anerkennung, und selbst der Herr Oberpräsident Bötticher äußerte sich erst vor kurzem, gegen eins der Vorstandsmitglieder beifällig über unsere besonnene Haltung.

Alle Theilnehmer der Gesellschaft, ohne Ausnahme, ließen es sich angelegen sein, vollkommen innerhalb der gesetzlichen Schranken sich zu bewegen und sorgsam Alles zu vermeiden, was irgend Anstoß zu erregen geeignet wäre.

Mit Erstaunen sahen wir daher den Polizeipräsidenten in unsre heutige Versammlung eintreten, der uns die beiliegende Aufforderung zur sofortigen Auflösung der Gesellschaft mittheilte.

Der Minister Graf von Arnim, auf dessen besondern Befehl diese Aufforderung ergangen, beruft sich auf §. 3 Tit. 6 Thl. 2 Allg. L.-R. und Nro. 2 des Publ.-Pat. vom 25. Septbr. 1832 (G.-S. 1832, S. 216). Der §. 3 Tit. 6 Thl. 2 Allg. L.-R. lautet:

„Gesellschaften, deren Zwecke und Geschäfte der gemeinen Ruhe, Sicherheit und Ordnung zuwiderlaufen, sind unzulässig und sollen im Staate nicht geduldet werden."

Aus der obigen Darstellung der Entstehung und Entwicklung der Gesellschaft geht hervor, daß deren Zweck und Geschichte nicht im Geringsten der gemeinen Ruhe, Sicherheit und Ordnung zuwiderlaufen, daß folglich das vom Minister angezogne Gesetz auf unsere Gesellschaft nicht im entferntesten Anwendung finden kann.

Eben so wenig paßt auf uns Nro. 2 des Publ.-Pat. von 1832. In diesem heißt es:

„Alle Vereine, welche politische Zwecke haben oder unter andern Namen zu politischen Zwecken benutzt werden, sind in sämmtlichen Bundesstaaten zu verbieten und ist gegen die Urheber und die Theilnehmer an denselben mit angemessener Strafe vorzuschreiten."

Unsere Gesellschaft ist weder ein politischer Klubb noch eine Volksversammlung; sie hat keine staatsgefährlichen Zwecke und ist auch unter andern Namen niemals zu dergleichen Zwecken benutzt worden. Daß selbst nach der Meinung des Ministers von Arnim dies nicht der Fall gewesen, ergiebt sich offenbar daraus, daß gegen kein Mitglied der Gesellschaft die im Gesetz gebotene Untersuchung verhängt worden ist. Des Herrn Ministers von Arnim Strenge in Aufrechthaltung der Gesetze ist zu bekannt, als daß dieser Schluß nicht vollkommen gerechtfertigt erscheinen sollte.

Im Bewußtsein unserer reinen Absicht müssen wir uns gegen ein Mißtrauen, das ruhige Bürger mit Aufwieglern auf eine Linie stellt, verwahren und Ew. Majestät hohen Schutz gegen ein Verfahren anrufen, das uns durch kein Gesetz gerechtfertigt erscheint. — Vor hundert Jahren schon versammelten sich in demselben Lokale, wo wir uns jetzt befinden, die Bürger Königsbergs, um ebenso wie wir, Erholung von ihren Berufsgeschäften zu finden und über ihre Interessen sich zu besprechen.

Es kann unmöglich Ew. Majestät erhabner Wille sein, das uns verwehrt werde, was unsern Vätern erlaubt war. Die ausgesprochne väterliche Absicht unsres Königs: den Gemeinsinn der Bürger zu wecken und zu beleben, hat in uns den ersten Gedanken zur Begründung der Gesellschaft rege gemacht und ist uns zugleich Bürgschaft für die Erhörung unsrer ehrfurchtsvollen Bitte:

Ew. Majestät wollen das fernere Fortbestehen unsrer Ge-Gesellschaft zu gestatten geruhen.

In tiefster Ehrfurcht

Ew. Königl. Majestät

Allerunterthänigste

Bürger.

Einhellig ward die Adresse genehmigt und schritt man sofort zur Unterzeichnnng derselben, die an zwei Tischen in der größten Ordnung vollzogen ward, um sie noch an demselben Abende nach Berlin zu senden.

Noch während der Unterzeichnung der Adresse kehrte endlich die Deputation von ihrer Sendung an den Oberpräsidenten zurück. Ihr langes Ausbleiben fand darin Erklärung, daß man den Oberpräsidenten nicht zu Hause gefunden hatte, sondern in einer Gesellschaft bei dem Erb-Land-Forstmeister von Burgsdorf. Vorsteher Heinrich theilte mit wenigen Worten das Resultat der Sendung mit: der Oberpräsident habe sofort die Deputation empfangen, das Gesuch derselben entgegengenommen, aber erklärt, daß er nicht berechtigt sei, den Befehl des Ministers, die Bürgergesellschaft aufzulösen, zu suspendiren; habe auch, fügte er hinzu, die Gesellschaft bis jetzt in ihrem Verhalten sich legal bewiesen, so könne doch die Möglichkeit nicht in Abrede gestellt werden, daß dieselbe einmal zu ungesetzlichen politischen Absichten benutzt werden könne, diese Ansicht habe wahrscheinlich den

Minister zu dem Schritte veranlaßt. Hiemit war die Deputation entlassen.

Hatte man auch nicht viel erwartet, an eine abschlägige Antwort, mit solchen Gründen belegt, hatte man nicht geglaubt; allgemeine Stille trat ein, die durch den Vorstand unterbrochen ward, der zur fernen Unterzeichnung der Adresse aufforderte, damit dieselbe noch an diesem Abende durch eine Estafette abgesandt werde. Endlich war auch dies Geschäft beendet, 500 Mitglieder hatten sie unterzeichnet, 200 etwa hatten sie nicht unterschrieben, sie ward nun abgesandt. Der Vorstand erklärte hierauf, daß er bemüht sein werde, seiner Zeit von dem Resultate der Eingabe die Mitglieder in Kenntniß zu setzen.

Mehrere Redner ergriffen hiernach das Wort, um zu berathen, was unter den gegenwärtigen Verhältnissen zu unternehmen sei, um Vorschläge zu machen, oder ihren tief gekränkten Gefühlen Worte zu verleihen. Das Resultat dieser Debatten war, daß man die Bürgergesellschaft nicht eingehn lassen wolle, könne dieselbe auch in der jetzigen Weise nicht fortbestehen, müsse man doch fest zusammenhalten. So forderte denn ein Mitglied die Anwesenden auf, ihn nächsten Montag in seinem geräumigen Garten zu besuchen; dieser Vorschlag ward jedoch abgelehnt, da eine Versammlung in der Stadt zu Mißdeutungen Veranlassung geben könne. Orte außerhalb Königsbergs wurden nun vorgeschlagen und von denselben Böttchershöfchen als der geeignetste, nächste gewählt, wo man, ohne einen Vorstand zu wählen, zunächst zum gemeinschaftlichen Wiedersehen sich mit den Familiengliedern versammeln wolle, so daß solcher Versammlung nicht der Charakter der Bürgergesellschaft aufgeprägt sei.

So war das, was unter den obwaltenden Verhältnissen geschehen konnte, mit Ruhe, ohne Verletzung gesetzlicher Bestimmungen erledigt worden; leider boten die gefaßten Beschlüsse wenig Trost für die Zukunft, denn aufgelöst war die Gesellschaft, und eine Aussicht auf Wiederherstellung kaum vorhanden. Die Zeit war indessen verflossen, es mußte an die Trennung, so schwer sie ward, gedacht werden. Unter herzlichem Händedruck, nicht Wenige betrübt, schied man, um sich unter so glücklichen Verhältnissen nicht wieder zu sehen. Das so Vielen Nutzen und Belehrung gewährende Unternehmen war auf die Möglichkeit hin, daß es einmal gemißbraucht werden könne, aufgelöst worden. —

Auf die Immediat-Eingabe kam durch den Minister Grafen Arnim dem Vorstande am 28. Mai folgender Bescheid zu:

„Sr. Majestät der König haben mittelst Allerhöchster Kabinetsordre vom 16. d. Mts. zu erklären geruht, daß Allerhöchst dieselben mit Rücksicht auf die in den Versammlungen der sogenannten Bürger-Gesellschaft zu Königsberg gehaltenen Vorträge die angeordnete Schließung dieser Versammlungen völlig gerechtfertigt finden, und haben Sr. Majestät mich beauftragt, dies dem Vorstande der Gesellschaft auf die Immediat-Beschwerde ohne Datum, wie hiedurch geschieht, bekannt zu machen."

Berlin, den 19. Mai 1845.

Der Minister des Innern.

Arnim.

Dieser die Auflösung der Bürgergesellschaft bestätigende Erlaß sollte den ehemaligen Mitgliedern der Bürgergesellschaft bekannt gemacht werden, und ward zu dem Zwecke folgendes Inserat der Königsberger Zeitung zugesendet:

Die geehrten Mitglieder der ehemaligen Bürgergesellschaft werden aufgefordert, sich Sonnabend den 31. d. Mts. Nachmittags 6 Uhr in dem Saale des Altstädtischen Gemeindegartens einzufinden, um den Königl. Bescheid auf ihre Immediat-Eingabe vom 28. April entgegen zu nehmen und über das Vermögen der Gesellschaft einen Beschluß zu fassen. Der Eintritt wird nur gegen Vorzeigung der Karte gestattet. Königsberg, den 29. Mai 1845.

Heinrich. Dinter. Ehlert. Jacoby. Sauter. Sahm. Conrad. Sembritzki. Gaik.

dessen Aufnahme aber auf Befehl des Polizeipräsidenten Abegg nicht gestattet. Die über diese Maßregel des Polizeipräsidenten bei der Regierung erhobene Beschwerde ward gegen den Vorstand entschieden; eine Konvokation der ehemaligen Bürgergesellschaft mußte daher unterbleiben, sowie die Mittheilung des Bescheids auf die Immediat-Eingabe an dieselbe.

Folgen der Auflösung.

Man hatte, wie oben erwähnt, Böttchershöfchen zum Versammlungsort für den nächsten Montag gewählt, allein so freundlich und warm auch am 28. April die Sonne geschienen hatte, auf ein anhaltend schönes Frühjahrswetter schließen ließ, so un-

freundlich zeigte sich dasselbe am 5. Mai, so daß nur Wenige nach dem Stelldichein hinauswanderten. Nicht freundlicher zeigte sich der Himmel am 12. Mai, so daß nach alter hergebrachter Gewohnheit die Leute gegen 7 Uhr in Massen, wie es auch bereits am 5. Mai geschehen war, im Altstädtischen Gemeindegarten, ohne irgend eine Verabredung getroffen zu haben, sich einfanden. Die am 5. Mai zahlreich hier versammelte Gesellschaft, zum großen Theile aus Mitgliedern der frühern Bürgergesellschaft bestehend, hatte hier in ungezwungner Weise conversirt; der während des ganzen Abends anwesende Polizeipräsident hatte sich überzeugt, daß die frühere Bürgergesellschaft nicht ferner tage. Zahlreicher als an jenem Abende war am 12. die Gesellschaft; ehemalige Mitglieder der Bürgergesellschaft und solche, die nicht dazu gehört hatten, füllten bald die Räume des Saales, der Trouble war sehr groß, man verlangte nach Rednern und Vorträgen, da ergriff ein früheres Vorstandsmitglied das Wort, bat um Ruhe und schlug vor, in ähnlicher Weise wie früher, einen Präsidenten für den heutigen Abend zu wählen, der die Debatte leite, und komme man in künftigen Tagen an irgend einem andern Orte zusammen, so schlage er vor, in gleicher Weise zu verfahren. Der Vorschlag ward angenommen und der vom Redner empfohlene Präsident gewählt; bald befand sich auch der Hammer in seinen Händen, das Fortepiano erklang, ein heiterer, frischer Gesang schallte durch die Räume, kaum war er beendet, erschien auf dem Orchester ein Mann, bat um das Wort und hielt einen Vortrag über die Höflichkeitsformen, nach dessen Beendigung man allgemeine Konversation bis zehn Uhr führte und sich dann auf Mahnung des Präsidenten trennte.

Bei dem nun eingetretenen günstigen Wetter sollten sich, der frühern Bestimmung gemäß, die ehemaligen Mitglieder der frühern Bürgerressource, allein oder mit ihren Familien, in dem etwa fünfzehn Minuten vom Tragheimer Thor entfernten, nicht weit vom breiten Spiegel des Oberteiches gelegnen Böttchershöfchen einfinden. Hier in Gottes freier Natur, in einem großen, nicht besonders gepflegten, etwas verwilderten, mit Alleen und Buschwerk reich bepflanzten Garten, der viele schattige, so wie große freie Plätze, auf denen Tausende von Menschen sich bequem aufstellen können, darbot, wollte man zu freundschaftlichen, geselligen Besprechungen zusammenkommen. Dieser bis dahin stille, selbst des Sonntags von keiner großen Menge besuchte Vergnügungsort, erlangte durch diese Versammlungen eine Berühmt-

heit, die sich weit hinaus über die Grenzen Ost- und Westpreußens erstreckte, ja auswärts zu der irrigen Ansicht Veranlassung gab, man habe den Ort zum Tort für den damaligen Oberpräsidenten Bötticher Böttchershöfchen getauft.

Die Conzerte in Böttchershöfchen.

Die Zeitung zeigte für den Montag Conzert in Böttchershöfchen an; in Folge dessen begann gegen 5 Uhr Nachmittags das Volk, Männer, Frauen und Kinder, Reich und Arm, Beamte und Kaufleute, Handwerker, Militairs, Gelehrte, Matrosen, Arbeitsleute und Straßenjungen nach Böttchershöfchen zu Wagen und zu Fuße in langen Zügen zu ziehen. An dem mit Flaggen reich geschmückten Orte empfing eine rauschende Musik die Gäste, das Entree zum Eintritt in den Garten ward entrichtet und nun eilig noch ein Plätzchen gesucht oder die Gastfreundschaft Bekannter in Anspruch genommen. Hatte man sich sicher heimisch niedergelassen, für die Restauration des Körpers gesorgt, suchte man Freunde und Bekannte auf, trieb sich in den weiten Gängen des Gartens, der sich mit Tausenden von Gästen gefüllt, herum, besah sich die bunt zusammengewürfelte, aus allen Ständen und aller Herren Länder bestehende Gesellschaft, die sich trotz der großen Verschiedenheit des Bildungsgrads in den Schranken des Anstandes bewegte.

Die Musik schwieg; da erhob sich wie auf Kommando Alles von den Sitzen und eilte einem großen freien Platze des Gartens zu, in dessen Mitte ein kleiner Hügel sich erhob, um den eine kleine Anzahl aus der Bürgergesellschaft her wohlbekannter Männer geschaart stand, die in weitern Kreisen Tausende von Zuhörern in gespannter Erwartung umstanden. Hatte sich die Ordnung hergestellt, so betraten aus diesem kleinern Kreise zwei Männer den Hügel, von denen der eine die Stelle des frühern Präsidenten in der Bürgergesellschaft vertrat und die Anzeige machte, daß Herr N. der Versammlung eine Mittheilung zu machen habe, worauf dann ernste wie launige, kürzere und längere Vorträge in unterbrochner Reihe einander folgten, indem bald der eine, bald der andere Redner den Hügel bestieg. Während mindestens einer Stunde schenkte die so zahlreiche, an die großen Meetings Englands mahnende Volksversammlung den Vorträgen die ungetheilteste Aufmerksamkeit, die nur durch weitschallende Hochs und Bravos unterbrochen ward.

War die zu den Mittheilungen bestimmte Zeit verflossen, so löste sich, mochten noch so viele Redner zur fernern Ansprache sich melden, der Kreis auf, die Musik begann, wo möglich mit der Weise eines bekannten, aus der Bürgergesellschaft her beliebten Liedes, gemeinhin

„das Leben blüht, die Welt ist noch die alte",

und Jeder eilte seinem Platze, seinen Bekannten zu, um noch ein wenig zu plaudern, größere und kleinere Gruppen bildeten sich, doch Keiner ergriff mehr das Wort, und versuchte Einer noch einmal eine allgemeine Ansprache, so stieß er allgemein auf den entschiedensten Widerstand, denn die Masse fühlte, daß man den Leuten, die das Werk begonnen, auch das Heft in der Hand lassen müsse, daß kein Ausschreiten der Versammlung geschehe, man der Polizei keinen Grund zum Einschreiten gebe.

Der einbrechende Abend mahnte endlich zum Nachhausegehen. Große Gruppen bildeten sich, und unter Gesang zog man langsam der Stadt zu, wo man angekommen nach den verschiedenen Stadttheilen sich trennte.

Von den Concerten, welche nun regelmäßig jeden Montag einander folgten und immer Tausende vereinten, zeichnete sich das am 2. Juni vorzugsweise durch zwei Beschlüsse aus, welche in demselben gefaßt wurden und auch in weiten Kreisen nicht geringes Aufsehen erregten. Wie bekannt, hatte die Ausweisung der badischen Volksrepräsentanten Hecker und v. Itzstein aus Berlin, am 25. Mai 1845, einen Schrei der Entrüstung hervorgerufen; er fand auch in Königsberg lebhaften Wiederhall, und die Männer der liberalen Partei beschlossen, den tief gekränkten badischen Repräsentanten durch Uebersendung einer Adresse ein Zeichen ihrer Theilnahme für die ihnen wiederfahrne Unbill zu geben, ihnen es auszusprechen, daß man die von der Regierung ergriffene Maßregel auch in den nichtdeutschen Provinzen des Staates mißbillige. Diese Adresse ward den zahlreich Versammelten in Böttchershöfchen von dem bewußten Hügel herab vorgelesen und dann zur Unterschrift an verschiedenen Tischen ausgelegt, wo sie bald mit einer Masse von Namen bedeckt war und dann an die Herren v. Itzstein und Hecker gesendet ward.

Bereits in einer frühern Versammlung war der Wunsch von Vielen ausgesprochen worden, mit den Bürgern Elbings, Braunsbergs, Pillaus, Heiligenbeils zusammenzukommen, sich kennen zu ler-

nen, denn man wußte, daß sich an diesen Orten ähnliche Kreise wie die ehemalige Königsberger Bürgergesellschaft gebildet hatten, daß in diesen Städten ein dem Königsberger verwandter Geist lebe; in Folge dessen hatten freiwillig sich einige der Anwesenden vereinigt, die geeigneten Schritte gethan, um eine Verbindung mit Elbing anzuknüpfen und am hiesigen Orte Dampfschiffe zu einer Lustfahrt nach Pillau an einem Sonntage zu engagiren. Freundlich hatte den hiesigen Unternehmern der Kaufmann v. Riesen in Elbing die Hand gereicht, und so konnte man am 2. Juni der Versammlung den Vorschlag machen, am nächsten Sonntage, den 8. Juni, eine Spazierfahrt mit dem Dampfboote nach Pillau zu unternehmen. Mit Freuden ward der Vorschlag begrüßt, und fand eine überaus starke Betheiligung an der Vergnügungsfahrt statt.

Ein schöner, heitrer Sonntagsmorgen grüßte am 8. Juni die Hunderte von Menschen, welche auf dem Dampfboote Gazelle mit zwei Bordingen im Schlepptau und dem Dampfboote Delphin die frohe Fahrt nach Pillau unternahmen. Musik, Konversation und eine gute Restauration auf den Böten trug zur Erheiterung nicht wenig bei. Bald nach 10 Uhr langte man in dem festlich geschmückten Hafen, wo sämmtliche Schiffe geflaggt hatten, und der mit Flaggen reich gezierten Stadt Pillau an, ein donnernd Hoch grüßte Pillaus Bewohner, die dicht geschaart am Ufer standen, paarweise zog man mit Musik an der Spitze durch die saubern Straßen zu dem von dem Festungskommandanten freundlichst bewilligten Lustwäldchen, der Plantage. Bald nach der Ankunft der Königsberger Bürger, trafen die Elbinger auf dem Dampfboote Falke, die Braunsberger und Heiligenbeiler auf der Schwalbe und die Fischhäuser auf einem Segelfahrzeuge in dem gastlichen Pillau ein und zogen gleichfalls mit ihren Musikchören zur Plantage; dort angekommen fand die herzlichste gegenseitige Begrüßung statt. Die Musikchöre, mit heitern Gesängen abwechselnd, riefen unter der zu mehrern Tausenden angewachsenen Versammlung wahren Frohsinn hervor und der Vormittag ging in gegenseitiger Unterhaltung schnell vorüber. Gegen 1 Uhr, nachdem man sich durch Speise und Trank erfrischt hatte, schritt man zur Wahl von vierzehn Festordnern aus den hier vertretenen Städten unter dem Vorsitze der Herren Apotheker Freundt aus Königsberg und van Riesen aus Elbing. Unter der Leitung dieser Herren wechselten freie Vorträge mit Toasten und Gedichten während

der Nachmittagsstunden, das Bedeutungsvollste aber war ein von Dr. Jacoby gestellter Antrag, der, wie folgt, lautete:

„Meine Herren! Das preußische Gesetz beschränkt die Theilnahme „des Volks am Staatsleben auf ein äußerst geringes Maaß und schließt „die Wirksamkeit des Bürgers für Erweiterung seiner Rechte in enge „Grenzen ein. Je geringer aber das Maaß des uns gewährten poli„tischen Antheils, um desto eifriger müssen wir es benutzen, je enger „die gesetzlichen Grenzen unserer Wirksamkeit, desto unermüdlicher müssen „wir innerhalb dieser Grenzen thätig sein."

„In unserm Vaterlande kann die öffentliche Meinung, wenn „sie auch noch so allgemein ist, nur schwer sich kund thun, ge„schweige sich Geltung verschaffen. Die Presse ist durch Polizei und „Censur unterdrückt."

„Die Provinzialstände vertreten nur einen sehr geringen „Theil der Nation und sind — schon vermöge des Wahlgesetzes — „mehr zum Stillstand als zur Bewegung geneigt. Wichtig ist es da„her, daß die Stimme des Volkes noch auf andre Weise vernehmlich „werde, daß wo immer Bürger zusammen kommen, durch männlich „unverholne Rede die öffentliche Meinung sich kund gebe."

„Die Bürgerversammlungen, die an verschiedenen Orten Deutsch„lands zusammengetreten, haben vorzugsweise den ausgesprochenen Zweck „verfolgt und zum Theil auch erreicht. Aus fünf Städten unserer „Provinz sind hier zum erstenmale die Bürgergesellschaften in Freund„schaft vereint! Sollten sie wieder auseinander gehen, ohne über die „wichtigste Angelegenheit des Landes, deren Lösung jetzt alle patrioti„sche Herzen bewegt, — ohne über die Verfassungsfrage — ihre Ueber„zeugung ausgesprochen zu haben? Das Gesetz vom 22. Mai 1815 „verheißt uns eine Repräsentation des Volks."

„Dies Gesetz ist zur Zeit weder aufgehoben noch ausgeführt. „Ich brauche Ihnen gegenüber, meine Herren, nicht auseinander zu „setzen, wie nachtheilig eine solche Unsicherheit des öffentlichen Rechts„zustandes sei, wie sehr jeder Bürger dabei betheiligt, wie endlich der „unheilvolle Zwiespalt der zwischen Regierung und Volk in Bezug „auf Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, Preß- und Lehrfreiheit be„steht, nur allein durch richtige Lösung der Verfassungsfrage geschlich„tet werden kann."

„Seitdem bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV der „preußische Huldigungslandtag an das Gesetz vom 22. Mai 1815 er-

„innerte, haben wir alle über diesen Gegenstand reiflich nachgedacht, „die Presse sowohl wie die Provinzialstände haben denselben gewissen- „haft erörtert; es ist vorauszusetzen, daß jeder der hier Versammelten „sich bereits eine feste Ueberzeugung hierüber gebildet hat. Lassen Sie „uns, meine Herren, offen ohne falsche Scheu unsere Meinungen aus- „tauschen und falls dieselben übereinstimmen, in einer öffentlichen Er- „klärung solches hier aussprechen. Wir dürfen dies ohne die mindeste „Besorgniß thun, denn wir bewegen uns auf durchaus gesetzlichem „Boden. Es giebt kein Gesetz, wenigstens in unsrer Provinz, das „dem Bürger oder einer Versammlung von Bürgern das freie Aus- „sprechen einer politischen Ueberzeugung untersagt. Das Publikations- „patent vom 25. September 1832 verbietet zwar bei Volksfesten und „Volksversammlungen alle Reden politischen Inhalts, allein die Schluß- „worte des Patents erklären ausdrücklich, daß die in demselben ent- „haltenen Verfügungen nur für die in den Bundesstaaten woh- „nenden preußischen Unterthanen verpflichtende Kraft haben. „Da die Provinz Ost- und Westpreußen nicht zum deutschen Bunde „gehört, kann demnach die erwähnte Verfügung keine Anwendung fin- „den." —

„Die Gegner des Fortschrittes haben behauptet, daß das preußi- „sche Volk für politische Freiheit unempfänglich sei, daß es nur durch „einzelne unzufriedene Schriftsteller zu derartigen Ansprüchen verführt „werde. Jetzt, da Tausende preußischer Bürger hier versammelt sind, „bietet sich eine treffliche Gelegenheit, diese Gegner durch die That zu „widerlegen. Lassen wir die Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen."

„Den Behörden des Staates, ja dem Könige selbst, der jetzt un- „sere Provinz bereiset, kann es nur erwünscht sein, die wahre Volks- „stimmung zu hören."

„Unsere Abgeordneten haben auf dem Huldigungs-Landtage erklärt, „daß

„das Bedürfniß einer Gesammtvertretung, das Volk lebendig „durchdringe und nie aufhören werde dasselbe zu beseelen."

„Lassen Sie uns, meine Herren, diese Worte der preußischen „Stände durch unsre Zustimmung bestätigen, durch eine öffentliche Er- „klärung unterstützen."

„Ich schlage hiezu folgende Fassung vor."

„In Erwägung, daß jedem preußischen Bürger freisteht, seine po- „litische Ansicht unverholen auszusprechen, daß solches auf einer Ver-

„sammlung von Bürgern — wenigstens in unsrer Provinz — durch „kein Gesetz verwehrt ist;"

„In Erwägung, daß durch öffentliches Aussprechen der Volksge„sinnung dem Vaterlande genützt und den mit der Leitung des Staats „beauftragten Behörden ein Dienst erwiesen wird;"

„In Erwägung ferner, daß unsre Provinzialstände — in „Folge ihres Wahlgesetzes — nur einen kleinen Theil des Volks „vertreten, daß endlich wegen strenger Handhabung der Censur die „öffentliche Meinung, durch die Presse sich nur mangelhaft kund geben „kann:

„erklären wir hier versammelten Bürger der Städte Königsberg, „Elbing, Braunsberg, Pillau, Fischhausen, Heiligenbeil, daß wir eine „Gesammtvertretung des Volks, durch eine aus allen Klassen „der Staatsbürger gewählte reichsständische Versammlung für ein „bringendes Bedürfniß des Landes erachten und daß nach unserer „Ansicht Jeder, der auf gesetzlichem Wege zur Erreichung dieses Zieles „mitwirkt, sich um das preußische Vaterland verdient macht." —

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit war die Versammlung dem Redner gefolgt, der, als er geendet hatte, den Antrag stellte:

„Es möge nun die Versammlung durch Abstimmung entscheiden, „ob sie sich mit den eben ausgesprochnen Ansichten und Forderungen „in Uebereinstimmung befinde, ob nicht?"

Einstimmig erklärte die Versammlung, sich mit dem Antrag in vollem Einklange zu befinden. Diese Kundgebung freier Bürger in solch zahlreicher Volksversammlung hatte um so größere Bedeutung, als gerade jetzt Sr. Majestät der König sich auf Reisen in der Provinz befand, diese Manifestation des Volkes sich also unter den Augen des Königs zutrug. In ungetrübter Freude verflossen die zu kurzen Nachmittagsstunden, die Zeit zum Aufbruche war herangerückt, unter den herzlichsten Grüßen, dem frohen Bewußtsein, gleichgesinnte, für Vaterland, Freiheit und Recht begeisterte Mitbürger kennen gelernt, Freundschaft geschlossen zu haben, trennte man sich in der Ordnung, wie man gekommen. Auf dem Markte der Stadt Pillau brachte Riesen der gastlichen Stadt und den Männern, die so liberal die Plantage eingeräumt und eingerichtet hatten ein Hoch, in welches die Tausende von Anwesenden einstimmten. Hierauf schiffte man sich in aller Ordnung ein, die Schiffe setzten sich in Bewegung, noch konnte man sich Abschiedsgrüße zusenden, bald aber trennten sich die

Wege, bald waren der über die weite Wasserfläche hinhallende Donner der Kanonen, die schwarze Wolke der feurigen Schiffe am Horizonte die letzten Zeichen der heimeilenden Freunde.

Froh kehrte Jeder nach seiner Stadt zurück. In ungetrübter Freude war der vom schönsten Wetter begünstigte Tag dahingeflossen, keine Störung hatte unter den Tausenden, die sich vereint, das Fest getrübt, keine Polizei hatte die Bürger beaufsichtigt. Ein schlagender Beweis für die Bildung des Volks, dessen Reife, dessen Sinn an Vergnügungen edler Art, wenn dieselben ihm nur geboten werden.

Der dem Feste folgende Montag vereinte wieder in großer Menge die Bürger in Böttchershöfchen, wo durch lebendige Schilderungen des schönen Festes in Pillau gar Vielen das Herz schwer gemacht ward, die an demselben sich zu betheiligen verhindert worden waren.

In ungestörter Freude floß der Juni, floß die Mitte des Juli unter der lebhaftesten Betheiligung des Publikums an den Montagsconcerten dahin, nichts fiel vor, was irgend wie zu einem Einschreiten der Polizei hätte Veranlassung geben können; man bewegte sich streng in den gesetzlichen Schranken, doch trotzdem sah man höhern Orts scheel auf diese Volksversammlungen, denn daß sie solches waren, läßt sich nicht in Abrede stellen, und so fand man endlich Mittel und Wege gegen dieselben einzuschreiten; doch da man nicht direct durch Schließung des Lokals, Verbietung der Konzerte die Versammlung aufheben wollte, entschiedene Maßregeln, die man zu fürchten schien, so wendete man sich gegen die einzelnen Persönlichkeiten und vermied so den öffentlichen Eklat. Auch hier hatte der „Freimüthige" wieder mit Denunziationen den Reigen eröffnet.

Ungestört war das Konzert am 14. Juli hingegangen und ebenso die nächsten Tage, als plötzlich zum 20. Juli 38 Personen, die theils in der ehemaligen Bürgergesellschaft, theils in Böttchershöfchen während der Monate Mai, Juni, Juli Vorträge gehalten, präsidirt oder zu Präsidenten vorgeschlagen hatten, vor das Polizeipräsidium geladen wurden und ihnen eröffnet ward, daß sie bei 50 bis 100 Thlr. Geld- oder 14tägiger Gefängnißstrafe weder als Präsidenten, Redner oder Sänger sich daselbst ferner geriren dürften.

Gegen diese Maßregel des Polizei-Präsidii ward von den 38 Verwarnten sofort Protest eingelegt und über dieselbe bei dem Minister von Bodelschwingh Beschwerde erhoben. Da in der Verwarnung des Polizei-Präsidenten als gravirendes Moment hervorgeho-

ben war, daß die Königliche Regierung, die seit der Auflösung der Bürgergesellschaft am 28. April stattgehabten Montagsversammlungen im Altstädtischen Gemeindegarten und später in Böttchershöfchen für eine Fortsetzung der frühern, durch königliches Gebot aufgelösten Bürgergesellschaft ansehe, wenn dieselben auch unter anderer Form auftreten, so wies die Beschwerde jener Achtunddreißig an den Minister nach, wie diese öffentlichen Konzerte in Böttchershöfchen keine Fortsetzung der frühern Bürgergesellschaft gewesen seien, da ihnen der Charakter einer geschlossnen Gesellschaft überhaupt gefehlt habe; keine Mitgliedschaft, keine Aufnahme, kein Geldbeitrag, kein festgestellter Endzweck, keine Statuten seien maßgebend gewesen, Frauen und Kinder hätten sich an den Konzerten betheiligen können, Entreegeld habe man zahlen müssen; wären aber diese Konzerte in Böttchershöfchen wirklich Fortsetzungen der frühern Bürgergesellschaft gewesen, so hätte die Behörde dieselben nicht dürfen monatelang fortbestehen laßen; da ferner das Publikations-Patent vom 25. September 1832, welches öffentliche Reden politischen Inhalts verbiete, nur auf die deutschen Bundesstaaten, nicht auf unsere Provinz Ostpreußen Beziehung habe, so sei kein Grund vorhanden, dasselbe auf die Unterzeichneten auszudehnen, sie bitten daher um Schutz, um Rücknahme dieser, ihre persönliche Freiheit beschränkenden Maßregeln.

Trotz der Verwarnung der Polizei war das Konzert am 21. Juli voller denn je; denn das Publikum hatte Kenntniß davon erhalten, die Polizei war natürlich stärker als sonst vertreten. Der Versammlung ward durch die Herren Ballo und Jacoby Mittheilung von den Verhandlungen mit dem Polizeipräsidio gemacht, sowie von der höhern Orts erhobnen Beschwerde; hieran schloßen sich nun Mittheilungen durch andre bis jetzt noch nicht verwarnte Personen. Wenn auch aufgeregt durch die polizeilichen Maßregeln, trennte sich doch die große Menge in voller Ruhe. Nicht weniger besucht war das Konzert am 28. Juli, wo abermals mehrere bis dahin nicht verwarnte Personen den Hügel bestiegen und kurze Vorträge hielten, die das frühere Interesse nicht mehr gewähren konnten, da die freie Bewegung fehlte, man ein Einschreiten der Polizei fürchtete. Doch auch dies Konzert ging ohne Störung vorüber. An Dr. Jacoby ward, da er trotz der Verwarnung gesprochen hatte, die festgesetzte Strafe, da er jede Zahlung verweigerte, durch Exekution vollzogen. Bei der Versteigerung der abgepfändeten Gegenstände ward für den ersten

derselben von einem für diese ganze Bewegung sich lebhaft Interessirenden die dem Strafmaße entsprechende Summe geboten und so der Strafe die Spitze abgebrochen.

In Folge dieser wiederholten Manifestationen, dieses Umgehens der polizeilichen Verfügungen, sah sich das Polizei Präsidium am 2. August zu dem Erlasse veranlaßt: daß Jeder, der noch öffentlich in Böttchershöfchen sprechen werde, in die Strafe von 50—100 Thlr. oder 14 tägiger Gefängnißhaft verfalle.

Am 1. August gaben die 38 verwarnten Personen in der Zeitung die Erklärung ab, daß sie unter den jetzigen Verhältnissen nicht öffentlich sprechen würden, sich aber Beschwerde führend an den Minister gewandt hätten.

Diese Maßregeln der Polizei riefen an dem letzten Konzerte in Böttchershöfchen, am 4. August, das diese Reihe politischer Konzerte schloß, noch eine Demonstration hervor. Es war das Konzert sehr stark besucht; trotzdem Niemand den bewußten Hügel bestieg, Niemand öffentlich sprach, beschloß ein großer Theil der dort Anwesenden den Verfechtern des freien Wortes ein Vivat zu bringen, was dieselben auch ohne Störung der öffentlichen Ruhe ausführten.

Die Beschwerde der Achtunddreißig an den Minister v. Bodelschwingh gerichtet, blieb erfolglos, nicht minder der von Dr. Jacoby und Ballo eingeschlagene Weg, die sich Schutz gegen polizeiliche Willkühr suchend an den hiesigen Kriminalsenat gewendet hatten, der ihnen aber erklärte, daß er incompetent sei, in diesem Falle zu entscheiden, welcher Ansicht, auf eine fernere Eingabe an den Justizminister Uhden auch dieser beitrat *).

Somit waren denn die Konzerte in Böttchershöfchen, diese Volksversammlungen, aufgelöst und hoffte man nun höhern Orts, daß diese Associations-Bestrebungen, dieses Trachten nach freier Bewegung mit der Wurzel ausgerottet sei, aber man hatte sich geirrt. War es auch möglich gewesen, diese öffentlichen Kundgebungen zu hintertreiben, sie zu verbieten, in den Familienkreis, in das Haus

*) Beschränkung der Redefreiheit. Eine Provokation auf rechtliches Gehör von Dr. Joh. Jacoby, 2. Aufl. München 1846, bei Bassermann. Die Schrift führt folgendes Motto: Unabhängigkeit und Volksehre werden nur gesichert, wenn jeder Sohn des Vaterlandes den Kampf für Ehre und Pflicht theilt. (Friedrich Wilhelm III im Jahre 1813.)

durfte die Polizei damals noch nicht eindringen, und dahin flüchtete man sich, man gab Gesellschaften. Ein oder zwei Personen mietheten ein Lokal und luden einige Hundert Gleichgesinnte durch Karten zum Thee ein; diese Zirkel oder sogenannte „freie Gesellschaften" konnten von der Polizei nicht verhindert werden. So fanden derartige Versammlungen im Garten des Kaufmanns Seek, im Hotel du Nord ꝛc. durch Einladungen statt, in denen freie Vorträge mit Gesängen und Konversation, wie in der frühern Bürgergesellschaft wechselten. Unter den Gästen befanden sich Männer wie Geh. Rath Lobeck, der bereits Mitglied der aufgehobenen Bürgergesellschaft gewesen war, Geh. Rath Burdach, Direktor Gotthold, der selbst ein Lied für diese Zirkel gedichtet und componirt hatte, das in denselben gesungen ward und der allgemeinsten Theilnahme sich erfreute. Wurden dergleichen Thees auch nur selten gegeben, so hielten sie doch die Parthei zusammen, man entfremdete sich nicht, und aus diesem Material gelang es im Jahre 1846 die städtische Ressource zu bilden, die fast alle die alten Elemente wieder vereinigte, wenn auch unter Censur-Zwang bestehend, doch kräftig das sociale Leben Königsbergs förderte, die Bürger auf die Ereignisse des Jahres 1848 vorbereitete.—

Schlußbemerkungen.

Nach dieser Schilderung der Entstehung, Blüthe und Auflösung der Bürgergesellschaft und der derselben folgenden Ereignisse, drängen sich noch einige Fragen auf, deren Beantwortung wir nicht von uns weisen können und zwar

1. Hat die Bürgergesellschaft genützt?

Es ist viel verlangt von einem kaum ins Leben getretnen, nur während vier Monate existirenden Vereine, der kaum konsolidirt, mit Gewalt aufgelöst ward, nachweisen zu sollen, was derselbe genützt habe; und doch kann diese so arg gemißhandelte Gesellschaft, die von den Behörden destruktiver Tendenzen bezüchtigt ward, der man vorwarf, obgleich keiner bei derselben Betheiligten zur Untersuchung gezogen ward, daß sie die Bürger irre leite und verführe, mit Stolz sagen: „aus meinen Werken könnt Ihr mich erkennen."

Hätte die Bürgergesellschaft nichts weiter gethan, als jenen oben erwähnten „Verein zur Belohnung und Versorgung treuer weiblicher

Dienstboten“ in das Leben gerufen, der in Folge von Bernhardis trefflichem Vortrage aus dem Schooße derselben hervorging, der, nachdem die Bürgergesellschaft längst begraben, zum Segen der dienenden und lohnenden Klasse Königsbergs gedeiht, blüht, so wäre damit jener Gesellschaft ein Monument gesetzt, das in den Herzen der Königsberger fortlebt.

Nicht unerwähnt darf ferner bleiben, daß in dem Schooße dieser Gesellschaft bereits die Statuten einer zu bildenden Kreditgesellschaft für Handwerker entworfen und berathen wurden. Das Unternehmen selbst konnte in Folge der Auflösung nicht ins Leben treten.

Doch hierauf allein hat sich die Wirksamkeit der Gesellschaft nicht beschränkt. Die Tendenz derselben, wie sie am Stiftungstage ausgesprochen ward, war, „die durch ihre verschiedenen Geschäfte bisher getrennten, einander fremdgebliebenen Bürger, durch freundschaftlichen, geselligen Umgang einander näher zu bringen, um sich kennen und achten zu lernen und dadurch in ihren gemeinsamen Interessen als Bürger und Menschen gefördert zu werden.“ Dieser Zweck sollte durch gegenseitige Belehrung über unsre bürgerlichen und häuslichen Zustände, durch Erhebung in geselligen Genüssen, auf gesetzlichem Wege erreicht werden.

Diese Aufgabe, welche die Bürgergesellschaft sich gestellt, war sie dieselbe zu lösen bestrebt, hat sie sich, indem sie an der Lösung derselben arbeitete, nie vom gesetzlichen Wege entfernt?

Diese beiden Fragen sind klar beantwortet durch die kurze Daseinsgeschichte der Gesellschaft; dieselbe vereinte die verschiedensten Stände und Gewerbe, vereinte die sich fern stehenden Bürger zu geselligem Umgang; wie wohl dieselben sich an den Montagsabenden fühlten, beweiset der unausgesetzt fleißige Besuch derselben, der stets gedrängt volle Saal, der ungeheure Andrang zur Mitgliedschaft, so daß man die Zahl der Mitglieder auf ein bestimmtes Maaß beschränken mußte. Ein Zeichen, daß man sich in dem Kreise wohl fühlte. Der weniger Gebildete trat in nähere Berührung mit dem Gebildetern, der Vornehmere mit dem Geringern, der Arme mit dem Reichen, feinere Sitten und Anstand wurden zur Geltung gebracht und angeeignet, Gedanken ausgetauscht, der Hochmuth des Einen mußte sich vor der gesunden frischen Lebensanschauung des Andern beugen, schlummernde Kräfte wurden geweckt, des Handwerkers oft so gesunder Mutterwitz, seine unbefangene Anschauung des Lebens, der Verhält-

nisse, kamen zur Geltung, man lernte sich kennen und achten, es erfolgte eine Ausgleichung der Stände, man fühlte, daß jeder ein Supplement des andern sei.

Und betrachten wir nun die hier gehaltenen Vorträge; sind sie nicht, soweit sie durch den Druck veröffentlicht vorliegen, wahrhafte Volksvorträge, klar, verständlich, belehrend, mußten sie nicht fördernd, bildend auf die Menge wirken, gaben sie irgend wie Veranlassung zu Befürchtung, man werde den gesetzlichen Weg verlassen, man predige da Irreligiösität, Sittenlosigkeit? Wahrhaftig nicht. — Ebenso wenig konnte man das von den nicht durch den Druck bekannt gemachten Vorträgen sagen, denn sowohl in ihnen, wie den mitunter sehr lebhaften Debatten bewegte man sich in den Schranken des Anstandes, des Gesetzes. An dieses Wirken durch Vorträge, durch die Debatte schloß sich die Benutzung der Bibliothek, das Lesen bildender Schriften an; doch nicht allein fördernd suchte man auf die geistige Bildung einzuwirken, auch das Gemüthsleben der Mitglieder war man anzuregen durch Musik bemüht, durch sie suchte man das rohere Element in mildere Formen zu veredeln.

So war diese Gesellschaft eine Bildungsschule für Erwachsene aller Stände, als solche hat sie sich bewährt; durch sie fand das Jahr 1848 einen vorbereiteten Boden, man ward durch die Zeitereignisse nicht überrascht, man stürzte sich nicht Hals über Kopf in den Strudel, sondern sah mit Ruhe den Ereignissen entgegen; daher die Haltung Königsbergs in jenen Tagen, das waren die Nachwirkungen der königsberger Bürgergesellschaft, aus der die „städtische Ressource" entstand, das war die Folge der Verschmelzung der Stände, des in das Volk übergegangenen Strebens nach Bildung, des zur Geltung gekommenen Volksbewußtseins.

So können wir wohl mit Recht sagen, die Gesellschaft war, so lange man ihr das Dasein gönnte, bemüht, auf gesetzlichem Wege das gesteckte Ziel zu erreichen, hat nach unsrer innigen Ueberzeugung segensreich in Königsberg gewirkt.

2. Warum fand sich die Regierung veranlaßt, solche Gesellschaft aufzulösen?

Die Gründe, welche den Minister des Innern Grafen Arnim zur Aufhebung bewogen, sind bereits früher angegeben und in der Immediat-Eingabe an Sr. Majestät den König auf das Gründlichste widerlegt worden, so daß darauf zurückzukommen überflüssig erscheint.

Ebenso wenig bedarf die Aeußerung des Oberpräsidenten Bötticher, die derselbe an dem Auflösungs-Abend zur Rechtfertigung des Ministerial-Erlasses that, der Widerlegung, doch ist sie charakteristisch für das Verfahren, da sicher die höchste Provinzial-Behörde erst um Rath gefragt worden ist, bevor man den Befehl erließ: „daß, obgleich die Gesellschaft sich bis jetzt legal gezeigt habe, doch die Möglichkeit nicht geleugnet werden könne, sie dürfe künftig einmal zu ungesetzlichen politischen Zwecken benutzt werden.“ —

Da die Gründe des Ministers so wie der vom Oberpräsidenten angegebne jedenfalls nicht stichhaltig waren, so bleibt der einzige übrig, daß die Vorträge Gesetzwidriges enthielten, gegen die Einrichtungen des Staates, gegen die Religion oder die Sittlichkeit verstießen.

Die durch den Druck der Oeffentlichkeit übergebnen Vorträge haben aber kein Material zu derartigen Anklagen geliefert, denn sonst hätten sie die damals streng gehandhabte Censur nicht passiren können. Was die andern dort gehaltenen, nicht gedrucktenen Vorträge anlangt, so können sie gleichfalls nicht verbrecherischen Inhalts gewesen sein, da sonst unbedingt gegen die Redner und gegen die Gesellschaft sofort eingeschritten worden wäre. Sucht man den Grund in den Debatten, wo allerdings das Wort nicht auf die Wagschale gelegt worden ist, so kann man ihn auch da nicht finden, denn wäre dabei etwas Gemeingefährliches verhandelt worden, so würde das, so wie die nicht gedruckten Vorträge, vor 700 Personen gesprochen, sicher zur Kenntniß der Behörde gelangt sein, die Behörde hätte die Untersuchung einleiten müssen, aber weder gegen den Vorstand, noch gegen ein Mitglied der Gesellschaft ist je von Seiten der Polizei eine Verwarnung ausgesprochen, geschweige denn eine Untersuchung geführt worden; sicher hätte man derartiges gern gethan, hätte man nur eine Gelegenheit dazu finden können.

So lag denn kein legaler Grund zur Aufhebung der Gesellschaft vor, und doch mußte man sich nach den damals geltenden Regierungsprincipien derselben entledigen, denn man fürchtete die Gesellschaft. Hielt man sich auch in ihr so viel als möglich fern von politischen Besprechungen, so konnte es doch nicht ausbleiben, daß die Debatte in gar vielen Fällen, auf jenes Feld übergriff, Ansichten zur Sprache kamen, Maßregeln besprochen wurden, deren Aussprechen, deren Beleuchtung man höhern Orts nicht wünschte, man fürchtete eine Entwicklung des politischen Bewußtseins des Volks, man fürchtete die

Bildung, Selbstständigkeit, die Mündigkeit des Bürgers, die in diesem Zirkel gekräftigt wurden, daher sah sich die Regierung zu jener Maßregel der Auflösung gezwungen, sie gab damit zugleich das schlagendste Zeugniß für ihre Schwäche.

Wie tief das Gefühl für Gesetzlichkeit in den Bürgern, dem Volke wurzelte, bewies dessen Verhalten bei all diesen Maaßnahmen der Regierung, bei denen dasselbe trotz der Kränkungen seines Rechtes sich nie zu thätlichem Widerstand verleiten ließ, sondern protestirend mit dem Worte sich widersetzte, den Anordnungen aber sich fügte.

Dr. Pinter.

Die Hexenprocesse der beiden Städte Braunsberg,

nach den Criminalacten des braunsberger Archivs bearbeitet.

(Fortsetzung).

III. Allgemeine Uebersicht der in Braunsberg geführten Hexenprocesse.

Die in den nächstfolgenden beiden Abschnitten mitgetheilten Auszüge aus den Criminalacten der beiden Städte **Braunsberg** (Alt- und Neustadt) beweisen zur Genüge, daß jene fixen Ideen auch hier Eingang gefunden und reichliche Früchte getragen haben.

Die Gründung der Altstadt fällt in die Jahre 1240, 1241 oder 1242; die vollständige und ungestörtere bürgerliche Verfassung datirt sich erst vom Jahre 1280 *); schriftliche Notizen aber findet man nicht vor dem Jahre 1344.

Abgesehen von den ersten formlosen Ansiedelungen, welche seit 1324 begonnen haben mögen, läßt sich mit Bestimmtheit nicht entscheiden, ob die Gründung der Neustadt in das Jahr 1338 oder 1348 zu setzen ist. Da sie aber dreimal gänzlich abbrannte, 1455 durch die Kreuzherren und 1520 durch die Polen eingeäschert und den 8. September 1589 durch Zufall, wobei das Rathhaus mit allen Acten verloren ging, so beginnen die schriftlichen Notizen erst im XVII. Jahrhundert.

*) Monum. hist. Varm. I. Lief. S. 101.

Wiewohl Alt- und Neustadt **Braunsberg**, nur durch den Fluß **Passarie** und einen Graben getrennt, gleich zweien weit von einander gelegenen Städten in Policei- und Gerichtsverwaltung gegenseitig unabhängig bestanden, so läßt sich dessenungeachtet die allgemeine Uebersicht dieser Processe aus beiden füglich zusammenfassen, weil beide unter demselben Landesherrn, dem Bischof von **Ermland**, bei demselben Stadtrathe, dem lübischen nämlich, und wegen der großen Nähe und unmittelbaren Berührung, in der gerichtlichen Praxis wie in vielen andern Beziehungen eine solche Uebereinstimmung gewonnen hatten, daß die hier zu erörternde Behandlung jener Criminalfälle in nichts von einander abweicht.

In der Altstadt wird 1605 die erste und 1670 die letzte Hexe*) verbrannt, in der Neustadt wahrscheinlich 1610 die erste und 1686 die letzte. In der Altstadt finden wir bis 1772 siebenzig und einige kleinere und größere Beschuldigungen und Anklagen wegen Zauberei verschiedener Art. Von den Unglücklichen erleiden elf Weiber und Ein Mann den Tod durchs Feuer, siebenzehn Weiber und drei Männer werden aus der Stadt verbannt und die übrigen mit Geld- oder Thurmstrafe belegt oder auch ohne Strafe entlassen. In der Neustadt wurden von 1606 bis 1772 unter fünfzig und einigen der Zauberei Beschuldigten zwei und dreißig mit dem Tode bestraft. Darunter sind sieben und zwanzig Weiber und Ein Mann, die verbrannt, drei Weiber und Ein Mann, die enthauptet, und fünf Weiber und zwei Männer, die aus der Stadt verwiesen wurden. Soviel läßt sich mit Bestimmtheit nachweisen, doch auch mit gleicher Gewißheit ersehen, daß eine wenn auch kleinere Anzahl von Processen verloren gegangen, die Zahl der bedauerungswerthen Opfer also um etwas wenigstens größer war. In der Altstadt kommen in einem Jahre, selbst in der traurigsten Periode, nur einige Mal zwei bis drei, in der Neustadt mehr, und zwar öfter vier bis sieben Fälle vor. Es sind also die hiesigen Schauderscenen mit denen an andern Orten der Menge nach allerdings nicht zu vergleichen**); allein auch ein einziges Beispiel dieser Art wäre traurig genug.

*) Der gewöhnliche Ausdruck für die Sache ist Zauberei; seltener heißt es Zantelei, Zandelei, Zantlery, Zantelwerk, erst später Hexerei. Die Weiber heißen Zauberinnen, Zauberschen, selten und erst später Hexen, Hexinnen, Hexschen, Zauberhexen, Hermeyda.

**) S. oben (N. P. P. B. 3. Folge, III, 260—63.)

Das gerichtliche Verfahren war dem an andern Orten üblichen im Allgemeinen ziemlich gleich. Zwar läßt sich nicht nachweisen, daß die Richter den Criminalcoder, nach Inhalt des dritten Theils des Herenhammers, zur Hand gehabt, allein die bei der Verhaftung, Untersuchung und Verurtheilung befolgten Grundsätze zeigen nur zu deutlich, daß auch hier alles mehr oder weniger der in jenem abscheulichen Machwerke angegebenen Norm entsprach. Der Herenhammer verwirft das Anklageverfahren, weil es zu förmlich und wegen des **jus talionis** gefährlich für den Kläger sei. Er empfiehlt die Denunciation, nach welcher der Angeber nicht das Ganze beweisen, sondern nur die auf Indicien, bösen Ruf und dgl. beruhenden Aussagen beschwören durfte. Außerdem durfte der Richter von Amtswegen auf Grund eines öffentlichen Gerüchts in dieser „so seelengefährlichen Sache" inquiriren. Und wirklich diente auch in Braunsberg ein paar Mal nichts weiter als das allgemeine Stadtgerede als Ursache zur gerichtlichen Einziehung. Gewöhnlicher aber ging die Veranlassung von der direkten Denunciation Eines oder mehrerer Einwohner aus. In diesen Fällen waren die armen Weiber nicht selten selbst Schuld an dem auf sie geworfenen Verdachte und der daraus folgenden schrecklichen Inquisition. Sie gaben sich nämlich mit allerhand Quacksalbereien ab. Bekanntlich stand es in jener Zeit sehr schlecht mit der ärztlichen Kunst. Mit welch mathematischer Genauigkeit berechnete man vom **XVII.** bis ins **XVIII.** Jahrhundert die Kraft des Herzens und der Glieder und wog Gesundheit und Krankheit des Körpers auf der Wage ab! Die Lehre vom Widerstreit der Säuren und Laugensalze im menschlichen Körper hat, wie Boerhaave sagt, mehr Menschen getödtet als der dreißigjährige Krieg. Den directesten Einfluß erfuhr die Arzeneikunde damals (wie immer) von dem Stande des religiösen Glaubens, der Philosophie nnd insbesondere von dem der Naturwissenschaft. Kannten doch die Anhänger Stahls (Pietisten) keine andere Krankheits-Erklärung als den Sündenfall und das Seelenverderbniß *). Welch ein maßloses, den schwankenden gesellschaftlichen Ideen entsprechendes Haschen nach neuen Heilquellen! Wie zum Theil noch heut zu Tage

*) Vergl. Rede zur Feier des zwei und dreißigsten Stiftungstages des königl. medicinisch-chirurgischen Friedrich-Wilhelm-Institutes am 2. August 1826, gehalten von Dr. H. F. Link. Berlin.

trug besonders in jener Zeit die Arzeneiwissenschaft selbst die Schuld des mangelnden Vertrauens bei den Laien. — In Braunsberg bestand seit der frühesten Zeit die Zunft der Bader; auch finden wir wenigstens schon im XVI. Jahrhundert einen Apotheker, zu dessen Revision 1680 das Domcapitel und der Rath den Dr. Medic. Wosin aus Königsberg kommen lassen. Ob die Bitte der Gemeinde, die Apotheke jährlich zu revidiren, beachtet worden, läßt sich nicht nachweisen. 1697 sind zwei Apotheker in der Altstadt, von denen der eine 1715 in die Neustadt zieht. Ein Dr. Medic. Pezelt als praktischer Arzt erscheint in der Altstadt zum ersten Mal 1607. Daß seine Stellung aber eine sehr unsichere gewesen, folgt daraus, daß ihm der Rath nur auf Verwenden des Bischofs die Erlaubniß giebt, sich ein Jahr hier aufzuhalten, und die Miethe für ihn bezahlt. Er ist aber doch noch 1613 in der Stadt; und der Rath schießt ihm auf Verwenden des Kanzlers wieder 30 Mrk. zur Hilfe der Hausmiethe vor. In der Neustadt ist nie ein promovirter Arzt gewesen. 1669 fanden wir den Dr. Medic. Goldberger in der Altstadt. Ihn sprach der Rath auf Verwenden der Obrigkeit theilweise wenigstens von öffentlichen Lasten frei. Als aber 1673 nach Goldbergers Tode Dr. Remigius herkam und um ein Gehalt bat, wurde es ihm mit dem Bemerken abgeschlagen, daß er sich wie sein Vorgänger von seiner Profession zu nähren suchen möge; nicht einmal freie Wohnung gab man ihm. Erst 1694 nimmt der Rath den Dr. Lepner als Stadtmedicus an und giebt ihm 150 Gulden Gehalt nebst 15 Fuder Holz und freier Wohnung, für jene Zeit offenbar ein sehr ansehnliches Firum. Als Grund seiner Berufung wird angegeben, daß die Bürger in der Noth nach Königsberg oder Elbing reisen müßten. Um das Jahr 1700 saß ein Braunsberger, Joh. Fischer, Dr. Medic., im Rathe, der nach der gewöhnlichen Vorbereitung auf dem dortigen Jesuitercollegium seine Studien in Warschau und Paris vollendet hatte. 1725 finden wir als Stadtphysikus den Dr. Schwang, der 60 Gulden und 3 Viertel Holz jährlich, außerdem für seine Mutter Erlaß der Contribution und Anlage erhielt. Die Kenntniß der Bader oder wenigstens das ihnen geschenkte Vertrauen erkennt man aus folgenden zufällig aufbewahrten Beispielen. Ganz entsprechend dem Mißtrauen des gemeinen Mannes gegen die Aerzte beim ersten Auftreten der Cholera war der Verdacht, den man bei der schrecklichen Pest

im Jahre 1710 allgemein gegen den neustädtischen Bader schöpfte, welchen der altstädtische Rath gegen ein Salarium von 15 Thalern monatlich zum Pestchirurgus angenommen hatte. Er wurde geradezu beschuldigt, daß er durch seine „unbesonnenen Medicamente und unproportionirten Dosen" viele Leute getödtet habe und ihm deßhalb die Praxis in der Altstadt gelegt. In jener Zeit klagte ein Schiffer gegen einen Bader, der seinem Kinde ein Digestiv aus **Cremor Tartari** und **Tartarus vitriolatus** gegeben hätte, weil dasselbe in Folge dieser Cur an Blutspeien und Ausleerung gestorben sei. Der Rath gab dem Bader einen Verweis und drohte mit Obduction auf seine Kosten. Die Hauptpraxis blieb deßhalb bis ins **XVIII.** Jahrhundert in den Händen der Laien, namentlich der alten Weiber, welche des kleinen Gewinnes wegen sich mit der Heilung von Krankheiten abgaben. Sie blieben aber nicht immer bei Hausmitteln stehen, sondern wandten oft allerlei abergläubische Sachen an. Der Glaube, daß nicht natürliche Fehler im Organismus sondern nur dämonische Einwirkungen der Grund aller Krankheiten wären, findet sich nachweislich wie im Heidenthum so unter den Christen. Beim Ansetzen frischer Nasen wurde noch im **XVI.** Jahrhundert die Mitwirkung des Teufels vorausgesetzt. Selten wurden wenigstens die aus dem **VIII.** und **IX.** Jahrhundert herrührenden, von dem ältern Plinius entlehnten Receptensammlungen benutzt *), und zwar oft von den Juden, welche sich an mehreren Orten im Mittelalter mit der Arzeneikunde befaßten. Wenn auch später, im **XII.** und **XIII.** Jahrhundert die Medicin mehr wissenschaftlich betrieben wurde, so blieb im Volke jene alte Praxis, manigfaltig abgeändert, doch die beliebtere. — Für eine gewöhnliche Ursache des Unwohlseins sah man das Verlieren des sogenannten Maßes an. Ob und in wie weit dieses abhanden gekommen, bestimmten solche Weiber dadurch, daß sie mit einem Bande den Umfang des Kopfes und den ausgestreckten Körper in die Länge und Quere maßen. Ohne Bedenken erkenne ich hierin eine Verwandtschaft mit der früher erwähnten ärztlichen Theorie. Dahin gehört auch das häufig vorkommende „Hauptzusammendrücken". Weil sie dabei nur Gott und die Heiligen anriefen, so hielten sie selbst diese eingebildete Kunst nicht für sündlich.

*) Selbst regierende Fürstinnen hatten zuweilen Hausapotheken und bereiteten die Arzeneien nach Receptbüchern. —

Bei andern Patienten suchten sie den Grund des Uebels in den durch Hexen aufgebannten, sogenannten Kleinen *); worüber später. Wie die Weiber diese und andere Krankheiten behandelten, ersehen wir aus manchen ihrem Munde entnommenen Angaben. Wich die Krankheit während, wenn auch nicht in Folge einer solchen Behandlung nicht, dann konnte das Weib unter zehn Fällen neunmal erwarten, daß sie als der Zauberei verdächtig vor Gericht geführt wurde. Erfolgte vielleicht Heilung, so war das Glück nicht immer gleich günstig; und das Mißlingen bei einer andern Cur wurde dann um so gewisser ihrem bösen Willen zugeschrieben. Oder kam ein Weib, was mit dergleichen sich abgab, zufällig in ein Haus, in welchem bald darauf jemand erkrankte, hatte man ihr vielleicht eine Gabe versagt, und sie gar ein unverständliches oder tadelndes Wort fallen lassen, dann war die Vermuthung, daß sie die Krankheit durch Zauberei ins Haus gebracht, begründet. Gewöhnlich goß man solchen Weibern beim Weggehen eine Hand voll Wasser nach, und zwar von der Rechten zur Linken **). Man forderte sie nun in der Regel auf, die Heilung zu bewerkstelligen. Weigerte sie sich dessen, dann suchte man sie durch Drohungen zum Versuche zu zwingen. Wenn sie sich aber durchaus nicht bewegen ließ, so wurde sie sogleich als verdächtig behandelt. Glückte ihr die übernommene Cur nicht, dann ward sie ohne Weiteres für eine Hexe gehalten. Es blieb ihr nun nichts übrig, als gegen die Beschuldigenden gerichtlich zu klagen; denn wer einmal einen Vorwurf wegen Hexerei stillschweigend hingenommen hatte, würde, kam später wirklich eine Klage beim

*) Das Entfernen des durch Zauberei zugefügten Schadens nannte man büßen (niedersächsisch böden, botten). In einigen niedersächsischen Gegenden heißt böten noch heute eine Krankheit durch Formeln besprechen, und im Oberdeutschen ist büßen so viel als ausbessern; im Hochdeutschen ist es veraltet. Besonders war das Entfernen der aufgebannten Kleinen, das „Abtreiben" derselben darunter begriffen. Dagegen scheint unter zandeln, zanteln, was sonst soviel als Krankheiten besprechen bedeutet, hier etwas anderes verstanden zu sein. Von beiden unterscheidet man endlich das Teideln. Allein es ergiebt sich nicht, was man unter diesen verschiedenen Benennungen sich dachte.

**) Das Krankmachen durch Zauberei hieß sonst gewöhnlich beschreien. Als Mittel dazu diente nicht bloß das Verfluchen, Verwünschen, sondern zuweilen auch das Loben; und im letzten Falle hieß es berufen. Jetzt heißt dieses, in der hiesigen Gegend wenigstens, verrufen; namentlich sieht man das Loben der Kinder wegen ihrer Gesundheit, Schönheit, Klugheit und dgl. nicht gern, weil man übernatürlichen Schaden daraus erwartet.

Gerichte vor, als halb überführt betrachtet, und nur eine selten vorkommende Standhaftigkeit auf der Folterbank konnte den Tod abwenden. Die Klage über den Vorwurf der Hexerei oder deßhalb erlittener Mißhandlung war aber ein sehr gefährliches Mittel; denn der Verdacht war durch jene Vorfälle bei den befangenen Richtern schon mehr als begründet. Hatte ein solches Weib gar entzündete Augenlieder, oder trug sie, um die kalte Luft abzuhalten, etwa ein Tuch vor dem Munde, dann sprach auch dieses überzeugend gegen sie *). Im Jahre 1643 hören wir in der That eine überraschend verständige Erklärung der Richter. Es sei vernunftwidrig, sagen sie, die Menschen durch Aberglauben heilen zu wollen. Allein es währte noch lange, bis sie zur Einsicht gelangten, die von ihnen als thöricht erkannten Versuche dieser Art auf andere Weise als durchs Feuer vertilgen zu müssen. — Nicht immer jedoch ist eine solche Denunciation von sonst unbescholtenen Leuten die Veranlassung zur Untersuchung; häufig dient die Aussage eines, und zwar eines einzigen der Zauberei wegen schon verurtheilten Weibes, die zugleich Theilnehmerin derselben Schandthaten gewesen sein will, als alleiniger Grund zur Verhaftung. Hatte man nämlich das Eingeständniß von einer Beschuldigten erzwungen, dann wurde sie, noch auf der Folter, nach den Theilnehmerinnen am Teufelstanze befragt. Da man voraussetzen zu müssen glaubte, daß mehrere dabei gewesen wären, so half kein Abweisen dieser Frage. Was geschah also? Die Gemarterte nannte zuweilen so obenhin, oft aber auch nachweislich aus Haß und Feindschaft eine und die andere ihrer Bekannten. Wollte sie später, vom Ge-

*) Ueberall, im Norden wie im Süden, wurde das Auge als Hauptsitz der Zauberkraft angesehen. Daher der sogenannte böse Blick (daß gewisse Personen durch ihren Blick irgend ein Unglück hervorbringen könnten), welcher noch heut zu Tage in Schottland, Italien und mehreren andern Ländern sehr gefürchtet wird. (Vgl. J. A. v. Ittners Schriften III, 8 ff.) Selbst Personen von Rang tragen deßhalb als Zaubermittel gegen den bösen Blick ein kleines Horn bei sich. Hat man dieses Schutzmittel nicht bei sich, wenn eine Person, der man den bösen Blick zutraut, erscheint, so hebt man den Zeige- und kleinen Finger gegen sie auf. Die Beschuldigung, den bösen Blick zu besitzen, das Vorhalten jenes Hornes oder der beiden Finger, ist daher eine große Beleidigung. Noch in diesen Jahren soll ein Dichter in Neapel, welcher das Lächerliche dieses Aberglaubens zum Gegenstande eines Lustspiels gemacht hatte, auf der Straße überfallen und so gemißhandelt worden sein, daß er bald darauf starb. —

wissen gemahnt, die Aussage zurücknehmen, dann drohte man von Neuem mit der Folter. Daher heißt es in dieser Beziehung oft, sie habe sehr geschwankt, wolle wenigstens nicht darauf sterben *). Wie wenig die Richter dabei die Vorschriften des Stadtrechtes beachteten, ersieht man aus den Verordnungen desselben: „daß Zeugen ehrliche und unbeschuldene Leute seyn sollen"; „daß, die in einer Sachen in rathen und thaten gewesen, oder Parth und Theil daran haben, in derselben Sachen nicht zeugen können;" und „daß zur Vollenführung eines Beweises wenigstens zwey Zeugen erfordert werden **)."

Woher nun immer den Richtern die Beschuldigungen zugekommen waren, sie wurden ohne vernünftige Prüfung den Betheiligten vorgehalten; doch in Braunsberg, was der Hexenhammer keineswegs verlangte, mit Nennung aller Namen der Angeber. Leugnete die Beschuldigte die unsinnigen Anklagen, wie natürlich fast immer, ab, so folgte die Confrontation mit den Zeugen. Blieb jene dennoch bei der Behauptung ihrer Unschuld, dann mußten die Zeugen, welche ihre Aussagen gleich anfangs an Eides Statt abgelegt hatten, schwören. Wenn eine andere bezüchtigte Zauberin die Angabe gemacht, so mußte diese erklären, daß sie auf die Behauptung leben und sterben wolle. War sie nun mit der Aussage in den Tod gegangen, dann hielt man kein anderes Beweismittel für erforderlich, sondern schritt, wie in den andern Fällen nach der Eidesleistung, zur Tortur. Zwar kennt das lübische Recht keine Folter, sondern erfordert immer einen völligen Beweis des angeschuldigten Verbrechens; fehlt dieser, so spricht es den Angeklagten nach Leistung des Reinigungseides frei ***); allein die Folter war hier wie überhaupt in Deutschland mit An-

*) Daß in der Angabe vieler andern Personen die Unglücklichen ein Mittel gesucht, die Richter gegen die Möglichkeit der Beschuldigungen einzunehmen (J. A. Scholtz a. a. O. 100), ist ganz gegen das auch jenen Weibern bekannte Bestreben derselben, so viele von diesen Teufelsverbündeten als möglich auszurotten; auch wird diese Annahme schon durch das gewaltsame Erzwingen solcher Angaben widerlegt. Hin und wieder mag die Beschuldigung vornehmer Theilhaber, aber dann wohl immer aus einem andern näher liegenden Grunde die Armen gerettet haben.

**) Dr. Joach. Luc. Steins Einleitung zur Lübschen Rechtsgelehrsamkeit. Rostock und Wismer 1751, S. 438 ff.

***) Stein a. a. O. 388. — Vergleiche Vorträge über Tortur ꝛc. von Dr. C. Trummer. Hamburg 1844, I, 3 ff. —

nahme des römischen Rechtes, unter Maximilian üblich geworden, und wurde, wiewohl die Peinliche Halsgerichts-Ordnung Carls V ihre Anwendbarkeit auf bestimmte Fälle beschränkte, häufig über diese Grenzen hinaus angewandt. Sie wurde in der Altstadt auch bei Diebstahl und andern Criminalfällen angewandt, und zwar ist nachweislich zum ersten Mal 1533 bei einem Diebe davon die Rede, indem es heißt: „durch seyn eygen bekennthnis das er ungepeyniget gethan"; während 1755 zum letzten Mal einem Diebe die Daumschraube angelegt wurde. Weil er aber nicht alles bekannte, heißt es, sei er als **confessus** betrachtet und drei Jahre zum Zuchthause verurtheilt und verwiesen worden. Wie es aber scheint, hatte der Rath ihm auch den ersten Grad der Tortur erlassen und dem Gerichte aufgegeben, ihm die Instrumente nur vorzulegen und ihn, falls er nicht bekenne, **qua confessus et convictus** zu betrachten. Vor dem Beginn der Tortur wurden die Marterwerkzeuge den Unglücklichen gezeigt oder allenfalls leicht angelegt, um sie dadurch zum Geständnisse zu bewegen. Wirkte auch dieses Mittel nicht, dann begann das Foltern. Nach Vorschrift des Hexenhammers sollten den Angeklagten zuvor alle Haare abgeschoren werden. Man setzte voraus, daß der Teufel seinen Verbündeten zuweilen eine Verhärtung (Teufelsmal), natürlich in der Regel an einer verborgenen Stelle des Körpers, beibringe, die das Geständniß verhindere. Dieses Mal mußte also gesucht und, fand sich etwas Ungewöhnliches, was man dafür hielt, und floß beim Hineinstechen mit der Nadel kein Blut oder erfolgte keine Aeußerung des Schmerzes, ausgeschnitten werden*). Zu gleichem Zwecke wurden sie genau besichtigt, ob sie nicht andere Zaubersachen bei sich trügen, die gleichfalls das Bekennen erschweren

*) Der früher genannte Bodinus, der diese Probe schon kennt, sagt, daß Einige zur Hebung der teuflischen Unempfindlichkeit die Worte: „**domine labia mea aperies**" zu gebrauchen rathen; er billige es aber selbst zur Erfahrung der Wahrheit nicht, eine zauberwirkende Formel zu gebrauchen. Die Annahme des Teufelsmales hängt vielleicht mit dem zusammen, was Irenäus von den Karpokratianern, jenen Ketzern berichtet, die Jesus als den menschlich erzeugten Sohn Josephs und Marias und nur als einen von Gott mit einer höhern Seele begabten Menschen ansahen; sie hätten die zu ihnen Uebergetretenen am rechten Ohrläppchen mit einem glühenden Eisen, einem Scheermesser oder einer Nadel gezeichnet.

sollten *). In Deutschland war jenes ekelhafte, entwürdigende Verfahren anfangs nicht recht beliebt. In Braunsberg kommen nur ein paar Beispiele dieser Art Besichtigung vor. Außerdem wurde vor, zuweilen auch während der Tortur, den zu Folternden ein aus geweihtem Wasser bereiteter Trunk gereicht. Die Weigerung, trinken zu wollen, begründete den Verdacht. Erfolgte Erbrechen, so entnahm man daraus die Schuld; da aber das eigene Geständniß erforderlich war, so wurde dieses darum doch durch die Folter herauszubringen versucht. Es rettete aber von der Marter nicht, wenn keine übeln Folgen sich beim Trinken zeigten; denn in diesem Falle hinderte der Teufel das Erbrechen. Diese Ordalie wurde also nur als Fingerzeig für den Richter angesehen, ohne daß sie, so oder so ausfallend,

*) An solche Schutzmittel glaubte man auch bei andern Inquirirten. In dem Landtagsabschiede vom 2. October 1573 wird die Meinung eines „großen Theologen" angeführt: „der soll halten, wann einer auff einen Zettel diesen Vers deß Psalmes: **contere brachium peccatoris et maligni, quaeritur peccatum illius, et non invenitur,** auff seinen Rücken gebunden hätte, dann sollte er nicht bekennen mögen." „Alse", heißt es weiter, „geschieht solches zu Zeiten auß Zauberey, denn es sagt Albertus Magnus in dem Buch von der Heimlichkeit der Natur, daß ein Stein Mesites und von der Stadt Mesis, da er wächst, zerrieben und gemischt mit Wasser, so den jemand trinket, der wird am Leibe unfähig und kann alle Schmerzen erleyden." (**Jus Culmense correctum. Brunsbergae, 1711, p. 164, 165.**) — Damit hängt offenbar das sogenannte Festmachen oder die passauer Kunst zusammen, welche ihren Namen einem Nachrichter in Passau Neithart verdankt, der 1611 Papierschnitzchen, die er mit zauberischen Zeichen beschrieben hatte, an feige Soldaten verkaufte, um sie dadurch unverwundbar zu machen. Von den rohen Söldnern des XVII. Jahrhunderts glaubte man oft, daß sie stahl- und eisenfest wären, Büchsen besprechen und Kugeln abwenden könnten. — Carl XII von Schweden soll sich für fest gehalten haben; und im 7jährigen Kriege hat man mehrere Soldaten mit solchen Zetteln versehen gefunden. — Von einem Diebe in Braunsberg heißt es 1667, er habe ein vierspitziges, gleichsam ins Kreuz gebackenes Brödchen, auf welchem einige Kreuzzeichen mit dem Messer eingeschnitten gewesen, bei sich verborgen gehalten. Es sei nach des Diebes Geständniß geweiht gewesen. Ob es gut oder recht sei, so etwas zu tragen, habe das Gericht nicht weiter untersuchen wollen; aber dieses sei gleichwohl wahr, daß er, so lange er es bei sich gehabt, im ersten Anzuge der scharfen Frage (Tortur) nichts habe bekennen wollen, oder, wie sein eigner Wirth meine, nichts habe bekennen können. Sobald es ihm aber abgenommen, habe er gebeten, die **tormenta** zu relaxiren; er wolle freiwillig bekennen. (Braunsberger Archiv, **Act. Judic.** Bd. **III, ann. 1667, Jan.**) —

dem Beschuldigten nützen konnte. Einmal kommt auch das sogenannte Brodurtheil vor, wobei man dem Inquirirten geweihtes Brod und Käse reichte *). Nach diesen Vorbereitungen war das weitere Verfahren in **Braunsberg** gewöhnlich folgendes. Man legte dem Unglücklichen zuerst die Daumenschrauben, dann die spanischen Stiefeln an **), ging aber, wenn die hiedurch veranlaßten Schmerzen nicht halfen, bald zu den höheren Graden der Tortur über. Der Inquirirte wurde ziemlich entkleidet auf ein Brett (die Folterbank) gelegt, die Füße angebunden und der Körper mittelst einer Kurbel an den zurückgebogenen Armen jammervoll auseinander gezogen ***). Die Marter wurde in mehrfachen Absätzen (Zügen) bis zur sogenannten vollen Tortur erhöht und bei jeder schärfern Anspannung von Neuem das Geständniß gefordert. Außerdem vermehrte man, doch in **Braunsberg** sehr selten, die Qualen dadurch auf eine schreckliche Weise, daß man brennenden Schwefel auf die Brust und andere Stellen des Körpers tröpfelte. Während der Tortur hatte man noch manches Kennzeichen, welches als halber Beweis der Schuld und als Grund zur Fortsetzung und Erhöhung der Marter angesehen wurde. Verdacht erregte es z. B., wenn das gepeinigte Weib wenig oder gar nicht weinte und schrie, wenn sie die Augen nach oben richtete oder roth wurde. Schwiegen die Unglücklichen, wie oft, vor unsäglichem Schmerz oder vor Verzweifelung zuletzt ganz still, dann erklärte man dieses Unvermögen zu sprechen für unmittelbares Teufelswerk. Im Falle des Nichtgestehens selbst beim höchsten Grade der Tortur waren nach Vorschrift des Hexenhammers neue Indicien zur neuen Tortur erforderlich; aber (schreckliche Logik!) **fortgesetzt** durfte die Folter auch ohne neue Verdachtsgründe am zweiten und dritten Tage werden. Das scheint denn hier auch buchstäblich befolgt zu sein, nur mußte der Rath auf Grund einer vom Gerichte eingereichten Relation die Erlaubniß dazu geben. Doch

*) Ein Ueberrest dieser Ordalie ist offenbar der noch hin und wieder spukende Glaube, das, was man irgendwie mit Sünde genieße, müsse im Halse stecken bleiben.

**) Spanische Stiefeln, gespickter Hase und ähnliche Benennungen der Marterwerkzeuge lassen, wenn nicht auf Hohn, so doch auf einen grausamen Scherz schließen, den man sich gegen die bedauerungswerthen Opfer erlaubte.

***) Anderswo bediente man sich einer Leiter, an welcher der Körper in hangender Stellung auseinander gezogen wurde.

kommen hier einige Fälle vor, wo der Rath aus Rücksicht auf hohes Alter oder nicht genügende Anzeichen die Tortur unterbricht. Mehr als dreimal wurde die Tortur nicht wiederholt. — Hatte man auf diese Weise das Bekenntniß der Schuld im Allgemeinen herausgebracht, dann wurden für das Verhör im Einzelnen die Marterinstrumente ganz oder theilweise abgenommen. Zuförderst suchte man das Eingeständniß der verschiedenen Klagepuncte zu ermitteln; dann aber wurden (das beweisen die Aussagen der armen gefolterten Weiber nur zu klar) ihnen nach Vorschrift des Herenhammers noch Fragen aus dem ganzen Gebiete des Herenglaubens vorgelegt, und zwar über die Art der teuflischen Verführung, über den Umgang mit ihm, über die Herenversammlungen u. dgl. Zuletzt fragte man noch, wie schon gesagt, nach den übrigen Genossen. Wollte die Gefragte auf irgend etwas nicht antworten, leugnete oder widerrief sie, dann griff man sie sogleich wieder mit den Marterwerkzeugen an.

Hatten die Richter auf diese Art alles, was sie wollten, erpreßt, dann erfolgte das Urtheil. Das lübische Recht determinirt die Bestrafung dieser Verbrechen dahin, daß, wenn jemand mit Zauberei, Wickerei und Vergiften umgeht, ein solcher nach der Größe des Verbrechens mit Feuer, Schwert oder Stäupen gestraft werden solle*). Bis über die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts scheinen aber in Braunsberg Anklagen wegen Zauberei nur mit Kirchenbuße und Verbannung bestraft zu sein; doch sehen wir aus einer Verhandlung von 1578, daß damals die Strafe des Scheiterhaufens entweder in der Stadt selbst schon angewandt wurde oder doch dem Volke anderswoher hinlänglich bekannt war. Die Leibesstrafe aber wird in jenem Jahre schon erwähnt und 1583 nur auf Fürbitte erlassen. Später wurde fast immer der Tod durchs Feuer verhängt. Bekannte sich aber eine zu besonders vielen und gröbern Verbrechen, als gewöhnlich, dann wurde sie auf dem Wege zum Scheiterhaufen noch Ein- oder mehreremal mit glühenden Zangen gezwackt. Im Jahre 1671 hielt der Rath eine besondere Session über das Verbrennen, derzufolge es für räthlich erachtet wurde, die Heren zuerst zu enthaupten

*) Stein a. a. O. 438 flgd. Zauberei bezieht sich auf das unmittelbare Bündniß mit dem Teufel, und was damit zusammenhängt; Wickerei hieß das Verbrechen, durch andere abergläubische Mittel verborgene Dinge erforschen zu wollen. —

und dann zu verbrennen. Der Bischof, sagen sie, sei derselben Ansicht. Daß man damals aus Menschlichkeit sich bewogen gefühlt, den Tempel Gottes so schnell als möglich abzubrechen, kann leider nicht angenommen werden; im Gegentheil ergiebt sich aus der Verhandlung, daß eine Art von Aberglauben die Veranlassung dazu gewesen sei. Immerhin! Den Verurtheilten selbst wurde dadurch doch eine Erleichterung ihrer letzten Qualen verschafft. — Der Hexenhammer hält zwar das Eingeständniß nicht durchaus für nothwendig, wenn der einfache Beweis durch Zeugen vorhanden wäre; allein in Braunsberg sah man das eigne „freie" Geständniß als erforderlich an. Daher mußte kurz vor der Hinrichtung die Hexe die ganze Aussage noch Einmal ungezwungen wiederholen. Selten erfolgte die Zurücknahme früherer Aussagen, weil jeder Widerruf nach wie während der Folter eine Wiederholung oder Erhöhung derselben zur Folge hatte. Was die Freiheit eines solchen Geständnisses also zu bedeuten hatte, liegt auf der Hand; allein wie hätten die vor Verbrennungswuth glühenden Augen der Richter dieses, so nahe es lag, erkennen können? — Erhielt man trotz aller angewandten Mittel und Marter kein Geständniß, dann wurde die Beklagte gewöhnlich aus der Stadt und ihrem Gebiete verwiesen, zuweilen mit Geld bestraft; selten erfolgte völlige Freisprechung; denn nach dem Hexenhammer sollte diese nie stattfinden, sondern nur Absolution von der Instanz. Wenn Entlassung der Schluß war, dann mußte die Urfehde geleistet werden. Aber nur wenige Weiber besaßen diesen heroischen Muth.

Die Dauer der Prozesse war verschieden; gewöhnlich 8 bis 14 Tage. Der längste währte zwei Monate, der kürzeste Einen Tag. Nur sehr selten wurden zwei Weiber zusammen verbrannt, in der Regel einzeln. Der Ort der Hinrichtung war in der Altstadt auf der Freiheit, einem Feldstücke an der nach Königsberg führenden Straße, in der Neustadt auf dem kahlen Berge in der Nähe der Rochuscapelle. — Die Gerichtskosten wurden durch einen besondern Bürgerschoß (1637 von jedem Hause zehn Gr.) aufgebracht. War die Verklagte aus einem Stadtdorfe, so mußte dieses dafür aufkommen.

Dieses ist der Gang, der bei den Hexenprocessen in Braunsberg zur Zeit der Blüthe jenes Irrwahns ohne wesentliche Abänderung befolgt wurde. Nur in Betreff der Ordalie waren außer den erwähnten einige Jahre noch zwei andere in Anwendung. Bis 1637 scheint die sonst bei Hexenprozessen selten vorkommende Probe mit

heißem Wasser hier im Gebrauch gewesen zu sein. Die Angeschuldigte mußte den Arm in siedendes Wasser tauchen, dann wurde derselbe in einen Sack gesteckt und, um sicher zu sein, daß in der Zwischenzeit kein Heilmittel angewandt werden könne, der Sack versiegelt. Zeigte sich der Arm nach einigen Tagen unverletzt, dann sah man dieses, wenn auch nicht als Beweis, so doch als ein Zeichen ihrer Unschuld, das Gegentheil aber als Merkmal der Schuld an. In jenem Jahre wurde die Probe durch kaltes Wasser, das sogenannte Herenbad, eingeführt, weil man, wie es heißt, dadurch früher hinter die Wahrheit komme. Die Angeklagte wurde nackt, Hände und Füße kreuzweise gebunden, dreimal aufs Wasser gelegt oder anderthalb Ellen hinuntergelassen. Das Nichtuntergehen wurde als Zeichen der Schuld angesehen*). Ob die Einführung des Herenbades in Brauns-

*) Auch bei andern Verbrechern wurde anderswo diese Probe vorgenommen. Dann aber zeugte das Untersinken für die Schuld. Bodinus sowie König Jacob I. von England waren der Meinung, daß die Hexen darum nicht untergehen könnten, weil nach der Anordnung Gottes das Wasser sich weigere, diejenigen aufzunehmen, welche dem Segen des Taufwassers entsagt. Nach Andern verringert der den Hexen einwohnende Satan das specifische Gewicht. — Soldan (a. a. O. S. 280) weist auf die dem Plinius entlehnte Nachricht hin, daß den Griechen die Thibier am Pontus für Zauberer galten, und daß man von ihnen glaubte, sie könnten im Meere nicht untersinken. — Der seiner Gelehrsamkeit wegen sehr belobte Papst Eugenius II. († 827) soll, veranlaßt durch den häufigen Mißbrauch des Eides in jener Zeit, dieses Bewahrungsmittel in Rechts- und Gewissensachen gebilligt oder sogar eingeführt haben. Nach einer andern Nachricht soll schon vor ihm Papst Leo III. († 816) sich dieser Probe bedient haben, als er vom Kaiser Carl nach Rom zurückgebracht wurde, um den damals vermißten Schatz des heil. Petrus zu ermitteln. Innocenz III. verbot sie auf dem Lateran-Concil 1215, und seitdem wurde sie seltner angewandt. Im sechszehnten Jahrhundert aber fing man an, diese Probe gegen die Hexen zu gebrauchen, wiewohl sie nur als vorläufige Prüfung galt, als eigentlicher Beweis aber nicht angesehen wurde. — Diese wie andere Ordalien werden auf dem Concilium zu Worms 829 verboten. Allein noch mehrere scharfe päpstliche Verordnungen waren erforderlich, bis man sich davon lossagte; denn diese Art der Entscheidung über Schuld oder Unschuld hatte bei vielen Völkern zu tiefe Wurzeln geschlagen. Das salische Gesetz kennt nur die Kesselprobe (Etwas aus siedendem Wasser mit bloßer Hand nehmen); das Gesetz der Ripuarier hat die Entscheidung durch Feuer (die Hand ins Feuer halten), Loos (ohne bestimmte Angabe der Art und Weise) und Zweikampf, welcher bei den deutschen Völkern überhaupt gewöhnlich war. Das Meiste trug zur Beseitigung der Gottesurtheile die Einführung des jus can. bei. Im XVI. Jahrhundert schon hatten sie ziemlich auf-

berg ohne Wissen und Willen der Landeshoheit geschehen sei, oder ob das Ruchlose bei dem frevelhaften Hervorrufen der Gerichte Gottes, seiner Macht gegen die Gesetze der von seiner Weisheit geschaffenen und geordneten Natur in diesem Falle wenigstens bald einleuchtete, läßt sich nicht entscheiden; genug im Jahre 1643 war diese Probe von der bischöflichen Behörde schon verboten *). Später bitten manche Weiber selbst, um ihre Unschuld darzuthun, die Richter, sie zu schwemmen; ja eine und die andere sagt sogar, ihr Geist habe ihr geboten, sich darauf zu berufen, er würde es schon machen, daß sie unterginge.

(Fortsetzung folgt).

Dr. J. A. Lilienthal,
Director des Progymnasiums zu Rössel.

gehört, mit Ausnahme der Hexenproben, des Bahrrechtes und des Duells, welches der Kaiser Friedrich I. für ein gemeines Recht erklärt, Friedrich II. aber, wie auch Ludwig IX. von Frankreich, beschränkt hatte, so daß es im XIV. Jahrhundert bei Gericht meist außer Uebung war, sich aber dennoch außergerichtlich, wenn auch ohne gesetzliche Genehmigung, längere Zeit allgemein und mancher Familie zum Kummer und Unglück, bis jetzt erhalten hat. — Der Hexenhammer gestattet die Probe mit glühendem Eisen, eine kirchlich verworfene Ordalie, in sofern, daß man damit drohe, um, falls die Angeklagte sich dazu verstände, daraus die Vermuthung der Schuld zu entnehmen, da sie ja nur im Vertrauen auf des Teufels Hilfe sich dazu bereit erklären könne. Und was wird man wohl geschlossen haben, wenn sie sich weigerte? Doch gewiß, daß sie schuldig sei. In Preußen war dieses Mittel ausdrücklich verboten. Bei dem Friedensschlusse zwischen dem deutschen Orden und den Preußen 1249 wird auf Bitte der Neubekehrten die Probe des glühenden Eisens durch den päpstlichen Gesandten untersagt. (Preuß. Sammlung I. 520. — Voigt, Gesch. Preuß. II. 626.)

*) Zu Suffolk, einem Dorfe in England, unterwarf sich noch 1776 ein Thierarzt der Wasserprobe, um sich vom Verdacht der Zauberei zu reinigen. — In Indien, wo der Hexenglaube noch an der Tagesordnung ist, hält man auch das Schwimmen für beweisend. — Es gab, nur nicht hier, noch eine andere dem Bade ganz entsprechende Probe, die des Wiegens. In Holland z. B. wurden die Beschuldigten auf der Stadtwage gewogen, um zu sehen, „ob sie das Gewicht eines guten Christen hätten". Manche ließen sich freiwillig wiegen und dann eine Bescheinigung ausstellen, daß ihr Gewicht mit der Größe im richtigen Verhältniß stehe. — Im Jahre 1728 wurden in Szegedin in Ungarn mehrere Hexenmeister und Hexen verbrannt, mit denen man auch jene Probe vorgenommen hatte. Damals soll ein großes, starkes Weib nicht mehr als $1\frac{1}{2}$ Loth, ihr ebenfalls kräftiger Mann nur 5 Quentchen, die übrigen alle unter 2 Loth gewogen haben. —

II. Mittheilungen.

[Die Grabplatte des Hochmeisters Friedrich von Sachsen im Dome zu Meißen.] Es giebt in der deutschen Geschichte wenige bedeutungsvollere Episoden, als das erste Auftauchen des deutschen Ordens im fernen Morgenlande und dann sein dreihundertjähriges großartiges Wirken im Norden, weit über die Grenzen Deutschlands hinaus. Er streute hier im heidnischen Lande, das er in blutigen Kämpfen dem Christenthume gewann, die Saat deutscher Sitte und Bildung aus, die noch jetzt in Preußen wie in den ferneren dem nordischen Kaiserreiche unterworfenen Ordensgebieten ihre Blüthen und Früchte treibt und die Erinnerung an sein einstiges Wirken nicht erlöschen läßt, selbst wenn die vielen sichtbaren Denkmale, welche der Orden der Nachwelt hinterließ, mehr und mehr im Zeitenstrome untergehen. Es kann als Beweis schuldiger Dankbarkeit betrachtet werden, daß man sich in den Ostseeländern, namentlich in Preußen, seit den Zeiten des Olivaer Friedens (1660) wieder angelegentlich mit der Geschichte der Herrschaft des deutschen Ordens zu beschäftigen begann.

Der Unterzeichnete hatte, dieser Richtung folgend, seinerseits in seiner Geschichte der deutschen Ordensmünzen und Siegel sich die Aufgabe gestellt, nach dieser bestimmten Richtung hin und überhaupt in Bezug auf das äußerliche Auftreten alle noch vorhandenen Denkmäler der Hochmeister zu verzeichnen und bildlich zur Anschauung zu bringen. Das Resultat war leider ein sehr dürftiges, da wenigstens im ehemaligen Ordensgebiete Preußen die verheerenden Kämpfe des Ordens mit den Polen im XV. Jahrhundert auf die Erhaltung derartiger Denkmale, besonders in den vom Orden abgefallenen Landestheilen sehr nachtheilig eingewirkt und so gut wie gar nichts übrig gelassen hatten. Wir erinnern hier nur an die Domkirchen zu Marien-

werder und zu Culmsee, an viele nun zerstörte Ordensburgen und Kirchen des Landes, in denen wohl mit Recht gleichzeitige Bildnisse und Denkmale als vorhanden gewesen vorausgesetzt werden dürfen. Diese haben namentlich während des unglücklichen dreizehnjährigen Kampfes und in den darauf folgenden ungünstigen Zeiten ihren Untergang gefunden, und so konnten schließlich nur die dürftigen Ueberreste der Denkmale der Hochmeistergrüfte zu Marienburg und Königsberg, dann die Male derjenigen Meister, welche außerhalb Preußen ihre Ruhestätte fanden, einer Betrachtung unterzogen werden. —

Das in der Kirche der heil. Elisabeth zu Marburg befindliche schöne Grabdenkmal des Hochmeisters Conrad I., Landgrafen von Thüringen, war das einzige, welches uns bisher außerhalb Preußen bekannt geworden war; mit großer Theilnahme vernahmen wir nun von unserm geehrten Freunde, dem Herrn Dr. E. Strehlke, die Nachricht, daß sich auch von dem im Jahre 1510 verstorbenen Hochmeister Herzog Friedrich von Sachsen eine mit dem lebensgroßen Portraitbildnisse des Herzogs gezierte Messingplatte auf dessen Grabdenkmale in der Fürstengruft des Domes zu Meißen erhalten habe und von dieser, wie von andern dort befindlichen, Herr Kupferstecher F. Schwechten*) hieselbst einen von ihm verfertigten Abklatsch besitze. Herr Dr. Strehlke hat sich der Mühe unterzogen, hievon mit gütiger Bewilligung des genannten Herrn eine verkleinerte Photographie auf Holz und nach dieser einen Holzschnitt anfertigen zu lassen, dessen (also ein verkehrtes [Spiegel-]Bild gebenden) Abdruck wir hiemit um so lieber veröffentlichen wollen, als das im Dome zu Königsberg befindliche, auf eine Holztafel gemalte und vor einigen Jahren erneuerte Bildniß**) dieses Hochmeisters schwerlich, wie das Bildniß auf unserer Platte, ein gleichzeitiges von einem tüchtigen Meister gefertigtes ist.

Die innere Messingplatte***), ohne die Umschrift, 5 Fuß $5\frac{1}{2}$ Zoll rheinl. hoch, 2 Fuß $3\frac{1}{2}$ Zoll breit, zeigt den Hochmeister unter einem Portale vor einer zierlich gemusterten Decke vorwärts stehend, im Harnisch mit dem hochmeisterlichen Wappen, darüber den Ordensmantel mit dem Kreuze, mit der Linken das Schwert in der Scheide niederwärts,

*) Verfasser des trefflichen Werkes über den Dom zu Meißen. Berlin, 1826.
**) Hagen und Gebser: Dom zu Königsberg. II, 101. 104. 107.
***) S. die beigegebene Abbildung in Holzschnitt.

mit der Rechten einen Rosenkranz emporhaltend. An der rechten Seite gewahrt man den Griff eines Dolches. Zu den Füßen lehnen seitwärts zwei Wappenschilde, rechts der Wappenschild von Meißen, links ein Schild mit dem Hochmeisterkreuze, in den vier Feldern begleitet von den Wappen von Sachsen, Thüringen, Meißen und Pfalz Sachsen*). Die Umschrift lautet oben und unten in zwei, an den Seiten in einer Zeile wie folgt:

— Nach chri geburth mccccc. vn. x. iar am xiii. tage —
— des monnats decembris ist zu Rochlitz mit tod —
— vschaid'n der hochwirdig durchleuchtig und hochgeborne
Fürst un her, her friederich, tewtsches ordenns —
— hohemaister choadiutor der erczpischoflichen kirc —
— hen zu maydeburg hertzog zu sachzen, landgraff —
— in thiringe vn marggraff zu meysse. des sehle
gott genedig vn barmhertzig sei: des leychnamb
hy begraben leit.

Mit Uebergehung der übrigen Literatur über die Fürstengruft zu Meißen (z. B. im Allgemeinen Ebert, Puttrich, im Besonderen Sagittarius bei Mencken: Scriptores Rerum Germanicarum II., 504 u. s. w.) erwähnen wir nur, daß sich bei der Thuringia sacra Francofurti. 1737 fol. Taf. 57 u. A. eine Abbildung gerade unseres Monuments befindet, die jedoch, noch dazu bei der geringen Verbreitung des Buches, keineswegs uns verhindern durfte, unsere authentische Nachbildung des Originals den Alterthumsfreunden der Provinz zugänglich zu machen.

Berlin. **F. A. Voßberg.**

[Bericht über die Versammlung von Freunden der Flora Preußens in Elbing am 15. Juni 1859.] Der Mittwochstag nach Pfingsten vereinigte wieder eine Anzahl von Pflanzenfreunden der Provinz in Elbing. Zwar wurden mehrere der sonstigen Theilnehmer an diesen Zusammenkünften vermißt, dafür erfreute aber wieder das Erscheinen einiger neuen Freunde aus Tilsit und Danzig.

*) Ebenso auf dem von uns mitgetheilten Siegel dieses Hochmeisters.

Herr Domainen-Intendant Schlenther vertheilte viele Exemplare der zierlichen, bei uns nur zerstreut vorkommenden Primula farinosa und Pinguicula vulgaris, von ihm in Gemeinschaft mit Herrn Dr. Heidenreich bei Szwarren, 4 Meilen von Tilsit auf dem Wege nach Memel, gesammelt; ferner Fragaria elatior aus der zweiten Putschine bei Tilsit, wo sie entfernt von Wohnungen wächst.

Herr Dr. Heidenreich brachte wieder eine für unsere Flora neue Carex, nämlich C. microstachya Ehrh., dem Norden und Osten Europas angehörig, auf der Tilsiter Heide in vorigem Jahre von ihm entdeckt. Derselbe vertheilte zahlreiche Exemplare des in unserm Memelgebiet seine Westgrenzen findenden Cenolophium Fischeri. Denn daß die Pflanze von Tilsit, die früher für Peucedanum officinale gehalten wurde, wirklich jene Art sei, ist nunmehr sicher festgestellt. Ferner brachte Dr. Heidenreich, ebenfalls von Tilsit, den seltenen Rumex maximus, den Bastard Geum intermedium und Gagea pratensis, zum Beweise, daß letztere Pflanze, im Westen der Provinz so gemein, auch den Nordosten derselben erreicht, wie sie denn auch noch in den russischen Ostseeprovinzen vorkommt. Endlich vertheilte derselbe noch eine Reihe von Bastardformen der Gattung Salix, in großer Anzahl von ihm bei Tilsit beobachtet.

Herr Conrektor Seydler brachte neuerdings zahlreiche Exemplare von Cerastium sylvaticum, zu Anfange der Blüthezeit mit vollständigen Wurzelblättern gesammelt; ferner Lycopodium inundatum von Büsterwalde bei Braunsberg, Carex pilosa, Linnaea borealis und Vicia lathyroides von neuen Standorten bei Zinten und Heiligenbeil. Derselbe brachte die Bestimmung der Carex zur Sprache, die von Dr. Heidenreich bei Wischwill, also in der Umgebung von Ragnit an der Grenze des polnischen Litthauens gesammelt und von Herrn Patze im vergangenen Jahre der Versammlung in Heiligenbeil vorgelegt wurde. Sowohl Herrn Dr. Wimmer im Breslau, als Herrn Dr. Ascherson in Berlin zur Begutachtung mitgetheilt, ist sie von beiden als der C. limosa nahe stehend erkannt, übrigens aber verschieden bestimmt worden. Ersterer hält sie für C. laxa Whlnbg., in Europa bisher nur in Schweden und Rußland gefunden, letzterer, nach Vergleichung mit den Carices des Königl. Herbariums in Berlin, für eine Form von C. irrigua, wie sie aus Nordamerika dorthin eingesendet worden ist. Herr Seydler theilte nun

eine kürzlich von Dr. **Wimmer** erhaltene Zuschrift mit, worin derselbe sich nochmals für die Identität unsrer Art mit **C. laxa** ausspricht, und bemerkte dabei, er habe auf seiner vorjährigen Reise nach Schlesien Gelegenheit gehabt, die C. laxa aus Schweden in **Wimmer's** Herbarium zu sehen; ihm habe diese mit unsrer Art nicht so ganz übereinzustimmen geschienen und er möchte die vorliegende Pflanze eher für eine Schattenform von **C. limosa** halten. Die Sache bedarf also einer weitern Untersuchung, welche Dr. **Heidenreich** bald durch Sammlung zahlreicher Exemplare an dem von Tilsit freilich etwas entfernten Standort zu ermöglichen hofft.

Herr Rektor **Straube** brachte unter andern **Cyperus flavescens** aus der Gegend von Saalfeld und **Astrantia major** aus der Umgebung von Rosenberg, letztere von Herrn **Zornow** gesammelt, aber leider ohne Angabe, unter welchen Verhältnissen sie dort vorkommt.

Herr Direktor **Schmidt** vertheilte **Euphorbia Cyparissias**, bei Elbing bei Pangritz-Kolonie gesammelt, wo sie auf einem kleinen Raume, daselbst aber in zahlreichen Exemplaren vorkommt. Derselbe hat die Pflanze übrigens, wie schon früher mitgetheilt, noch an einem andern Standort bei Elbing, nämlich bei Vogelsang beobachtet.

Herr Dr. **Klinsmann** beschenkte die Versammelten mit sehr zahlreichen Exemplaren von **Bunias orientalis** und **Allium Scorodoprasum** in frischem Zustande, aus der Danziger Flor, und hielt sodann einen Vortrag über die neuerdings hervorgetretenen Bestrebungen zur Förderung einiger bisher vernachlässigter Zweige der heimischen Pflanzenkunde, namentlich der Kryptogamie und der Pflanzen-Teratologie. Für letztere ist der Genannte sehr thätig gewesen, wie sich aus seiner reichen und interessanten, der Versammlung vorgelegten Collection von Pflanzenmißbildungen, theils durch Insecten, theils durch anderweitige pathologische Vorgänge hervorgerufen, ergab. Der Berichterstatter legte mehrere, für unsere Flora neue, theils von andern, theils von ihm selbst aufgefundene Arten vor, nämlich **Asplenium septentrionale Sw.**, eine in der norddeutschen Ebene seltne Species, schon 1856 von Herrn **Klatt** auf Steinhausen, der Hütung bei Meisterswalde im Hochlande bei Danzig, entdeckt. Ferner **Arenaria graminifolia Schrad.**, eine östliche Pflanze, die bei uns ihre Westgrenzen erreicht, von Herrn Dr. **Sanio** im Dallnitz-Walde bei Lyck aufgefunden und von demselben ebenfalls bei Lyck **Erigeron acer var. droebachensis**, welche Form mehr den Berggegenden an-

gehört und in Norddeutschland selten ist. Von dem Berichterstatter wurden zwei bisher bei uns nicht bemerkte Arten **Rubus**, nämlich **R. Sprengelii Weihe** und **R. villicaulis Koehl.** auf der frischen Nehrung bei Kahlberg entdeckt. Derselbe fand dort auf einer Strandtrift **Erythraea linariaefolia** in Menge und an den Ufern des frischen Haffs daselbst **Sisymbrium pannonicum, Achillea cartilaginea, Scutellaria hastifolia** und auch die bisher erst an den Weichselufern bemerkten **Rumex ucranicus** und **Calamagrostis littorea**, die sich daher vielleicht in der ganzen Ausdehnung des frischen Haffs vorfinden werden. Ferner fand er **Acer Pseudoplatanus** in dem großen Walde zwischen Löbau und Gilgenburg, wo von Anpflanzungen und Forstcultur durchaus nicht die Rede ist, in einer sehr großen Anzahl von Exemplaren, von kleinen Sämlingen bis zu alten blühenden Bäumen, und berichtet, daß Herr Dr. Sanio die **Hydrilla verticillata** bei Lyck nunmehr auch blühend und zwar mit nur weiblichen Blüthen beobachtet und Herr Vogt bei Lyck im Schloßwalde **Melittis Melissophyllum** und im Krafsten-See daselbst auch die Form **gracilis** oder **pomeranica** der **Hydrilla** gefunden hat, nachdem bisher nur die Form **crispa** oder **lithuanica** von dort bekannt war. Schließlich wurden mehrere der vorgelegten Arten vertheilt, so wie die von Dr. Sanio aus der Flora von Lyck eingesendeten **Agrimornia odorata, Cotoneaster vulgaris** und **Hydrilla verticillata var. crispa.**

Auf den Vorschlag des Herrn Dr. Klinsmann wurde Danzig zum Orte der Zusammenkunft für das nächste Jahr erwählt.

C. J. v. Klinggräff.

[Zur Geschichte des Stadtarchivs in Braunsberg.] Nach der Einnahme durch den Hochmeister Albrecht am Neujahrstage 1520 wurde die Stadt besetzt und Friedrich von Heideck, der Unterkompan, dort zum Befehlshaber bestellt. (M. s. Voigt Bd. IX. S. 577.) Heideck schrieb Ende des Monats*) Folgendes nach Königsberg: „Nachdem mir Klingenbeck [einer der Räthe des Hochmeisters] von E. F. G. wegen geschrieben, die Register und Briefe aus der Stadt-

*) Schr. d. Montag n. Convers. Pauli 1520. Schbl. D. 147.

kammer, so dienstlich, von Braunsbergk gen Königsbergk zu schicken, hab ich dasselbig durch Herr F. Truchseß und Georg Keller lassen besichtigen, die derselbigen soviel gefunden, daß man sie in einem Monat nicht wohl besichtigen und überlesen kann. Darzu auch in Klingenbecks Schreiben nicht recht kann verstehn, wozu solche dienen sollen, bit derwegen, E. F. G. wolle mich besser verständigen, mich darnach haben zu richten. Mocht derweilen wol leiden, daß die, so solche dunkle Anzaigung thun, solch Sache selbst thäten." Drei Tage darauf*) antwortet er dem Hochmeister: „Nachdem mir E. F. G. schreiben von wegen der Privilegien der Stadt Braunsbergk, thu E. F. G. wissen, [daß] allenthalben auf dem Rathhaus gesucht und nichts anders dann Register funden [worden ist], will mich weiter befleißigen, [eine Beischrift in Chiffern ist halb durchschnitten und nicht mehr zu lesen] wo solche vergraben oder an andern Enden verwahrt . . . . Alle Brief und Register, die ich noch funden, ist ganz E. F. G. ungelegen, sonder E. F. G. haben sich gänzlichen zu erkundigen an den von Braunsbergk, die E. F. G. itzund zum Königsbergk haben, an welchen Enden ihre Privilegien sein, wornach ich mich hab zu richten." Tages darauf**): „Der Privilegien und Register halben hab ich noch nichts sonderliches, da E. F. G. was nutz konnt innen finden, gefunden. E. F. G. mögen aber die Bürger, so zu K., derselben fragen lassen und mir danach anzeigen, sollen E. F. G. uffs förderlichst zugeschickt werden, und schicke E. F. G. hiemit vier Register, was sie haben müssen dulden im alten Krieg rc."

F. A. Meckelburg.

[Ueber den Bernstein.] Um das Material — die geologische Deutung des vorweltlichen Bernsteins — zu vermehren, möge nachfolgender geringer Beitrag eine freundliche Anerkennung verdienen.

Vegetabilische Inclusa im Bernstein sind weit seltener als entomologische und letztere haben für die vorweltliche Abstammung des Bernsteins selbst gar keine Bedeutung, eine desto größere aber für die geologische Beschaffenheit der Vorwelt. Je näher nun dieses Inclusum zum Bernstein selbst steht, desto mehr verdient es unsre Auf-

*) Schr. d. am Abend Purific. Mar. 1520. Schbl. D. 146.
**) Schr. d. am Tag Unf. L. Fr. Lichtmeß 1520. Schbl. D. 145.

merksamkeit. Den Werth dieser Einschlüsse vorweltlicher Archive hat man schon längst erkannt und diesen daher auch die verdiente Anerkennung geschenkt, welche aber erst in der neuesten Zeit zu einer wissenschaftlichen Bedeutung geworden ist, nachdem unser verstorbene College, Sanitätsrath Dr. George Carl Berendt, durch seine vieljährigen Bemühungen in dieser Angelegenheit es dahin gebracht hat, Männer der verschiedensten Wissenschaften, welche ihn in seinem Vorhaben unterstützten, zu gewinnen, wie durch die Mitwirkung der Herren L. F. Germar, Göppert, Hagen, C. L. Koch, Löwe, Menge, Pictet u. A. geschehen ist.

Hiervon erschien der erste Band Berlin 1845: „Die im Bernsteine befindlichen organischen Reste der Vorwelt"; und zwar die erste Abtheilung mit sieben Tafeln: „Der Bernstein und die in ihm befindlichen Pflanzenreste der Vorwelt"; die zweite Abtheilung kam 1854 nach Berendt's Tode heraus: „Die im Bernsteine befindlichen Crustaceen, Myriopoden, Arachniden und Apteren der Vorwelt" mit 17 Tafeln, von Prof. Dr. H. R. Göppert in Breslau, Dr. H. C. Berendt in Danzig und Prof. C. L. Koch. — Der 2. Band erschien 1856: „Die im Bernsteine befindlichen Hemipteren und Orthopteren" mit 14 Tafeln, vom Prof. Dr. E. F. Germar; die 2. Abtheilung: „Die im Bernsteine befindlichen Neuropteren der Vorwelt", bearbeitet von F. J. Pictet-Baraban, Prof. der Zoologie und vergleichenden Anatomie in Genf und von Dr. H. Hagen in Königsberg, mit 4 Tafeln.

Vor einigen Wochen erhielt ich ein klares, hellgelbes Stück Bernstein in Form einer Cigarrenspitze, welches seiner Klarheit wegen den Einschluß deutlich erkennen läßt. Es hat, die Länge von $3\frac{1}{4}$" und die darin befindliche Fichtennadel ist 3" lang; nach der Angabe des Bernstein-Arbeiters hat sie ungefähr einen Zoll an der Basis durch unvorsichtiges Abschneiden verloren. Die Fichtennadel liegt vollständig klar zu Tage, und es dürfte auch dem weniger Befähigten nicht schwer fallen, sie als solche zu erkennen. Die Oberfläche der Nadel ist convex und mit einem der Länge nach herablaufenden Mittelnerven und einer deutlich schmal zulaufenden Spitze versehen. Die innere Fläche dagegen hat eine hervorragende Carina und der Rand ist, durch die Loupe gesehen, fein gezähnt. Was nun diese Carina betrifft, so ist es auffallend, daß derselben bei keiner der jetzt vorkommenden Fichtennadeln Erwähnung gethan ist, obgleich ich sie doch an

mehren Exemplaren in meinem Herbarium gefunden habe, wie z. B. bei **Pinus silvestris β rubra.** Die Länge dieser stimmt mit der im Versteine befindlichen vollkommen überein, aber weniger die Breite. Ferner haben **Pinus Taeda, palustris, longifolia, Lambertiana, echinata** auch eine Carina, können aber wegen anderer Beschaffenheit nicht hieher gezogen werden. — Für jetzt möchte ich diese Nadel **Pinites longifolius** nennen, weil bis jetzt noch keine andere gefunden ist, welche das Maaß von 4 " erreicht. Die in Berendt's Werke abgebildeten, sowie die in seiner Sammlung befindlichen Exemplare sind klein und verstümmelt, stimmen auch mit meinem auf keine Weise überein, desgleichen auch nicht die in der Sammlung des Herrn Oberlehrer Menge vorhandenen Exemplare.

Schließlich muß ich noch anführen, daß Endlicher in seiner **Synopsis coniferarum, Sangalli 1847,** von den mir vorliegenden Exemplaren nur bei **Pinites Lambertiana Douglas (p. 150) folia carinato—trigona** angiebt, bei den übrigen aber von einer vorhandenen Carina nichts erwähnt.

Danzig, den 16. September 1858.

Große Bernsteinstücke sind hier nicht selten und man kann dergleichen bei den hiesigen Bernsteinhändlern in den verschiedensten Formen und in Größe von mehren Pfunden bereitwillig zu sehen bekommen. Aber sehr selten sind Form, Größe und Güte so vollständig vereinigt, wie es sich in diesem Sommer bei einem glücklichen Funde der Bernstein-Gräberei des Kaufmann Herrn Jacob Masse bei dem Dorfe Gluckau, ungefähr zwei Meilen von Danzig, ereignet hat. — Für diejenigen, welchen diese Gegend weniger bekannt ist, will ich bemerken, daß sie sich von der Ostsee aus nach und nach erhebt und daß das Dorf Gluckau selbst 434 ' über dem Meeresspiegel liegt. Da dasselbe vorzugsweise in dem Rufe steht, Bernstein zu liefern, so ist auch, soviel bekannt, schon seit mehr als 150 Jahren mit Unterbrechungen gegraben worden und haben die Unternehmer oft mehr oder weniger ihr Glück gemacht. — Der 16. Septbr. 1858 war für die bei dieser Gräberei beschäftigten Arbeiter der glückliche Tag, an welchem in einer Tiefe von 70 ', in einem Meersand-, Mergel- und Lehm-haltigen Boden unversehrt jene Seltenheit aufgefunden wurde. Daß dieser Fund eine freudige Ueberraschung unter

den Betheiligten hervorrief, darf ich wohl kaum erwähnen. Das Stück selbst sieht einem ordinairen, aber gut geformten Feldsteine nicht unähnlich, ist von kugeliger Gestalt, nach einer Seite etwas abgeflacht, mit einigen unbedeutenden Grübchen versehen. Auf der untern Fläche ist eine 2½″ lange, muschelartige Aushöhlung, welche an der tiefsten Stelle kaum 3‴ Tiefe hat. Die Höhe des ganzen Stückes beträgt 6″, der kreisförmige Umfang 28½″ und der Umfang über Kreuz beträgt 25 und 22½″. Der äußere Ueberzug ist ein ganz dünnhäutiger, welcher von dem Eigenthümer, um die innere Beschaffenheit zu erkennen, an entgegengesetzten Stellen durch Anschneiden entblößt ist, wodurch sich ergeben hat, daß es die beste Sorte der verschiedenen Bernsteinarten ist, die gewöhnlich mit dem Namen Bastard belegt oder, um verständlicher zu werden, auch Kumstfarbe genannt wird. Die Schwere des Stückes beträgt 11 Pfund 26 Loth nach altem Gewichte.

Einige Cabinete, wie z. B. die zu Dresden, Berlin und Kopenhagen, sollen zwar, wie mir versichert ist, noch größere Bernsteine besitzen, sie kommen aber an Form und Güte diesem nicht gleich, sind unförmlich gestaltet, mehr flach, mit großen Vertiefungen und Spaltungen versehen und nicht von der vortrefflichen, innern Beschaffenheit wie dieser.

Was den wirklichen Werth anbelangt, so ist dieser auf Liebhaberei begründet und nicht nur auf 3000 Thlr. abgeschätzt, sondern es sind dem Besitzer schon 4000 Thlr. geboten worden. Es dürfte aber, als große Seltenheit betrachtet, für ein Landescabinet noch höher zu stellen sein, und es wäre gewiß zu wünschen, daß es als solches nicht über die Grenzen unseres Vaterlandes hinausginge.

Danzig, den 1. Dezember 1858.

Dr. Klinsmann.



Hochmeister Herzog Friedrich von Sachsen

† 16. Novbr. 1510.

Briefkasten.

Druckfertig liegen bereit:

Abhandlungen:

1) Die Vereine in Königsberg. (Schluß: 33. Verein zur Unterbringung hülfsbedürftiger Knaben. 34. Stadtverein für innere Mission. 35. Königsberger Unterstützungsverein für hülfsbedürftige Krieger.) Vom Regierungs- und Stadtrath a. D. K. H. Bartisius in Königsberg.
2) Beiträge zur Geschichte der Stadt Elbing in den Jahren 1840 bis 1848. (Fortsetzung.)
3) Die Hexenprozesse der beiden Städte Braunsberg, nach den Criminalacten des braunsberger Archivs bearbeitet. (Fortsetzung). Vom Progymnasial-Director Dr. J. A. Lilienthal in Rössel.
4) Gustav Adolph und die preußische Regierung i. J. 1626. Nach den auf dem Geh. Archiv zu Königsberg vorhandenen urkundlichen Materialien. Von Dr. Carl Lohmeyer in Königsberg.
5) Ueber die Bildung der Halbinsel Hela. Vom Oberlehrer J. Schumann in Königsberg.

Mittheilungen:

1) Volkssagen von den „Schloßbergen" im Jura-Gebiete. (Schluß). Vom Gymnasial-Oberlehrer Ed. Gisevius in Tilsit.
2) Sammlung litthauischer Volkslieder, übersetzt von P. v. Bohlen (weiland Professor an der Universität zu Königsberg). (Fortsetzung).
3) Einige Beiträge über altpreußische Personen- und geographische Local-Namen. Vom Geh. Regierungsrath Professor Dr. Voigt in Königsberg.
4) Noch einmal Andreas Ruther von Danzig. Von Dr. E. Strehlke in Berlin.



Inhalt.

Angelegenheit der Gesellschaft Prussia.

Nur durch ein Versehen ist die Ankündigung des Werkes von Dr. Adolph Barth in den letzten Heften (801) dreimal erfolgt; es sind aber nicht drei verschiedene Exemplare sondern nur eines als Geschenk an die Bibliothek der Prussia eingegangen.

Der neuen Preußischen

Provinzial-Blätter

dritte Folge.

Zum Besten

der Anstalt zur Rettung verwahrloseter Kinder

herausgegeben

von

X. v. Hasenkamp.

(Ausgegeben am 22. September).

Band IV. (LXII.) Heft 3. und 4.

Königsberg, 1859.
In Commission bei Th. Theile's Buchhandlung
(Ferd. Beyer).

Druck der Universitäts-Buch- und Steindruckerei von E. J. Dalkowski.



Man lese die innere Seite des Umschlags.

Die neuen Preußischen Provinzial-Blätter, deren Jahrgang aus zwei Bänden oder zwölf Heften besteht, werden von der Redaction für den Pränumerations-Preis von jährlich **zwei Thaler** an die Königsberger, von **drei Thaler** an die auswärtigen Abonnenten durch **Th. Theile's Buchhandlung (Ferd. Beyer)** franco geliefert. Auch nehmen die Königl. Postanstalten Bestellungen an, gegen Entrichtung der gesetzmäßigen Provision von 25 pCt.

In Beziehung auf die Anschaffung der Blätter durch die Kirchen wird bemerkt, daß diejenigen Kirchen-Aerarien, deren Extraordinarium eine solche Ausgabe gestattet, dazu keiner Genehmigung bedürfen. (A. L. R. Theil 2. Titel 11. §. 686 und 687 und Rescript der Königl. Regierung zu Königsberg vom 3. März 1835).

Da die der Zeitschrift bis Januar 1859 gewährte Portofreiheit nunmehr aufgehört hat, so erbitten wir Briefe, Manuscripte u. s. w. franco einzusenden unter der Adresse:

**An die Redaction der Neuen Preuß. Prov.-Blätter
zu Händen des Dr. v. Hasenkamp
zu
Königsberg.**

Um hiebei manchen irrigen Annahmen zu begegnen, wird bemerkt, daß der auf dem Titel genannte Herausgeber an dem Geschäftlichen, soweit es sich auf die Gewinnung neuer Abonnenten u. s. w. bezieht, durchaus keinen Theil nimmt, sondern derartige Mittheilungen zu richten sind an die Th. Theile'sche Buchhandlung in Königsberg.

Die Redactions-Commission.

Ein vollständiges Exempl. der N. P. P.-B. I. u. II. Folge (24 B.) kostet 6 Thaler.
Ein vollständiges Exempl. der N. P. P.-B. jede einzelne Folge (12 B.) kostet 4 Thaler.
Ein einzelner Band der I. oder II. Folge kostet 15 Sgr.
Ein einzelnes Heft kostet 6 Silbergroschen.
Ein Exempl. der Abbildung der bei Tannenberg eroberten Ordensfahnen kostet 5 Sgr.

Die Redactions-Commission.

I. Abhandlungen.

Die Vereine in Königsberg.

(Schluß.)

33. Der Verein zur Unterbringung hilfsbedürftiger Knaben.

Für die hilfsbedürftigen Kinder der unteren Volksklasse in Königsberg wird von der Commune und von verschiedenen Vereinen mögliche Sorge getragen. Ihnen stehen vom 2. bis zum 6. Lebensjahre die Klein-Kinder-Schulen in den verschiedenen Gegenden der Stadt offen, und für den leiblichen Unterhalt wird ein, wenn auch nur mäßiges, Pflegegeld verabreicht. Alle diese Wohlthaten hören aber mit dem durch die Landes-Gesetze bestimmten Alter von vierzehn Jahren auf, in welches denn auch die Einsegnung fällt. Die nun auf ihre eigenen Kräfte gewiesenen Kinder wissen dieselben aber nicht immer gehörig zu verwenden und zu verwerthen. Mangel an Einsicht und Scheu vor anstrengender Arbeit läßt sie über die geziemende Wahl ihres dereinstigen Lebensberufes im Unklaren, und ihre Armuth versagt ihnen die Mittel, welche zur Erlernung irgend eines lohnenden Handwerkes erforderlich sind. Die eingesegneten Mädchen kommen meist am Leichtesten fort. Sie finden kleine Dienste, vermöge deren sie Obdach und Unterhalt empfangen, bis die Vermehrung ihrer Körperkraft und Geschicklichkeit sie zu lohnenderen Dienstleistungen befähigt. Schlimmer steht es um die Knaben. Theils aus dem oben Angegebenen, theils aus Körperschwäche, welche es ihnen unmöglich macht, gleich in ein Handwerk einzutreten, sehen sie sich veranlaßt, mit allerlei Dienstleistungen sich zu befassen, um nur ihr kümmerliches Dasein zu fristen. Dabei aber — und wenn sie

auch die einträglich scheinende Stelle eines Laufburschen erlangen — gewöhnen sie sich an Müßiggang, ja auch an manche schädlichen Genüsse und verlieren nur zu oft die Kraft, einem arbeitsamen Leben sich wieder zuzuwenden. Es ist in der That kaum zu glauben, wieviel Jünglinge und Jungfrauen, die als Kinder Gutes versprachen, der Verwahrlosung anheim fallen und für die Menschheit verloren gehen. Hier bleibt noch Viel zu thun, und es wäre zu wünschen, daß die innere Mission, welche dem erwähnten Gegenstande ihre Aufmerksamkeit auch gewidmet hat, segensreiche Erfolge herbeiführen möchte.

Mit Dank begrüßen wir daher die Bemühungen, welche, wenn auch nur vereinzelt, zur Beseitigung des Uebelstandes eingeschlagen sind. Um der Verwahrlosung der Knaben zu begegnen und um den Dürftigen unter ihnen das Unterkommen bei einem Handwerks-Lehrherrn zu erleichtern, gründete der Königsberger Kaufmann M. Anheim in Verbindung mit gleichgesinnten Männern*) im Jahre 1850 den oben bezeichneten Verein. Derselbe hat ruhig und prunklos seinen Zweck zu erstreben versucht und kann nach 9 jährigem Bestehen mit Freude auf die Erfolge schauen. Freilich sind auch ihm die von jedem menschlichen Thun unzertrennlichen Mißklänge nicht erspart werden; er konnte aber in seinem 7. Jahresberichte (Januar 1857) es doch öffentlich aussprechen, daß nur verhältnißmäßig wenige seiner Zöglinge sich der Pflege unwerth gezeigt, die bei Weitem größere Zahl aber gut und rechtlich sich geführt habe.

In der General-Versammlung des Vereins am 12. Mai 1859 konnten 24 Pfleglinge, welche in dem verflossenen Jahre freigesprochen waren, den Vereins-Mitgliedern vorgestellt werden. Seit der Begründung sind überhaupt 140 als Gesellen entlassen worden. Zur Zeit zählt der Verein 73 Pfleglinge, die in verschiedenen Gewerben als Lehrlinge untergebracht sind.

Die Mittel zu seinem Wirken erhält der Verein theils durch die fortlaufende Beiträge seiner Mitglieder, theils durch besondere Geschenke, theils aus dem Erlös von Arbeiten, die bald von Damen hergegeben, bald von den Pfleglingen des Vereins in ihren Feierstunden gefertigt sind. Für das Vereinsjahr 1858 betrug die Ein-

*) Es sind dies Prediger Harder, Professor Nesselmann, Prediger Dr. Toop. D. R.

nahme 414 Thlr. 9 Sgr. 11 Pf., die Ausgabe 308 Thlr. 18 Sgr. 4 Pf., so daß ein Bestand von 105 Thlr. 21 Sgr. 7 Pf. verblieb.

Nach dem Berichte über das Jahr 1858 hat der Verein seit seiner Gründung bereits 213 Zöglinge untergebracht, ungerechnet diejenigen, welche als bildungsunfähig oder moralisch unverbesserlich entlassen werden mußten oder von selbst entliefen. Leider aber fließen die Mittel zur Erreichung seiner Zwecke immer sparsamer. Die 70 Thlr., welche er als Unterstützung von der hiesigen Stadt-Kommune erhielt, sind ihm in den letzten Jahren entzogen, weil ein anderer Verein, der für die innere Mission (Nro. 34), für gleiche Zwecke auch einen Zuschuß in Anspruch nahm. Ebenso ging es mit den 50 Thlrn., welche der Berliner Central-Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen hergab. Beide Institute verweigerten die fernere Zahlung, weil sie nicht zweien Vereinen dieselbe leisten mochten.

34. Der Stadtverein für innere Mission.

Die in neuerer Zeit immer wieder sich aufdrängende Wahrnehmung, daß die besitzlosen Klassen des Volkes mehr und mehr sich ausdehnen, dabei aber immer sich herausstelle, daß unter Christen Menschen wohnen, die keine Christen sind und die Verkommenheit der Einzelnen von ihnen immer größer werde, mußte nicht allein mit begründeten Besorgnissen für die Zukunft erfüllen, sondern auch zu thätiger Abhilfe anregen. In der That hat es auch nicht an Vorschlägen und Anstalten gefehlt, welche den Uebelständen einen Damm entgegenstellen und die Noth brechen sollten. Aber sie führten nicht zu dem ersehnten Ziele, weil man immer nur die materielle Noth ins Auge faßte. Es wurde viel gegeben, es wurde den Armen manche Sorge abgenommen, und dennoch ward ihnen dadurch wenig geholfen. Gar Viele derselben gewöhnten sich nicht nur an die empfangenen Gaben, ja sie rechneten darauf und sahen sie als etwas an, daß sich von selbst verstehe. Dahin führte aber die ihnen gewordene Erleichterung selten, daß sie ihre übrigen Kräfte anstrengten, um ein besseres Loos zu erringen, sie blieben oft in dem nothleidenden Zustande, um nur die Almosen auch ferner zu erhalten. Erfahrungen solcher Art mußten betrüben, und man glaubte die Erklärung endlich darin zu finden, daß die allgemeine Gleichgültigkeit gegen die Religion bis zu

den untersten Volksschichten gedrungen sei und ihnen jeden Halt in sittlicher und religiöser Hinsicht geraubt habe. Man war ferner der Ansicht, daß jeder Versuch, die Noth des Proletariats zu heben, vergeblich sein müsse, wenn nicht zugleich die Versittlichung und Religiösität desselben angestrebt werde. Derartige Bestrebungen könnten aber nur von gutem Erfolge begleitet sein, wenn der kirchliche Sinn erweckt werde. Darum müßten denn alle Unternehmungen zur Linderung der Noth in den armen Volksklassen, wenn auch nicht von der Kirche unbedingt ausgehen, so doch mit ihr immer im Zusammenhange bleiben. Dem Unchristlichen, ja Gegen-Christlichen, das man im Volke zu sehr eingebürgert fand, meinte man am Besten zu begegnen, wenn man die Seelen für das Heil des Evangeliums wieder empfänglich machte. Wie daher die christliche Lehre den Heiden verkündet worden, so müsse auch nun den abgefallenen oder wenigstens schwankenden Christen das heilige Wort gepredigt und entgegengetragen werden. Erst wenn dieses ein dankbares Feld bei ihnen gefunden, werde auch ihre ganze Besserung möglich werden, und die ihnen nebenher erzeigten materiellen Wohlthaten würden zu ihrem wahren Glücke ausschlagen. So wie demnach die Verkündigung des Evangeliums durch Glaubensboten bei Heiden die Mission benannt worden, könne das Streben für die Besserung der Getauften die innere Mission genannt werden.

Wer diese Bezeichnung zuerst gebraucht, läßt sich nicht gut nachweisen. Es ist aber oft behauptet worden, daß die Sache selbst eigentlich von den Pietisten, das heißt der Glaubenspartheі, welche durch Spener und Franke zu Ende des XVII. und zu Anfange des XVIII. Jahrhunderts gebildet wurde, herrühre. Freilich stimmen Ansicht und Zweck in vielen Punkten überein, aber man könnte mit eben dem Rechte auch behaupten, daß schon in den ersten Jahren des Christenthums die Grundzüge sich fanden und in der Diakonie ihren Ausdruck erhielten. Auch hat die katholische Kirche mehrfache Beispiele von derartigen Bestrebungen ihrer Mitglieder aufzuweisen. Es möge hier nur daran erinnert werden, daß die beiden Geistlichen Carlo Borromeo (1538—1584) und Vincent de Paula (1576—1660), der Erste in Italien, der Zweite in Frankreich, in ähnlichem Geiste wirkten und die in ihrem Sinne gegründeten Vereine in unseren Zeiten einen großen Einfluß bewahren.

Unter den protestantischen Ländern regte sich zuerst England. Hier wurde von menschenfreundlichen Männern im Jahre 1835 für die Stadt London ein Verein gestiftet, der es sich zur Aufgabe stellte, nicht allein die materielle sondern auch die geistige Noth der Armen zu lindern. In Deutschland kennt man die innere Mission seit dem Jahre 1843. Das Verdienst, sie in ein klares Licht gestellt und in ihren Grundzügen und Grenzen näher bestimmt zu haben, gebührt dem bekannten Gründer des Rauhen Hauses bei Hamburg, J. H. Wichern. Sein Buch: „Die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche" (Hamburg 1849, 2. Auflage) thut dar, wie die innere Mission es mit dem Menschen in seinen wichtigen Beziehungen zum Staate, zur Familie und zur Kirche, wo er des Beistandes bedürfe, zu thun habe. So wie sie daher den Menschen, wenn er der Strafe des Gesetzes verfallen, im Gefängnisse zu trösten und zu bessern suche, ihn auch, nachdem er aus dem Gefängnisse entlassen, auf dem Wege der Besserung durch Rath und Hilfe zu erhalten strebe, so sorge sie auch für die hilfsbedürftigen Kinder durch Rettungs-Häuser, Warte-Schulen, Näh- und Strick-Schulen, durch Belehrung der Lehrlinge und der Gesellen und durch Ermunterung zu einem christlichen Familienleben. Das Wort Gottes verbreite sie nicht allein gern, wenn es verlangt wird, sondern sie trage es den Armen auch ins Haus, weil gar Viele leben, die es nicht suchen. Endlich nehme sie sich auch derjenigen Evangelischen an, welche außerhalb Deutschland in den verschiedenen Ländern sich befinden und hier wegen des Mangels an kirchlicher Unterstützung in Unglauben und Unsittlichkeit unterzugehen bedroht sind. Eine Gliederung bei den Bestrebungen der innern Mission wird mit Recht für zweckmäßig gehalten. Die Parochial-Vereine bilden die erste Stufe, größere Kreise werden von den Distrikts-, Provinzial- und Landes-Vereinen umfaßt.

Wenn auch, zeigt Wichern ferner, jeder einzelne Verein für innere Mission selbstständig zu wirken hat, so ist es doch heilsam, daß in einem Punkte die verschiedenen Fäden der Mission sich vereinigen. Diesen Punkt findet er in dem Central-Ausschuß, welcher aber nicht als eine beaufsichtigende oder anordnende Behörde zu betrachten ist. Er wurde geschaffen, als im September 1848 auf dem Kirchentage zu Wittenberg 500 evangelische Männer tagten. In den Statuten des Centralausschusses für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche wird der Begriff und Umfang der

inneren Mission im §. 1 wörtlich dahin festgestellt: „Die innere Mission hat zu ihrem Zwecke die Rettung des evangelischen Volkes aus seiner geistigen und leiblichen Noth durch die Verkündigung des Evangeliums und die brüderliche Handreichung der christlichen Liebe".

„Außer ihrer Aufgabe liegt es, Ungetaufte zu bekehren oder Glieder anderer christlicher Religionsparteien herüberzuziehen".

„Sie umfaßt nur diejenigen Lebensgebiete, welche die geordneten Aemter der evangelischen Kirche mit ihrer Wirksamkeit ausreichend zu bedienen nicht im Stande sind, so daß sie diesen in die Hände arbeitet und in demselben Maaße ihre Aufgabe für gelöst ansieht, als die Wirksamkeit des kirchlichen Amtes sich erweitert".

Die Stellung des Centralausschusses zu der deutschen evangelischen Kirche bezeichnet der §. 2 in nachstehender Weise:

„Der Centralausschuß für die innere Mission ist aus der Wittenberger Versammlung für Gründung eines deutschen evangelischen Kirchenbundes hervorgegangen, in welcher das Werk der innern Mission als ein solches erkannt wurde, das im Glauben und im Dienste der evangelischen Kirche zu führen ist. Der Centralausschuß steht deshalb auf dem Glaubensgrunde, wie die Wittenberger Versammlung in ihren Beschlüssen ihn bezeugt, und wird, wenn der beabsichtigte Kirchenbund zu Stande kommt, sich unbeschadet der eigenen freien Wirksamkeit unter den Schutz desselben stellen, aber auch im entgegengesetzten Falle seine Verbindung mit der Wittenberger Versammlung festhalten. — Der Central-Ausschuß hat seinen Sitz in Berlin und Hamburg und bedient sich als Organs zu seinen Mittheilungen der Fliegender Blätter des Rauhen Hauses zu Hamburg".

In Königsberg fand die innere Mission nur bedingten Anklang. Während die Einen, zumal nach den Erfahrungen von 1848 und 1849, nur in der thätigen Einwirkung der Kirche eine Abhilfe der leiblichen Noth und eine Besserung der sittlichen Zustände fanden, glaubten die Andern in der Macht, welche die Kirche in Anspruch nahm, nur hierarchische Bestrebungen und das in Königsberg so verschrieene Muckerthum zu erblicken. An dieser widerstrebenden Ansicht konnte selbst Wichern, welcher bei seinem Besuche beredte Vorträge hielt, nicht viel ändern. Es lag in der Natur der Sache, daß es bei Förderung des beabsichtigten Zweckes vornämlich auf die Geist-

lichen ankam. Daher entstanden, je nach der Entscheidung derselben, Parochial-Vereine, und zwar im Löbenicht, in der Altstadt, auf dem Tragheim, Neu-Roßgarten, Haberberg und Alt-Roßgarten. Diese sind auch bisher geblieben. Außerdem traten aber im Jahre 1850 dieselben auch zusammen zu einem Stadt-Vereine für die innere Mission, der unterm 6. Juni 1852 seine besondern Statuten annahm. In diesen folgte er ganz den Grundsätzen des Central-Ausschusses, dem er sich anschloß, und bestimmte den Zweck des Vereins mit folgenden Worten:

„Der Verein will überall, wo es Noth thut, wirken durch Wort, Schrift und jede Art thätiger evangelischer Hilfsleistung, z. B. Armen- und Kranken-Pflege, Fürsorge für Gefangene und entlassene Sträflinge, Arbeit-Gebung und Spar-Vereine, Beschaffung zweckmäßiger Wohnungen für die Armen, Erziehung verwahrloster und Förderung des Schulbesuchs armer Kinder u. s. w.“ —

Dem Stadt-Vereine ist ein besonderer Verwaltungs-Rath vorgesetzt, welcher aus Wahlen hervorgeht und nicht allein diejenigen Angelegenheiten besorgt, die die Grenzen der Parochieen überschreiten, sondern auch Versammlungen veranstaltet, in welchen die allgemeinen Angelegenheiten des Vereins zur Berathung kommen. An diesen Berathungen nehmen nicht allein die Vorstände der Parochial-Vereine, sondern auch die Abgeordneten der verschiedenen Commissionen Theil, welche für Zwecke von größerer Ausdehnung ins Leben gerufen sind. In jährlichen General-Versammlungen wird über die Wirksamkeit des Vereins Bericht abgestattet. Solcher Berichte sind bereits acht veröffentlicht, der letzte vom 14. November 1858, und es mag aus denselben über die Wirksamkeit des Vereins hier Nachstehendes herausgehoben werden.

Im Durchschnitt hat die Einnahme der einzelnen Parochial-Vereine den Betrag von jährlich 200 Thlr. nicht leicht überstiegen, ist aber auch nicht viel hinter demselben zurückgeblieben. Außer dem baaren Gelde wurde aber überall den Nothleidenden an Lebensmitteln, Kleidungsstücken und andern Bedürfnissen nach Möglichkeit gespendet und den Kranken Medizin und Pflege zu Theil. In sittlicher Beziehung ist Manches erreicht, in dem nicht allein unverträgliche Eheleute auf den bessern Weg geführt, sondern auch Trunkenbolde gebessert und auf die Erziehung der Kinder wohlthätig eingewirkt ist. Die 6 Sonntagsschulen für Mädchen, welche im Nähen und Stricken unterrichtet wurden, erfreuen sich eines guten Fortgangs. Gleiches

läßt sich von den Volksbibliotheken rühmen, da sie nicht allein fleißig benutzt sondern auch vergrößert werden. Die Spar-Vereine in mehreren Parochieen gewinnen immer mehr Anerkennung unter der ärmeren Volksklasse und führen zu einer bessern Wirthschaft. In Uebereinstimmung mit dem Königl. Polizei-Präsidio wird darauf gehalten, daß die für Rechnung der Commune unterzubringenden Armen-Kinder nur bei solchen Personen untergebracht werden, welche sich eines unsträflichen Lebenswandels befleißigen und für die Kinder gut sorgen. Die Vorbereitung der herangewachsenen Knaben wird durch die Lehrlings- und Gesellen-Vereine befördert, welche eigenen Commissionen anvertraut sind. Insbesondere erfreut sich der Gesellen-Verein eines guten Gedeihens. Es sind jetzt 40 Gesellen aus verschiedenen Gewerken darin versammelt, und sie erhalten an bestimmten Abenden Unterricht und Unterhaltung. Der Lehrlings-Verein, der an Zahl größer ist, kann nur an Sonntagen wirken. Für die Unterbringung von eingesegneten Knaben bei Handwerksmeistern wird nach Kräften gesorgt, doch sind hier die Erfolge noch nicht von der Art, wie man sie wünschen muß. — Der Gefängniß-Verein hat eine segensreiche Wirksamkeit entfaltet, und es ist hier eines Mitgliedes besonders zu erwähnen. Die bereits verstorbene Pfarrer-Wittwe Ottilie Drewenski, geb. v. Montowt, hat sich in ihren Bestrebungen der Liebe und des Vertrauens der Gefangenen und auch der Anerkennung der Behörden zu erfreuen gehabt. Nicht allein, daß auf die sittliche Besserung der Gefangenen vortheilhaft eingewirkt werden konnte, es ist auch durch die Eröffnung eines Asyls für entlassene Sträflinge (auf dem Haberberge) die Möglichkeit gegeben, diesen Bestraften ein Unterkommen und sittliches Leben zu verschaffen. Bereits haben 14 Männer und 43 Frauen ein vorübergehendes Unterkommen hier gefunden und gewähren alle Aussicht auf ein angemessenes Verhalten, wie denn auch jüngere Personen gut untergebracht sind.

Ein besonderer Stadtmissionär schien nach den bisherigen Erfahrungen unumgänglich nothwendig, und er wurde in der Person des Bruders Graf, welcher in dem Rauhen Hause bei Hamburg seine Vorbildung erhalten, gefunden. Die Mittel zu seinem Unterhalt gewann der Verwaltungs-Rath aus dem Ertrage von Vorlesungen, welche während mehrerer Jahre auf dem Königl. Schlosse gehalten wurden. Die Thätigkeit des Stadt-Missionärs hat sich so wirksam erwiesen, daß man die Anstellung eines zweiten (Peters) für angemessen

erachtete, da die Arbeit für Einen zu groß ist. Die städtischen Behörden sind dabei insofern helfend eingetreten, als sie jährlich 100 Thlr. zur Besoldung des zweiten Missionärs bewilligt haben.

Der zeitige Verwaltungs-Rath besteht aus einem Vorstande, zu dem der Vorsitzende, der Schriftführer, deren Stellvertreter und der Rendant gehören, und aus den Abgeordneten der einzelnen Vereine und Commissionen.

Der 8te Bericht, abgestattet unterm 14. November 1858, bringt Zeugnisse über das Fortwirken des Vereins. In allen von ihm begonnenen Bestrebungen hat er rüstig fortgearbeitet und darf sich auch guter Erfolge rühmen.

Ueber die Einnahme und Ausgabe giebt der erwähnte Bericht folgende Nachricht:

Einnahme.

	Thlr.	Sgr.	Pf.
An jährlichen Beiträgen . . .	167	10	„
An Geschenken	27	„	„
Von dem hiesigen Magistrat . .	100	„	„
Aus den Vorlesungen	192	„	„
Die Collekte am Jahresfeste . .	25	2	4
	511	12	4
Hiezu der Bestand vom Jahre 1857	559	12	10
Summa . . .	1070 Thlr.	25 Sgr.	2 Pf.

Ausgabe.

	Thlr.	Sgr.	Pf.
Gehalt für die beiden Stadt-Missionäre	350	„	„
Zuschuß an den Neuroßgärter Parochial-Verein	12	„	„
An den evangelisch. Gefängnißverein	50	„	„
An Druckkosten	24	10	„
Am Jahresfest zur Beleuchtung .	7	12	„
An Botenlohn	19	3	„
Auf der Bank niedergelegt . .	650	„	„
Summa	1112 Thlr.	25 Sgr.	„ Pf.
bleibt ein Vorschuß von	41 Thlr.	29 Sgr.	10 Pf.

35. Der Unterstützungs-Verein für hilfsbedürftige Krieger in Königsberg.

Die von jedem Preußen lang ersehnte Enthüllung des Denkmals Friedrichs des Großen, welche am 31. Mai 1851, also an dem Tage, an dem er vor 111 Jahren den Thron bestiegen hatte, in Berlin erfolgte, rief in vielen Gemüthern nicht allein das Andenken an die heldenmüthigen Waffen-Gefährten des großen Königs, sondern auch an die Tapfern wach, denen Preußen seine abermalige Erhebung in diesem Jahrhunderte und einen mehr als 40jährigen Frieden verdankt. Man mußte sich gestehen, daß diesen Mitbürgern der verdiente Lohn nicht zu Theil geworden. Zwar sorgen Staat und Communen für die Veteranen nach Möglichkeit, aber die bestehenden Anstalten reichen bei Weitem nicht aus, und es ist ein schmerzlicher Anblick, wenn man alte Männer, welche die Denkzeichen des Krieges auf der Brust tragen, mit den ärmlichsten Arbeiten beschäftigt oder gar die Mildthätigkeit des Vorübergehenden ansprechen sieht. Ziemlich spät erinnerte man sich daran, daß es hier einen wunden Fleck gebe, der dem ganzen Lande zur Schmach diene, und beschloß also, wenigstens jetzt helfend einzuschreiten. Demnach beeilte man sich, von Berlin aus eine Stiftung in's Leben zu rufen, welche die auskömmliche Versorgung des hilfsbedürftigen Kriegers aus den Jahren 1806—1815 sich zum Gegenstande setzte. Diese Stiftung sollte unter dem Namen: „National-Dank" die Theilnahme des ganzen Landes erwecken und in der Hauptstadt desselben, Berlin, ihren Sitz haben. Der Prinz von Preußen übernahm das Protectorat, und es wurden in allen Provinzen Commissoriate zur Ermittelung und Unterstützung der hilfsbedürftigen Veteranen eingerichtet. Ueberall zeigte sich große Bereitwilligkeit, die alte Schuld abzutragen, und sowohl freiwillige Beiträge als größere Geschenke wurden reichlich gespendet.

Königsberg, die zweite Hauptstadt des Reiches, wollte hinter dem Beispiele Berlin's nicht zurückbleiben. Mehrere seiner Bewohner drangen darauf, einen besondern Stadt-Verein zu begründen, der die Sorge für die hier lebenden Veteranen übernahm. Diesem Wunsche wurde durch 3 Männer der erforderliche Ausdruck gegeben. Der Kommandant Oberst v. Owstien, der Polizei-Präsident Peters und der Bürgermeister Sperling erließen gemeinschaftlich eine diesfällige Aufforderung und beriefen Alle, die für die Sache ein Interesse

hätten, zu einer Versammlung am 25. September 1852. Sie hatte die Folge, daß sich ein Verein zur Unterstützung der hilfsbedürftigen Krieger in Königsberg bildete und an demselben Tage seine Statuten annahm. Nach denselben (§. 1.) hat der Verein den Zweck, die jetzt in der Stadt Königsberg wohnhaften hilfsbedürftigen Krieger aus den Jahren von 1806 bis 1815 zu unterstützen. Mitglied des Vereins wird Jeder, der sich zu einem bestimmten jährlichen Beitrage verpflichtet. An der Spitze steht ein Comité von 7 Personen, welches den Vorstand, d. h. den Vorsitzenden, den Schriftführer und den Kassenverwalter, ernennt. Außerdem werden 24 Vertrauungs-Männer für die in gleicher Zahl vorhandenen Stadtbezirke gewählt, welche nicht allein die Förderung der Vereins-Zwecke, sondern auch die Kontrolle über die unterstützten Krieger zu übernehmen haben.

Es wurden 247 hilfsbedürftige Veteranen in Königsberg ermittelt. Von ihnen konnten jedoch nur 141 als die bedürftigsten mit einer monatlichen Gabe von 1 Thlr. vom 1. Januar 1853 ab bedacht werden. Diese an sich bedeutende Unterstützung wäre nicht möglich gewesen, wenn dem Vereine nicht von den verschiedensten Seiten her reichliche Gaben zugeflossen wären. Das dem Prinzen von Preußen angetragene Protectorat ward von demselben unterm 18. Februar 1853 übernommen. Der erste Jahresbericht konnte die erfreuliche Mittheilung machen, daß in der Zeit vom 1. October 1852 bis dahin 1853 die Einnahme 1899 Thlr. 27 Sgr. 6 Pf. und die Ausgabe 1296 Thlr. 7 Sgr. 10 Pf. betragen hatte, so daß ein Bestand von 603 Thlr. 19 Sgr. 8 Pf. verblieb. Die 3 folgenden Jahres-Berichte gewährten noch günstigere Erscheinungen, da die vermehrte Einnahme eine reichlichere Berücksichtigung der Invaliden möglich machte. Der letzte (6te) Bericht vom 30. September 1858 weiset

eine Einnahme von	2805 Thlr.	14 Sgr.
und eine Ausgabe von	1879 „	24 „
mithin einen Bestand von	925 „	20 „

nach. Unterstützt wurden 129 Invaliden mit 1737 Thlr. 5 Sgr., so daß also fast 13½ Thlr. auf den Kopf kamen.

Wenngleich der Verein von der gleichartigen Landes-Stiftung ganz unabhängig ist, so daß noch ein von derselben eingerichtetes Kreis-Kommissoriat besteht, so stehen doch beide Anstalten unter demselben Protector und der Königsberger Verein ist mit der Landes-Stiftung in sofern in Verbindung getreten, als er ihr seine Berichte

einsendet. Beide Institute verfolgen denselben Zweck, und es kann daher auch nicht unangemessen erscheinen, hier einige allgemeine Nachrichten anzufügen, wie sie die öffentlichen Blätter gebracht haben. Aus der Verwaltungs-Uebersicht, welche das Curatorium der Allgemeinen Landes-Stiftung als National-Dank für das Jahr 1857 veröffentlicht hat, ergiebt sich, daß in dem gedachten Jahre noch 58,485 alte Krieger vorhanden waren. Die Gesammt-Einnahme betrug 257,692 Thlr. 21 Sgr. 1 Pf. Die Ausgaben dagegen 103,176 Thlr. 13 Sgr. 1 Pf., so daß am Schlusse des Jahres 1857 ein Vermögensbestand von 154,516 Thlr. 8 Sgr. verblieb, d. h. 14,035 Thlr. 11 Sgr. 7 Pf. mehr als im Jahre 1856. Von der oben angegebenen Zahl der invaliden Krieger konnten nur 23,912 unterstützt werden. Von ihnen trafen auf die Provinz Preußen 8031.

K. H. Partisins.

Ein Streifzug über die Halbinsel Hela.

Was der Haken denn eigentlich sei, den man Halbinsel Hela nennt, das lange Fühlhorn, mit dem die Küste weit in die See hineintastet? Eine reine Dünenbildung wie die frische Nehrung? Oder ist vielleicht das kolbige Ende des Fühlhorns diluvial, wie die curische Nehrung bei Rossitten? Sollte auch auf dieser Halbinsel mein „Urwald" sich wieder finden? Mit Ingenieur R., einem aufmerksamen Beobachter und rüstigen Fußgänger, machte ich mich daher auf, zunächst nach Neufahrwasser. Von hier wollten wir mit einem Segelboote nach Hela übersetzen, um von der Spitze nach dem Fuße hin die Halbinsel zu durchwandern. Auch war der Bürgermeister, der Holz hergebracht hatte, gerne bereit uns mitzunehmen; aber der Wind war ungünstig und blieb es bis zum nächsten Morgen. Wir änderten daher unsern Plan und gingen längs des Strandes nach Putzig und von da nach Hela, um über See nach Neufahrwasser zurückzukehren. Unsern etwaigen Nachfolgern rathe ich gerade diesen Weg einzuschlagen, da die Kenntniß des von Danzig nach Rixhöft sich fortziehenden mehrfach durchbrochenen Hochlandes Demjenigen, der eine Einsicht in die Bildung der Landzunge gewinnen will, wesentlich förderlich ist.

Hinter Zoppot tritt das Hochland nahe an den Strand. Die Spülung der See zeigt hie und da dünne Lager von schwarzem Titaneisen (Streusand). Die Wellen spielen mit braunen Blasentangen, die noch fest an ihren Steinen haften, und mit hellgrünen Ulven; auch flottirt hier die feine strauchartig verästelte Alge, die von kieselschaligen See-Infusorien reich besetzt zu sein pflegt. Zwischen ausgeworfenen Muschelschalen hüpfen unzählige kleine Strandkrebschen herum. Der Sand, der hier eine flache Uferbank von fünfzig bis hundert Schritt Breite bildet, besteht zum größten Theile aus durchsichtigem Quarz; die milchweißen und gelblichen Quarzkörner bilden etwa ein Fünftheil, die graublauen Brocken von Feldspath ein Zehntheil der ganzen Masse. Wenige Nuß- bis Faust-große Steine (feinkörnige Granite, auch braune und einzelne schwarze Feuersteine) zeigen die Grenze der Hochwellen an. An der abschüssigen Uferwand haben sich unter dem Schutze von Rothbuchengebüschen und Haselsträuchern, von Rosen und Berberizen reichblühende Wicken, gelbe und weiße Labkräuter und ihre Genossen angesiedelt, auch prangen zwischen ihnen die blauen Sterne der Cichorie, die nur leider an den fatalen Gebrauch der Wurzel erinnern.

Etwa zwölfhundert Schritte hinter Hoch-Redlau zeigen die zum Theil kahlen Abstürze des Landes tertiäre Gebilde. Unter einer dreißig Fuß mächtigen Decke von Lehm und Schluffmergel treten, etwa fünfzig Fuß über See, Schichten von feinem bläulichem Glimmersande auf, die, durch dünne Thonlagen von einander geschieden, nahe unter dem Hangenden auch Braunkohle umschließen, fingerdicke Strunke, die einem Staudengewächse angehört haben mögen. Weiterhin senkt sich die Tertiärformation unter das mächtig entwickelte Diluvium, um bald darauf wieder, in einer Ausdehnung von etwa tausend Schritten, zu Tage zu treten. Von der Höhe sind große Granitblöcke herabgestürzt, auch feste Conglomerate, einzelne Stücke todten Kalks (alter Kreide) und Fladen von Sandstein, der sich hier bildet.

Vor Gdingen fällt das Hochland zur Niederung herab, durch die der kleine Kielau-Fluß rieselt, an dem wir, zum Theil noch in Blüthe, Tannenwedel fanden. Im Kruge erfuhren wir, daß man hinter Oxhöft, wo wieder das hohe Land bis an die See tritt, Bernstein und vor Rewa Braunkohle gegraben habe. Doch müßen diese Gräbereien wohl nicht am Strande liegen, da wir sie beim

Weiterwandern nicht bemerkten. Nur an einer Stelle tritt tertiärer Sand zu Tage. Die übrigen nicht bewachsenen Stellen sind diluvial und zeugen durch ihre gebogenen und ösenartig gefalteten, bisweilen steil aufgerichteten, Schichten von gewaltigen Kräften, die bei ihrer Entstehung und Umgestaltung thätig gewesen sind. Wir bedauerten, diese kecken Bildungen, denen ich nur einen Abfall bei dem am Samländischen Strande gelegenen Gute Gr. Dirschkeim an die Seite setzen kann, nicht durch Zeichnung oder durch einen Typapparat fixiren zu können. Die bei der Spitze von Rewa endende Orhöfter Kempe, ein Plateau von hundert bis hundert und fünfzig Fuß Höhe, ist wohl einst Insel gewesen. Nordwärts wird dieses Plateau durch den großen Brückschen Bruch, über den ein Fußsteig führt, von der Putziger Kempe getrennt. Nachdem wir das hochgelegene schluchtenreiche Brzesin durchwandert, befanden wir uns wieder auf einem Plateau, das, eine halbe Meile weiter durch ein anmuthiges Thal unterbrochen, jenseits desselben sich fortsetzt bis nach Putzig, wo die mit schönen Getreidefeldern bedeckte Putziger Kempe endet. Wir kehrten beim Conditor ein und fanden eine freundliche, anständige und, wie wir am nächsten Morgen erfuhren, ausnehmend billige Aufnahme. Nur gab uns unsre Frau Wirthin, da wir bei gutem Kaffee mit ihr über unsern Weg verhandelten, Anlaß zu einigem Zweifel über ihre geometrische Anschauung. Als wir fragten, ob wir den kleinen (am Putziger Wyck fortlaufenden) oder den großen Strand (so nennt man hier den Außenstrand) halten sollten, um nach der Halbinsel zu kommen, antwortete sie mit sichtbarer Verwunderung über die seltsame Frage: natürlich den großen Strand, denn Hela liegt ja in der See!

Da wir, die Stadt im Rücken, von der Höhe hinabstiegen, konnten wir uns leicht über die Formation der Gegend orientiren. Die Schwarzauer Kempe, auf der Rixhöft liegt, hat ebenfalls insulare Natur, da sie im Westen und Süden durch eine breite Niederung umzogen, ostwärts sich nach dem Putziger Wyck abdacht, während sie im Norden von der Ostsee bespült wird. Von diesem Hochlande zieht sich als schmaler flacher Wall, der erst weiterhin höher wird, die in ihrer ganzen Ausdehnung deutlich vor uns liegende Halbinsel Hela in die See. Der Weg führt uns zuerst durch üppige Gemüsegärten der Putziger, dann über schöne Wiesen, die an die der Elbinger Niederung erinnern, vor Schwarzau auf die Höhe und jenseits des Kirchdorfs, zwischen dem versandeten und somit wenig

fruchtbaren Abhange der Höhe, der mit gelben und blauen Lupinen bepflanzt ist, und der rechts von uns liegenden Niederung fort, die nahe an dem Putziger Wyck aus einer ununterbrochenen Torfwiese besteht. Der Torf wird hier durch Prahme in Reisekähne gebracht und geht nach Danzig.

Um 8 Uhr Morgens betraten wir bei schönem Wetter, das uns auch am vorigen Tage begünstigt hatte, die Halbinsel Hela. Auf den ersten drei Meilen ist sie nur 1000 bis 2000 Schritte breit, ihre Platte der ganzen Länge nach etwa 4 bis 5 Fuß über dem Spiegel der See. Der Binnenstrand hat eine Reihe von Vorsprüngen, von denen sich Sandbänke bis weit ins Putziger Wyck hinziehen, die bei niedriger See streckenweise über die Oberfläche des Wassers hervorragen sollen. Längs des Außenstrandes hat man vor etwa zehn Jahren eine künstliche Düne gezogen oder vielmehr die Naturkräfte zur Bildung einer solchen Düne benutzt. Ein aus Weidenreisern gebildeter Zaun fängt den vom Meere ausgeworfenen und, nachdem er trocken geworden, vom Winde weiter geführten Sand auf, der alsbald mit Dünen-Gräsern bepflanzt wird, die weiter hinaufwachsen, wenn der Sandrücken sich erhöht. Eine Viertelmeile vom Fuße der Halbinsel nahmen wir, freilich ohne Meßapparate, folgendes Querprofil auf. Am Außenstrande ist hier die sandige Uferbank (so nenne ich die Küste, wie weit sie beim Hochgange der See von den Wellen bespült wird) 100 Schritte breit, auf seinem Rücken 4 Fuß hoch, an seinem der künstlichen Düne zugewandten Rande um etwa ½ Fuß wieder gesenkt. In der Spülung der See fanden wir kleine, meistens flache Steinchen, graue und blaue und rothe feinkörnige Granite, auch einzelne weiße und gelbliche Kiesel; seeabwärts in der Senkung eben solche aber größere von etwa 1 bis 5 Pfund Schwere. Es folgt die 20 Fuß hohe, 35 Schritte breite künstliche Düne, hinter ihr eine mächtige Ablagerung von zum Theil kopfgroßen Steinen, die ohne Frage vor Anlegung der künstlichen Düne dort abgesetzt worden; weiterhin eine etwa 1000 Schritte breite ebene Palwe, die am Binnenstrande moorig ist.

Bis gegen Ceynowa hin hielten wir, im Allgemeinen wenigstens, den Außenstrand. Ausgeworfene zolldicke Fladen von Thon erinnerten obenhin angesehen sehr an tertiäre Letten. Auch sind sie wie diese kalklos; doch haben sie sehr feine flockige Pflanzenreste in sich, manche umschließen sogar zahlreiche wohlerhaltene Schalen der hier

häufigen Herzmuschel und weisen somit auf Neubildung hin. Es sind losgerissene Stücke der auf dem Grunde des Meeres abgesetzten Lage von Sinkstoffen, die durch Flüsse und Bäche hineingeführt worden. Hie und da zeigt sich etwa zehn Schritte von der See in flachen, durch die letzten Sturzwellen ausgewaschenen Kuffen eine ganz dünne Lamelle desselben Thons. Nicht selten liegen ferner am Ufer zerstreut ½ Fuß dicke, 1 bis 2 Fuß breite Stücke Torf, öfters in dünne Lagen leicht zertheilbar. Die größern derselben werden von den Nehrungern — denn so kann ich die Halbinsulaner wohl nennen — paarweise gegen einander aufgerichtet, um die getrockneten als Brennmaterial zu brauchen. Sie sollen von einem jenseits Rixhöft gelegenen Bruche stammen, was mit meiner nachträglichen Untersuchung solcher Torfstücke wohl verträglich ist, da sie Riedgräser, Reste von Moosstengeln, Fichten-Blüthenstaub, Kiesellinsen und zwei Arten kieselschaliger Infusorien zeigen. Die eine (**Campylodiscus clypeus Ehg.**) ist bisher nur in den fossilen Infusorienlagern von Eger und Franzensbad und von mir auch ein ziemlich erhaltenes Exemplar im Königsberger noch lebenden Lager beobachtet worden. Hier nun finden sich ungemein viele, doch nur in kleinern und größern Fragmenten, so daß die Frage, ob die Art zu den noch lebenden zu *zählen* sei, nicht entschieden werden kann. Die andre (**Camp. cribrosus**) hat W. Smith an den Küsten Englands sowohl in der See als auch in Brackwassern gefunden. Auch umschließt der Torf Herzmuscheln, also entschiedene Seeorganismen. Fasse ich diese Data zusammen, so ist der an der Halbinsel Hela ausgeworfene Torf derselbe, den Forchhammer in seinen trefflichen „Geognostischen Studien am Meeresufer" in den Seemooren Dänemarks gefunden und mit dem Namen Martörv bezeichnet. Nach ihm kommt er auch an den Küsten von Holland und Cornwallis vor.

Unter den Strandmuscheln ist die am häufigsten vorkommende die mehrfach erwähnte Herzmuschel (**Cardium edule**), die ich an der Hela-Spitze auch in einzelnen lebenden Exemplaren angetroffen; von der kleinen dünnschaligen Plattmuschel (**Tellina baltica**) und der über 2 Zoll langen Sandmuschel (**Mya arenaria**) werden hier und am Strande des Festlandes nur leere, meistens vereinzelte Schalen ausgeworfen. Die blauschalige Miesmuschel (**Mytilus Hagenii**) stammt wohl aus der Weichsel.

Vor Ceynowa verließen wir den großen Strand und gingen hinüber nach der jenseits der künstlichen Düne gelegenen Platte, die hier ein hübsches blumenreiches Gelände bildet. Es treten unregelmäßig zerstreute kleine Vordünen auf, sämmtlich mit blühenden Rosensträuchern (**Rosa rubiginosa L.**) dicht besetzt, zwischen denen das zierliche Tausendgüldenkraut prangte, vermischt mit Labkräutern, der gelbköpfigen **Anthyllis Vulneraria** *β* **maritima**, der zarten **Linaria Loeselii**, der prunkenden rothen Hauchechel und vielen anderen. Aber hervorstechend blieben die Rosengebüsche, die wir Beide in solcher Zahl und Fülle und Schönheit noch nie gesehen. Auch ist diese Strecke mit kleinen Plantagen besetzt. In ausgegrabnen Oblongen hat man Weißerlen gepflanzt, auf größeren Strecken Kiefern angesäet, deren Reihen theils durch Weiden theils durch Birken begrenzt sind.

Zwischen diesen Anpflanzungen fanden wir die ersten, nur 3 bis 4 Fuß tiefen, Brunnen. Viel hat mich schon vor meiner Reise die Brunnenfrage beschäftigt, da sie hier im buchstäblichen Sinne des Wortes Lebensfrage ist. Bekanntlich sind die beiden Samländischen Nehrungen (diesen gemeinsamen Namen möge die curische und frische Nehrung erhalten) nur auf der Haffseite bewohnt. Wie die Nehrunger selbst behaupten, würden die an der See angelegten Brunnen Salzwasser geben. Hier indeß auf der schmalen Halbinsel Hela, die beiderseits von Salzwasser umspült wird, giebt es, etwa auf der Mittellinie zwischen beiden Küsten, in den Plantagen sowohl wie in den Dörfern nicht einzelne, sondern zahlreiche Brunnen, die — mit Ausnahme von einigen im Danziger Heisterneſt — zwar weiches aber doch gut trinkbares süßes Wasser liefern. Daß es nicht durch den Sand filtrirtes Seewasser ist, liegt auf der Hand, da zum Leidwesen der Seeleute kein mechanisches Filtrum dem Wasser die gelösten Salze nimmt. Es kann somit nichts anders sein als der auf die Halbinsel in Form von Regen, Hagel und Schnee fallende Niederschlag, der in diesen Brunnen gesammelt wird. Abstrahiren wir zunächst von diesem atmosphärischen Niederschlage, so würde nach dem Gesetze communicirender Röhren der ganze Sandwall bis zum Niveau des Meeres mit Seewasser erfüllt sein, dann aber noch wegen der Capillarität die horizontale Ebene, welche den trocknen Sand von dem nassen scheidet, um etwa 2 Zoll gehoben werden. Soviel nämlich finde ich bei meinem Versuche mit künstlich nachgebildetem Seewasser, in das ich eine mit Dünensand gefüllte Röhre tauchte. Erfolgte nun

ein Niederschlag, der genügend ist, eine Sandschicht von einem Fuß vollständig zu sättigen, so würde diese herabsinkende Wassermasse die obere Grenze des Salzwassers um fast einen Fuß, also bis 10 Zoll unter den Seespiegel, hinabdrücken. So etwa mag sich die Sache in der That verhalten. Damit stimmt auch ganz gut die Aussage der Leute, daß die Brunnen beim Steigen und Sinken der See ebenfalls steigen und sinken. Manche der in den Plantagen befindlichen Brunnen zeigen braunes Wasser, durch unten liegenden Torf gefärbt, der aus Süßwasserpflanzen gebildet, kieselschalige Infusorien enthält, von denen einige wie **Navicula didyma Ktz.** nur im Meere leben. Diese letzteren sind ohne Frage durch Sturzwellen hineingeschlemmt.

Ein kleiner Mineur, eine Grabwespe, nahm uns in Anspruch, die bereits einen zwei Zoll tiefen schiefen Trichter ausgegraben hatte, um wohl später ein Paar lahmgebißene Raupen da zu verscharren und nebenbei ein Ei zu legen. Die bald entwickelte Larve nährt sich von den noch lebenden Schlachtopfern. Ich dachte dabei an das Wort eines meiner Freunde: „Wenn ihr Naturforscher von den Raupen redet, so nennt ihr sie nützliche Geschöpfe, da sie andern Thieren, namentlich den schönen Singvögeln, zur Nahrung dienen. Kommt ihr dagegen an die Singvögel, so wird ihr Nutzen dadurch documentirt, daß sie die schädlichen Raupen vertilgen." Doch unsre Grabwespe ließ sich durch diese Reflexionen nicht stören, selbst dadurch nicht, daß wir uns neben ihrer Höhle lagerten, um sie besser beobachten zu können. Den Kopf gegen das Innere des Trichters gerichtet, die mittlern und hintern Beine breit gespreizt, warf sie mit den Vorderbeinen unter dem Leibe fort mit einer Schnelligkeit und Kraft den Sand hinaus, daß das Ganze wie eine geneigte Sand-Fontaine aussah.

In einer Plantage fanden wir bereits siebenjährige Fichten reich mit Zapfen besetzt. Auf der Palwe weideten Schafe und Rinder. Unter den vielen Feldlerchen ließen sich auch vereinzelte Haidelerchen hören, deren Gesang durch größere Höhe des Tones characterisirt ist und mehr, als bei jenen, das Gepräge der hochaufjauchzenden Freude trägt.

Am Außenstrande waren Fischer beschäftigt. In der Spülung der See zeigen sich kleine Bänke von Streusand, Steine fehlen hier fast ganz. Auf trocknem Sande fand ich endlich auch den großen Ohrenkneifer (**Forficula maritima**) und rief Freund R. heran, um

ihm zu zeigen, wie dieses Thier mit hoch erhobener weit geöffneter Zange schreckhaft aussähe. Aber es wollte diesmal den Hinterleib nicht heben und die Kneipzange öffnen, bis ich bemerkte, daß es eine todte Fliege in ihr forttrage, die es nicht einzubüßen Willens war. Ueber die parallel dem Strande fortlaufende künstliche Düne erheben sich hier die ersten kräftiger entwickelten natürlichen Dünen. Von einer 50 Fuß hohen benarbten Kuppe übersahen wir die Resultate derber Naturkräfte, an die wir bisher wenig erinnert worden. In Ceynowa, einem kleinen katholischen Dorfe, das von dürftigen Kartoffelfeldchen umgeben ist, theilte uns der Schullehrer mit, daß vor vier Jahren die hohe See nicht weit vom Dorfe den Wall durchbrochen und ins Wyck hinübergegangen. Er war eben beschäftigt gewesen, die polnische Jugend deutsch lesen und schreiben zu lehren, und bringt es auch nach seiner Versicherung dahin, daß die Kinder bei ihrem Abgange deutsch sprechen. Ueber die Bildung und Umgestaltung der Halbinsel würde uns der vor Kußfeld wohnende Dünenwärter nähere Aufschlüsse geben. Nachdem wir am Rande einer schon älteren hübschen Plantage von Kiefern und Birken, deren freie Plätze mit reichblühenden Weidenröschen besetzt sind, fortgewandert, trafen wir zwar das gastfreie alte Männchen zu Hause, aber es wußte uns nur von alten Kriegsgeschichten zu erzählen.

In Putziger Heisternest wurde uns als Merkwürdigkeit des Ortes mitgetheilt, daß der Geistliche einen Wagen und ein Pferd besitze. An einem Balken des Kruges war mit Kreide angeschrieben: **Pisum maritimum.** Erläuternd sagte uns die Wirthin, daß im vorigen Jahre zehn Polen (ein Professor mit seinen Schülern) die Halbinsel besucht haben, um die hier wachsenden Pflanzen kennen zu lernen; von allen sei ihnen diese (die auch auf den samländischen Nehrungen vereinzelt vorkommende Stranderbse) die merkwürdigste gewesen, woher sie ihren Namen hier angeschrieben.

Bisher hatte ich von den beiden älteren Vegetationsschichten, die ich auf der curischen und frischen Nehrung meilenweit verfolgt habe, hier auf der Halbinsel Hela Nichts zu sehen bekommen. Eine in diesem Dorfe an einer niedern Stelle unter dem Sande hervortretende schwarze Bank, auf die mich mein Begleiter aufmerksam machte, erkannte ich nicht als den alten Waldboden jener Nehrungen, bis wir jenseits von Danziger Heisternest wieder freies Feld gewonnen hatten. Hier tritt diese Schicht in großen Strecken

deutlich zu Tage und in tief ausgewehten Thälern fand ich auch den darunter liegenden kaffeebraunen Sand in derselben Farbe und unter denselben Umständen, als ich ihn auf den samländischen Nehrungen gesehen. Er ist zu oberst tief dunkel, fast schwarz, geht weiter nach unten ins Braune und dann in ein lichtes Gelb über. Wir haben die Reste des Urwaldes vor uns, der einst unsre drei baltischen Nehrungen überzogen. Er scheint sich in dieser Gegend höchstens 30 Fuß über den jetzigen Spiegel des Meeres erhoben zu haben. Bei nachträglicher mikroskopischer Untersuchung fand ich zwar viele Pflanzenreste, aber keine Spur von den dem Nadelholze eigenthümlichen Düpfelzellen, auch keine Blüthenstaub-Körnchen, so daß ich auch diesen Wald für einen Laubwald halte. Nach seinem räthselhaften Untergange wurde die feste humose Schicht mit neuem Dünensande überweht, auf dem ein Nadelwald erwuchs, der größtentheils ebenfalls schon vor langer Zeit untergegangen. Diese Vegetationsschicht sieht oben wie Gartenerde aus und geht nach unten hin ins Blaugraue über. Der blaue Sand, wie ich ihn der Kürze wegen nennen will, ist durchschnittlich nur einen Fuß mächtig. Auf ihm ruhen 30 bis 50 bis 80 Fuß hohe Dünen. Hie und da zeigt er, wo der Wind die obere Decke abgeweht hat, noch deutlich in ihren Wurzeln stehende Kiefernstubben. Bisweilen fanden wir nahe an der See in tiefen von Dünen umkränzten Schluchten beide Vegetationsschichten durchbrochen; in einem großen Oval des blauen Sandes ein kleines tiefer gelegenes Oval, in dem auf dieselbe Weise die Kante des kaffeebraunen Sandes zu Tage tritt. Der untere Theil der innerhalb der braunen Curve liegenden Senkung ist vollständig eben und naß. Diese durch Wasserniederschlag und Capillarität bestimmte Ebene ist die Grenze für die Wirksamkeit des Windes, der nur trocknen Sand weiter fördern kann.

Bald traten wir in die zwei Meilen lange Danziger Stadtforst, die uns auf erfreuliche Weise in die Neuzeit zurückrief. Mein Begleiter, ein Blumenfreund, hatte schon lange nach **Erica Tetralix** gesucht. Hier fand er sie auf. Alle lichten Stellen des Waldes sind mit dieser schönen Pflanze geziert, die mit den vom Cap herübergebrachten Ericen erfolgreich rivalisiren kann. Wir waren freilich zu einer für sie günstigen Zeit hieher gekommen, da das gewöhnliche Haidekraut (**Calluna vulgaris**) noch nicht erblüht und die dunkelblättrige Krähenbeere (**Empetrum nigrum**) bereits in Frucht stand.

Denn diese Drei haben den Boden fast vollständig in Beschlag genommen, eine schöne grüne Decke bildend, die von kräftigen Fichtenkronen beschattet wird. Nur an tieferen feuchten Stellen stehen truppweise Farrenkräuter, während die ganz trocknen von krausen Kugelflechten überzogen sind. Die hie und da zerstreut vorkommenden jungen Ebereschen mögen wohl durch Droßeln hergebracht worden sein. Zwischen dem Strande und dem Walde ziehen sich, zum Theil kahle, bis 100 Fuß aufsteigende Dünen fort. Der Wald selbst steht auf der, vielleicht nur 5 Fuß über den Meeresspiegel erhobenen, Platte der Landzunge. An manchen Stellen schreiten die Dünen gegen den Wald vor. Die Rinde der Kiefer wird nach der Dünenseite hin durch den herangetriebenen Sand zerrieben, die höhern Aeste abgebrochen und der Stamm langsam verschüttet. Wo eine Dünenlücke ist, wird der Sand, der hier, wohl wegen des Contrastes gegen das Dunkel des Waldes, blendend weiß aussieht, weit in den Wald hineingeweht. Sieht man vom Innern des Waldes plötzlich auf ein solches Sandfeld, so glaubt man eine Schneelandschaft vor sich zu haben. — Zwischen zwei benachbarten Dünen sind öfters tiefe kesselartige Thäler ausgeweht, die, wo sie unregelmäßig werden, bisweilen schöne Sandkämme bilden. Auf der Grenze zwischen Wald und Düne haben ähnliche Kräfte gewaltet aber natürlich nur Halbkuffen gebildet oder vielmehr Vertiefungen mit verschieden hohem Rande. Doch wir mußten uns von diesen schönen Bildungen trennen, auch von den Ameisenlöwen und ihren Trichtern, denn die Sonne war bereits gesunken, und wir wollten noch Hela erreichen. Endlich leuchtete uns das Blickfeuer des Leuchtthurms und wir waren am Ziele unsrer Wanderung.

Am frühen Morgen wurde zuerst nach dem Winde gesehen, der wenigstens nicht ungünstig war. Ein um 10 Uhr nach Neufahrwasser abgehendes Boot nutzten wir nicht, um Zeit zu haben, uns hier zu orientiren. Hela liegt auf einem etwa 25 Fuß hohen Sandrücken, nahe an dem „kleinen Strande", der hier der westliche ist. Ich zählte etwa 50 Wohnhäuser, die sämmtlich mit den Giebeln gegen die breite Straße gerichtet sind, und ließ mir sagen, daß der Ort im Ganzen 80 Gebäude habe und von 400 Menschen bewohnt werde. Der erste Ortsvorstand ist der Vogt, der zweite der Bürgermeister. Sollen kleinere Sachen verhandelt werden, so wird ein Ausschuß der Grundbesitzer durch einen Boten ins Amt gerufen; liegen wichtigere

Dinge vor, so treten alle zur Berathung zusammen. Die Menschen sind von kräftiger Constitution und von mehr als mittelmäßiger Größe. Die meisten Männer sind in ihren jüngeren Jahren zur See gegangen und wissen daher von fernen Ländern zu erzählen. Sie sind Protestanten und halten auf ihre gut gebaute Kirche, in die wir alsbald geführt wurden. Interessant waren mir die den altgriechischen Metallspiegeln ähnlichen Geschenke, die seefahrende Helaer nach glücklicher Heimkehr hier aufgehängt haben, und das Schwert eines Schwertfisches, der vor langer Zeit am Strande der Halbinsel gefunden worden. Die ursprünglich von Katholiken erbaute Kirche kann noch nicht alt sein, da das heutige Hela der zweite Ort dieses Namens ist. Von dem älteren Hela, das weiter von der Spitze abgelegen, wo noch Trümmer zu sehen sein sollen, meldet Henneberger Seite 146:

„Heel. Ein Stedtlein. Anno 1572 umb Ostern von eigenem Feuer ausgebrandt".

Hartknoch, der wohl beide Orte nicht unterscheidet, sagt S. 437:

„Von dem Städtlein **Hela**, welches an der Ostsee lieget, schreiben einige, daß es von den alten **Helveconibus** oder **Aelveconibus** den Nahmen habe, niemand hat aber meines Wissens aufgezeichnet, wenn das Städtlein angeleget".

Früher waren auch die Bewohner von Danziger Heisterneſt protestantisch. Da sie sich indeß mit den Katholiken von Putziger Heisterneſt verheiratheten und die Geistlichkeit dafür sorgte, daß die Sproßen solcher gemischten Ehen der katholischen Kirche zugeführt wurden, so ist der Ort, nachdem am vorigen Jahre die beiden letzten Protestanten gestorben, vollständig katholisirt worden.

Bei unserem Rückgange sahen wir den Wein vor dem Hause des Pfarrers, weiterhin zwei Pfirsichbäume, die im vorigen Jahre reichliche Früchte getragen haben sollen, einen mächtigen schönen Wallnußbaum, ein Paar starke Roßkastanien, einige ziemlich alte Eichen und nicht wenige Obstbäume. An die seeabwärts liegenden Gärten stoßen kleine Kartoffelpflanzungen an und selbst einige gut stehende Roggen- und Weizenfeldchen. Auch werden Myrthen hier gezogen, die in Danzig verkauft werden. Wenngleich diese Schilderung der Ansicht Derer zu widersprechen scheint, welche sagen, daß Hela nach der altnordischen Göttin, der Herrscherin in Niflheim, genannt worden, so trete ich doch auf ihre Seite, da die ersten Gründer des Ortes und Namengeber ohne Frage ihre Herr-

schaft über die Meerestiefe haben bezeichnen wollen. In der That, einen für Fischerei günstigeren Ort giebt es in der ganzen Ostsee nicht. Es würde keinen günstigeren auf der ganzen Erde geben, wenn die Ostsee das Salz des Mittelmeeres hätte. Dieses Jahr nur soll wenig Beute gegeben haben.

Und doch fanden wir schon früh Morgens die Trockengerüste, die den mittleren Theil der schnurgraden Straße einnehmen, dicht behangen mit kleinen und großen Flundern, an die sich einzelne schöne Steinbutten reihten, mit Dorschen und in Stücke geschnittenen Stören. Gegen Mittag werden dann sämmtliche Fische in die dazu eingerichteten Schornsteine der Wohnhäuser gebracht, wo sie mit dem gewöhnlichen Haidekraut geräuchert werden. Um 4 oder 5 Uhr ist dieser Prozeß beendet, und sofort wird dann, wenn der Wind günstig ist, die Beute der vorigen Nacht nach Neufahrwasser oder, was vortheilhafter sein soll, nach Danzig gebracht. Die Zeit für die Heringe war bereits vorbei. Sie werden hier nicht mehr wie ehedem (und wie noch heute z. B. auf Usedom und Rügen) eingesalzen, sondern frisch als Strömlinge oder geräuchert als Bücklinge auf den Markt gebracht. Auch wird der Lachs nur im Frühjahr gefangen. Man stellt weit in See mit Fischen besteckte Angeln aus, an denen der Lachs sich festbeißt. Dabei soll es oft vorkommen, daß der Seehund den Köder abfrißt. Findet er den Lachs bereits angebissen, so zieht er, ein feiner Gourmand, dem Gefangenen, vom Kopfe anfangend, der ganzen Länge nach die Haut ab und verspeist ihn dann. Da er viel Zeit zu der vorbereitenden Arbeit braucht, so muß er öfters an die Oberfläche kommen, um Luft zu athmen, wodurch er den Fischern verrathen wird, die dann bisweilen Zeit haben ihn fortzujagen. Im Herbste tritt aus der Tiefe des Meeres zahlreich der Breitling (Clupea sprattus) ans Ufer, der, wie unser Wirth wohl wußte, kein junger Hering ist, auch nicht mit der Sardelle verwechselt werden darf. Er kommt gesalzen (in Frankreich nennt man ihn in diesem Zustande Sardine) und geräuchert (in England, Frankreich und in der Gegend von Kiel unter dem Namen Sprott) in den Handel. Um diese Zeit tritt auch der aus der Weichsel und den benachbarten kleinen Flüßchen kommende Aal in den Danziger Meerbusen und das Putziger Wyck, um daselbst sein Winterquartier aufzuschlagen. Er wird im Herbste in aufgestellten Netzen, den bekannten aus Trichtern bestehenden Säcken, gefangen, im Winter mit dem Speere gestochen, der dem

Dreizack Neptuns gleicht, wie er uns von den Griechen dargestellt wird. Nur sind die drei, etwa je zwei Zoll auseinander stehenden Eisenstäbe stumpf und dienen nur dazu, den auf dem Grunde des Meeres liegenden Aal einzuklemmen. Festgehalten wird er durch feinere spitze und mit Widerhaken versehene etwas kürzere Stäbe, die in den beiden Zwischenräumen stehen. Man nimmt hier an, daß der Aal lebendige Junge gebäre, obwohl noch Niemand unter den vielen Tausenden, die hier gefangen und ausgenommen werden, einen mit Jungen gefunden hat! Selten wird bei Hela der Knurrhahn (**Cottus cataphractus**) gefangen, der durch seinen siebenkantigen Körper an die Nadelfische erinnert, aber gedrungener ist und aus dem Wasser gezogen sich spreizt wie ein Kaulbarsch und dann einen deutlichen knurrenden Ton hören läßt; öfters die Aalquappe (**Blennius viviparus**), die lebendige Junge gebärt, und der durch seine grünen Gräten bekannte Hornhecht, der als Köter für Dorsche gebraucht wird. Ein vier Zoll langes Exemplar, das wir in einer kleinen Lagune fanden, hatte noch nicht die Dicke eines Gänsekieles. Der letzte Schwertfisch wurde hier im Jahre 1846 ans Land gezogen. Das in der Kirche aufbewahrte Schwert stammt von einem älteren Exemplar.

Im Herbste kommen Robben schaarenweise in die Bucht und zwar, nach den uns gemachten Mittheilungen zu urtheilen, verschiedene Arten. Rathke führt den gemeinen, den geringelten und den grauen Seehund (**Phoca vitulina, annellata** und **hispida**) als an unsern Küsten vorkommend an. Manche sollen 6 Fuß lang sein und 50 Pfund Thran geben. Bekanntlich legen sie sich gerne auf hervorragende Steine und sind auch in diesem Punkte wählerisch. Namentlich lieben sie einen bei Kußfeld nicht weit vom kleinen Strande liegenden erratischen Block, der dieserhalb verpachtet wird. Die Pacht dieses Steines steigerte sich bis auf dreißig Thaler, ist indeß, da die Thiere ihn alsbald meiden lernten, bis auf zwei Gulden herabgesunken. In manchen Wintern werden die Seehunde von dem Froste überrascht und flüchten dann aufs Eis, von wo sie selten wieder in die offene See gelangen. In dem strengen Winter des Jahres 1829 wurden über hundert Thiere auf dem Eise erschlagen. Nicht selten zeigt sich auch das Meerschwein, der kleine Delphin. Er läßt sich leicht fangen, da er frisch getheerten Böten nachgeht. Mir war diese Nachricht interessant, da sie mit den Angaben übereinstimmt, die ich im vorigen Jahre im Kruge von Vogelsang auf der frischen Neh-

rung erhielt. Wie Jene, so wollte auch dieser erfahrene Fischer Nichts davon wissen, daß ein solches Meerschwein durch den Gesang angezogen werde. Der Thran dieser Thiere soll stinkend sein und wird wenig geschätzt, gleichwohl wird das Fleisch von den katholischen Bewohnern der Halbinsel in der Fastenzeit gegessen, da sie Fische (also auch den Braunfisch) essen dürfen.

Wir machten uns wieder hinaus, um zuerst die Spitze der Landzunge zu besuchen. Hier fanden wir ein über hundert Schritte weit vorgeschobenes neues Land, das unter dem Spiegel der See noch eine Strecke hin verfolgt werden konnte. Der darauf basirte Schluß, daß die Halbinsel allmählig sich vorschiebe, ist indeß nach der übereinstimmenden Angabe der Helaer falsch. Süd- und Südost-Stürme reißen solche Bildungen wieder ab und setzen dann das Material auf der Außenseite der Halbinsel an. Daß auch diese Seite nicht wachse, wird mir schwer zu glauben, da wir von Heisterneſt an eine sich fortziehende Reihe von Lagunenbildungen gefunden, die wir hier auf dem Wege nach dem Schweden- und Russen-Berge (alten Dünen) wieder fanden. Die See wirft zehn bis zwanzig Schritte vom Lande einen langen flachen Sandrücken auf, der allmählig über das Niveau steigend sich später mit einem Ende an's Ufer lehnt und somit eine schmale Lagune bildet, die von kleinen Fischen besucht wird. Ein solcher Rücken besteht aus so lockerem schwimmenden Sande, daß er nicht ohne Gefahr betreten werden kann. Wenn auch die andere Seite verlandet ist, füllt sich die Kuffe mit Sand aus. Wer hier den Uferwall sorgsam betrachtet, findet nicht selten die Spur solcher Verlandungs-Prozesse auch in größerer Entfernung von der See. — Wir bogen links ab nach dem nahen Walde, um uns zum letzten Male an den schönen Gruppen der Erica zu weiden.

Die auf der Halbinsel Hela gesammelten Erfahrungen dürften wenigstens einigen Anhalt geben zur Begründung einer Ansicht über die einstige Entstehung der Landzunge. Daß zuerst eine Insel aufgetreten, die etwa von Heisterneſt bis Hela reichte, scheint mir unzweifelhaft, da sich nur hier die beiden Vegetationsschichten zeigen und die Dünen bedeutend kräftiger entwickelt sind. Sie mag auf einem diluvialen unter dem Meere fortstreichenden Rücken ruhen, der den aus der Weichsel, nachdem sie diesen nördlichen Ausfluß erhalten, hinausgeführten Sand aufhielt. Bald siedelte sich eine Flora hier an und überzog das langgestreckte Eiland mit einem kräftigen

Urwalde, wie sie es wohl früher auf der curischen und frischen Nehrung gethan, welche letztere damals ebenfalls noch Insel war, die nahe bis zu dem heutigen Neufahrwasser hin reichte. Wie diese Wälder untergegangen? Forchhammer findet an der Dänischen Küste bis zum Liimfiord hin zahlreiche Spuren von einer älteren plötzlichen Senkung des Landes, für manche Orte im Betrage von 33 Fuß, und einer späteren Hebung, die hie und da ebenfalls plötzlich geschehen, an den meisten Stellen indeß langsam erfolgt und noch heute nicht beendet ist. Durch jene Katastrophe, welche „den Ufern der Nordsee ihr jetziges Verhältniß gegeben und ohne Zweifel die Trennung Englands von Frankreich entweder vorbereitete oder bewirkte", mögen vielleicht auch unsre Dünenwälder unter den Spiegel der See gesenkt und dadurch vernichtet worden sein. Nach dem Auftauchen des Landes wurde auf die verwitterten Trümmer des Urwaldes neuer Dünensand hinaufgeweht, auf dem ein zweiter Wald erwuchs. Die Küsten der heutigen Kämpen von Schwarzau, Putzig und Orhöft waren damals weiter nach Osten vorgeschoben, doch wurden sie durch einen nach Norden gerichteten Meeresstrom abgenagt und die mitgeführten Sinkstoffe westlich und östlich von der Schwarzau-Insel in die offene See geführt. Nachdem der westliche Arm versandet und vermoort war, bildete sich auf der östlichen Seite eine Sandbarre, durch die dann die Insel Hela zur Halbinsel wurde. Endlich führten die kleinen in der Putziger Gegend ablaufenden Flüsse Sinkstoff in den innern Theil des Busens und gaben das Material her, aus dem die reagirenden Meereswogen das Reff formten, das Rewa mit Kußfeld verbindet.

Bei dieser Gelegenheit erwähne ich eines interessanten in dieser Zeitschrift (s. Oktober-Heft 1837) befindlichen Aufsatzes „Beobachtungen über die Ostseeküsten von der Weichselmündung bis zur Grenze von Pommern", unterschrieben: Zoppot u. In demselben wird unter andern behauptet, daß sich am Seestrande beim Karwenbruch und an beiden Strandseiten der Halbinsel Hela auf dem Meeresgrunde bis vier und fünf Fuß Tiefe die Spuren eines hier früher befindlich gewesenen wohlbestandenen Waldes zeigen. Wenngleich ich selber von diesem Walde, der identisch mit dem „alten Walde" sein müßte, Nichts gesehen habe, so mag er gleichwohl vorhanden sein. Mein Wirth gab mir eine Antwort, aus der ich nicht entnehmen konnte, ob das auf dem Grunde gelegene Holz festgewurzelten Stubben angehöre,

oder ob es hineingeführtes und untergegangenes Treibholz sei. Auch schien er über den früheren Zustand der Halbinsel nicht speculirt zu haben. So z. B. kannte er zwar die kaffeebraune Sandschicht sehr gut und berichtete mir, daß er in der Forst beim Roden von Stubben stets auf den Fuchsgrund komme — so nennen die Helaer diese Schicht — der oben oft so hart sei, daß er nur durch Eisenpiken durchbrochen werden könne, aber wie derselbe entstanden, diese Frage hatte er sich nie vorgelegt.

Die Stunde mahnte; wir wurden an das kleine Seegelboot begleitet, das bereits fünfzehn Mädchen mit ihren Flunderkörben und sechs Männer aufgenommen hatte, und segelten mit einem Winde, von dem nur ein Achttheil uns günstig war, um fünf Uhr Abends in der Richtung nach dem vier Meilen entfernten Neufahrwasser ab. Auf der Mitte des Weges, wo wir vierzig Faden Tiefe hatten, trat Windstille ein. Die Riemen wurden zur Hand genommen, bis wieder eine frische Briese auftrat, die aber ganz contrair war. Da beschloß der Besitzer des Bootes, dem die Andern ohne Weiteres Folge leisteten, zu laviren. Er wollte mit einem, freilich zwei Meilen langen Hakenschlage die Moole erreichen. Nach schönem Untergange der orangenrothen Sonne schien der fast volle Mond hell genug, um uns Zoppot, auf das gehalten wurde, ziemlich deutlich zu zeigen. Wenn er durch Wolken getrübt wurde, richteten sich die Leute nach den beiden hellstrahlenden Leuchtthürmen von Fahrwasser, mehr noch, wie es schien, nach dem großen Dreimaster Admiral, der Anker geworfen hatte. Auch wurden der Schooner und die Brigg, die lootsenlos herumkreuzten, dauernd verfolgt, bis ein kleines Kriegsschiff die Aufmerksamkeit Aller in Anspruch nahm, da es steil auf uns zusteuerte. Soviel es ging, wurde abgehalten, worauf auch der schwarze Segler ein wenig ausbog. Da loderte plötzlich, uns zur Linken, vom Werder her, ein helles Feuer auf. — Ueber uns der mattstrahlende Sternenhimmel und der Mond und das lichte Gewölk; um uns das purpurne Meer, schaukelnde Wellen, blitzend und funkelnd in langhin sich ziehenden Bahnen; und in der Tiefe? — Bei den Alten tauchten Jugenderinnerungen auf. Unser Steuerer erzählte von dem Leben in Norwegen; ein Anderer, der noch nicht in den eigenen Schuhen zu stehen schien, rühmte den guten Verdienst in Nordamerika, worauf ein Dritter die Schwarzen und Affen beschrieb, die er an der Afrikanischen Küste gesehen. Wir waren bis nahe an Zoppot gekommen, wo uns ein

warmer Wind entgegenwehte. Das Boot wurde umgelegt. Der Morgen dämmerte bereits, als wir mit schwellendem Segel die Westermoole erreichten.

J. Schumann.

Die Hexenprocesse der beiden Städte Braunsberg,

nach den Criminalacten des braunsberger Archivs bearbeitet.

(Fortsetzung).

Es mögen nun noch die Punkte folgen, um welche sich die Untersuchungen und Bekenntnisse bei den Hexenprozessen hauptsächlich drehten.

1) Ueber das Bündniß mit dem Teufel und seine äußere Gestalt.

Von einem juridisch abgeschlossenen oder gar mit dem eigenen Blute unterschriebenen Contracte, wie er anderswo vorkommt, ist hier nie die Rede. Die sonst ziemlich allgemein angeführte dem Teufel dargebrachte ekelhafte Huldigung, so wie die nach Wegwaschung des Chrisams förmlich vor Pathen vorgenommene Teufelstaufe sind hier unbekannt. Nur einmal wird der Teufel gerufen; sonst erscheint er hilfsbedürftigen Weibern immer aus freien Stücken außer dem Hause und macht ihnen den Antrag, sich ihm fleischlich zu ergeben. Selten wird diese Forderung, und dann gewöhnlich durch das Zeichen des heil. Kreuzes, vor dem er übrigens nicht immer weicht, zurückgewiesen, und noch seltener behaupten sie, wider Willen von ihm überwältigt zu sein. Für einen Mann nimmt der Teufel zu diesem Zwecke weibliche Gestalt an, einem andern besorgt er einen weiblichen Teufel. Diese Gewährung bezahlt er den Weibern mit Einer oder einigen kleinen Münzen, selten erhalten sie einen Thaler oder mehr. Allein selbst dieses wenige Geld bringt ihnen keinen Nutzen, da es entweder sogleich verschwindet oder in Steine oder in eine andere ekelhafte Substanz sich verwandelt. Einige Weiber erzählen unverholen, daß sie fortwährend in Noth geblieben; nur eine sagt, daß ihr Geist Getreide gestohlen, dasselbe verkauft und ihr das Geld gebracht habe.

Daß sie unter einer bestimmten Form Gott abgeschworen hätten, erzählen nur wenige. Die eine will dabei die Taufformel verneinend hergesagt haben, eine andere aber behauptet, daß man bei der Annahme sagen müsse: „Ich widerstehe Gott, stehe von ihm ab und bin dir unterthan.“ Was aber soll man denken, wenn ein paar andere sogar gestehen, sie hätten sich dem Teufel mit den Worten ergeben: „Wenn es Gott will!“ Auch verlangen nicht alle Teufel, daß sie den Umgang mit ihnen in der Beichte verschweigen sollen; im Gegentheil meinen einige dieser höllischen Geister, sie könnten es wohl leiden, wenn ein großer Herr über ihre Brücke fahre. An ein Verpfänden der Seele scheinen viele gar nicht gedacht zu haben; nur des Teufels Wollust zu fröhnen, verpflichten sie sich auf einige Jahre oder gewöhnlich für das ganze Leben. Will sich später eine von ihm lossagen, so wird ihr mit dem Umdrehen des Genickes gedroht. Es erregt in der That Grauen, wenn man die schrecklichen Begriffe über Buße und Communion erwägt, welche ihren Aeußerungen zufolge, jene unglücklichen Weiber an den Tag legen. — Fast alle Weiber beschrieben den Teufel, den nur wenige nicht auf der Stelle erkannt haben wollen, als einen jungen, stattlichen Mann; wobei es zuweilen allerdings klar ist, nicht, was man anderswo häufig gefunden haben will, daß Verführer sich für Höllenfürsten ausgegeben, die Weiber also getäuscht haben, wohl aber, daß sie die Antworten auf Fragen, welche in Betreff des Teufels an sie gerichtet wurden, aus ihrem sonstigen unzüchtigen Leben entnehmen. Doch es war ja das ganze Geständniß über den Teufel, die Hexenversammlungen u. s. w. nur durch die Folter oder durch die Furcht vor derselben erpreßt, also gewöhnlich wohl den allgemein bekannten Wahngebilden angepaßt. — Am häufigsten führt der hiesige Teufel den Namen Caspar; nebenbei finden sich auch die Benennungen Peter, Gabriel, Hans, Gregor, Franz, Ciprian, Cornels, Albrecht, Paul, Martin u. m. a. Aber ein paar nur führen Familiennamen, z. B. Riemann, Dultz. — Die Kleidung des Teufels ist in der Regel schwarz, selten grün, grau, blau oder braun. Er trägt einen schwarzen, selten einen grauen Hut, mit einer rothen, selten weißen oder schwarzen Feder, einen Degen an der Seite und nach der Mode einige Zeit lange Schnabelschuhe. Oft, doch nicht immer, werden ihm die gewöhnlichen Attribute, Ein oder ein Paar Pferde-, Kuh- oder Hahnenfüße beigelegt; Einmal erscheint er auch hinkend. Charakteristisch aber ist für den

hiesigen Teufel die übereinstimmende Behauptung, daß er entweder nur Ein oder gar kein Nasenloch habe.

2) Ueber die Fahrt auf den Tanzplatz und die Belustigungen daselbst.

Nach der ersten Bekanntschaft besuchte der Teufel seine Buhlinn öfter, nach einigen Angaben besonders am Donnerstage, und zwang sie nöthigenfalls durch Schläge, ihm zu gehorsamen. Als Hauptvergnügen gilt die Zusammenkunft auf dem allgemeinen Tanzplatze. Von einer größeren Versammlung, zu der sich Hexen aus einer ganzen oder auch aus mehreren Provinzen einfanden, und wobei dann eine ganz abscheuliche Verehrung dem obersten Fürsten der Hölle dargebracht wurde*), kommt hier nichts vor. Die hiesigen Weiber nennen ihren Versammlungsort gewöhnlich Kaddigberg**), oft auch Blocksberg, Tanzplatz oder Plan schlecht weg; Einmal nur heißt er Schwaalkenberg***), Hünenberg†) und Venuswiese. Der Ort wird als eine runde, grüne Wiese oder als ein Berg beschrieben, welcher zwischen Heiligenbeil und dem Gute Carben, auch wohl in der Nähe von Leisuhn, Rossen, Lohberg, Rosenart oder beim sogenannten düstern††) Walde liege. Wenige Ausnahmen abgerechnet, scheinen die Angaben auf dieselbe Gegend in der Nähe des frischen Haffes zu deuten, wo noch jetzt ein mit Wachholder bewachsener Hügel nahe bei Carben den Namen Kaddigsberg oder Blocksberg führt. Auch einen Hühnenberg giebt es noch in derselben Gegend. Vor wenigen Jahren fand man in jenem Bezirke Spangen, Ringe und ähnliche Ueberreste der Vorzeit. Dort versammelten sich die Hexen in Walpurgis und Johannis, nach ein paar Geständnissen auch in Luciae.

*) Solche gemeinschaftliche Zusammenkünfte hießen Hexen- oder Teufels-Sabbate. Jedes Land hatte seinen besondern Ort dafür; in Norddeutschland war es der Blocksberg. (Horst's Dämonomagie II. 191. flgd.) —

**) Kaddig in Preußen und einigen andern niedersächsischen Gegenden = Wachholder. —

***) Schwalke (niedersächsisch; im Plattdeutschen jetzt Schwålk) = Schwalbe.

†) Hühne, seltener Heune, besonders im Niedersächsischen soviel als Ausländer, Riese oder Todter. Noch jetzt nennt das Volk die Grabhügel der früheren heidnischen Bewohner Deutschlands Hühnengräber oder Hühnenhügel

††) (ursprünglich niedersächsisch) = dunkel. —

Eine nur sagt, jeden Donnerstag. — Die Fahrt dorthin wird auf verschiedene Weise bewerkstelligt. Eine will hingegangen, eine andere wie ein Vogel vom Teufel fortgetragen sein, die meisten fahren in einem Wagen, mit zwei oder vier schwarzen Böcken oder mit einem schwarzen Pferde bespannt, und zwar ohne Fuhrmann; andere reiten auf einem Bocke oder schwarzen Pferde, hinter dem Teufel sitzend, oder auf einem Hunde; wieder andere fahren auf einer Gerstel zum Schornstein hinaus. Nie aber kommt hier der Besen vor, der sonst überall eine große Rolle spielt. Ein Weib erzählt, daß zum Behufe solcher Fahrten jeder Geist seiner Buhlinn Teufelsfett in einem Schreinchen*) bringe, womit sie sich, einige teuflische Worte sprechend, beschmiere und dann sogleich davonfahre, aber diejenigen Höfe und Scheunen vermeide, welche mit einem S bezeichnet wären**). Von einer werden die dabei gebrauchten Worte angeführt: „Hui an, rühre nirgends an!" — An Ort und Stelle angelangt, wird zuerst ein gemeinsames Mahl verzehrt. Es bestand in gebratenen und gesottenen Speisen, allerlei Fleisch, Fischen, Grütze, Käse und Butter. Daß alles ohne Salz und Brod gegessen sei, wie es bei andern Hexenmahlzeiten üblich war***), darüber sagen die hiesigen Weiber nichts. Nur Eine führt an, das Rindfleisch sei wenig gesalzen gewesen, wogegen eine andere ausdrücklich erwähnt, daß sie in Salz gekochte Fische gegessen hätten. Besonders schmackhaft aber kann ein solches Mahl nicht gewesen sein, denn einmal heißt es, das Fleisch habe wie faules Holz geschmeckt; ein andermal, die Speisen hätten einen sonderbaren Geschmack gehabt; auch wäre nichts in den Leib gekommen. Eine behauptet, daß sie selbst die Speisen mitbringen müßten. Getrunken wurde gewöhnlich Bier; nach Einer Angabe zehn Tonnen, außerdem Wein, Meth und

*) Noch heute tragen hier Weiber aus den niedern Classen zuweilen kleine oval geformte Büchsen von Messing mit wohlriechenden Sachen bei sich, die sie Schreinchen nennen.

**) Das Bezeichnen der Gebäude mit geweihtem Brande durch ein S findet in dieser Gegend, wenn auch nicht in der Absicht, die Hexen abzuhalten, noch häufig Statt.

***) S. die Hexenprocesse zu Freiburg u. s. w. von Dr. M. Schreiber, Freiburg, 1837. 24. — So allgemein wie Horst (Dämonomagie II. 212) und Soldan (a. a. O. 491) es meinen, scheint also das Salz bei den Hexenmahlzeiten zu den verbotenen Waaren nicht gehört zu haben, oder die hiesigen Weiber hatten vielleicht nicht erfahren, daß es anderswo vom Teufel gefürchtet würde. —

Tafelbier*). Nur wenige Weiber erwähnen silberner oder hölzerner Becher; die meisten sagen, man trinke dort aus Eierschalen. Daher schreibt sich die damals allgemeine, noch heute nicht ganz vergessene abergläubische Warnung, die man Kindern gab, wenn sie Eier äßen, die Schalen zu zerbrechen, damit sich die Hexen derselben nicht bedienen könnten. An dem Hauptmahle nahmen aber nur die Vornehmern und Jüngern Theil, während die Armen und Alten in einem besonderen Zimmer oder doch an einem getrennten Tische sitzen mußten. Auch hatten diese letztern nach einstimmiger Behauptung die Küche zu bedienen, Holz zu tragen, Schüßeln zu waschen u. drgl. War, wie das eine Weib erwähnt, alles in einem Hui verzehrt, dann ging es zum Tanze. Die Musik dazu machten Vermummte oder die Teufel selbst mit Pfeifen, Fiedeln, Trommeln, Pauken, Harfen oder Zittern, auch wohl mit einem Lägel**) oder mit einem Instrumente, heißt es Einmal, wie ein Schweinskopf. Das Fallen während des Tanzes war ein Zeichen, daß ein solches Weib in kurzem verbrannt werden würde. „Du wirst", sagte dann der Tänzer zu ihr, „einen rothen Rock bekommen". Die Vornehmen machten sich durch schwarzen Taffet oder einen Flor (Netz, Haube) unkenntlich; durch welche Angabe, wie es scheint, die armen Weiber der Verlegenheit entgingen, Familienglieder der Richter als Genossinnen zu bezeichnen, was sie nach einem später mitzutheilenden Falle schwer hätten büßen müssen; denn von der Unschuld ihrer Verwandten waren die Herren vorweg überzeugt. Sie gehen daher wirklich einige Mal, so nahe es lag, auf die Angabe vornehmer Theilnehmerinnen gar nicht oder nur so obenhin ein. — Nach dem Tanze entfernte sich jeder Teufel mit seiner Buhle. Damit schloß das Vergnügen, und einem „brausenden Winde"

*) In Schlesien Tischbier genannt; das zweite, geringe Bier. Ein noch schwächerer Aufguß heißt Schämper. —

**) Lägel, Legel (plattdeutsch Lechel) ist jetzt ein kleines, wenige Maß haltendes Tönnchen, welches die Landleute mit Bier oder Tafelbier füllen und bei ihren Feldarbeiten mit sich führen. Im fünfzehnten Jahrhundert (Landesordnung von 1420. S. Preuß. Samml. I., 497) hatte ein Legel 50 Stof. Es dürfte von Loch abzuleiten sein, welches Wort in einigen niedersächsischen Gegenden ein Maß trockner Dinge bedeutet, woraus jenes Wort als Deminutiv entstand. — Es wird also wohl mit dem altdeutschen lagel zusammenhängen, welches Pischon (Denkmäler der deutschen Sprache, Berlin, 1838, I., 310) in einem Verse des Gedichtes Lohengrin für lachen lesen will, und welches Fäßchen bedeutet. — Nach Hennig (a. a. O.) ist es λάγηνος, lagena, Flasche. —

gleich verschwand alles. Nach einigen Angaben dauerte diese Belustigung von ungefähr zehn Uhr Abends bis Mitternacht oder bis zum Hahnenrufe. — Auffallend ist es, daß in allen hier vorliegenden Processen von keiner Verwandlung der Hexen in Thiere oder etwas anderes die Rede ist. Ganz unbekannt ist diese Kunst im Lande wohl nicht gewesen, denn eine früher angeführte Verordnung ist gegen die Werwölfe und ähnliches Ungeziefer gerichtet. Außerdem sind zwei dem Munde des Volkes entlehnte Sagen über das Verwandeln zweier Hexen in einen Käfe und in eine Katze bekannt*).

Daß die Weiber nächtliche Zusammenkünfte wirklich gepflogen, und zwar ein Zusammenhang mit altgermanischen Götzenfeierlichkeiten darin zu suchen sei, ist nicht anzunehmen; denn nie hat man solche nächtlichen Versammlungen überrascht**). Eben so wenig ist es erweislich, daß sie durch berauschende Getränke und Salben sich in den Traum von Zusammenkünften gesetzt haben sollen; denn Einmal ist davon in den Acten nicht die leiseste Andeutung, und dann ist die Existenz eines solchen Mittels ganz und gar unbekannt***). Durch die Folterqualen oder die Furcht vor denselben geängstigt, wie oben gesagt, gaben die armen Weiber auf die einzeln ihnen vorgelegten Fragen jene Beschreibungen, die sie den ihnen, wie allgemein, bekannten Hirngespinnsten entnahmen. Bei der geistigen Zerrüttung, in der sie sich befanden, mag es zuweilen allerdings der Fall gewesen sein, daß sie selbst glaubten, solche Fahrten gemacht zu haben. Dabei kann auch nicht in Abrede gestellt werden, daß der altgermanische Götzendienst manches zur Ausschmückung jenes Irrwahnes beigetragen haben wird†).

3) Ueber den an Menschen und Vieh verübten Schaden.

In den älteren Zeiten glaubte man in Deutschland, daß die Folge des Umganges mit dem Teufel Geburten von menschlicher Gestalt wären; seit dem XVII. Jahrhundert aber erzählten die Weiber nur von Würmern und allerlei Mißgeburten, Elben, Holdern oder Hulderchen, bösen oder zehrenden und guten „Dingern“, reisenden

*) Preuß. Provinzial-Blätter 1839. November. —
**) Göthe, sämmtl. Werke, Herisau, XII., 413.
***) Jean Paul's sämmtl. Werke, Berlin 1841. Bd. 20, S. 200.
†) Abendzeitung 1843. 103.

und fahrenden Kindern, die sie zur Welt gebracht haben wollten. Dieser Geschöpfe bedienten sie sich nach ihrer Angabe fast überall, wo sie irgend einen Schaden anrichteten, indem sie dieselben entweder zu Pulver gestoßen, Menschen und Vieh beibrächten oder sie ihnen lebendig zuwiesen. Die hiesigen Hexen erwähnen aber selbst in der frühesten Zeit nie irgend einer Geburt; nur Eine sagt, daß sie mit dem Teufel zehn Paar Kleine gezogen habe. Alle andern wollen jene Wesen vom Teufel erhalten haben, ohne daß gesagt wäre, woher dieselben stammten; und zwar 1½ bis 15 Paare. Ferner verwenden sie dieselben stets lebendig. Sie hießen hier fast durchweg die Kleinen, nur dann und wann Ungerehrschke*), kleine Geister, kleine Leute, Vorläufer, teuflische Geister oder Teufelsgespenster. Ein Weib nennt die Namen der ihrigen: Martschieke (?), Michael, Joseph u. ähnl. Einige legen ihnen menschliche, andere affen-, mäuse- oder gar löffelartige Gestalt bei. Sie tragen Kleider und Mützen von allerlei Farben, meist roth und blau. Nicht jeder kann sie sehen, sowie auch nicht jeder ihre quikende Sprache versteht. Auch bedürfen sie leiblicher Nahrung; die Weiber müssen sie mit Milch, Butter, Brod und Zwerg**) füttern; nur Ein Weib sagt, daß sie Brod nicht annehmen, weil gewöhnlich der Segen darüber gesprochen sei. — Diese Geschöpfe verlangen, daß ihnen die Weiber von Zeit zu Zeit Arbeit, das heißt Gelegenheit verschaffen sollen, Unheil anzurichten. Sie tödten sonst, sagt ein Weib, ihr eigenes Vieh. Selbst der Teufel begehrt sonderbarer Weise von seiner Buhlinn zuweilen derartige Beschäftigung. So will ihn eine in den Wald geschickt haben, gewiß, um Bäume auszureißen. Wenn nichts zu thun ist, verbergen sie die Kleinen unter einem Steine, einer Schwelle, hinter einem Zaune, im Schilfe, Weidengesträuche, unter einem Alhorn***)

*) Im jetzigen Plattdeutsch heißen sie Undaheatschke=Unterirdischchen d. i. kleine Unterirdische.

**) Anderswo auch Quarkkäse oder Quark, Zippelskäse, weißer Käse genannt, ein sehr kleiner, meist länglich zugespitzter, selten runder Käse, der hier noch heute vom Volke auf ganz einfache Weise aus geronnener Milch bereitet wird. Gewöhnlich macht man ihn durch Räuchern picant; und dann heißt er barscher Zwerg. — Barsch (eigentlich ein niedersächsisches Provincialwort) = rauh, hart, herbe, unfreundlich. Zwerg (im heutigen Plattdeutsch Twärch) bedeutet im weiteren Sinne jedes Ding, welches eine in seiner Art ungewöhnliche Kleinheit hat.

***) Der blühende Hohlunderbaum ist betäubend; Holz, Rinde, Blüthen und Beeren wirken wohlthätig. Daher wurde er für heilig gehalten und zu

oder unter einer Eiche. Wer zufällig über eine solche Stelle tritt, wird beschädigt. — Ueber die Art, wie die Hexen diese Geschöpfe in die Augen, Beine, in den Rücken, die Brust oder den Unterleib, überhaupt in den Körper bringen, lassen sich nur einige Weiber gelegentlich aus. Es geschehe, sagen sie, durch Anhauchen, oder indem ein vom Teufel bereitetes Gift, welches Einmal Teufelsthränen genannt wird, mit Bilsensaamen, Schwefel u. dgl. von der rechten nach der linken Hand vor die Thüre des zu Beschädigenden gegossen wird. Einmal werden sie durch „Ziganen" vor die Thüre gebannt, ein Beleg, daß auch hier, wie anderswo häufig, die Zigeuner in den Hexenprocessen eine aus ihrem diebischen und den Aberglauben fördernden Treiben leicht zu erklärende Rolle gespielt haben. Durch diese Wesen also üben die Hexen manchen geringen Schabernack aus, beschädigen aber auch theils einzelne Thiere, theils bewirken sie allgemeine Viehseuchen, erzeugen bei Menschen allerhand, besonders gichtische und rheumatische Leiden und das kalte Fieber*), verursachen sogar den Tod, am Häufigsten bei Kindern. Selten jedoch geschieht all das ohne Ursache. Entweder ist das Bettelweib von der Thüre gewiesen, oder man hat ihr für wenig Geld kein Bier geben wollen, hat sie geschimpft, gemißhandelt u. s. w. — Ohne Zweifel sind die Kleinen der Hexen aus dem Glauben an gute und böse Erdgeister, an Elfen und Kobolde entstanden, wie ja in der Frithjofs-Sage die Alfen (Elfen) als gute, Lichtelfen, und böse, Schmerzelfen, erscheinen; oder jene Vorstellungen sind mit diesen zusammengeschmolzen, was im Reiche des Aberglaubens, wo die Phantasie je nach Zeit- und Ortsverhältnissen unumschränkt gebietet, weiter nicht befremden kann. Sie leben noch häufig hier im Munde, wenn auch selten mehr im Glauben des Volkes unter dem Namen Unterirdische, von den Attributen, die ihnen

abergläubischen Zwecken verwandt. Die hiesigen Hexen schnitten unter andern Löffel daraus zum Abschöpfen der Sahne, um dadurch die Kleinen von den Milchtöpfen abzuhalten. Im XVI. Jahrhundert wagte man nicht, dem Hohlunder (Ellhorn, Elder, Alhorn, Flieder) einen Zweig zu rauben, ohne zu beten. Weil dieser Baum soviel Nahrung dem Aberglauben gab, gebot ein Concilium, ihn zu verbrennen. Einer Volkssage nach erhing sich Judas an einem Hohlunder.

*) Das kalte Fieber hieß in der Volkssprache Frêse (plattdeutsch frêre = frieren). Der gemeine Russe in Sibirien hält noch das Fieber für die Wirkung eines bösen Geistes. Er beschmiert daher, wenn er die Symptome merkt, das Gesicht mit schwarzer Farbe, damit der Geist ihn nicht erkennen könne. —

in der Hexenperiode zugeschrieben wurden, freilich ganz entkleidet. — Bemerkenswerth ist, was schon Lucas David*) über den Glauben an diese unterirdischen Wesen aus der ältern preußischen Zeit erzählt. Pußkaites, der Erdengott der Preußen, wohnte vorzugsweise unter dem Hohlunder, den man deshalb auch das heilige Holz nannte. Wer, wenn auch nur zufällig, diesen heiligen Ort verunreinigte, wurde beschädigt, wohl gar erwürgt. Man opferte ihm Brod, Bier und andere Speisen, namentlich am Donnerstage Abends, und bat ihn, seinen Unterthanen, den Marcopolen (Edelleuten) zu erlauben und den Parstucken (kleinen Männlein) zu gestatten, Getreide in die Scheunen zu bringen und dasselbe zu bewahren, und auch für die kleinen Männlein selbst setzte man Nachts Speisen in die Scheunen. Dieses sind offenbar dieselben Wesen, welche nach einer Volkssage in dem Hause eines Grafen Eulenburg mit seiner Erlaubniß eine Hochzeit feierten, und als sie gegen Abmachung von dem Haushofmeister belauscht wurden, sich plötzlich entfernten, zur Strafe dieser Störung aber dem Gutsherrn die Schicksalsbestimmung ankündigten, daß nie mehr als sieben Eulenburg zu gleicher Zeit am Leben sein sollten, und daß der Verlust eines Ringes, den eines jener Wesen bei dieser Gelegenheit überreichte, der Familie Unglück bringen würde**). — Auch im Waadtlande glaubt man noch an den **Servant**, das deutsche Huldchen, den Hauskobold, den englischen **Browine**. — Außer den guten Eigenschaften, wie sie Lucas David angiebt, kennt das Volk in dieser Gegend auch noch recht böse Streiche, die sie, wenn auch nicht gerade jetzt mehr, doch etwa noch zur Zeit unserer Großväter Einzelnen spielten. Sie raubten z. B. den Sechswöchnerinnen zuweilen ihre Kinder und schoben ihre eigenen unter. Für solche unächte Kinder hielt man namentlich die mit der englischen Krankheit behafteten und nannte sie deßhalb Wechselbälge, Weslinge, Welschlinge***), welche Wörter jetzt als Scheltworte für ungezogene

*) Preuß. Chronik, herausgegeben von Hennig 1812, I., 126 flgd.

**) Vgl. P. P.-B. XXII., 442.

***) Im hiesigen Plattdeutschen sagt man für wechseln auch wesseln oder welsche. — Notker hat **Wihseling**, im Holländischen **Wisseling**, im Englischen **Chanceling**. — In Litthauen kennt man heute die kleinen bösen Geister (**Barstukai**), welche die Kinder vor der Taufe vertauschen, noch besser (Preuß. Provinzial-Blätter. 1841 März. 218. Vergl. Voigt a. a. O. I., 594.) — Mehreres über diese und ähnliche Wesen findet man in einem zwar wunderlichen, aber nicht uninteressanten Buche: die Unterwelt 1828 u. 1832, und Pluto 1829,

Kinder gebraucht werden. Ferner schrieb ihnen der Aberglaube unserer Voreltern den Krampf im Zwergfelle zu, welcher zuweilen im Schlafe sich einstellt. Zum Beweise zwei dem Munde des Volkes entnommene Sagen. Eine Frau, welche von einem dieser Wesen fast jede Nacht gequält wurde, versprach ihm, wenn es sie verlassen würde, ein Stück Butterbrod. Das Männchen ging die Bedingung ein. Als die Frau aber nicht Wort hielt, trat es beim Wasserschöpfen an sie heran und mahnte sie wegen des Versprechens. Die Frau holte das Butterbrod und ward ferner nicht gedrückt. — Ein Schlossergeselle, welcher von diesem Uebel allnächtlich geplagt wurde, griff endlich einmal um sich und erfaßte auf dem Oberbette einen Strohhalm. Er schrob denselben augenblicklich in den Schraubstock. Am andern Morgen fand er ein kleines Männchen mit der einen Hand festgeklemmt. Auf vieles Bitten und nur gegen das feierliche Versprechen, ihn ferner nicht drücken zu wollen, ließ der Geselle dasselbe los. — In dieser Eigenschaft waren die Kleinen also hier mit dem Begriffe des Alp zusammengeflossen, dem man anderswo jenes Drücken zuschreibt. Auch hier wird wohl dem Alp jene Eigenschaft beigelegt; man nennt ihn dann aber gewöhnlich Måa, unter welchem Namen man in andern Gegenden nur denjenigen Alp versteht, welcher die Pferde drückt. Alf dagegen nennt man sowohl den papiernen Drachen, das Spielzeug der Knaben, als auch das feurige Wesen, welches gewissen Leuten Geld bringt, andern das Haus anzündet. In den letzten beiden Eigenschaften erscheint der Alf, dem nur Ein Weib noch andere schädliche Einflüsse zuschreibt, ihn aber von den Kleinen ausdrücklich unterscheidet, hier auch in den Herenprocessen; und es ist kaum zu verkennen, daß das

Leipzig bei A. Wienbrock. Aus der gewagten Ansicht des scharfsinnigen Leslie, die Erde sei eine Hohlkugel, in welcher die Imponderabilien in ungeheurer Verdichtung sich befänden, haben unwissenschaftliche Köpfe weitere Folgerungen gezogen. Jener Verfasser geht von der Ansicht aus, daß der Volksglaube in Betreff unterirdischer Geschöpfe auf Wahrheit beruhe, benutzt die Beobachtungen und Gesetze der Geologie und Physik auf nicht ungeschickte, mitunter freilich paradoxe Art und schließt aus dem allen, daß die Erde eine Hohlkugel und auch auf der innern, etwa acht Meilen dicken Kruste bewohnt sei, wie auf der Oberfläche. Das Werk unterscheidet sich durch seinen Ernst von der Fahrt des Nickel Klimm, hat aber mit J. Kerner's und ähnlichen Schriften nichts gemein. — Bekanntlich wurden v. Humboldt und Sir H. Davy vom Capitän Symmers aufgefordert, mit ihm eine unterirdische Expedition zu unternehmen. Bei 82° N. B. soll nehmlich der Eingang in diese Unterwelt sich befinden.

Herunterfallen der Sternschnuppen dazu Veranlassung gegeben hat. Außer den Kleinen kommen in den hiesigen Hexenprocessen zuweilen die Alraunchen, jene in Deutschland früher, wie jetzt noch, bekannten Hausfetische vor. Die Wurzel der Pflanze Alraun (**Atropa Mandragora L.**), welche unten gespalten und mit Härchen besetzt ist, hat einige Aehnlichkeit mit der Gestalt des Menschen; auch glaubte man damals, daß sie zuweilen leise spreche. Sie wurde angekleidet und als heilsamer Hausgeist von sogenannten Alraunchenführern theuer verkauft. Weil diese Pflanze selten in Deutschland ist, so mußte die in der Gestalt ihr ähnliche Wurzel der Zaunrübe (**Bryonia L.**), der man künstlich die erforderliche Form gab, oft die Stelle vertreten. Man nennt sie auch Galgenkind, Galgenmännchen, Heinzelmännchen, Glücksmännchen, Goldmännchen, Hexenmännchen oder Poltergeist. Es ist aber gar nicht zu verkennen, daß die Vorstellungen all dieser magischen Phantasiewesen hier wie überall in einanderflossen und noch fließen. — Endlich treiben jene abergläubischen Weiber viel Unwesen mit Galgenketten, Todtenköpfen, Händen und Haaren gerichteter Missethäter, mit Schatzgräberei u. s. w. *Nie aber ist in den hiesigen Processen vom Wettermachen die Rede.* Dieser Umstand, glaube ich, erklärt sich einfach daraus, daß hier an der Küste der Ostsee selten bedeutender Hagelschlag oder andere Wetterschäden vorkommen.

Betrachtet man all diese Geständnisse etwas näher, so überzeugt man sich bald, daß auch hier Richter, Kläger und Beschuldigte einen gleichen Glauben theilten, den an die crassesten Absurditäten, in denen der Verstand wie im dicksten Nebel keinen halben Schritt mehr vor sich sah und, wie es Verirrten zu gehen pflegt, die verkehrteste Richtung für die rechte hielt und mit Leidenschaft verfolgte. Was konnte es demnach helfen, als ein Weib sagte, sie sei nie auf dem Kaddigsberge gewesen, die Angeberinn könne sie dort nicht gesehen haben, denn es sei ja unmöglich, daß der Mensch nicht wissen sollte, wie und wo er gewesen und hingeführt worden? Für sich selbst würde jeder der Richter denselben vernünftigen Grund angeführt haben; allein die Angabe einer für überführt gehaltenen Hexe, welche auf diese Worte starb, erhob ohne weiteres Zeugniß alles zur vollen Gewißheit. Daher wurde jene Verantwortung als Lüge und ihre kläglich bittende Stimme als mitbeweisend angesehen. — Was konnte eine andere erwarten, welche den Richtern auf verständige Art bemerklich

machte, daß Plaudereien über Theilnahme an der Hexenfahrt, die man während einer Krankheit von ihr gehört haben wollte und wovon sie selbst nichts wußte, Phantasieen ihres hitzigen Fiebers gewesen sein müßten? Warum sollten diese Phantasieen selbst nicht auf Wahrheit beruhen? Werden doch die offenbarsten Widersprüche in der Anklage unbeachtet gelassen und augenscheinliche Documente der Unschuld bei Seite geschoben! Haben wir nicht in der neusten Zeit etwas ähnliches, wiewohl in anderer Art beim Processe über die Ermordung des Fualdes erlebt? Machte hier nicht das Gefühl der Rache für den Ermordeten Volk und Richter blind? Es war zwar erlaubt, einen Anwalt zu nehmen, allein wie sollte ein solcher seine Vertheidigung einrichten, da jede natürliche Erklärung der Ereignisse in diesen Processen vorweg geläugnet wurde? Zunächst wäre es erforderlich gewesen, daß er selbst über diesem Zeitwahne gestanden hätte. Wie viele aber mochten damals überhaupt, und wie viele namentlich unter den Rechtsgelehrten zu einer nur leidlich vernünftigen Auffassung jenes Unwesens gelangt sein? Fand sich aber ein Anwalt, mit welcher Vorsicht mußte er auftreten! „Vertheidigt jemand eine Hexe über Gebühr", sagt nämlich, wie schon oben (B. III. S. 263) erwähnt wurde, der Hexenhammer, „so wird er billig für schuldiger gehalten, als sie selbst". Daher finden wir in all den Jahren nur Einen Fall, in welchem ein Defensor in den üblichen Formen des Anklageprocesses den Versuch machte, ein armes Weib zu retten. Dagegen erscheint aber auch Einmal ein von der klagenden Partei angenommener Advocat, welcher der Beschuldigten ganz nach Vorschrift des abscheulichen Hexenhammers Fragen vorlegt, worauf sie aber äußerst vernünftig antwortet. — Die Geständnisse der Weiber über die Persönlichkeit des Teufels, den Umgang mit ihm, die Fahrten auf den Tanzplatz und über den angerichteten Schaden, alles war, wie gesagt, die Wirkung der Folter. Daß die Richter es glaubten, wenn die Weiber Unglück, welches sich wirklich ereignet hatte, auf ihre Rechnung nahmen, mochte bei allen oft auf der Hand liegenden Widersprüchen hingehen; allein zuweilen erzählten sie von angerichtetem Schaden, der sich nachher als ersonnen ergab*). Wie aber halfen sich die Richter bei jenen Widersprüchen und diesen Unwahrheiten? Sie nannten das Variationen und Wankelmuth und folterten so lange,

*) Vrgl. N. P. P.-B., 3. F. III., 267 Anmerk. —

bis sich die Unglücklichen Eine Aussage fest eingeprägt hatten und bei derselben blieben bis zum Tode, die als offenbar unwahr erschienenen aber fallen ließen. Aus der mehr als Einmal vorkommenden Angabe dieser Weiber, daß sie den Herren wenig oder gar keinen Schaden hätten zufügen lassen, darf man wohl schließen, daß sie dadurch die Richter zur Milde stimmen wollten. — Wie aber war es möglich, daß so viele Menschen sich durch Lügen ihr eigenes Todesurtheil sprachen? Die, wie ich glaube, geringere Zahl von Fällen abgerechnet, in denen die eigne Schuld, wenn auch eine von anderer Art, dem an die Wirklichkeit solcher Gräuel im allgemeinen fest glaubenden, durch die Folterqualen irre gewordenen Geiste als ganz übereinstimmend mit jenem Phantasiegebilde erschien, bezweckten die meisten nichts weiter, als durch den Tod die unaussprechliche Marter zu verkürzen. — Daß diese vermeinten Schandthaten aber hauptsächlich immer von der religiösen Seite aufgefaßt wurden, beweisen diejenigen Fälle, wo zur Begründung des Todesurtheiles nur der eingestandene Umgang mit dem Teufel vorlag, während in den meisten Processen allerdings noch der an Menschen oder Vieh verübte Schaden dazu kam. Dabei aber darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Geistlichkeit, sowohl die Seelsorger an der Pfarrkirche, als auch die Jesuiten, keinen andern Theil an diesen Gräueln nahmen, als daß sie ihrer Pflicht gemäß die von den weltlichen Richtern Verurtheilten durch die Sterbesacramente für das höchste Gericht vorbereiteten. Im Gegentheil ist hin und wieder die Fürbitte geistlicher wie weltlicher Herren um Begnadigung oder eine mildere Todesart in diesen wie in andern Criminalfällen ausdrücklich erwähnt. Ob die wenigen Beispiele von Standhaftigkeit, denen wir hier begegnen, nicht vielleicht die Folge eines geistlichen, verständigen Zuspruches sind, können wir, da die Aussagen der Gefolterten sich darüber hier nicht so, wie in dem zu Bischofstein vorkommenden Falle, aussprechen, nicht wissen. Im Allgemeinen darf man aber wohl annehmen, daß es auch der hiesigen Geistlichkeit weniger an Muth als an der richtigen Einsicht gefehlt haben, daß auch sie, wie alle Welt, von demselben Wahne befangen gewesen sein wird. — Daß übrigens dieselben Männer, welche als Hexenrichter scheinbar ohne alle vernünftige Ueberlegung und mit unerhörter Härte die vermeinten Unholdinnen aufsuchten und verfolgten, in allen gesellschaftlichen Verhältnissen nicht minder, als es heut zu Tage geschieht, verständig dachten und handelten, dafür zeugt die

ganze bürgerliche Verfassung*). Allein selbst in Sachen des Aberglaubens, da, wo es sich nicht geradezu um jene fixen Ideen der Teufelsgespinnste handelte, sehen wir sie nicht selten so vernünftig auftreten, wie wir es für unsere Zeit nur immer wünschen können. Zwei Beispiele mögen dieses beweisen. Den 22. Januar 1676 findet sich eine Verhandlung, welche die Ueberschrift führt: „Novus propheta im Zempelpelz!" Der Inhalt derselben ist folgender. Peter Baumgart aus Reimerswalde hatte überall in der Stadt erzählt, daß er während einer Reise nach Frauenburg verzückt gewesen. Er wollte in einem feurigen Pfuhle das Weheklagen der Verworfenen gehört und unter ihnen viele der in Braunsberg Verstorbenen und noch Lebenden erkannt haben. Er habe gesehen, wie daselbst der Dienstboten Untreue und Bosheit abgestraft und der Weiber Eitelkeit in Schleiern, Kronen und Geschmeiden verbrannt worden sei. In einer Kirche dagegen habe er die Seligen gesehen und auch unter diesen manchen der Einwohner Braunsberg's erkannt. Er prophezeihte Pestilenz u. dgl. und rieth, angeblich auf göttlichen Befehl, zu frommen Gelübden. Der Rath ließ ihn vorladen und, nachdem er ihn vernommen, heißt es weiter: „Nachdem E. E. Rath die somnia des neuen Propheten angehört und von der Bürgerschaft berichtet worden, daß der vates bei häuserlang herumb gehe und ein großes Plauderwerk mache, viel Bürgerfrauen, Bürger und ihrkeinen (manchen) Herrn benennet, welche in dem Feuer sitzen, auch lebendige, welche er oder im Feuer oder in der Kirche gesehen. Und jemehr ihm die Leute geben, jemehr redet und erzählt er, also daß man aus all diesem Plaudern schließen kann, daß diesen Propheten, weis oder war zu sagen, die Noth und der Mangel des Brodes gelernt hat. Als ist ihm von E. E. W. Rath stark und ernstlich verboten worden, daß er mit solchem Plaudern einhalten, auch wenn er von Leuten wird berufen werden, die mehr zu erzählen, so soll er nicht gehen, auch keinen nennen. Würde er diesem Befehle zugegen leben, so soll er einer guten Straf gewärtig sein, und das Prophezeihen soll ihm

*) Wenn Wernike in seiner Geschichte Thorn's (Thorn, 1842. II. 315.) von den dort in einem Actenstücke enthaltenen Hexenprocessen zwei aus dem XVII. Jahrhundert anführt und die Meinung ausspricht, daß vier Richter, anerkannt äußerst kenntnißreiche Männer, bei jenen Urtheilen gewiß nur überstimmt worden seien, so glaube ich, daß das zu viel behaupten heißt. —

von hinten ausgetrieben werden, et sic cessabunt vaticinia*). — Als im Winter 16⁸⁰⁄₈₁ ein Komet erschien, welcher durch die außerordentliche Länge seines Schweifes allgemeines Entsetzen verbreitete, fragte der Rath d. 20. Januar 1681, von anderer Seite, wie es scheint, gewarnt, die Bürgergemeinde, ob es nicht räthlich sei, dieserhalb und wegen des bevorstehenden Reichstages in Polen das Turnier und die andern Festlichkeiten auf dem Artushofe einzustellen. Die Bürger aber erklärten, des Kometen wegen unbekümmert, die Gerste sei geschüttet und das Bier gebrauen; der Rath möge die Fröhlichkeiten gestatten; wenn aber traurige Zeitung vom Reichstage käme, dann wollten sie das Fest einstellen. Der Rath trat der Gemeinde bei. Als aber der Erzpriester davon hörte, protestirte er dagegen. Nun wandten sich die Herren an den Administrator der Diöcese und erhielten von demselben die Erlaubniß, die Vergnügungen auf dem Hofe zu eröffnen**). — Allerdings zeigen die gerichtlichen

*) Braunsberger Archiv, Acta Praetor. Bd. 97 ann. 1676, Jan.

**) Braunsberger Archiv, Bd. 97 ann. 1681, Jan. — Vergl. was oben (N. P. B. 3. F. II., 321) aus der neusten Zeit über die Kometenfurcht mitgetheilt ist. Und zudem — welch ein Unterschied zwischen dem Stande der Astronomie jener Zeit und den heutigen Fortschritten! — Ueber jenen Kometen: „La comète de 1680 était une des plus étonnantes, qui eût jamais paru, par l'étendue de sa queue“ (Astronomie par M. de la Lande III, 352.) — Die Länge des Schweifes, welcher am Anfange des Januar über 70 Grade sich erstreckte, und obschon der Kopf bald nach der Sonne unterging, doch die ganze Nacht hindurch den Himmel erhellte, wurde auf 3,000,000 Meilen berechnet. — Man hält diesen Kometen für identisch mit dem, welcher nach Cäsar's Tode erschien, und den Whiston und Olbers als die Veranlassung der Noachischen Fluth ansahen. — In Königsberg wurde ein Gebet angeordnet, welches von allen Kanzeln abgelesen werden mußte. Die Furcht vor ungewöhnlichen, damals noch unerklärten Naturerscheinungen, welche man in der Regel für unmittelbare Androhungen der göttlichen Strafe ansah, war allgemein. Wegen der vielen Wunderzeichen, und namentlich wegen der am 30. Aug. 1629 einem Drachen ähnlichen vierundzwanzig Meilen weit gesehenen Erscheinung eiferte der Kurfürst von Brandenburg gegen die Comödien. — Als es im Mai 1633 in Berlin, wie man meinte, Schwefel geregnet hatte, befürchteten, bei der allgemein verbreiteten Neigung zum Sternsehen und Aberglauben überhaupt, sowie dem Hange zum Saufen und Fluchen und der Vernachläßigung des Gottesdienstes, alle das Schicksal von Sodom und Gomorra, weßhalb, wie in ähnlichen Fällen, immer Bußpredigten angeordnet wurden. — Die Erscheinung der weißen Frau, welche schon den Tod des Kurfürsten Johann Sigismund verkündet haben sollte, setzte von Zeit zu Zeit, z. B. 1650 den Hof in großen Schrecken. —

Verhandlungen in Betreff der Anklagen wegen Zauberei, und was dahin gehört, schon am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts von mehr Ueberlegung und Milde, und seit 1686 kommt wenigstens keine Hinrichtung dieser Art mehr vor. Allein wie wenig die Richter an der Realität solcher Teufelsbündnisse noch 1771 zweifelten, beweist unter andern der Bescheid, welchen damals ein Weib erhielt, die eine andere der Hexerei wegen anklagte. Ihre Einsicht, heißt es, und Vernunft sei viel zu gering und schwach, eine wahre Hexe zu beurtheilen, sie solle dergleichen üble Nachrede, bei der nur Bosheit und Aberglaube zu Grunde liege, bei Vermeidung einer öffentlichen Züchtigung und Verweisung aus der Stadt einstellen und Abbitte thun. Den Zeitpunkt anzugeben, wann endlich auch der Glaube an Hexen, d. i. an Personen, die leiblichen Umgang mit dem Teufel pflegen und von ihm die Gewalt erhalten, anderen auf unnatürliche Art Schaden zuzufügen, hier verschwunden sei, dürfte, schlössen auch die diesen Gegenstand betreffenden Acten des Archivs nicht mit dem Jahre 1772, wohl schwer möglich sein, da man ohne Zweifel annehmen kann, daß, wozu überdies im vorhergehenden Abschnitte Belege mitgetheilt sind, noch lange nachher in ein und dem andern Kopfe jene Vorstellungen festgestanden haben mögen, als man es aus Scheu vor dem allgemein gewordenen besseren Verständnisse nicht mehr wagte, damit aufzutreten. Aber soviel läßt sich zur Ehre der hiesigen Richter behaupten, daß sie zu den Ersten gehörten, welche dergleichen Anklagen verständiger behandelten oder ganz abwiesen.

(Fortsetzung folgt).

Dr. J. A. Lilienthal,
Director des Progymnasiums zu Rössel.

II. Mittheilungen.

[Volkssagen von den „Schloßbergen" im Jura-Gebiete*)].

(Schluß.)

Vom Wartulischker Schloßberge kann man nach den noch zu besprechenden, südlich gelegenen Punkten auf drei verschiedenen Wegen gelangen, von denen der Stropeiker westlich, der Aplenker östlich ziemlich weit entfernt, der Gryschpelker, als der mittlere, der nächste ist. Alle drei führen nach Wilkischken und machen einigermaßen die Wahl schwer, da sie im Bereiche des Höhenzuges gelegen, der das rechte Jura-Gebiet durchstreicht, einer wie der andere ihre Annehmlichkeiten haben.

Um aber die überaus coupirte Gegend, deren schon beim Wartulischker Schloßberge erwähnt wurde, genauer kennen zu lernen, muß man dieselbe in östlicher Richtung, freilich nicht auf bequemer Fahrbahn, sondern auf schmalen, bald auf-, bald abwärts-führenden Fußstegen durchwandern und kommt dann erst in den Aplenker Weg, dem man in dieser Beziehung also den Vorzug zuerkennen dürfte.

Die ganze an und für sich schon hügelige Gegend ist von Spalten, Schluchten und tiefen Gründen durchzogen; diese ziehen sich in fast gleichlaufenden Rissen und Windungen von Süden nach Norden durch Gebüsch und Wald und geben dem Ganzen in dieser Zusammenstellung einen eigenthümlichen, eben so vereinsamt-heimlichen als auch wild-schauerlichen Charakter.

*) Vergl. die Abbildung zu Bd. III. S. 37.

Die bedeutendste unter den Schluchten ist die **Welno Dauba** oder Teufelsgrund. Sie ist von einem dunkeln, hie und da mit Buchen und Birken untermischten Nadelholzwald umgeben, den sie seiner ganzen Länge nach durchschneidet, und hat dabei nur eine geringe Breite, wodurch sie sich von den übrigen Schluchten unterscheidet und eben jenes unheimliche Ansehn erhält. Denn die fast senkrecht abschüssigen, zum Theil nackten, zum Theil mit Gestrüpp bewachsenen Wände rücken unten so nahe an einander, daß sie nur für einen Bach genügenden Raum bieten und man bei dem Blick in die beträchtliche Tiefe, die einen verschatteten, düstern Grund zeigt, sich eines Anfluges von Schauer nicht erwehren kann.

Fragt man, wo sich die eigenthümliche Gestaltung herschreibt? so giebt folgende Sage darüber den Aufschluß.

Aufsuchung des Kauf-Steins.

„Im benachbarten Lande herrschte die mächtige Königin Babyla gefürchtet wegen ihrer Zauberkunst und Eroberungssucht. Nicht zufrieden mit ihrem schon großen Reiche, verlangte sie in ihrem hochfahrenden Sinne, daß alle Fürsten ihr unterthänig sein sollten.

Zugleich aber hegte sie den Wunsch, ihr Antlitz in den Wolken zu baden, die blaue Himmelsglocke mit ihrem Scheitel zu berühren und Sonne, Mond und Sterne mit Händen umfassen zu können.

Um dieses zu erreichen, ließ sie aus allen Theilen des Reiches die geschicktesten Baumeister kommen, machte ihnen ihr Vorhaben kund und befahl, ein Schloß aufzuführen, daß dem beabsichtigten Zwecke genügend entsprechen sollte.

Es wurde nun Hand an das Werk gelegt, das bei der Menge von Arbeitern rüstig von Statten ging.

Und als das Schloß schon so hoch war, daß es in die Wolken ragte, bestieg es Babyla und blickte mit Stolz auf die unermeßliche Weite des Reichs, das ihr allein gehörte. — Aber mitten im Gefühl der Freunde erfüllte es sie mit Unwillen, ein Ländchen zu erschauen, welches sich ihrer Macht noch nicht unterworfen hatte. Es war dies der den Juraern gehörige Landstrich. Sie schickte daher unverzüglich Boten an die Gebietiger desselben mit der Frage, ob sie Babyla's Herrschaft über sich anerkennen wollten? Diese gaben aber zur Antwort daß sie nur durch Waffengewalt gezwungen, sich einer solchen

Forderung fügen und es daher auf einen Kampf ankommen lassen würden.

Diesen Bescheid hatte die Königin nicht erwartet. Augenblicklich gab sie Befehl, daß ein Kriegsheer in das trotzige Land einfallen und dasselbe zur Unterwerfung zwingen sollte.

Die Juraer, wohl wissend, daß ein Krieg unvermeidlich sei, hatten nicht gesäumt, inzwischen ihre Streitkräfte zu sammeln, mit denen sie auch unter Dailus Anführung bald gegen den Feind muthig aufbrachen, obgleich ihrer Ueberzeugung nach der Sieg diesmal nicht sowohl von der Tapferkeit, als vielmehr von dem Gelingen eines zuvor auszuführenden, besonderen Wagnisses abhing.

Babyla nehmlich trug einen wundersamen, in seiner Verlängerung bis zu den Knöcheln anschließenden Hüftenschmuck, der, zur Rechten wie Silber-, zur Linken wie Gold-Wolle anzusehen, glanzvoll blinkte. Der geheimen Zauberkraft desselben verdankte Babyla die bis dahin errungenen Siege und ihre durch glückliche Eroberungen so ausgedehnte Macht. Jedoch nach der ihr zu Theil gewordenen Weissagung sollte sie sich hüten, daß ihr der Schmuck, sei es auch nur ein Theil desselben, je entwendet würde, denn dann wäre sie schwach und besiegbar, wie jeder andere Mensch.

Davon hatten die Juraer auch gehört, und Dailus brachte diesen Umstand bei seinen Kampfgenossen noch besonders in Erinnerung, indem er zugleich die Aufforderung an dieselben ergehen ließ, daß sich diejenigen bei ihm melden sollten, die auf eigne Hand und Gefahr die Entwendung des Hüftenschmuckes wagen wollten.

Leider blieb die Aufforderung ohne Erfolg. Denn Draso, der Einzige, dem man eine so kühne That zutrauen durfte, war schon bei dem Aufbruche des Heeres auf eine unerklärliche Weise verschwunden und hatte dadurch namentlich Dailus in die größte Betrübniß versetzt. Diesem fehlte jetzt nicht nur der treueste Freund, auf dessen Umsicht und hohen Muth er bei dem Kriegszuge so sehr gebaut hatte, sondern Draso war überdies im Besitz eines kostbaren, weitleuchtenden Steines, den er von den Kauken (Untererdschchen) als besonderes Zeichen ihrer Gunst erhalten hatte, um in Gefahren geschützt zu sein und einst Ehre und Ruhm zu erlangen.

Nachdem Dailus sich um nähere Nachricht über Draso's Verbleiben vergeblich bemüht und auch seine zweite Aufforderung zu dem Wagestück kein Gehör gefunden hatte, obgleich er nun noch das Ver-

sprechen hinzufügte, den zum Landesfürsten und ersten Anführer zu erklären, dem das Unternehmen noch vor Beginn der bald zu liefernden Schlacht gelingen würde, so faßte er den Entschluß, mit Umgehung des Feindes sein Heer geradesweges gegen die Hauptstadt zu führen, und hier, wo möglich, die Königin entweder selbst gefangen zu nehmen, oder, wenn dieses nicht thunlich wäre, sich auf irgend eine Art des Zauberschmuckes zu bemächtigen.

Eben setzte sich der ganze Kriegszug in Bewegung, um die nicht mehr ferne Grenze des feindlichen Landes zu überschreiten, als man einen lichten Schein gewahrte, der durch das Walddickicht strahlend, immer näher kam, und, wie man bald unterscheiden konnte, aus einem Wagen leuchtete, den Hirsche, geziert mit goldenem Geweih, im flüchtigen Trabe zogen.

„Da kommt Draso!" schallte es laut in den Reihen des Heeres, denn man kannte sein Angespann. Und er war es auch wirklich.

Dailus ließ sogleich Halt machen und eilte seinem so schmerzlich vermißten Freunde voll Ueberraschung und Freude entgegen. Draso aber war inzwischen vom Wagen gestiegen, stellte sich seinem Anführer ehrerbietigst vor, und, ihm ein in ein seidnes Tuch geknüpftes Päckchen überreichend, bat er, den Inhalt genauer in Augenschein zu nehmen und auch dem Heere zu dessen Ermuthigung zu zeigen.

Dailus hatte nicht sobald das Tuch geöffnet, als er sich auch schon kaum zu fassen wußte. Er hatte in seinen Händen — Babyla's Wunderschmuck. Denselben ließ er nun sofort an einer Lanze als Siegeszeichen vor Aller Augen umher tragen und drang in Draso, zu erzählen, wie er es möglich gemacht habe, dieses kühne Abenteuer mit so glücklichem Erfolge zu bestehen.

„Deiner Gunst", begann Draso, „verdanke ich's, daß mir der König der Kauken diesen Stein verehrte. Außerdem durchstrich unser Seher mit mir den ganzen Wald, um die zum Zaubertrank nöthigen Kräuter aufzusuchen, den ich unter seiner Anweisung bereitete. Mit diesen beiden Mitteln ausgestattet, nicht aber anders, durfte ich das Unternehmen wagen, und schritt zur That. — Nachdem ich mir die besten Renner ausgesucht hatte, trat ich die Reise an, je zwei von ihnen im Falle einer nöthigen Flucht von Meile zu Meile zurücklassend, und kam so endlich bis zum himmelhohen Schlosse der gefürchteten Zauberin.

Hier verlangte ich, vorgelassen zu werden, da ich als Bote eines Fürsten komme, der zuviel von dem Ruhme der weltgepriesenen Babyla gehört habe, um nicht auch seinerseits Bewunderung und Freundschaft versichern zu lassen.

Die Herrscherin empfing mich freundlich und bat mich, — sei es aus Anerkennung der schmeichelhaften Aufmerksamkeit, die ihr das Nachbarland durch mich erwies, sei es wegen des großen Wohlgefallens an meinem Stein, der allseits bewundert wurde, — an dem mir zu Ehren zu veranstaltenden Gastmahle Theil zu nehmen. Ich erschien, und fand die günstigste Gelegenheit zur Ausführung des Wagestückes. Während die Becher fleißig gefüllt wurden, machte ich von meinem Zaubertrank unbemerkt Gebrauch. Die Wirkung blieb nicht aus, indem die ganze Gesellschaft sehr bald in tiefen Schlaf versank. — Nun war der entscheidende Augenblick gekommen, ich benutzte ihn wohl, denn im Nu hatte ich die freie Hälfte des Schmuckes abgeschnitten und sicher in meinen Händen. Eine eilige Flucht entzog mich der Aufmerksamkeit der Diener; vor den übrigen Verfolgern, die mir auf den letzten Meilen sehr nahe waren, schützte ich mich dadurch, daß ich die Kette mit dem Stein auf den Rücken hängte und so nun glücklich bis zu meinem Wagen gelangte".

Als Draso seine Mittheilung geendet hatte, sprach Dailus im Namen aller Gebietiger ihm den gebührenden Dank aus und ernannte ihn unter dem lautesten Zujauchzen des ganzen Heeres zum Landesfürsten und obersten Anführer.

Das feindliche Heer war durch die schnell verbreitete Nachricht von dem, was in der Hauptstadt sich zugetragen hatte, so muthlos gemacht, daß es ohne Weiteres den Rückweg antrat, was Dailus bewog, ein Gleiches zu thun und so einen Feldzug zu beendigen, in welchem man des Feindes kaum ansichtig geworden, geschweige einen Pfeil abgeschossen hatte.

Draso erfreute sich nicht lange seinen neuen Würde; er starb bald. Unter einem seiner Nachfolger gelangte Babyla in den Besitz des ihr geraubten Kleinods und, nun ihrer vorigen Zauberkraft wieder mächtig, dachte sie daran, die ihr einst von Draso angethane Unbill an dessen Landsleuten zu rächen. Sie überzog daher das Jura-Land mit Krieg, das sich nach hartnäckigem Widerstande endlich ergeben mußte.

Obgleich nun Babyla an Streitkräften bei weitem überlegen war, so hielt sie den Besitz des neueroberten Ländchens doch nicht für sicher, so lange sie den Kaufen-Stein noch in den Händen ihrer Gegner wußte. Mit Strenge verlangte sie daher die Herausgabe desselben und drohte, im Fall einer Weigerung, das ganze Land zu verwüsten.

Man stellte ihr vor, daß der Stein, was auch Alle bezeugten, schon vor Beginn des Krieges zum größten Leidwesen des Fürsten entwendet worden und diesem Umstande eben die so baldige Unterwerfung des Jura-Landes zuzuschreiben wäre, weshalb ihrer Forderung beim besten Willen nicht Folge geleistet werden könne. Wohl verlaute es, daß das Kleinod von den Dieben wegen seines Glanzes, der leicht zur Entdeckung führen konnte, im Wartulischker Walde vergraben worden sei. Doch wenn die Kaufen sich desselben, was wohl leicht zu vermuthen sei, wieder bemächtigt hätten, so würde alles Suchen vergeblich sein.

Als Babyla diesen Bericht vernommen hatte, gab sie keinesweges die Hoffnung auf, das Kleinod zu erlangen, sie gab vielmehr Befehl, daß Alles, was Spaten und Art führen könne, sich sofort nach der bezeichneten Waldhöhe begeben und die zum Auffinden des Steines nöthigen Nachgrabungen beginnen sollte.

Unausgesetzt wurde die schwere Arbeit mit dem größten Eifer schon mehrere Wochen betrieben, dennoch führte sie zu keinem Ziele. Man hielt es zuletzt für das Sicherste, den Kaufen auf die Spur zu kommen, statt, wie bis jetzt, bald an dieser, bald an jener Stelle ohne festen Plan zu suchen; und da man wußte, daß diese, um weniger Mühe zu haben, gern die von den Maulwürfen schon gefertigten Gänge benutzen, so dienten dieselben ganz gut zur Richtschnur für die aufzuwerfenden Nachforschungsgräben, die man nun durch die ganze Länge des Waldes, und soweit dessen Breite betrug, auch hintereinander zog.

Doch Alles umsonst. Denn kaum hatten die Kaufen gemerkt, daß es auf sie und mehr noch auf den in ihren Händen befindlichen Stein abgesehen sei, so arbeiteten sie sich mit der größten Eilfertigkeit so tief in die Erde, daß auch tausend fortwährend thätige Spatenstiche sie nicht erreichen konnten und alle weitere menschliche Anstrengung aufgegeben werden mußte.

Da veranstaltete nun Babyla, indem sie noch immer hoffte und auch Nichts unversucht lassen wollte, dem Winde und den Wolken ein großes Opfer, damit sie ihr zur Auffindung des Steines verhelfen oder, wenn das nicht ginge, wenigstens bewirken möchten, daß die Kaufen nie wieder im Stande wären, das gefährliche Kleinod an Tageslicht zu bringen.

Es währte nicht lange, und siehe! eine düstere Wolke, herangejagt vom brausenden Sturme, ließ sich kreiselnd auf die Waldhöhe herab, um hier eine grausige Verwüstung anzurichten. In Strömen ergoß sie sich als Platzregen; die reißenden Fluthen durchwühlten, die gezogenen Gräben entlang, die aufgeweichte Erde in tiefen Furchen und wütheten, von dem Wirbelwinde gepeitscht, am meisten in der **Welno Dauba**, bis sie die Kaufen, die sich dahin geflüchtet hatten, endlich erreichten.

Diese aber, vom Wasser umwogt, vermochten nicht weiter zu fliehen, sondern verfielen vor Schrecken in Erstarrung, in der sie, den Stein in ihren Händen festhaltend, bis heute noch verharren".

Ungefähr eine Viertelmeile weit hat man von dem Teufelsgrunde noch in dieser durchschluchteten Gegend zu wandern, dann kommt man bei dem Dorfe Wartulischken, wo sich wieder eine sehr freundliche Aussicht auf grüne Triften, Kornfelder und Dörfer öffnet, in den Aplenker Weg, der über Mazurmaten nach Wilkischken führt.

Mitten im großen Wiesenthale, welches man hiebei immer zur Seite behält, zeigt sich als eine nicht geringe Zierde desselben hart an der Jura ein fast vereinzelter Berg, der um so mehr in die Augen fällt, da dessen obere Fläche mit sehr hohen, bis zur Krone beästelten Leinbäumen bepflanzt ist. Auch an ihm sind noch Spuren von Gräben und Wällen, auf vormalige Befestigung hindeutend, kenntlich; dabei soll er hohl sein und sein Inneres als letzte Zufluchtsstätte den Barstukken und Laumen, die einst vom Feinde verfolgt und nirgends mehr sicher, sich mit ihren Schätzen hieher begaben, auch jetzt noch dienen. Wohl werden diese von ihnen bewacht, denn außer Bernsteinperlen und Steinkugeln hat man noch nichts gefunden, sie selbst aber lassen nicht nach, heute noch Manchen, der des Weges da geht oder fährt, zu beunruhigen, ja wohl mitunter zu schrecken.

So hatten sich Ensys und Bitschul aus Krakischken, die vom Kindtaufsschmause lustig singend, heimkehrten, beim Schneegestöber auf dem Wiesenwege verirrt und mochten schon tief in die Nacht umhergefahren sein, ohne aus dem Bereiche des genannten Berges zu kommen, auf welchem inzwischen die Laumen und Barstukken ihr muntres Spiel mit gegenseitigem Schneeballwerfen trieben.

„Höre, Bitschul!“ begann dessen Genosse, „mir kommt es allgemach vor, als hätten dir die schabernackischen Laumen was angethan, denn wir fahren immer in die Runde; drum gieb mir lieber die Leine, damit wir nicht am Ende noch auf den Berg kommen und dann in den Abgrund stürzen“.

„Laß nur gut sein!“ sagte Ensys, „ich werde den rechten Weg schon treffen, und wollten es die losen Unholde, die ich nicht fürchte, vielleicht wagen, uns einen Streich zu spielen, so lade ich sie alle auf den Schlitten und fahre sie nach dem Flusse hinunter, daß keine von ihnen mehr an Aufstehen denken soll“.

Kaum waren diese Worte gesprochen, die die Laumen wohl vernommen hatten, so ging es auch unaufhaltsam bergan. Im Nu saß eine unzählbare Menge Laumen und Barstukken den Reisenden zur Gesellschaft auf dem Schlitten, der nun, ehe man sich's versah, die schroffe, 70 Fuß hohe Uferwand unter dem Jauchzen wundersamer Stimmen mit der ganzen Ladung hinabflog und dieselbe unten in den tiefen Schnee absetzte. — Die Frauen erhoben sich federleicht, lachten, daß es weithin schallte, und verschwanden zusammt den kleinen Geisterchen. — Nachdem die beiden Genossen sich erst von ihrem gehabten Schreck einigermaßen erholt hatten, begannen sie, sich aus dem wirren Knäuel herauszuarbeiten und kamen, wenn auch mit Hinterlassung der ganz zersplitterten Deichsel, selbst aber wohlbehalten gegen Morgen endlich nach Hause.

Der Berg übrigens gehört zur Dorfschaft Matzurmaten, wird von derselben zum Kirchhofe benutzt und ist seiner Lage nach zu den schönsten Ruhestätten zu zählen.

Der nächste Ort nun, Wilkischken, ein Kirchdorf mit einem herrschaftlichen Gute und gelegen zwischen und auf Anhöhen, deren es hier viele giebt, bietet einen mannigfaltigen Wechsel von Ansichten, unter denen die vom westlichen Standpunkte die belohnendste ist.

Hinter einer Reihe von Hügeln dehnt sich ein grasreicher Wiesengrund, umgeben von schattigen Bäumen und freundlichen Gebäuden, unter denen sich rechts die Kirche, zur Linken das höher gelegene Gutshaus vortheilhaft heraushebt. Den Mittelgrund bildet ein sanft ansteigender Bergrücken, dessen höchsten Punkt eine Windmühle (Gallerie-Holländer) ziert. In dem weit sichtbaren Hintergrunde zeigen sich in äußerst gefälliger Zusammenstellung größere und kleinere Waldungen und verdecken die dort beginnenden Sandflächen und meist wüsten Haideländereien (Tartarei und das Litthauische Sibirien genannt) so glücklich, daß man von deren Existenz nichts gewahrt.

Nicht weit von diesem Standpunkte gelangt man zu einem zwischen zwei Kuppen gelegenen, jetzt fast ganz ausgetrockneten Teiche, den man hier um so weniger vermuthet, als die Höhe, auf der er sich befindet, nicht unbeträchtlich ist. Er hat eine regelmäßig ovale Form, ist 50 Fuß lang und 36 Fuß breit, und obgleich einer grün angestrichenen Badewanne sehr ähnlich, hatte er doch eine andere Bestimmung.

Das Fest.

„In Wilkischken wohnten viele Riesen; sie hatten sich auf den Anhöhen angebaut, wie man das hie und da noch erkennen kann. Zu manchen Zeiten kamen die Fürsten von allen sieben an der Jura gelegenen Schlössern hier zusammen. Die großen Wohnungen boten Raum für die Gäste, an Speise fehlte es auch nicht, und für den nöthigen Bedarf an Getränk reichte die Füllung eines Gefäßes hin, welches in den oben erwähnten Teich eingesetzt und demselben an Tiefe und Umfang vollkommen angepaßt war.

Zahlreich hatten sich von Neuem die Riesen hier versammelt, um das Fest des Vollmondes großartig zu feiern. Dies war aber eben der Tag, an welchem die eingewanderten Fremdlinge sämmtliche Riesen überfallen und sich zu alleinigen Herren des Landes machen wollten. Damit sie ihr Vorhaben um so sicherer ausführen könnten, hielten sie es für nöthig, am Feste Theil zu nehmen, wozu freilich wenig Aussicht war, indem die Riesen keinem Unberufenen den Zugang gestatteten. Dennoch erhielten sie die Erlaubniß, sich als Gäste dem Feste anzuschließen, welche große Vergünstigung sie nur der besondern Fürsprache der Fürstentöchter verdankten. Sie versprachen dagegen, das schon bereitete Getränk auch jetzt noch erst recht schmackhaft zu machen und

überhaupt auch ihr Möglichstes zur Mannigfaltigkeit und Belebung des geselligen Vergnügens beizutragen.

Wirklich bewährte sich ihre Kunst schon gleich an dem Getränk, dessen ausnehmend köstlichen Geschmack die Riesen nicht genug rühmen konnten und nun demselben so fleißig zusprachen, daß sie zu ihrer eigenen Verwunderung mit dem Vorrath des gefüllten, sonst für den ganzen Tag ausreichenden Teichgefäßes sehr bald zu Ende kamen und somit im Laufe der Zeit eine zweite und selbst dritte Füllung kaum hinreichte, den sich immer mehrenden Durst der wackern Zecher zu stillen.

In die heiterste Laune versetzt, fanden die Riesen nun auch um so größeres Wohlgefallen an den Späßen und Gaukeleien, die die Fremdlinge, ihrem Versprechen gemäß, auch wirklich in Menge zum Besten gaben. So z. B. trat ein Gaukler mit einem Sacke vor, indem er sprach: „Ihr klagt, die zahllosen Wölfe dieser Gegend seien eine wahre Plage, so daß Eure Töchter sich ohne Stecken nie hinauswagen dürfen; seht her, ob wir nicht im Stande sind, diesem Uebel abzuhelfen!“ worauf sein Genosse einen ausgestopften Wolf in den Sack steckte, denselben umhertrug, damit sich Jeder von dem Inhalte überzeuge, und ihn nun von den Riesen selbst zubinden ließ. An seinen Platz zurückgekehrt, drehte er sich schnell im Kreise an der Seite seines Gehilfen und, dann wieder stillstehend, fragte er: „Was ist in dem Sacke?“ Die Riesen schrieen: „Ein Wolf (**Wilkas**)!“ — Aber zu ihrem Erstaunen wurde ein Haase (**Kischkis**) vor Aller Augen herausgezogen. „Sehet Ihr,“ setzte der Gaukler hinzu, „so sollen, wenn Ihr es uns überlaßt, auf Euern Feldern statt der Wölfe lauter Haasen umherlaufen“.

„Eure Kunst muß belohnt werden,“ rief der Gebietiger in seiner freudigen Ueberraschung, „ich schenke euch mein ganzes Wolfsgebiet, und zur Erinnerung an diesen Tag und Euch zu Ehren soll es fortan **Wilkischken** heißen. Habt meinen Dank!“

Inzwischen wurde wieder tapfer getrunken. Dennoch hielten es die Fremdlinge für rathsam, zu ihrem beabsichtigten Ueberfall erst den Abend abzuwarten und die Zeit noch mit allerlei Lustbarkeiten auszufüllen.

Zuletzt führten sie ein kleines Pferd vor. Es machte Diener, gab auf die Frage: „Wie viel Sonnensöhne sind hier versammelt?“ durch Scharren mit dem Füße die richtige Zahl der Riesen an, brachte

ein verlornes Tuch dem Eigenthümer richtig wieder und fand einen so großen Beifall, daß ein ernstlicher Streit begann, da es Jeder zu besitzen wünschte, und ohne weiter auf die Höhe des Preises zu achten, Einer den Andern in Hitze überbot.

Dies kam den Fremdlingen ganz nach Wunsch. Aufs Freundlichste erboten sie sich, die Sache in Güte beizulegen; gern wollten sie das Pferd selbst ohne irgend eine Gegenerstattung demjenigen als rechtmäßiges Eigenthum überlassen, der zum Beweise der Kraft, die man den Sonnensöhnen nachrühmt, gebunden an Händen und Füßen in einem Wettrennen das Ziel eher erreichen würde, als dieses Pferd.

So eigenthümlich auch dieser Vorschlag den Riesen erschien, so gingen sie dennoch auf denselben ein.

Nachdem man sich über das, eine Viertelmeile weit zu steckende Ziel (den jetzigen Mühlenberg) bald geeinigt hatte, obgleich der Weg dahin sehr uneben war, wurde das bereits zum dritten Male gefüllte Teichfaß zuvor noch zur Stärkung bis auf den Boden geleert, und so nun der Wettlauf, wenn man ein Hopsen so nennen darf, muthig begonnen.

Bei aller Stärke, die die Riesen besaßen, fiel ihnen doch *eine* so ungewohnte Anstrengung besonders unter so hindernden Nebenumständen zu schwer, um dem kleinen Pferde, das schlauer Weise vom Reiter anfangs immer zurückgehalten wurde, am Ziele selbst zuvorzukommen. Sie langten zwar Alle früher oder später an, aber müde, wie sie waren, legten sie sich nieder, um auszuruhen, und standen auch nicht mehr auf, denn in diesem Augenblicke wurden sie von den Fremdlingen, die ihren im Hinterhalte schon lauernden Genossen das Zeichen zum Angriff gegeben und nun eine genügende Hilfe hatten, unversehens überfallen und nach hartem Kampfe sämmtlich getödtet. Die Fürstentöchter (wie schon früher berichtet worden) begaben sich, sobald sie die Nachricht von der Ermordung ihrer Väter erhalten hatten, im feierlichen Zuge auf den benachbarten, schwachbefrornen Teich, durchbrachen tanzend dessen Eisdecke und senkten sich mit einem Grusse an den eben zwischen den Wolken hellhervorscheinenden Vollmond in die kalten Fluthen".

Die Hügel im Wiesengrunde, **Milzinû Kalnai** genannt, werden als die Grabstätten der Riesen gezeigt; der Teich, jetzt schon versumpft, heißt noch **Mergû Pelke**, wie auch der Ort selbst seinen Namen **Wilkischken** bis heute beibehalten hat..

Daß die Wölfe auch dort jetzt schon selten geworden und öfter als solche nicht einmal von Landleuten erkannt werden, mag folgendes Beispiel zeigen. Präkschat war auf seinem Felde (in Kellerischken) mit Behäufeln der Kartoffeln beschäftigt und hatte noch nicht lange gearbeitet, als er nicht weit von sich einen seiner Meinung nach tollen Hund erblickte, der seine weißen, großen Zähne zeigend, schon auf ihn zuspringen wollte. Da eine Flucht hier nicht helfen konnte, besann sich Pr. nicht lange, sondern versetzte mit seiner hölzernen Schaufel dem Thiere nur einen, aber so kräftig geführten Hieb, daß es todt zu Boden stürzte. Das ganze Dorf lief bald zusammen, um den erlegten Hund zu sehen, und blieb auch bei dieser Meinung, bis erst der Jäger aus Schreitlauken, der eben des Weges kam und sich auch zur Stelle begab, die Leute belehrte, daß das getödtete Thier eine Wolfshündin sei, worauf Pr. auch wirklich die festgesetzte Prämie vom Königl. Landrathsamte ausgezahlt erhielt.

Noch dürfte nicht unbemerkt bleiben, daß Wilkischken so wie die Umgegend an Alterthümern ergiebig ist. Unter Anderm wurde beim Vertiefen einer Kartoffel-Kaule neben altem Geschmeide auch ein Stück Bernstein von der Größe eines Menschenkopfes zu Tage gefördert, leider aber von dem unwissenden Finder in Stücke zerschlagen, was um so mehr zu bedauern ist, als das Ganze keinen einzigen Riß und überdies eine schöne, wolkig-hellgelbe Farbe hatte.

Die Apste.

Auf dem sehr anmuthigen Wege von Wilkischken nach Apsteinen macht sich zur Rechten sehr bald eine Bergplatte bemerkbar, deren Abhänge wegen zu großer Abschüssigkeit nicht beackert, aber dicht begrünt und an den Einsprüngen mit den vollsten Sträuchern aller Art bewachsen, theils das Ansehen eines Walles haben, theils auch einer hohen Terrasse gleichen. Sie erstreckt sich ununterbrochen ungefähr eine Achtelmeile weit nach Süden hin, bis sie mit einem Male, nur durch den schmalen Zwischenraum eines Weges oder vielleicht früheren Grabens von einer andern Anhöhe getrennt, aufhört, welche nun in zwei regelmäßig gestalteten Absätzen, also abweichend von der Form der sonstigen Schloßberge, ungefähr nur 30 Fuß über das auf dieser Seite an sich schon hohe Vorland aufsteigt (vide Zeichnung) und den Namen Apste führt. Um so tiefer aber senken sich ihre

schroffen Wände nach Westen und Süden in das dichtbebaute, von einem Bache durchrieselte Schluchtenthal, das allein schon, obgleich nicht sehr ausgedehnt, die Mühe des Ganges reichlich belohnt.

Die obere Fläche der Apste, am Nordende 96 Schritt breit, 200 Schritt lang, ist anfangs rund, geht aber dann allmählig spitz zu und läuft an ihrem Südende gewissermaßen in einen Damm aus. Auf ihr findet man Kohlen, Lehmpatzen und in der Mitte eine Menge von Ziegelstücken.

Ungeachtet der unscheinbaren Höhe hat man hier eine nach allen Seiten hin freie, dabei dem Auge gleich schmeichelnde Aussicht, der zu ihrem noch größeren Schmucke nur noch ein Wasserspiegel fehlt. Denn reicht der Blick auch bis zu einem Theile der jenseitigen Memel-Ufer, so deuten doch den Strom selbst, dessen Lauf man übrigens nach Trappönen hin weit verfolgen kann, nur die weißen Segel der auf ihm schwimmenden Fahrzeuge an. Ueberaus ansprechend gruppiren sich im östlichen Vordergrunde die allmälig aufsteigenden Hügel, deren Gipfel theils Fichten-, theils Laub-Haine bekränzen, und dennoch zeigt sich die Landschaft im Norden fast noch schöner, wo sich über das von Gebüschen und Bäumen versteckte Wilkischken und Matzurmaten und die großartigen Uferhöhen von Aplenken eine eben so tiefe, als wechselvolle Perspektive erschließt.

Zu den reichsten Fürsten der Gegend gehörten, der Sage nach, die Besitzer dieser Apste, wie auch der Name: Apstas, Ueberfluß, dieses andeutet. Die ganze Bergplatte nahm eine Stadt ein, die von dem Schlosse auf der Apste geschützt wurde. Die Außenwerke aber reichten bis zum jetzigen Apsteinen hin und enthielten in ihrem Bereiche noch die Tarnas- (Diener-) Berge, den Pilkalnelis (Schlößchen) und Kapinde (Begräbnißberg).

Einer von diesen Hügeln wurde bei Erweiterung des zum Gute Apsteinen gehörigen Gartens abgetragen und ergab eine nicht geringe Ausbeute an Schmucksachen und Waffengeräth, darunter auch eine ovale, innen polirte Opfer- (?) Schale von rothem Granit. Diese befindet sich jetzt unter der Gußröhre der Pumpe auf dem Gutshofe und dient dem Geflügel zum Wasserbehälter.

Die Eroberung des Schlosses.

„Nach manchen Schlachten und überstandenen Kriegesabenteuern war Kirsut auf sein väterliches Schloß Apste zurückgekehrt, um

hier seinem bereits zur Ruhe gebrachten Bruder in der Herrschaft zu folgen. Er fand noch den vormaligen Reichthum und im ganzen Gebiete dieselbe Wohlhabenheit. Denn die Kauken, dankbar sich dessen erinnernd, auf dem Schlosse von den Fürstentöchtern freundlich aufgenommen und bekleidet worden zu sein, unterließen nicht, Speicher und Scheunen so reichlich nach wie vor anzufüllen, daß von dem großen Ueberfluß auch die Bedürftigen der Umgegend genügend bedacht werden konnten. Kirsut hatte Alles aufs Bequemste und Schönste eingerichtet. Dabei liebte er sehr die Waldthiere und hielt daher eine Menge derselben gezähmt in seinen Stallungen und Gärten. Bei festlichen Gelegenheiten fuhr er gewöhnlich mit einem Gespann von Elchen, deren Geweihe mit goldenen Sternen besetzt waren, und seine Tochter, die schöne Selmyte, tummelte zu ihrer Erholung im Freien am Liebsten einen Auerstier, auf den sich sonst Niemand ohne Lebensgefahr wagen durfte. Und wenn die jungen Männer sie gleich einer Windsbraut so dahinfliegen und das wilde Thier mit solcher Leichtigkeit bändigen sahen, dann konnten sie nicht genug die kühne Reiterin loben, und Mancher wünschte wohl Selmyte heimführen zu können.

Nun fanden sich aber drei Freier zu gleicher Zeit, die nicht abließen, den Vater um Selmyte's Hand zu bitten. Kirsut, immer noch schwankend, wem er die Tochter geben sollte, stellte endlich die ganze Angelegenheit dem Gutachten Selmyte's anheim. Diese gab ihre Erklärung auch sehr bald dahin ab, daß sie denjenigen wählen werde, der es unternehme, auf ihrem Stiere dreimal um den Schloßhof zu reiten.

Diese Bedingung machte die Freier sehr bedenklich, mußte von ihnen jedoch zuletzt ohne Widerspruch angenommen werden. Es wurde der Tag festgesetzt, an welchem die entscheidende Aufgabe vollführt werden sollte, zugleich aber auch beschlossen, hieran den Beginn der Hochzeitsfeier zu knüpfen, da die Gäste dann schon gewiß sich zahlreich eingefunden haben würden.

Die großartigsten Anstalten wurden nun zur Verherrlichung des Festes getroffen. Einladungen ergingen nicht nur an alle benachbarten Fürsten, sondern an ganze Ortschaften, namentlich Wartulischken, Mazurmaten und Wilkischken, für deren Aufnahme in der Stadt und auf dem Schlosse die nöthigen Räumlichkeiten schon in Bereitschaft gehalten wurden. Von allen Enden kamen zur be-

stimmten Zeit die Gäste in Schaaren. Der weite Schloßhof war bald dicht gedrängt von Zuschauern umgeben, die mit der größten Spannung des Ausganges harrend, sich fast lautlos verhielten.

Da öffnete sich die Schloßthüre, und auf der Säulenhalle erschien Selmyte mit ihrem Vater. Sofort wurde auf ein gegebenes Zeichen der Stier herausgeführt. Die drei Freier, im glanzvollen Schmucke, standen schon auf dem Platze und begannen zu loosen.

Das Loos traf Baudyl als den Ersten. Muthig trat er vor, und in die krause Mähne greifend, schwang er sich schnell auf den Rücken des Stieres, der aber, die ungewohnte Last nicht duldend, in demselben Augenblick den Reiter so heftig zur Erde schleuderte, daß dieser sich gezwungen sah, jeden weiteren Versuch aufzugeben.

Es folgte nach dem Loose Wadul als der Zweite. Ihm ging es insofern besser, als es bei ihm gar nicht zum Fallen kam, denn das bereits wild gewordene Thier vereitelte gänzlich das Aufsteigen und gerieth bei jeder Annäherung des Reiters, er mochte es anfangen, wie er wollte, in die äußerste Wuth. Die beiden Führer selbst, bald in die Höhe gehoben, bald niedergeworfen, konnten es kaum mehr bändigen, und so mußte Wadul unverrichteter Sache abtreten.

Mit Ungeduld wartete nun Alles auf Santirm, als den dritten Freier, der inzwischen vom Platze verschwunden war. Endlich erschien zu Aller Verwunderung eine große Mädchengestalt in den Gewändern der Fürstentochter. Sie bestieg ohne Weiteres den ruhigstehenden Stier, ritt, daß das Auge kaum folgen konnte, dreimal um den Schloßhof, und vor der Säulenhalle plötzlich haltend, überreichte sie mit sicherer Hand einen Rautenkranz der sich verbeugenden Fürstentochter.

Als die vermeintliche Reiterin die Frauenkleider abgelegt hatte und man Santirm erkannte, begrüßte den Sieger ein weitschallender Freudenruf. Kaum war dieser verstummt, da ließen sich zwei Stimmen hören: „Wir sind hintergangen, das fordert Rache!“ Es waren die beiden Freier Baudyl und Wadul. Alles blickte nach ihnen hin und man sah, wie sie im höchsten Zorne den Platz verließen.

Einen freudigen Ausruf entlockte aber den Versammelten ein von Santirm der Braut bestimmtes Geschenk, das jetzt über den Hof vor Aller Augen nach dem Schlosse von vier Dienern getragen wurde. Es war ein Schrein mit goldenen Säulen und äußerst kunstvoller Schnitzarbeit. Den Aufsatz bildete ein goldner Hahn, dessen Augen

weithin leuchteten. Er war gleichsam der Wächter der hier seiner Obhut anvertrauten Kostbarkeiten, die man in den Schrein legen würde. Er war so treu dargestellt, daß man glauben mußte, er lebe.

Nun wurden die Gäste zu Tische geladen, und das Schloß Apste zeigte, daß es seinen Namen in der Wahrheit führe. So groß auch die Gesellschaft war, der Ueberfluß an Speisen und Getränken, dabei noch von vorzüglicher Güte, hätte für eine dreifach so große Zahl von Gästen hingereicht.

Schon in den dritten Tag währten die Freuden der Tafel und des Trinkgelages; bei dem kräftigen Alus und dem trefflich mundenden Meth behielten die Sänger immer eine geschmeidige Stimme, denn Lieder durften am Allerwenigsten fehlen. Wenn die ernsten Kriegsgesänge zu Ende waren, bekamen die muntern Lieder die Oberhand. Am Lustigsten ging's bei den Dörflern her.

Die Wilkischker besangen den Ruhm der Maz-zur-maten (Schwach-blick-sehenden), deren Ahnherr die Wolfsheerden auf ihren Feldern für Schaafe angesehen, als eifriger Züchter sie alle erhandelt und sie von ihnen in seine Stallungen, so viele ihrer nur Platz hatten, habe bringen lassen, wie es bedungen war.

Die Mazurmaten, mit einem Gegenliede dienend, waren weit entfernt, die aufgestellte Behauptung zu bestreiten, erkannten sie vielmehr als eine wahrbestätigte Thatsache an, meinten jedoch, es fehle noch der Schluß. Denn zu vergessen sei nicht, daß die Wilkischker bei jenem Handel einen guten Nachimbiß zur Bedingung gemacht hatten. Unser Ahnherr hielt Wort. Er bewirthete die Verkäufer aufs Reichlichste mit deren eigner Lieferung, welche sie sich als vermeintliche Hammelbraten so gut schmecken ließen, daß sie selbst die Ueberbleibsel einsteckten, um sie mit den Ihrigen noch zu Hause zu verschmausen. Und wollt Ihr dagegen etwas einwenden, so sagt es doch Euer Name. (**Wilk-Kischka**, Wolfs-Keile, eigentlich Schenkel; **Wilk-kisch-kis**, Wolfs-Einstecken).

Die Mazurmaten hatten die Ehre ihres Anherrn gerettet, und auf ihr Wohl wurden die Becher geleert. Schon begannen nun auch die Wartulischker einen Gesang, — da erscholl der Schreckensruf: „der Feind ist da!"

Groß und allgemein war die Verwirrung. Jeder, wie er in der Eile konnte, suchte sich zu bewaffnen. Santirm, der sofort erst seinen Bräutigamsstrauß sammt dem Ringe in den Schrein legte und

Selmyta bat, mit ihrem Angebinde ein Gleiches zu thun und Alles unberührt zu lassen, bis er wieder komme, — führte mit dem Fürsten die schnellgesammelten Kampfgenossen gegen den Feind.

Wohl war es vorauszusehen gewesen, daß Baudyl und Wadul, als die verschmähten Freier, ihre Drohung ausführen würden; daß sie aber so weit sich vergessen könnten, zu den Feinden überzugehen, die das ganze Land zu unterwerfen auf dem Wege waren, hätte Niemand geglaubt. Und doch war es so. Sie überfielen die Apste nicht auf eigne Hand, sondern hatten sie an den Feind verrathen und mit dessen Hilfe die Eroberung des Schlosses unternommen. Mit der ganzen Lage und allen Zugängen des Schlosses wohlbekannt, leiteten sie den Ueberfall mit aller Besonnenheit, da sie für das Gelingen desselben zugleich dem Feinde mit ihrem Kopfe hafteten, ohne welche Bedingung den Ueberläufern die Unterstützung nicht zugesichert worden wäre.

Nach einem kurzen aber um so hartnäckigern Kampfe erlagen die Apsteiner. Kirsut und Santirm waren gleich beim ersten Angriff zu weit vorgedrungen, wurden umringt und blieben nach heldenmüthiger Gegenwehr auf dem Platze.

Selmyte, von banger Ahnung erfaßt, bestieg ihren Stier und eine brennende Fackel in der Hand, sprengte sie mitten in die feindlichen Haufen, wo Alles vor ihr erschrocken, wie vor einem nächtlichen Trugbilde, zurückwich; nur Zwei wagten es, sich ihr entgegenzustellen, um sie aufzuhalten, doch der Stier warf sie nieder, sie zugleich mit den Hufen zermalmend. Es waren Wadul und Baudyl.

Als Selmyte weder Vater noch Santirm gefunden hatte, kehrte sie zurück und warf die Brandfackel ins Schloß, das sehr bald in lichten Flammen stand.

Die Barstucken beeilte sich nun, den Schrein und alle Schätze in die tiefen Räume unter dem Schlosse zu bringen, und verschütteten alle dahin führenden Gänge, um die Kostbarkeiten vor dem raubsüchtigen Feinde zu schützen, der inzwischen hier noch aus den Flammen Beute herausholen wollte oder dort schon in Asch- und Schutt-Haufen vergeblich darnach wühlte.

Nun geleitete Laima die beiden allein noch zurückgebliebenen Mädchen, Selmyte und deren Freundin, aus den Flammen in das Innere des Berges, wo sie, vom tiefen Schlafe umfangen, neben dem aufgestellten Schrein ruhen und nur am Tage der Zerstörung er-

wachen. Dann wandeln sie auf dem Berge, umherschauend, ob nicht schon Santirm nahe, bis sie die Mitternachtsstunde wieder zur Ruhe ruft. In der Zeit ihres Schlummers aber wacht der Hahn mit Sorgfalt über die im Schrank aufbewahrten Kleinode, und Keiner vermag es, wenn es nicht Santirm ist, dieselben daraus zu nehmen.

Der Versuch.

Einst hatte ein junger Jäger, bei bereits eingetretener Dunkelheit heimkehrend, den Weg verfehlt und war, ohne es zu wissen, in die Schluchten der Apste gerathen, aus denen er trotz aller angewandten Mühe nicht ins Freie kommen konnte. Nachdem er lange durch Gebüsch und Dickicht, bergauf und bergab gestiegen war, erblickte er am untern Theile eines Berges erleuchtete Fenstern. In der Meinung, eine menschliche Wohnung da zu finden und vielleicht Auskunft über den richtigen Weg erhalten zu können, ging er auf das Licht zu und gelangte durch eine Thüre in das Innere des Berges.

Das erste Gemach — er traute sich kaum einzutreten — war mit Gebilden geschmückt, die Sonne und Mond, menschlich gestaltet, wundersam darstellten, wie sie ihre Vermählung feiern und von den Sternen umtanzt werden. Der helle Schein kam ohne alle weitere Beleuchtung von diesen Gestalten.

Indem er sich hier alles genau und lange angesehen hatte, fesselte seine Aufmerksamkeit ein schmuckvoller Schrank, in welchem ein goldner Schlüssel steckte. Er ging näher, und ohne sich lange zu besinnen, erfaßte er ihn, fing an zu drehen, bald nach dieser, bald nach jener Seite, und wollte nun nicht eher ablassen, als bis er das Schloß geöffnet hätte.

Da rührte der Hahn mit den Flügeln und in demselben Augenblick traf den Jäger, wie von unsichtbarer Hand, ein so heftiger, durch alle Glieder zuckender Schlag, daß er weit zurücktaumelte und seiner Sinne kaum mächtig war.

Eben wollte er das Weite suchen, da traten zwei Jungfrauen herein: es war Selmyte und ihre Freundin, die von ihrem Gange auf dem Berge zurückkehrten.

Selmyte redete ihn an und sagte: „Suchst Du Schätze, so wisse, sie gehören Dir alle, wenn Du eine von uns wählst und das Schloß erlösest. Drum sprich, wen wählst Du"?

„Insofern der Preis derselbe ist“, entgegnete der Jäger, „kommt's mir darauf nicht an, wer mir von Euch die Hand giebt“.

„So bist Du nicht Santirm?“ fragte Selmyte, indem sie hinzusetzte: „Nimmer hätte der so gesprochen“!

„Ich bin es“! wagte der Jäger zu behaupten.

Da krähte der Hahn mit grell in die Ohren tönender Stimme. Der Jäger ergriff voll Schrecken die Flucht und hütete sich, je wieder in die Nähe der geisterhaften Apste zu kommen. —

Nicht weit von dem mit Apsteinen zusammenhängenden Dorfe Kellerischken beginnt eine ziemlich bedeutende Anhöhe, die in ihrer weiteren Ausdehnung nach Süden an einer Stelle gegen die Jura hin mit einem Male ganz wüste, vom Winde schroff abgewehte Wände wie auch in allen Formen zusammengetragene Flugsandhügel zeigt, während sie sich nach der entgegengesetzten Seite mit begrünten Abhängen sanft zu einem Wiesenthal hinabsenkt.

Dieser Theil der Anhöhe, im Ganzen eigentlich eine Fortsetzung des von Aplenken ab oft durch Thalebenen unterbrochenen Jura-Ufers, führt den Namen Sidabrinnis (silbern, zu ergänzen: **Kalnas**, Berg) und war bis dahin wegen eines sehr großen, erratischen Granitblockes merkwürdig, von dem freilich jetzt nur noch einige Trümmer vorhanden sind. Er war unter dem Namen: „die versteinerte Kutsche“ oder „der versteinerte Hochzeitswagen“ allgemein bekannt, und hat zu folgender Sage Veranlassung gegeben.

Der Ring.

Auf dem Sidabrinnis stand ein stattliches Schloß und strahlte weithin ins Thal, denn Dächer und Thüren waren mit Silber verziert. Auch in seinem Innern barg es viele Kostbarkeiten, und alle Geräthe, wo es deren Gebrauch nur erlaubte, waren von Silber.

Die Vorliebe für Sachen aus diesem Stoffe schrieb sich bei dem Schloßherrn Surteike von einem alten Erbstücke her, daß ihm über Alles theuer war; denn er bewunderte an demselben nicht nur die äußerst künstliche Arbeit, sondern er hatte durch dessen ererbten Besitz einen sichern Beweis seiner hohen Abkunft in Händen.

Freilich war es nur ein silberner Ring; aber er stammte von einem mächtigen Fürsten her, der einst über das ganze Land herrschte, und, da er zwölf Söhne hatte, einem jeden derselben einen Ring mit

der Bedingung schenkte, ihren Söhnen ein Gleiches zu thun, damit sie und ihre Nachkommen, wenn diese Art von Stammbaum weiter geführt würde, noch in späten Zeiten wissen könnten, welcher Verwandtschaft sie sich rühmen dürften.

Nach der Zahl der Söhne zeigte das Kleinod zwölf Strahlen, an die sich zu nicht geringer Verschönerung feine Drahtgewinde, wie Kettchen, gleichlaufend anschlossen, — kunstvoll in einander geflochten und in der Mitte eine kronenartige Erhöhung bildend, um eben sowohl die Herrschermacht, als auch gewissermaßen den Elternstolz anzudeuten, wie die Aeste des Stammes sich zu dessen Freude über ihm zur Krone gestalten.

Doch das Fürstenpaar auf dem Sidabrinnis-Schlosse erfreute sich noch eines andern Kleinodes, nämlich ihrer geliebten Tochter Mylinne. Ihre Schönheit lockte viele Freier auf's Schloß, so wenig Hoffnung diese auch auf Erfüllung ihrer Wünsche hegen durften. Denn der unbeugsame Stolz des im Uebrigen sehr ehrenhaften Fürsten stand ihnen hindernd entgegen; hatte er doch als Vater bei Laima gelobt, seine Tochter nur demjenigen zu versprechen, der einen gleichen Ring als wirkliches Erbstück, also als Beweis seiner Ebenbürtigkeit aufweisen könne. Und als die Anzahl der minnenden Jünglinge immer zunahm und ihr Werben dringender wurde, obgleich keiner von ihnen der gestellten Bedingung Genüge zu leisten im Stande war, so sah sich Surteike genöthigt, seinen festen Entschluß mit allem Nachdrucke wiederholt kund zu geben, bis die meisten — einige wenige ausgenommen, die man als Hausfreunde betrachtete — allmälig den Rückweg antraten.

Nun hielt sich aber zu der Zeit ein gewisser Skolein in jener Gegend auf. Er war dahin erst neuerdings angezogen, nachdem er im Kriege seine väterlichen, mehr fern gelegenen Besitzungen verloren hatte. Ohne Land und sonst von Allem entblößt, hielt er es in dieser Lage für das Beste als Abenteurer auf Beute auszugehen, und war dabei, je nachdem sich Gelegenheit dazu fand oder der Vortheil es erforderte, bald auf Seiten der Seinigen, bald auf Seiten des Feindes.

Auch er hatte von dem reichen Fürsten Surteike und dessen schöner Tochter Mylinne gehört und faßte im guten Vertrauen auf seine äußerlichen Vorzüge den kühnen Entschluß, sein Glück auf dem Schlosse Sidabrinnis zu versuchen, und wenn nicht anders, die

junge Fürstin mit List oder Gewalt zu entführen, zumal er die ihm wohlbekannte Bedingung in Betreff des Ringes nicht erfüllen konnte. Doch ohne daß er es ahnte, fanden sich zur Beseitigung dieses Hindernisses, welches ihm jedenfalls die größte Schwierigkeit in den Weg legte, wenn er es nicht auf's Aeußerste ankommen lassen wollte, dennoch alsbald Mittel und Wege.

Eine gewisse Pakulene nehmlich, an demselben Orte mit Skolein aufgewachsen, hatte ebenfalls ihr elterliches, vom Feinde in Asche gelegtes Haus verlassen müssen, bis sie endlich nach vielem Umherirren ein Unterkommen auf dem Sidabrinnis als Dienerin fand. Als sie hier nun im Auftrage ihrer Herrschaft wieder einen Gang, was sich öfter traf, nach einem Dorfe zu machen hatte, kam sie ganz unvermuthet und nicht wenig überrascht mit Skolein zusammen. Sobald er von ihrem dermaligen Aufenthalte gehört hatte, überdachte er gleich, wie sehr ihm dieser Umstand zu Statten kommen könne, theilte ihr mit, was er im Sinne führe und ließ sich von ihr das Versprechen geben, ihm bei Ausführung seines Vorhabens nach Kräften den nöthigen Beistand zu leisten.

Sie hinterbrachte ihm Alles, was auf dem Schlosse vorging, erzählte, daß Surteike auf einer Reise den Fürsten Tuleged *kennen* gelernt, mit ihm, da er Besitzer eines gleichen Ringes sei, nicht nur die innigste Freundschaft geschlossen, sondern auch dessen Sohne, ohne ihn einmal gesehen zu haben, auf's Bestimmteste seine Tochter versprochen habe. Tuleged sei darüber aufs Höchste erfreut gewesen und habe versichert, sein Sohn werde nicht lange auf sich warten lassen. Und wirklich seien auch viele Kostbarkeiten bereits unterweges; die reiche Morgengabe begleite ein Geschenk für Surteike, das aus zwölf auserlesenen Rossen mit Silbergeschirr und vier gezähmten Bären bestehe, und sie gab auch zugleich den Tag an, an welchem der junge Fürst in kurzer Zwischenfrist nach dieser Sendung selbst eintreffen werde.

Dieses Letztere in der Mittheilung, so geringfügig es auch zu sein schien, bestimmte ihn eben, sein Wagestück nicht aufzugeben, sondern sich jetzt zu demselben um so muthiger anzuschicken, wenn es ihm nur gelänge, sich den dazu nöthigen Ring noch zu verschaffen.

Pakulene allein konnte ihm aus dieser Verlegenheit helfen. Der Fürst pflegte nämlich seinen Ring, um ihn zu schonen, gewöhnlich nur bei festlichen Gelegenheiten zu tragen, für die übrige Zeit ihn aber in einem unverschlossenen Schranke aufzubewahren. Für Pa-

kulene war es nun ein Leichtes, das Kleinod zu entwenden. Wiewohl sie dabei sehr viel aufs Spiel setzte, so that sie es und schickte den heimlich gewonnenen Ring endlich Skoleine zu.

Nun stand ihm nichts mehr im Wege. Er begab sich an dem bestimmten Tage nach dem Walde, durch welchen der Zug mit den Geschenken kommen mußte, empfing denselben als vom Schlosse entgegengeschickter Bote und führte ihn, nachdem er seinen Paar Genossen die heimliche Anweisung gegeben hatte, sich des nachkommenden Bräutigams zu bemächtigen, mit scheinbar größter Ruhe nach dem Sidabrinner-Schlosse.

Hier aber war noch Alles in der größten Unruhe und Aufregung. Der Fürst hatte zum Empfange des jungen Tulegede den Ring anstecken wollen und nach langem vergeblichem Suchen sich zu seiner Bestürzung überzeugt, daß derselbe entwendet sein müsse. Hiedurch zur höchsten Entrüstung gebracht, schwur er, daß jeder Freier, der mit einem Ringe, so lange er nicht den seinigen wieder habe, über die Schwelle treten würde, fortan erst den rechtmäßigen Besitz desselben beweisen oder im Fall der überführten Schuld den Frevel mit dem Leben büßen müsse.

In dieser Stellung fand Skolein den Fürsten. —

Mit vieler Gewandtheit stellte er sich dem fürstlichen Paare und der Tochter als den erwarteten Sohn des befreundeten Tuleged vor, hinzufügend, er komme, Mylinne heimzuführen, wozu er vermöge der unter den Vätern sicher gestellten Abmachung sich das Recht zu nehmen jetzt wage.

Augenblicklich war aller Unmuth geschwunden, und Surteike empfing den wohlgestalteten jungen Mann mit der herzlichsten Freude. Hohes Wohlgefallen fanden nun auch die überreichten Kostbarkeiten, doch der Fürst überließ diese den Frauenhänden und eilte zu dem für ihn bestimmten lebendigen Geschenke hinaus.

Da mußte sich's nun treffen, daß einer der mitgekommenen Diener, während der Fürst die silberbeschirrten Rosse und die wohlgezähmten Bären näher besichtigte, eine beabsichtigte Ueberraschung mit gutherziger Heimlichkeit verrieth, indem er äußerte: der junge Herr werde noch was Schönes selbst mitbringen.

„Und was könnte das wohl sein?" forschte der Fürst, sich über die sehr unsichere Verschwiegenheit des Dieners belustigend.

„Nun, ich sollte es wohl nicht sagen", entgegnete dieser, „aber das Herz lacht mir, wenn ich daran denke; es sind ein Paar Jagdfalken, wie solche kein Fürst in der ganzen Umgegend hat".

„Wen meintest Du aber", fragte Surteike weiter, „mit den Worten: der junge Herr?"

„Doch wohl keinen andern", lautete die Antwort, „als unsern jungen Fürstensohn, der doch jetzt Bräutigam ist und bald hier sein wird".

„Ich verstehe Dich nicht", sagte der erstaunte Fürst, „und wer ist denn der junge Mensch, der Euch hergeführt hat?"

„Gnädiger Herr!" entgegnete unbefangen der Gefragte, „das weiß ich nicht; Ihr werdet ihn doch wohl besser kennen, da Ihr ihn uns entgegengeschickt habt, damit wir mit Ehren auf's Schloß geleitet würden".

Zwar wußte der Fürst noch nicht, was er dazu sagen und davon denken sollte, doch das, was er gehört hatte, genügte schon, um ihn nichts Gutes ahnen zu lassen. Voller Besorgniß und Unruhe begab er sich zur Wohnung, ließ sich von dem vermeintlichen Bräutigam, den er noch bei der Zusammenstellung und Anordnung der Geschenke beschäftigt fand, sofort den Ring zur genaueren Ansicht einhändigen und — wer beschreibt sein Erstaunen! — erkannte ihn an einem bestimmten Zeichen auf den ersten Blick für den seinigen.

Finster schaute er den falschen Tulegeb an; doch sich besinnend, er könnte in seinem sich jetzt mächtig regenden Zorne zu weit gehen, vermied er vor der Hand jede weitere Erörterung und gab nur Befehl, den Abenteurer in Gewahrsam zu bringen. Desto ernstere Anstalten traf er nun aber zur genaueren Untersuchung des verübten Frevels, um jedenfalls den Schuldigen zu ermitteln. Alle Dienstboten und Hausgenossen mußten vor ihm sofort erscheinen. In stummer und banger Erwartung standen sie eine Weile da, indem der Fürst seinen prüfenden Blick auf manchem Gesichte ruhen ließ, und nun begann das strenge Verhör. — Als die Reihe an Pakulene kam, war diese kaum mehr im Stande, sich aufrecht zu erhalten; sie zitterte am ganzen Körper, wechselte die Gesichtsfarbe und so sich verrathend, hatte sie nicht weiter den Muth, irgend durch Leugnen, wie sie sich's vorgenommen hatte, sich zu helfen, sondern gestand, den Ring auf Skolein's dringende Bitten entwendet und ihn demselben zur Ausführung des beabsichtigten Wagnisses zugeschickt zu haben.

Ueber Pakulene wie auch über Skolein wurde die Todesstrafe verhängt und das Verhör war beendigt.

Hatte sich in Folge dessen eine trübe Stimmung aller Gemüther bemächtigt, so schien Mylinne dabei am meisten zu leiden. Sie mußte sich gestehen, daß der tiefe Schmerz, den sie um den kühnen Freier fühle, nicht die gewöhnliche Theilnahme, sondern jene zu jedem Opfer fähige Zuneigung sei, die sie so mächtig antreibe, dem kommenden Schrecknisse vorzubeugen, sollte sie dabei auch dem Willen der Eltern zuwider handeln. In ihrer Rathlosigkeit und qualvollen Unruhe wandte sie sich an ihre treue, in Allem Bescheid wissende Freundin Peime, die mit ihr auf dem Schlosse zusammen erzogen war und von dem Fürstenpaar gleich einer Tochter geliebt wurde. Unter Thränen beschwor sie diese, ihre so oft bewährte Treue jetzt, wo es sich um Tod und Leben handle, um so eher zu beweisen und rettend ins Mittel zu treten, als im kleinsten Verzuge die größte Gefahr sei; der Gedanke, daß zwei Menschen um ihretwillen das Leben verlieren sollten, sei ihr schrecklich und sie wolle daher, wenn sie sich nur auf die gehoffte Beihilfe, die sie jetzt erflehe, verlassen könne, mit Skolein und Pakulene fliehen.

So sehr auch Peime anfangs erstaunt war, Mylinne so sprechen zu hören, und so wenig sie deren Flucht für nothwendig zur Errettung der beiden Verurtheilten anerkannte, so sah sie doch sehr bald, daß bei der so hohen, leidenschaftlichen Aufregung ihrer Freundin alle Gegenvorstellungen vergeblich sein würden, und versprach daher aufs Bereitwilligste, keine eigne Gefahr zu scheuen und Alles aufzubieten, um ihr beizustehen und ihre Bitte erfüllen zu können; nur müsse sie dagegen sich unbedingt in ihren Willen fügen und das thun, was sie verlangen werde.

Umsichtig und entschlossen, wie Peime war, säumte sie nicht, nun wirklich auf Mittel zu sinnen, wie sie ihr gegebenes Versprechen halten werde, ohne sich der Schuld anklagen zu dürfen, Mylinne zu einer schimpflichen Flucht mit einem Abenteurer verholfen zu haben.

Vermöge ihres Einflusses auf dem Schlosse war man gewöhnt, ihre Befehle pünktlich zu befolgen und so ordnete sie denn strenge an, daß sofort eine bewaffnete Mannschaft mit den Dienern des Tulegede sich nach dem Jagdschlosse aufmachen, dort die Ankunft Mylinne's und des jungen Fürsten abwarten und dann Beide, sie vor jedem Unfalle schützend, hergeleiten sollte.

Nun eilte sie, nachdem sie den Staatswagen hatte anspannen und am Ende des Gartens warten lassen, zu Mylinne, erklärte ihr, sie müsse den Augenblick benutzen, ehe sie noch von den Eltern gesucht werde und ohne Verzug den bereitstehenden Wagen besteigen; Skolein, den sie aus dem Kerker zu befreien hoffe, werde nachkommen und mit ihr im Jagdschlosse, wo sie so lange bleiben sollte, zusammentreffen. Mylinne, noch immer in Unruhe und wie gedankenlos, that willig, was Peime verlangte.

Schwer hielt es nun, zu den Gefangenen zu kommen; Peime mußte nicht nur die größte Behutsamkeit, sondern auch List und ihre ganze Beredsamkeit anwenden, um sich die Schlüssel der beiden Kerker zu verschaffen. Nachdem ihr dieses endlich gelungen war, begab sie sich zuerst zu Pakulene. Diese erschrak und glaubte, sie werde schon zum Tode geführt werden; als aber Peime ihr erklärte, sie sei gekommen, um sie zu befreien, fiel sie ihrer Retterin zu Füßen und wußte nicht, wie sie ihr danken sollte.

Peime, die einen Anzug von Mylinne mitgebracht hatte, bekleidete nun Pakulene eiligst mit demselben, hing ihr den Brautschleier über, den sie wie auch alles Uebrige zum Geschenk behalten dürfe, und gab ihr die Weisung, sich eiligst und zugleich vorsichtig nach dem linken Hofthore zu begeben, daselbst werde sie einen Wagen finden, der schon auf sie warte und auch Skolein aufnehmen und sie Beide dann weiter bringen werde. Pakulene war überglücklich und that mit Freuden, was ihr geboten war.

Obgleich der Fürst am heutigen Tage wegen der erschütternden Vorgänge und der damit verbundenen Aufregung, nach welcher er sich sehr erschöpft fühlte, einer längern Mittagsruhe bedurfte, als er sie sonst zu halten pflegte, so ließen ihm doch die Anstalten, die er noch zum Empfange des fürstlichen Bräutigams treffen wollte, die nöthige Muße nicht, sondern machten, daß er sich bald schon erhob und die Befehle zu den nöthigen Anordnungen zu ertheilen begann.

Als Peime den Fürsten rufen und sprechen hörte, also daraus entnehmen konnte, daß er schon wach sei, erschrak sie nicht wenig und sah sich in die höchste Verlegenheit und Besorgniß versetzt, denn das Schwerste hatte sie noch auszuführen, nämlich die Befreiung Skoleine's, und wenn ihr diese mißlang oder sie bei derselben als betheiligt betroffen würde, so hatte sie, denn das war nur zu gewiß, ihr ganzes Lebensglück verscherzt. Doch kein Augenblick war zu ver-

lieren. Sie dachte an Mylinne's Schmerz, an deren Verzweiflung, wenn Skoleine sterben sollte, sie vergaß der eignen Gefahr und fühlte sich getrieben, ihrer Freundin den schweren Liebesdienst zu erweisen. In voller Hast nahte sie sich dem Kerker des schuldbelasteten, dennoch in ihren Augen beklagenswerthen jungen Mannes; zitternd öffnete sie Schloß und Riegel und flüsterte fast athemlos dem wie aus einem Traume erwachenden Skolein zu: es sei um sein Leben geschehen, wenn er ihr nicht augenblicklich folge und sich mit dem am Thore stehenden Wagen auf die Flucht begebe; der Fürst sei schon wach, und der geringste Versuch bringe unfehlbar den Tod. Mit verstörtem, wildem Blicke schaute erst Skoleine die Redende an, dann erklärte er entschieden und trotzig, er werde unter keinen Umständen ohne die Braut fliehen, sollte er den Tod, den er nicht fürchte, jetzt wirklich erleiden müssen, so würde das auch Surteike's Leben kosten; denn er wolle den Dolch, den er nicht umsonst bei sich versteckt halte, zuvor in das Herzblut des stolzen Fürsten tauchen, und wenn er es nicht könne, so werde ein Andrer ihn rächen.

Erschreckt durch diese Drohungen, wurde Peime immer unruhiger und dringender und konnte nur betheuern, daß Mylinne seiner bereits mit Ungeduld und in höchster Seelenangst harre; sie könne es ihm beschwören, daß er nicht allein fahren werde; er sollte daher ihren flehenden Bitten Gehör geben und nicht weiter säumen.

Da endlich ließ sich denn Skoleine auch bewegen, Peime zu folgen. Sie führte ihn eilig bis zum Ende des verdeckten Ganges. Hier wies sie ihm den Weg nach dem Thore und verließ ihn, um sich selbst nach dem Gartenwalde zu flüchten.

Inzwischen hatte Surteike schon mehre Male nach Mylinne gefragt, da er wünschte, dieselbe in dem Anzuge zu sehen, in welchem sie sich dem fürstlichen Bräutigam vorstellen sollte. Die Fürstin antwortete anfangs ausweichend, doch nicht länger im Stande, ihre bange Unruhe zu verbergen, mußte sie endlich gestehen, Mylinne wie auch Peime wären auf eine unerklärliche Weise verschwunden und nirgends zu finden.

Höchst betroffen und die Fürstin groß ansehend, saß Surteike einen Augenblick da, als ob er die Worte nicht verstanden hätte oder nicht glauben wollte, dann erhob er sich und ging, um sich selbst zu überzeugen, durch alle Räume des Schlosses, indem ihn die Fürstin stumm und angstvoll begleitete.

Vergeblich war alles Suchen. Die besorgten Eltern fingen an Verdacht zu schöpfen und wollten sich eben nach Skoleine's Gefängniß begeben, als sie Pferdegewieher und Wagengerassel vernahmen. — In der Meinung, daß der junge Fürst ankomme, eilten sie hinaus, um ihn zu empfangen. Forschend späheten sie umher, doch auf den Hof kam Nichts; er war und blieb leer. Da erblickten sie, weiter vorschreitend, außerhalb des Hofes am Thore einen Wagen und sahen zu ihrem Schrecken — dennoch zweifelnd, ob sie es glauben sollten und ob es möglich sein könne — in demselben ihre Tochter, geschmückt mit dem Brautschleier, sitzen, sahen, wie Skoleine, der eben ankam, neben ihr Platz nahm und noch spöttisch grüßend, sich mit der Braut auf und davon machte.

Das weithinschallende, gebieterische „Halt!" des Fürsten, der Angstschrei der verzweifelnden Mutter vermochten nicht die Fliehenden zu halten; mit Windesschnelle setzten die Pferde aus. —

Da, seines austobenden Zornes nicht mehr mächtig, rief der Vater ihnen nach:

„So wünsche ich denn, daß der ganze Wagen sammt dem truggvollen Entführer und dem ungerathenen Kinde, ehe sich beide zum Paare vereinigen, zu Stein werde!"

Kaum waren diese Worte gesprochen, als auch schon in demselben Augenblicke der Bergrand unter den Rädern, soweit sie denselben berührten, wild aufstäubend in wüste Abhänge zerriß und die drohende Gewitterwolke einen Blitzstrahl in die aufgewirbelte Sandmasse hineinschleuderte, dessen betäubender Donnerschlag die Erde erschütterte.

Darauf trat Windstille ein; der Staub hatte sich gesenkt und vor dem freien Blicke stand der Wagen, um sich nicht mehr von der Stelle zu rühren, Alles an und in ihm zu Stein erstarrt. —

Die Mutter, von Grausen und namenlosem Schmerze ergriffen, wankte zum Schreckensorte, flehte unter einem Strome von Thränen zu Laima, ihr die Tochter wiederzugeben und gelobte, um erhört zu werden, zwölf Brautpaare zum jährlichen Laima-Feste auf dem Rombinus reichlich auszustatten.

Auch der Vater hatte sich zum unheilvollen Steine begeben und sann tief niedergeschlagen und der Verzweiflung nahe, wie er seiner heißen Bitte um Wiederbelebung seiner Tochter ein williges Ohr verschaffen könne. Nach inbrünstigem Gebete zog er den ihm so theuren Ring, die mittelbare Ursache seines Hochmuths und des grausigen

Wunders, das vor seinen Augen geschah, mit entsagendem Herzen vom Finger und ihn tief in den Sand bergend, brachte er dies Kleinod zum freiwilligen Opfer.

Während das gebeugte Elternpaar an dieser Stätte noch in Gebet und Trauer weilte, lenkte dessen Aufmerksamkeit ein stattlicher, wider alles Vermuthen ankommender Zug auf sich. Zwar wurde der junge Tuleged erwartet, aber an diesen konnten die Eltern hiebei nicht denken, weil sie zu ihrer Verwunderung sahen, daß es ihr Wagen und ihr Gespann sei. Sie sannen und wußten nicht, wie sie es deuten sollten.

Und doch war es der wirkliche Tuleged. Durch Peime's Vorsorge war er dem Ueberfalle am Jagdschlosse, den Skoleine's zurückgebliebene Genossen ausführen sollten, glücklich entgangen; von Mylinne, bei der die leidenschaftliche Aufregung der Besonnenheit hatte weichen müssen, wurde er mit Freuden empfangen, und so kamen sie dann Beide, begleitet von der bewaffneten Dienerschaft, dahergefahren. —

Die auf ein Mal wieder hochbeglückten Eltern waren vor Freude und Ueberraschung, ihre geliebte Tochter wieder zu haben, fast starr und kaum eines Wortes mächtig, und nachdem sich erst der Sturm der Empfindungen etwas gelegt hatte, begrüßten und herzten sie die Angekommenen.

Nun erschien auch Peime aus ihrem Versteck und nahm an der allgemeinen Freude Theil. Sie mußte das Räthsel lösen und über die den Eltern so unerklärlichen Vorgänge den nöthigen Aufschluß geben. Dank und Anerkennung ward ihr reichlich zu Theil. Und als nun das Hochzeitsfest erfolgte, wurde ihr der Ehrenplatz zuertheilt und ihre treue Hingebung und Freundschaft vor den zahlreichen Gästen laut gepriesen. Aber Mylinne's und Tuleged's Vereinigung störte kein Abenteurer mehr".

Wie schon in der Einleitung bemerkt worden, ist von der „versteinerten Kutsche" oder dem „Hochzeitswagen" nur noch ein kleiner Theil übrig geblieben. Welche bedeutende Größe er gehabt hat, ergiebt die Thatsache, daß er das Baumaterial zu allen Fundamenten des neuangelegten Gutes Wallenthal, zu welchem der Sidabrinnis gehört, mehr als 20 Klafter Steine, geliefert hat. Zu

diesem Behufe wurde er eben gesprengt. In der Vertiefung, die von großem Umfange ist, hat der zurückgebliebene Rest des Blockes die Länge von 30 Fuß und die Breite von 20 Fuß.

Nicht weit von dem Steine, also auf dem Sidabrinnis, wurde der in der vorangehenden Sage bereits beschriebene Ring (vid. Abbildung) acht Fuß tief in dem sandigen Boden gefunden. Er ist vom reinsten Silber und wohlerhalten, nur scheinen die feinen Drähtchen, die neben den starken Strahlen angebracht sind, an einigen Stellen zu fehlen.

Nach dem Urtheile hiesiger Goldschmiede, die den Ring besichtigten, dürfte das künstlich in einander gewundene und zugleich so schön geformte, auf- und absteigende Geflechte, dessen Verschlingung genau zu verfolgen, wirklich schwer hält, nicht so leicht einen Nachbildner finden.

Die drei Mädchen-Grab-Hügel (Mergû Kalnai) und der Mergen-See.

Ohne Unterbrechung und unmerklich ansteigend geht vom Sidabrinnis das Ufer nur noch die kurze Strecke bis zu dem gleich folgenden Einflusse der Jura in die von Osten herströmende Memel und macht hier mit dem zum Gute Schreitlauken gehörigen, sogenannten Kapellenberge den Beschluß. Das Lob, welches man diesem Punkte wegen seiner ausgezeichneten Lage spenden muß, gehört mithin beiden Flußgebieten gemeinschaftlich an.

Die Aussicht, die man von dieser Höhe genießt, kommt in der That an Schönheit derjenigen sehr nahe, welche der Kartzig-Berg*) bei Ober-Eisseln darbietet, nur dürfte sie vielleicht noch umfassender und großartiger als diese sein. Denn unstreitig kann man den Kapellenberg für den höchsten Punkt des ganzen das Jura- und zum Theil das Memel-Gebiet durchstreichenden Höhenzuges annehmen, selbst den Kaukarus**) bei Tussainen und den Rombinus***) nicht ausgenommen. Ist auch die Nordseite etwas durch Waldungen verdeckt, so schweift der Blick um so freier und weiter

*) Man vergleiche: die heidnischen Schloßberge 2c. 2c., Pr. Prov.-Blätter, 22ter Band. —

**) Vide Pr. Prov.-Bl. 18ter Band.

***) Ebendaselbst 22ter Band.

in den übrigen Theilen des herrlichen Panoramas umher, sich erlabend an den anmuthigen Gefilden, fruchtbaren Aeckern und der unzählbaren Menge von Ortschaften. Von den im großen Umkreise gelegenen Kirchdörfern sieht man östlich Wischwill, im Süden Lengwethen und Szillen, südwestlich Jurgaitschen und die Probstei Drangowski und im Nordwesten Piktupönen.

Den Standpunkt selbst bildet ein freier, ziemlich großer Platz, in dessen Mitte sich ein Monument befindet, welches die Familiengruft der Gutsherrschaft von Schreitlauken in sich schließt. Es ist aus Ziegeln im Rohbau aufgeführt und hat die Form einer abgestumpften Pyramide. Tiefer abwärts, so daß die Aussicht nach allen Seiten unbenommen bleibt, umkränzt den Gipfel dieses nach dem Grabmal benannten „Kapellen-Berges" ein üppig belaubter, schattiger Eichenhain, an den sich in malerischen Abstufungen die verschiedensten Laub- und Nadel-Holzwaldungen anschließen und in westlicher Fortsetzung den Mergen-See bis zum Dorfe Bittehnen begleiten. Ein an sich schon anziehendes Landschaftsgemälde bildet das zu den Füßen liegende Gut Schreitlauken, das hinter einem Teiche von dichten Baumgruppen umschlossen, sich mit seinen hellen Gebäuden aus dem dunkeln Grün lebhaft heraushebt.

Und nun darüber hinaus sieht man die grasreichen Wiesenmatten zweier unermeßlichen Flußthäler vor sich ausgebreitet, von denen das Eine die hie und da hervorschimmernde Jura durchschlängelt, durch das Andere aber der großartige Memel-Strom, weit von Osten nach Westen vom Blicke erreichbar, seinen stolzen Lauf zwischen romantischen Ufern nimmt, indem er dort Ober-Eisseln, Tussainen und zwei Städte: Ragnit und Tilsit, beide mit ihren Thürmen und Ritterburgen sichtbar, hierseits dagegen die Schreitlauker Waldhöhen und weiterhin die schroffen Kalktuffwände des Rombinus mit seinen mächtigen Windungen berührt, bis sich sein klarer Wasserspiegel in der duftigen Ferne der weitgedehnten Niederung mit der Bläue des Himmels vereinigt.

Westlich von Schreitlauken beginnt im Wiesenthale ein Gewässer, welches sich bis zum Dorfe Bittehnen erstreckt und sich hier mit der Memel, nachdem diese vermöge eines großen Bogens einen nördlichen Lauf angenommen hat, wieder vereinigt. Dieses ist der

sogenannte Mergen-See, offenbar ein ursprünglicher Arm der Memel, wie sich's auf der Abbildung Nro. 7 darstellt, zu deren Aufnahme übrigens nicht der Kapellenberg, sondern der Rombinus als Standpunkt benutzt worden ist. — Im nahen Walde werden die drei Mädchen-Hügel gezeigt, und weiterhin in der Gegend finden sich noch viele Spuren unleugbar alter Befestigungen.

Sage.

„In der Gegend des Mergen-See's hatten auf den Höhen zwei Fürsten ihre Schlösser. Schereit wohnte auf dem Kapellen-Berge, Skraudopis auf dem mehr in der Nähe des Rombinus gelegenen Schlosse Ramige. Sie waren Grenznachbarn und besuchten einander so fleißig, daß man denken mußte, sie könnten ohne beisammen zu sein nicht leben. Und dennoch war es nicht eigentlich Freundschaft, die den lebhaften Verkehr zwischen ihnen hervorrief, sondern, genauer betrachtet, eine unverkennbare Eifersucht, mit der sie ängstlich darüber wachten, daß von ihnen Beiden keiner vor dem andern etwas voraus habe.

Wenn Schereit eine neue Anlage machte, ein ausgezeichnetes Roß, einen Jagdhund oder eine vorzügliche Waffe zu den höchsten Preisen erstand, gleich that es ihm Skraudopis nach, ohne zu fragen, welche Opfer es ihm koste; und so auch umgekehrt.

Mochte ein derartiger, fast zum Bedürfniß gewordener Wetteifer manche müßige Stunde ausfüllen und das Gemüth öfter vor der leidigen, streblosen Leere bewahren, mit der Zeit mußte er doch in ein thörichtes Ueberbieten und, bei der Unmöglichkeit einer wirklichen Gleichstellung, zuletzt wohl gar noch in bittere Feindschaft ausarten.

Schon auf einer Jagd wurde Skraudopis wider alles Vermuthen empfindlich an den Uebelstand eines so leicht veränderlichen Verhältnisses erinnert. Nicht nur, daß er weniger Wild erlegt hatte, als sein Nachbar, sondern er mußte auch auf Etwas aufmerksam gemacht werden, was seiner Beachtung bis dahin gänzlich entgangen war. Auf einer Stelle nämlich, von wo aus man die beiden Schlösser bequem überschauen konnte, wurde bei der im Laufe des Gespräches aufgestellten Vergleichung derselben sehr richtig bemerkt, daß das Kapellenschloß, abgesehen von seiner höhern Lage, an und für sich schon Ramige bei weitem überrage.

Skraudopis, höchst betroffen durch eine Behauptung, deren Wahrheit er zu seinem Verdrusse selbst anerkennen mußte, konnte seinen Jagdgenossen nichts weiter entgegnen, als daß sie bald anders urtheilen würden. Noch immer habe er sich bis dahin rühmen können, in keinem Stücke hinter seinem Nachbar zurückgeblieben zu sein, um so weniger werde er ihm einen so in de Augen fallenden Vorzug lassen. Er gebe daher die feste Versicherung: über drei Monate werde Ramige in seiner um das Doppelte erhöheten Größe prangen. —

Und wirklich blieb es nicht bei den Worten allein, sondern Skraudopis schritt sofort ans Werk, und so groß auch die Mühen und Beschwerden waren, welche die Ausführung eines solchen Unternehmens erforderte, er ließ rüstig fortbauen und trieb unablässig zu eifriger Arbeit an. Schnell nahm das Schloß an Höhe zu, noch schneller aber eilte die Zeit, und Skraudopis war über die Maaßen verstimmt, als er sich überzeugte, daß die festgesetzte Frist trotz der größten Anstrengung aller ihm zu Gebote stehenden Kräfte unmöglich hinreichen könne.

Schereit, der die peinliche Verlegenheit seines Nachbars erkannte, zeigte sich sehr bereit, ihm treulichst zu Hilfe zu kommen, indem er, weit entfernt von allem Neide, ihn nicht nur durch guten Rath, sondern auch durch Hergabe des nöthigen Gespanns und der hinlänglichen Anzahl von Arbeitern aufs Kräftigste unterstützte. Und der Erfolg blieb nicht aus, denn mit Ablauf des letzten Tages der bestimmten Zeit stand der Bau in seiner Vollendung da.

Ueberglücklich, die Thurmspitzen der beiden Schlösser in einer Linie, wie abgemessen, zu sehen, bewirthete nun Skraudopis in den neuen, hochgelegenen Gemächern alle Arbeiter, Freunde und Bekannte, unter diesen auch die Jagdgenossen, auf das Freigebigste. Sechs Tage hindurch hatten die Schmausereien und Trinkgelage gewährt, als Skraudopis seine Gäste bat, auf dem Dachsberge ein ländliches Mahl einzunehmen und zugleich ein möglichst sicheres Maaßurtheil über die Höhe der beiden Schlösser abzugeben. Uebrigens sei er erbötig, sollte ein Minderunterschied auf Seiten seines Schlosses stattfinden, seinem Nachbar so viele Tage die Schafe zu hüten, als Daumenbreiten an der Höhe fehlen würden.

Im geordneten Zuge, den Schereit anführte und Skraudopis beschloß, begab sich die ganze Gesellschaft nach dem bezeichneten

Berge. Ehe Skraudopis oben angelangt war, riefen schon die Jagdgenossen wie aus einem Munde:

„Das Kapellenschloß ist noch einmal so hoch, als Ramige!"

„Ganz richtig, so ist es!" tönte es von allen Seiten laut nach. „Es lebe der hochgestellte Schaafhirt!"

Skraudopis hörte es und ergötzte sich an der frohen Laune einer Gäste, die, wie er meinte, mit ihm Spaß treiben wollten. Endlich blickte auch er nach den beiden Punkten und — biß sich vor Aerger in die Lippen. Schereit hatte nämlich, als sein Nachbar zu bauen anfing, eine Masse von Arbeitern zu gleichem Zwecke im Stillen beschäftigt und es nach diesen Vorbereitungen dahin gebracht, daß während der Gasterei auf Ramige eine vollkommene Täuschung durch Aufführung von einfachen Bretterwänden ermöglicht wurde; den wirklichen Ausbau konnte er natürlich erst später zu Stande bringen. Doch gleichviel: Schereit schaute doch aus höhern Fenstern, und für Skraudopis war das ländliche Mahl sehr stark verwürzt, bei welchem sich die Gäste nichts destoweniger sehr wohl sein ließen und erst am später Abend aufbrachen, wobei sie in ihrem heitern Uebermuthe nicht vergaßen, dem Fürsten zu seiner neuen Würde Glück zu wünschen.

Bewirkte diese Demüthigung, wie Skraudopis das Verfahren seines Nachbars nannte, schon eine ernste Spannung zwischen beiden Fürsten, so kam noch ein unvorhergesehenes Ereigniß dazu, welches den Neid von Neuem anregen mußte. Laima hatte nämlich das Fürstenpaar auf dem Kapellenschlosse mit einem Töchterchen erfreut, ohne eine gleiche Gunst den Eltern auf Ramige zu erweisen, was um so mehr in's Gewicht fiel, als Skraudopis seinem Freunde den Possen gespielt hatte, ihn viel früher zum Hochzeitsfeste einzuladen, ehe dieser noch daran denken konnte, ein Gleiches zu thun. So war nun der eifersüchtige Groll vollends geweckt.

Dem Kindlein zu Ehren wurde ein großes Fest veranstaltet, zu welchem viele Gäste Einladungen erhielten, am allerwenigsten durfte der Nachbar übersehen werden. Und er verfehlte auch nicht, zur bestimmten Zeit zu erscheinen. Er wurde freundlich empfangen, wie auch Schereit Alles vermied, wodurch er seinem Freunde nur irgend hätte zu nahe treten können. Skraudopis schloß sich demnach dem allgemeinen Frohsinn anscheinend heiter gestimmt und unbefangen an.

Doch die Becher machten fleißig die Runde, so daß die Zungen loser wurden und nun manches Wort zum Vorschein kam, welches die Besonnenheit bis dahin noch zurückgehalten hatte.

Als auf das Wohl des „glücklichen' Vaters getrunken wurde, dankte dieser verbindlichst, fügte aber unglücklicher Weise das offene Geständniß hinzu, die wahre Freude an dem heutigen Feste bereite ihm eigentlich nur die Bevorzugung vor einem Nachbar.

„Nun bei Laima, der diese Worte wohlgefallen mögen!" rief Skraudopis, indem er den vollen Beher hob, „eine solche Liebe verdient wahrlich alles Lob; es lebe drum der „zärtliche" Vater!"

Natürlich that ihm Niemand Bescheid, und so setzte er unwillig das Trinkgefäß mit solcher Hast auf den Tisch, daß es umfiel und das Naß einen See bildete. Die sofortige Reinigung störte keinen Augenblick die Sprechenden, den Schereit, der sich getroffen fühlte, blieb ihm den Stich nicht schuldig sondern sagte:

„Dein Aerger ist in der That vergeblich: nicht nur, daß der Kapellenberg mit Stolz auf Deinen Maulwurfshügel herabblickt, frohlockend thut auch ein Gleiches der heutige Schmaus — bringt er mir freilich keine Hirtenstelle ein — mit dem ländlichen Mahle auf dem Dachsberge".

„Dafür", entgegnete Skraudopis, durch diesen Hohn höchst aufgebracht, „bleibt mir der Vorzug, der gewiß nicht kleinen Besorgniß wegen eines etwanigen Wechselbalges überhoben zu sein, für welchen Atmaine*) bei dem Vorrathe im nahen Bärenwinkel und bei Deinem ausgesprochenen Undanke gegen Laima, vielleicht schon freundlichst eine Wahl getroffen haben dürfte; und das Rabengekrächz, das jetzt, wenn ich mich nicht irre, schon mehrmals von draußen zu meinem Ohre drang, wird mich hoffentlich nicht zum Lügner machen".

„Also wirklich „hoffentlich"?" fragte Schereit, indem er fortfuhr: „Ein herrlicher Wunsch! Aber siehe Dich vor, daß nicht einst noch Bären das mir zugedachte Leid an Dir rächen. Uebrigens ist dafür gesorgt, daß Atmaine nicht über die Schwelle meines Hauses kommen darf, und wenn sie es versucht hat, so bin ich gewiß, daß gerade die vorbedeutungsvollen Töne ihren Besuch vereitelten".

Dieser Wortwechsel, der mit steigender Erbitterung geführt, eine allgemeine Aufregung hervorrief, hätte bald das ganze Fest gestört,

*) Verwechslerin, Dienerin der Laume.

wenn es nicht der Bemühung einiger Freunde gelungen wäre, die Streitenden wieder zu beruhigen. Skraudopis trat bald den Heimweg an und verschaffte sich beim Scheiden die Genugthuung, kühnlichst die ganze Gesellschaft zu einem gleichen Feste am nächsten Vollmondstage einzuladen. Es erfogte eine allseitige Zusage, und spät erst trennten sich die übrigen Gäste, von denen Mancher über die so sicher ausgesprochene Einladung bedenklich den Kopf schüttelte.

Um sich von den unangenehmen Eindrücken des vorhergegangenen Abends frei zu machn und seine Gedanken zu zerstreuen, mehr aber noch, um den Vorwürfen seiner Frau wegen der unbesonnenen Einladung zu entgehen, wllte sich Skraudopis eben auf die Jagd begeben, als eine Bauersrau aus dem Dorfe Urbitsch, im Umhängelaken eine zarte Doppellast tragend, sich ihm mit der unterthänigen Bitte vorstellte, e möchte sich doch als Gebieter und Herr jenes Dorfes, dieser Zwilinge, die sie von dort hergebracht habe, mitleidig annehmen. Sie seien die Verlassenschaft einer armen Frau, die ihrem kürzlich verstorbenen Manne nur zu bald nachgefolgt sei.

Sogleich ließ Skraudopis der Frau die Bürde abnehmen, versicherte, für die Verlassenen wie ein Vater sorgen zu wollen, und, indem er sie für den mühevollen Gang reichlich belohnte, gebot er ihr, über die Sache weiter kein Gerede zu machen.

Es währte nicht lange, so verbreitete sich das Gerücht, Laima habe endlich auch das Ranige-Schloß und zwar mit einer Morgengabe von Zwillingen bedacht; man treffe schon zum nahen Feste ungewöhnlich große Anstalten.

Der Tag des Vollmondes erschien, und mit ihm fand sich auch von allen Seiten die Gesellschaft auf Ramige ein. Der zuvorkommende Empfang in den geschmückten Gemächern, das reichlich Dargebotene an Erfrischungen aller Art stellte die Gäste so sehr zufrieden, daß sie die Besorgniß, es könnte zu ähnlichen Auftritten wie auf dem Kapellenschlosse kommen, sehr bald beseitigten.

Bei der Tafel erwarb sich der eben so süße als feurige Meth — denn Urbitsch und Bittehnen (Bitê Biene) lieferten reichlichen Honig, — großen Beifall, und es war daher kein Wunder, daß die Becher oft gefüllt wurden, um in vollen Zügen wieder bald geleert zu werden, sei es auf das Wohl der Zwillingsschwestern (Dwynutten, und, wegen des Zusammentreffens mit der Zeit, auch das „Vollmondspärchen" genannt) oder auf die fortan bestehende Eintracht zwischen

beiden Schlössern, die um so sicherer anzunehmen sei, da Laima das Mißverhältniß glücklich ausgeglichen habe.

„Ja, das hoffe ich", nahm Skraudopis das Wort, „an mir soll es nicht liegen; nur muß mein werther Nachbar anders werden; bleibt er doch auch jetzt bei dem allgemeinen Frohsinn vornehm ernst für sich und schenkt dem Monde größere Aufmerksamkeit, als unsrer Gesellschaft".

„Freilich wohl", entgegnete Schereit, anspielend auf die damalige Aeußerung seines Gegners, „der Eine achtet sehr genau auf das Geschrei eines Raben, der Andere dagegen auf das Wunderbare manches Wolkengebildes".

„Und was wäre denn jetzt gerade gar Besonderes zu sehen?" fragte Skraudopis gespannt und schon empfindlich.

„Nun, so mag doch die ganze Gesellschaft bezeugen," erwiderte Schereit, „ob die Wolken zu beiden Seiten des Mondes, den ich für das Vollmondspärchen annehme, nicht wie Bären aussehen, die dort den offenen Armen ihre Beute zutragen".

„Wirklich, so sieht es aus!" riefen erstaunt die Gäste, als sie zu den Fenstern hinausblickend das Wolkenspiel genauer betrachteten.

„Ich will es nicht bestreiten", stimmte Skraudopis bei, „doch wundert es mich, daß jene kleine Wolke, die in der sehr ähnlichen Gestalt eines Kindes auch den offenen Armen zueilt, dem Scharfblick meines erfindungsreichen Himmelbeschauers entgangen ist".

Die beiden Nachbaren waren auf bestem Wege, wieder hart aneinander zu gerathen, als mit einem Male die Wärterin, athemlos hereinstürzend, mit Mühe die Worte vorbrachte: zwei Bären, die in die Kinderstube gedrungen wären, hätten die Dwynutten geraubt.

Diese so unerwartete Nachricht bewirkte augenblicklich, daß die ganze Gesellschaft, wie Federflocken vom Winde getrieben, nach allen Seiten auseinanderstob. Denn ohne sich erst von den bestürzten Eltern auffordern zu lassen, eilten die Gäste sogleich zur nähern Nachforschung hinaus und boten alle Mittel auf, die geraubten Zwillinge wiederzufinden. Wohl zeigten sich auch Spuren; sie führten aber nach dem großen Walde, und sie hier zu verfolgen war unmöglich und daher jede weitere, noch so große Mühe ganz umsonst.

Die Gäste kehrten allmälig zurück, stärkten sich nach der gehabten Anstrengung und brachen endlich auf, indem sie das fürstliche Paar, das sie wegen des herben Verlustes herzlich bedauerten,

so viel als möglich zu trösten suchten. Schereit jedoch faßte sich sehr kurz und sagte nur, aber so, daß Alle es hören konnten:

„Lieber Nachbar! für den kecken Spaß ziemte sich eine kleine Strafe; so gewonnen, so zerronnen!"

Skraudopis gerieth in Wuth, konnte aber dem Enteilenden nur noch nachrufen: „Denk' an den Raben!"

So endete das großartige Fest, und das Kapellenschloß schien wieder den Sieg davongetragen zu haben. Nur konnte Schereit die öftere Erwähnung des Raben nicht vergessen, und, immer besorgter, sann er nach, was es damit für eine Bewandtniß haben könne. Ueberdies war ihm eine geheimnißvolle, gedrückte Stimmung, die im Hause herrschte, seit einiger Zeit schon aufgefallen. Er fing an, Verdacht zu schöpfen, forschte ernstlich nach und erfuhr endlich: daß allerdings am Abend jenes Festes ein Rabe, von Laima gesandt, durch sein Geschrei vor Atmaine gewarnt hätte; so sehr nun auch die Wärterin auf ihrer Hut gewesen wäre, habe sie es bei den an allen Enden nöthigen Arbeiten und der großen Unruhe nicht vermeiden können, die Wiege auf Augenblicke zu verlassen; solchen Zeitpunkt müsse Atmaine schlau benutzt haben, denn eine Verwechselung sei leider vor sich gegangen.

Schereit war außer sich, nichts schien ihm mehr lieb zu sein, und es währte geraume Zeit, ehe er sich von seinem Schmerze wieder aufrichtete und hoffen durfte, Laima versöhnt zu haben.

Das Laumen-Kind, am Wasserkopfe leidend und nur ein betrübender Anblick für die unglücklichen Eltern, starb bald.

Auf dem Kapellen- wie auf dem Ramige-Schlosse herrschte nun tiefe Stille. Die beiden Nachbaren, von gegenseitigem Grolle erfüllt, suchten einander so viel als möglich zu vermeiden, und kamen nur, wenn unumgänglich nöthige Besprechungen es erheischten, auf Augenblicke zusammen. Längst jedoch hatten Beide, durch Erfahrungen belehrt, das Lächerliche eines so widerwärtigen Wetteifers anerkannt, und als sie, im Alter schon vorgerückt, sich in ihren Handlungen von Besonnenheit und Vernunft leiten ließen, da reichten sie einander die Hand um so williger, als die sehr ernste Zeit dringend zur Eintracht und zum festen Zusammenhalten aufforderte.

Mit Besorgniß nämlich begann man bereits in die sich immer trüber gestaltende Zukunft zu blicken; immer bedenklicher wurde die Lage des Landes, in dessen übrigen Theilen schon lange ein wahrer

Vernichtungskrieg wüthete, und fortwährend wurden die Gemüther durch das Gerücht beunruhigt: der Feind beabsichtige, sobald er die nöthige Heeresmacht beisammen hätte, zu gleicher Zeit Nadrauen und Schalauen mit Feuer und Schwert zu durchstürmen. — Und dennoch dachte Niemand an Mittel zur Abwehr der Gefahr, am allerwenigsten an eine Einigung und an ein gemeinschaftliches Wirken; kein Führer erhob sich für Alle, Jeder war mit sich beschäftigt, Keiner that etwas für das Ganze.

Tief bekümmerte diese zum augenscheinlichen Verderben führende Zerrissenheit des Landes namentlich den Waidelotten Ibuth, der sich, wenn es sein hohes Alter und sein Stand erlaubt hätten, gewiß schon längst an die Spitze eines Heeres gestellt haben würde. Zwar, wohnte er in einer entlegenen Gegend, denn er hatte seinen versteckten, von tiefen Thalschluchten umgebenen Waldsitz nahe an der Grenze wo die Schiesche und Akmeninne ihr steiniges Fußbett vereinigen; dennoch aber kannte er die Verhältnisse, in denen das Land zu dem immer mächtiger um sich greifenden Feinde stand, sehr genau. Hoch angesehen schon durch seine Würde, war er außerdem noch als Ligaschone berühmt und hatte sich als solcher durch seine geschickte Heilart sowohl Niedere als Vornehme zu bleibendem Danke verpflichtet. Bei so ausgebreiteter Bekanntschaft suchte er nun seinen ganzen Einfluß geltend zu machen. Rastlos erließ er an alle Landesältesten die dringende Mahnung, sich gegen den Feind zu rüsten, ehe es zu spät sein würde. — Doch was ihm nicht durch Männer gelang, das hoffte er durch eine Ligaschonin ins Werk zu setzen.

Unter den Zöglingen beiderlei Geschlechts, die Ibuth um sich hatte, zeichnete sich vor allen Toleina aus. Sie hatte nicht nur einen leichtauffassenden Geist, sondern auch ein für alles Gute sehr empfängliches Gemüth. Dabei zeigte sie eine große Vorliebe für die Heilkunde und machte in derselben mit der Zeit so bedeutende Fortschritte, daß Ibuth gestehen mußte, von der jungen Schülerin bald übertroffen werden zu können. Ungeachtet dieses Lobes, das sie oft hörte, blieb sie bescheiden und anspruchslos, und eben so zeigte sie sich in ihrem Anzuge schlicht und einfach. Freilich bedurfte sie auch keines Putzes, da Laima sie an Gestalt und Antlitz schon geschmückt hatte. Desto sorgfältiger aber ordnete sie ihr Haar. Zu beiden Seiten gleich gescheitelt, mußte es glatt anliegen, und zwei künstlich geflochtene Zöpfe, die oberhalb der Ohren beginnend sich hinterwärts kreuzten,

umschlossen über einem Stirnbande den ganzen Kopf, so daß Kiemene*) ihr auch beim stärksten Winde nichts anhaben konnte.

Unter den Fürstensöhnen, die hier Toleina kennen lernten, hatte nur Wodune das Glück, ihre Zuneigung zu gewinnen. Er bat Ibuth, Toleina seinen Eltern vorzustellen und sich für ihn in dieser Angelegenheit bei denselben zu verwenden, was gewiß den besten Erfolg haben würde.

Gern that es Ibuth seinem vormaligen Schüler zu Liebe und begab sich mit der Braut auf das benachbarte Schloß, das nur durch einen See von seiner Wohnung getrennt war.

Die Eltern begrüßten den greisen Fürsprecher aufs Freundlichste und nicht minder wohlwollend auch die schöne Braut, gaben, indem sie die Wahl eine glückliche nannten, mit Freuden ihre Einwilligung zu derselben und bestimmten zugleich den Tag der Vermählung.

Wodune wußte, daß eine große Anzahl von Hochzeitsgästen auf dem Schlosse zusammenkommen würde. — Um nun vor diesen nicht ohne einige Ansprüche auf Männerwürde zu erscheinen, wollte er sich zuvor noch das dazu erforderliche Ehrenzeichen für Erlegung eines Auerochsen erwerben, wozu ihm der große Wald, der sich weit über das jetzige Dorf Stumbra-Girren (Auerochsen-Wald) *fortzog*, volle Gelegenheit darbot.

Mit der dazu bestimmten Anzahl von Genossen, die als gewissenhafte Zeugen über den ausgeführten Kampf zu richten hatten, und begleitet von andern Freunden und Bekannten, unternahm Wodune fröhlichen Muthes die gefährliche Jagd.

Toleina, schon den Tag hindurch von Unruhe und Beängstigung gequält, stand Abends, ohne sich zu regen, erwartungsvoll auf der Uferhöhe, von der sie den See und das Wodune-Schloß überblicken konnte. Es war tiefe Stille umher und jeder Laut vernehmbar. Da sandte Giltine eine Eule; diese setzte sich auf einen Baum in der Nähe Toleina's und begann ihr dumpfes Schauergeschrei. Die Braut schrak zusammen, und so sehr sie das fortgesetzte Rufen erschütterte, wagte sie dennoch nicht, den gefiederten Todesboten zu verscheuchen, der auch endlich, nachdem er eine Weile geschrieen hatte, von selbst davonflog.

*) Dienerin der Laume, hält sich auf dem Hofe, auch in den Wohnungen auf und bestraft jede Unordnung am Haare mit Zerzausen.

Bald darauf zeigten sich auf dem See mehrere Kähne, erhellt von brennenden Fackeln, deren Widerschein den dunkeln Wasserspiegel weithin erleuchtete. Unter den herzzerreißenden Klagetönen eines Todtengesanges bewegte sich der Zug langsam nach dem Schlosse. Toleina, die nun wußte, man bringe Wodune als Leiche von der Jagd nach Hause — und sie hatte sich nicht geirrt! — bog sich eben nach der bodenlosen Tiefe der sie lockenden Fluth hinüber, als in demselben Augenblicke Iduth sie erfaßte und mit großer Mühe endlich die Sinnberaubte so weit beruhigte, daß sie sich zur Wohnung geleiten ließ.

Am Tage, der zur Vermählung festgesetzt war, fand das feierliche Leichenbegängniß statt. Als die Flammen den Leichnam umgaben, wollte Toleina sich in die Gluth stürzen und konnte nur mit Gewalt davon abgehalten werden.

Dreißig Tage hindurch wallfahrtete sie zum Grabhügel und brachte hier ihre heißen Thränen zum Opfer. Dann aber durchstrich sie, ohne auf die Gefahr, der sie sich dabei aussetzte, zu achten, unaufhaltsam Feld und Wald, um die Unglücksstätte, wo der Wuth des wilden Thieres Wodune hatte erliegen müssen, noch aufzusuchen. Es war bereits die Dunkelheit des Abends eingetreten, als sie noch immer im Dickicht des undurchdringlichen Waldes umherirrte, ohne einen Ausgang finden zu können. Da stand plötzlich eine lichte Frauengestalt vor ihr, die ihre Hand der Staunenden darreichte, im Gehen sie sanft mit sich zog und mit einer wunderbar zum Herzen dringenden Stimme nun zu ihr sprach:

„Kind! wohin hat Dich Dein übermäßiger Schmerz gebracht! Ohne mein Dazukommen wärst Du hier unfehlbar verloren gewesen. Darum folge mir, ich bringe Dich wieder auf den rechten Weg, und wie jetzt durch die Finsterniß dieses Dickichts werde ich Dich auch durch die Wirren des vor Dir in Dunkel gehüllten Lebens schützend und sicher führen. Nahe geht mir Dein Leid, und gerne hätte ich Dich vor demselben bewahrt; doch neben mir walten noch andere Mächte, und so raubte Giltine Dir Dein Liebstes; aber Dich darf sie noch nicht in ihre kalten Arme schließen. Du hast erst einen Beruf zu erfüllen, für den ich dich erkoren habe. Gegen den wildauftobenden Schmerz werde ich sicher lindernden Balsam auf Dein wundes Herz träufeln; Du aber sollst dafür Pflegerin der Kranken werden, gern Deinen Brüdern und Schwestern in jeder Noth helfen, und für das

Wohl des unglücklichen Landes, das ohne Oberhaupt die Beute eines grausamen Feindes werden muß, thätig mitwirken. Ich werde, wenn auch unsichtbar, stets Dir nahe sein. — Wir sind am Ziele; dort schon ist Ibuth's Haus! Nun wisse, Du hast mit Laima gesprochen!" und bei diesen Worten war die lichte Gestalt verschwunden.

Auf Toleina hatte die Erscheinung einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Tief hatten sich dem schmerzerfüllten Gemüthe die tröstlichen Worte eingeprägt und blieben nicht ohne Erfolg. Toleina theilte ihrem väterlichen Erzieher sogleich mit, was ihr begegnet war, und bat ihn, sie als Ligaschonin aufzunehmen, da sie fest entschlossen sei, die erhaltenen Aufträge nach Kräften zu erfüllen.

Ibuth gewährte mit Freuden Toleinas Wunsch, denn er sah seine ihm werthe Schülerin dadurch nicht allein vor einem gefährlichen Grame geschützt, sondern erkannte auch zugleich, daß sie als Sendbotin Laima's ganz besonders mit den Gaben ausgestattet sei, vielleicht noch, wenn es nicht zu spät wäre, zur Rettung des Landes etwas beizutragen.

Nachdem nun Toleina zur Ligaschonin erhoben, eine Zeit hindurch ihren Verpflichtungen mit dem größten Eifer und zugleich mit so glücklichem Erfolg obgelegen hatte, daß ihr Ruf sich bald weit verbreitete, zögerte auch Ibuth nicht länger, durch ihre Sendung an die ersten Waidelotten und Fürsten endlich die allgemeine Bewaffnung des Landes und Wahl eines Führers zu bewerkstelligen.

In Begleitung zweier Freundinnen trat nun Toleina willig ihren Weg an. Als Zeichen ihrer Botschaft erhielt sie einen mit besonderen Merkmalen versehenen Kriwule-Stab; ihre Würde als Ligaschonin deutete eine feingeschnitzte Holzurne an; sie wurde auf der rechten Seite getragen, war an den Gürtel befestigt und enthielt eine lebendige Schlange; auf der linken Seite hing neben einem Steinhammer*)

*) Die steinernen Hämmer, ganz von der Form, wie die Hämmer des Zeus Labrandenus und gewöhnlich „Streitäxte" genannt, hatten wohl schwerlich die Bestimmung, als Waffe zu dienen, sondern waren sicherlich eher Opfer- und Hand-Werkzeuge und vielleicht auch ein besonderes Zeichen der Priesterwürde. Daß man sie in die Zeit versetzt, ehe das Metall im Gebrauch war, kann nur zum Theil richtig sein, denn zu ihrer Verfertigung, namentlich zum Bohren des Loches, das sich an ihnen findet, war jedenfalls ein metallenes Instrument nöthig. — Man hat sie vielfältig in alten Eichen — aber nur in diesen — stecken oder überwachsen gefunden, selbst mit einem Theile des feinge-

ein Kerbestäbchen*) mit der Bezeichnung aller Tage, Wochen und Monate eines Mondjahres.

Zuerst begab sich Toleina nach der Potrimpus-Eiche**) bei Norkeiten. An die hier gerade zum Feste versammelte Menge richtete sie so ergreifende Worte, daß Alle mit dem freudigsten Zurufe versprachen, Laima's Willen und Gebot zu befolgen.

Von da nahm sie nun ihren Weg nach dem wichtigen Worskaiten-Sitze auf dem Rombinus. Hier wurden sogleich die benachbarten Fürsten und Gebieter zu einer Berathung zusammenberufen,

flochtenen Riemens. Die Litthauer nennen sie **Perkunkulkas** (von **Kulka**, die Kugel) und halten sie sehr in Ehren. Sie geben sie nicht gern aus Händen, da sie dieselben nicht nur zum Bestreichen kranker Glieder gebrauchen und besonders bei Geschwulst anwenden, sondern sich durch ihren Besitz auch vor Gewitterschaden gesichert glauben. Freilich dienen nicht alle Steine zu den angeführten Zwecken, man muß sie daher erst einer Probe unterwerfen, die darin besteht, daß man den Hammer mit einem Zwirnsfaden bewickelt und ihn dann so an die Flamme bringt. Verbrennt der Faden zu Asche, so ist das ein Zeichen, daß der Stein nicht brauchbar sei; bleibt aber der Faden unversehrt oder versengt nur, ohne seine Haltbarkeit zu verlieren, so hat er seine Echtheit bewährt.

*) Eine fürstliche Familie in Grodno besitzt als merkwürdige Antiquität — vielleicht auch als Erbstück — den Scepter Gedemin's. Es ist ein Broncestab, dessen Dicke 1½ Zoll im Durchmesser und die Länge über 3 Fuß beträgt. Er enthält die in spiraler Richtung von oben nach unten fortgesetzte Bezeichnung eines vollständigen Mondjahres; die Tage und Mondphasen sind durch tief eingelegte Goldstiftchen angegeben und die Ziffern fast den römischen ähnlich. Ebenso sind am Griffende der litthauische Reiter und Adler durch die Stifte punktirt dargestellt, im Uebrigen ist der glattrunde Stab ohne alle Verzierung.

**) In den Chroniken werden keine besonderen Orte angeführt, die auf Potrimpus hinweisen, daher wird es nicht überflüssig sein, Folgendes zu erwähnen: 1) Bei dem jetzigen Gute Norkeiten hat an dem Rande der Waldwiese, wo jetzt der Krug steht, eine dem Potrimpus geweihte Eiche gestanden. Sie wurde umgehauen, und, um das Andenken an die vormalige Bedeutung ganz zu verwischen, wurde eben auf dieser Stelle ein Krug erbaut, der dennoch — der Absicht zuwider — bis jetzt noch der Potrimpus-Krug heißt. — 2) In dem freundlichen Angerapp-Thale, das von dem Städtchen Darkehmen halb umschlossen wird, befindet sich ein einzeln stehender, regelmäßig aufgeschütteter Berg, in Form eines abgestumpften Kegels, jetzt mit einem Pavillon geschmückt, zu welchem ein Schneckensteg führt. Seit uralten Zeiten führt er den Namen Potrimpus-Berg und soll in Nadrauen ein wichtiger Priestersitz gewesen sein. Bei Aufräumung des tiefen Kellers, den der Berg enthält, soll man alte Waffen gefunden haben. — 3) Und ebenso heißt eine Ortschaft in der Gegend von Gumbinnen noch jetzt Patrimplauken.

die einmüthig, nachdem sie mit Staunen die begeisterte Rednerin angehört hatten, die Erklärung abgaben, mit Freuden in den Kampf zu ziehen, sobald es die Noth erfordern werde. Als Beweis ihres festen Zusammenhaltens umschlossen sie Hand in Hand im dichten Kreise den alten Opferstein, ihn zum Zeugen ihres Gelöbnisses anrufend.

Da aber Toleina einsah, daß ihre Sendung, wie es ihr Ibuth auch auseinandergesetzt hatte, erst dann einen befriedigenden Erfolg haben würde, wenn es ihr gelänge, eine Vereinigung zwischen Schalauen und Nadrauen zu Stande zu bringen, so versäumte sie nicht, bei dem Feste auf dem Potrimpus-Berge im Angerapp-Thale zu erscheinen. Statt der unbekümmerten Sorglosigkeit, die in Schalauen noch herrschte, fand sie hier schon eine fast beunruhigende Rathlosigkeit; deshalb bot sie ihre ganze Beredsamkeit auf, die Mächtigen und Landesältesten an die große und nahe Gefahr zu erinnern. „Jeder noch so muthige Einzelkampf", so lauteten die Schlußworte, „ist vergebens; nur mit vereinten Kräften kann man die Macht des Feindes brechen. Bereit ist das treue Volk, sich wie Ein Mann zu erheben, doch es fehlt an einem Machthaber, auf dessen Gebot Alles zu den Waffen greife. Zerstreuen sich doch die Kraniche ohne einen Führer; kommen doch die Bienen elend ohne eine Königin um, und selbst die Erdenmutter, Mond und Sterne müßten ohne die Sonne vergehen. Wählet daher einen Führer, wenn nicht Potrimpus Zorn über das ganze Land Verderben und Unheil bringen soll!"

Ueberzeugt von der einleuchtenden Wahrheit des Gesprochenen, gelobten auch hier Alle, gern ihr Leben zur Errettung des Landes hinzugeben. —

Toleina hatte ihre Sendung beendigt und trat daher ihre Rückkehr an, um über die Ausführung der erhaltenen Aufträge nähern Bericht abzustatten und über besondere Angelegenheiten noch Ibuth's Meinung zu hören. Von den Worskaiten auf dem Rombinus, wo sie einige Tage Rast halten wollte, erfuhr sie, daß man sie auf dem Kapellenschlosse schon sehnlichst erwartet habe, indem der Fürst gefährlich krank darniederliege. Ohne Verzug eilte sie dahin und fand den Leidenden wirklich dem Tode nahe. Die sofort angewandten Mittel wirkten günstig, so daß auf Genesung sicher gehofft werden konnte, nur erforderte der Zustand noch die sorgsamste Pflege und größte Aufmerksamkeit, und hiebei hatte Toleina an ihren beiden

Freundinnen, die auch abwechselnd die Nachtwachen übernahmen, den treusten Beistand. Ihrer unermüdlichen Mühe war es endlich gelungen, den Fürsten so weit herzustellen, daß er das Krankenlager verlassen konnte.

Das Fürstenpaar hatte Toleina, deren hohe Kunst und aufopfernde Hingebung es nicht genug rühmen konnte, wie eine Tochter liebgewonnen und sie, da an Trennung nicht gedacht werden durfte, durch Bitten auch endlich zu bewegen gewußt, mit ihren Freundinnen für immer auf dem Schlosse zu bleiben, wobei es ihr unbenommen blieb, ihren einstigen Lehrer Ibuth so oft zu besuchen, als sie es wünschte, oder auch Krankenfahrten zu unternehmen. Ungeachtet des bedeutenden Unterschiedes an Alter fand zwischen der Fürstin und Toleina, deren Umgang für Geist und Herz befriedigende Nahrung darbot, das innigste Freundschaftsverhältniß statt, und so konnte es nicht fehlen, daß bei der zärtlich für sie gehegten Theilnahme Toleina über alle ihre Erlebnisse und früheren Schicksale befragt wurde. So viel sie auch zu erzählen vermochte, über ihre Eltern wußte sie keine Auskunft zu geben; nur erwähnte sie eines Halsbandes, das sie von Ibuth mit der Weisung eingehändigt erhalten hätte, es sorgfältig aufzubewahren, da es ihre fürstliche Abkunft bezeuge und einst vielleicht noch (bei diesen Worten seufzte sie tief auf) zur Ermittelung ihrer Eltern verhelfen könnte. — Auf Bitten der Fürstin mußte sie dasselbe zur Stelle herbeiholen; und kaum hatte diese es zu Gesichte bekommen, als sie es auch mit dem freudigsten Erstaunen sogleich für das ihrem ersten Kinde geweihte Wiegengeschenk erkannte. —

Alle die heißvergossenen Thränen um das von Atmaine einst entführte Töchterchen waren mit einem Male vergessen, und das Glück, die langverlorene Tochter — denn Toleina war es — wieder zu besitzen und sie zu einem ehrenvollen Beruf herrlich herangebildet dastehen zu sehen, — wog bei den jetzt überreichen Eltern den Schmerz von langen Jahren auf.

Nun wurden auch über die beiden Freundinnen Toleinas die eifrigsten Erkundigungen eingeholt, nach welchen es sich endlich unzweifelhaft erwies, daß sie jenes von den Bären geraubte „Vollmondspärchen“ oder Dwynutten seien, was für Schereit, der sich an jener Begebenheit durch reiche Spenden an Laume betheiligt hatte, und den jede Erinnerung daran empfindlichst berührte, eine große Beruhigung war.

Als die Zwillingsschwestern erfuhren, daß sie in Ramige einst an Kindesstatt angenommen waren, ermangelten sie nicht, dem fürstlichen Paare ihren Dank darzubringen mit der Versicherung der steten Ergebenheit. Die einstigen Pflege-Eltern waren sehr erfreut und wollten ihr früheres Recht, da sie an den Dwynutten das größte Wohlgefallen fanden, auch fernerhin noch behaupten; diese jedoch konnten sich vermöge des Verhältnisses, in welchem sie zu ihrer Freundin Toleina standen, nicht gänzlich von ihr trennen und waren daher, wie es gerade Zeit und Umstände erlaubten, bald auf dem Kapellenschlosse, bald auf Ramige, hier wie dort gleich heimisch und gleich gern gesehen.

Nach langer, trüber Stille war nun in beide Schlösser wieder die lauteste Freude eingekehrt, nach einem so glücklichen Ausgange beiden Nachbaren ein Stein vom Herzen gefallen und die alte Schuld durch harte Prüfungen abgebüßt. Das vielfach Gute, das wahre Freundschaft gewährt, suchten Schereit und Skraudopis, jetzt erst vollkommen versöhnt und im Benehmen gegen einander unbefangen, eifrig nachzuholen. Häufiger wie je fanden auch wieder gesellige Vergnügungen und frohe Zusammenkünfte statt. Zu diesen gab die Genesung des Fürsten Schereit, das Wiederfinden der längst aufgegebenen Töchter und endlich die Versöhnung der beiden Nachbaren die nächste Veranlassung. Beträchtliche Geschenke und Gaben wurden dabei auf dem Opfersteine niedergelegt; die Worskaiten brachten unter feierlichen Gesängen Laume ihren Dank dar, daß sie die drei Kindlein nicht in Giltine's Hände gelegt und priesen Laima, daß sie sich der Pfleglinge so freundlich angenommen habe; auch wurden die hilfsbedürftigen Waisen im festlichen Zuge, den die Dwynutten und Toleina anführten, aus den verschiedenen Orten eingeholt und zum Theil bei den Worskaiten zur Erziehung oder auf Ramige und dem Kapellenschlosse zur Pflege untergebracht. Hiemit beschlossen Schereit und Skraudopis die Sühne für das einst aus eifersüchtigem Uebermuthe begangene Unrecht. Alles ging nun nach Wunsch. Eine Lustbarkeit folgte der andern, zu deren Veranstaltungen es nie an auffordernder Gelegenheit mangelte. Größer freilich wäre noch die Freude gewesen, wenn nicht Toleina's hoher Ernst und Trübsinn auf die nur nach Genüssen haschende Umgebung mißstimmend eingewirkt hätte. Denn gerade mitten in den rauschendsten Vergnügungen saß sie, in tiefe Gedanken versenkt, starr vor sich

hinbrütend, da und ließ sich von ihrer Trauer durch nichts abbringen. Einige meinten, es sei der Gram um Wodune, den sie nicht vergessen könne, wie auch um ihren Erzieher und Lehrer Ibuth, der gleichfalls schon dahingegangen war; Andere wiederum bedauerten sie als eine Unglückliche, die den gewählten, schweren Beruf ohne Zweifel schmerzlich bereue. Niemand wollte sich von dem wahren Grunde überzeugen, daß ihr nämlich nur die Sorge um das bedrohte Wohl des Vaterlandes so sehr zu Herzen gehe und die Ueberzeugung von der Erfolglosigkeit ihrer so viel versprechenden Sendung sie um alle Lebenslust bringe. —

Auf dem Schlosse Ramige hatte wieder eine Festlichkeit eine — und zwar diesmal besonders große — Anzahl von hohen Gästen versammelt. Toleina mußte ihren Eltern zu Liebe auch erscheinen. Als sie von der bald in die heiterste Stimmung versetzten Menge aufgefordert wurde, nicht dem Trübsinn nachzuhängen, sondern an der allgemeinen Freude einmal so recht von Herzen Theil zu nehmen: erhob sie sich von ihrem Sitze in heftiger Gemüthsbewegung, doch mit Würde und Ernst, und indem ihr Blick wunderbar leuchtete, sprach sie mit einer ihren tiefen Schmerz bekundenden Stimme, wie von Schauer ergriffen:

„Es bricht mir das Herz, und doch darf ich es Euch nicht verschweigen, so wisset denn: es ist das letzte Fest, das Ihr hier und vielleicht im Leben feiert. — In Lustbarkeiten versunken und nur der Freude hingegeben, seht Ihr noch immer den Himmel heiter, obgleich schon ein grausig düsteres Gewölk, durchzuckt von feurigen Blitzen, drohend und rasch heraufsteigt, anzuschauen wie starrende Lanzen und bluttriefende Schwerter; — ich sehe es über diese Ufer daherstürmen, begleitet von einer tobenden Windsbraut, deren Heulen der Jammerruf verzweifelnder Mütter und Kinder übertönen und in dem Wehklagen auf unsern Höhen einen herzzerreißenden Wiederhall finden wird. — Selbst der Strom, erzürnt über Eure Thatlosigkeit, wird sich, wie mit Schaum bedeckt, in ein weißes Gewand hüllen und seine verwüstenden Fluthen brausend über dieses Thal zu unserm Untergange wälzen!"

„Halt ein!" riefen die ängstlich besorgten Eltern, „Kind! Du sprichst irre; komme zu Dir selbst und beunruhige doch nicht uns und Dich so ohne Grund!"

„Ruhe werdet Ihr", fuhr die Seherin fort, „erst in Pikollos' Schattenreich finden, hier im Sonnenlichte nicht mehr, denn die Gefahr ist zu nahe und das Verderben unvermeidlich. Darum, wer noch sein Leben retten will, der beeilige sich zur Flucht; wer aber am Opferstein damals gelobte in den Kampf zu ziehen, der greife zu den Waffen, um, wenn auch nicht mehr zur Errettung des Vaterlandes, so doch als Held für dasselbe zu sterben! — Leistet den Worskaiten treuen Beistand, wenn sie die geweihten Kostbarkeiten bergen, damit sie nicht zum Spotte den Feinden in die Hände fallen; ihnen selbst aber seid zur Flucht um so behilflicher, als ihrer gerade der schmählichste Tod harret. — Sendet auch unverzüglich Boten an den Ragaina-Fürsten, ihm verkündend, was ich gesprochen habe; vielleicht gewinnt er noch Zeit, sein Schloß stark zu bemannen. Ihr seid jetzt auf Alles vorbereitet; ich verlasse Euch nun, doch nicht auf lange Zeit, denn bald wird der entscheidende Augenblick gekommen sein und da werdet Ihr mich in Eurer Mitte sehen!"

Mächtig von den Worten ergriffen, saßen Alle eine Zeit lang schweigend und ernst nachdenkend da, und aller Frohsinn war gewichen. Das Fest glich einem Leichenbegängniß und den Gästen war zu Muthe, als hätten sie heute mit demselben alle ihre bisherigen Freuden und ihr ganzes, einstiges Glück zu Grabe getragen. — Nachdem noch den höheren Mächten ein stilles Trankopfer dargebracht war, trennte sich die Gesellschaft mit schwerem Herzen.

Konnten sich auch Viele von der wirklichen Nähe der Gefahr noch immer nicht vollkommen überzeugen, so stand jetzt doch den Meisten der trübe Hintergrund zu lebhaft vor Augen, als daß man sich nicht willig in Toleina's Anordnungen gefügt hätte. Wirklich wurde die Besatzung des Ragaina-Schlosses noch in Eile verstärkt, so daß es 2000 Mann bewaffneter Streiter zählte. Ebenso war man auf dem Rombinus in voller Thätigkeit, die verschiedenen Acker-*) und Opfer-Geräthe, alle von gediegenem Silber oder Gold,

*) In der steilen Uferwand am Rombinus wurden beim Lehmgraben 24 broncene Nägel gefunden, die man leicht für Eggenzinken halten kann und die von den „goldenen Ackergeräthen" herrühren mögen, die der Sage nach in dem Berge vergraben sind. Sie schienen gegossen, nicht gehämmert zu sein, da sie in Größe und Form vollkommen übereinstimmten. Jede Kante hatte auf beiden Seiten feine Falzen, und der Kopf war vierkantig und dabei flach. Der ganze Nagel maß in die Länge 6 Zoll, in die Breite am obern Ende 1/2 Zoll.

wie auch die goldene Wiege in Sicherheit zu bringen, indem man sie tief im Innern des Berges vergrub. Auch begann man, sich zum Schutze des Heiligthums und der beiden Schlösser eifrig zu rüsten, was freilich einen andern Erfolg gehabt haben würde, wenn es gleich damals nach der ersten Ansprache geschehen wäre, die Toleina vom Opferstein herab an die Versammelten hielt. —

Es war am dritten Tage nach dem Feste auf Ramige, als die Bewohner des diesseitigen Ufers am frühen Morgen durch die Schreckensbotschaft: der Feind sei drüben, unvermuthet aus dem Schlafe geweckt wurden. —

Fischer, die mit Zurücklassung ihrer Netze die Flucht ergriffen hatten, erzählten: der ganze Strom nach Ragaine zu sei von Fahrzeugen bedeckt, sie seien angefüllt von den schrecklichen Kriegern in weißen Mänteln, und die Spieße seien wie ein dichter Wald anzusehen. — Bald auch kamen eilig und in voller Angst Hirten von den Triften, Arbeiter von den Feldern und berichteten: das ganze Ufer drüben leuchte von blinkenden Waffen und aus dem Ragaine-Schlosse sehe man wirbelnde Rauchwolken an allen Ecken emporsteigen.

Die ganze Bevölkerung war bald auf den Füßen und Alles eilte, um sich durch eigne Anschauung zu überführen, wie viel Wahrheit die Aussagen enthielten, nach den Höhen und denjenigen Punkten hin, von denen man nach drüben eine freie Aussicht hatte.

Wirklich sah man das Schloß Ragaine mit allen Nebengebäuden und dem dazugehörigen Flecken Ragnita*) in vollen

*) Obige Sage bezieht sich unstreitig auf den Kriegszug, den der Vogt von Samland, Dietrich v. Liedelau gegen die Heidenburg Ragnita, von Anderen auch Raganita und Raginta genannt, im Jahre 1275 unternahm. Sie lag hart am Strome auf einer steilen Uferhöhe, die jetzt noch der Schloßberg genannt wird und sich auf dem östlichen Ende der Stadt Ragnit befindet. Der ursprüngliche Name wurde also auf den später gegründeten Ort übertragen. Was daher zu der Behauptung: „Die auf dem entgegengesetzten Ufer gelegene Heiden-Feste, welche Liedelau nach Erstürmung der diesseitigen Burg (an demselben Tage) dem Erdboden gleich machte, habe nicht „Ramige“ sondern „Ragnita“ geheißen“, — irgend wie berechtigt, ist nicht leicht einzusehen. Ramige mag immerhin ein verstümmelter Name sein und dürfte vielleicht richtiger Rambige oder Rambine heißen, da der Uferberg, auf welchem oder in dessen Gegend die Burg gelegen hat, noch jetzt den Namen Rambinus führt, aber keineswegs Ragnita.

Flammen stehen, so daß das ganze Ufer in einem Feuermeer zu schwimmen schien; dabei tönte es grausig herüber, ähnlich bald menschlichen Stimmen, bald dem Heulen des Sturmes. Wer ein scharfes Auge hatte, konnte an dem Schwingen der blitzenden Waffen das gräßliche Morden erkennen und noch deutlicher sehen, wie ganze Häufen sich in ihrer Verzweiflung von den schroffen Uferwänden hinabstürzten oder hoch auf den Speeren zappelnde Kinder in die Flamme geschleudert wurden. —

Nicht lange konnten die Schauenden den grausenerregenden Anblick ertragen; voll Entsetzen kehrten sie nach Hause und bestätigten die bereits in der ganzen Gegend verbreitete Nachricht, so daß sich Aller eine unbeschreibliche Angst bemächtigte, Mütter, Frauen und Kinder mit ihrem lauten Wehklagen die Lüfte erfüllten und in der Bestürzung Keiner wußte, was er zuerst beginnen, wie er sich helfen und rathen sollte. — Da ließ Toleina nicht lange auf sich warten; rastlos eilte sie von einem Orte zum andern, räumte besonnen und furchtlos Alles aus dem Wege, was die Flucht, in der allein nur noch Rettung möglich war, etwa verzögern und aufhalten konnte, trieb zur Eile an, ermuthigte und half, wo sie nur konnte. — Als sie erst so die Wehrlosen, Schwachen und Kranken in Sicherheit wußte, war ihre eifrigste Sorge, Schereit und Skraudopis, die bei einem etwanigen Angriffe in Betreff der Gegenwehr noch immer keinen festen Entschluß gefaßt hatten und überdies auch verschiedener Ansicht waren, dahin zu bestimmen, daß sie die einzelnen schon bewaffneten Haufen zu einer Schaar vereinigen möchten, was auch endlich geschah.

Noch war die Gluth auf der Ragaina-Höhe nicht erloschen und die Hälfte des Tages kaum erst vorüber, da gewahrte man schon, wie das feindliche Heer, welches nach dem ersten so rasch und glücklich ausgeführten Ueberfall sich zu neuem Siege angespornt fühlte, auf einer großen Menge von Kähnen nach dem diesseitigen Ufer übersetzte.

Die beiden Fürsten überzeugten sich nur zu bald, daß gegen einen so kriegsgeübten und an Zahl vielleicht zehnfach überlegenen Feind jeder noch so muthige Widerstand vergeblich sein würde; sie beschlossen daher, sich in einen Hinterhalt zurückzuziehen. Am Opferst eine weihte sich die kleine Schaar dem Tode, feierlich gelobend, mit Aufopferung des eigenen Lebens an dem grausamen Feinde für das in Ragaine von ihm mörderisch angerichtete Blutbad Rache zu nehmen.

Von dem bereits ans Land gesetzten Heere nahm eine Abtheilung beutegierig sogleich ihren Weg nach dem schönen Worskaiten-Sitze auf dem Rombinus. Auf diese hatte es Toleina abgesehen. Sogleich kam sie mit den Dwynutten wie aufgescheucht aus dem Gebüsche hervor, lief, als suche sie eine sichere Zufluchtsstätte auf dem freien Platze nach verschiedenen Seiten hin, und absichtlich noch immer zögernd, bis der ganze Troß der wilden Krieger sich zu ihrer Verfolgung in die Gegend des Hinterhaltes hatte verlocken lassen und ihr schon ganz nahe war, schlüpfte sie mit Hast in das Dickicht. In demselben Augenblicke stürzte die schon lauernde Schaar aus dem Versteck wuthentbrannt auf den überraschten Feind los und kämpfte so heldenmüthig, daß vielleicht der ganze Heerestheil aufgerieben worden wäre, wenn nicht herbeieilende frische Massen baldige Hilfe gebracht hätten. Schereit war beim ersten heftigen Angriff schon gefallen, und die kleine Schaar, fast umzingelt von der feindlichen Ueberzahl, hatte nur noch den Waldweg offen. Diesen suchte nun Skraudopis zu vertheidigen, doch er konnte sich nicht lange auf diesem Punkte behaupten und wurde immer weiter in den Wald gedrängt, wo er von mehren Lanzen durchbohrt, todt niederstürzte. Seine Genossen ergaben sich auch jetzt noch nicht, sondern kämpften bis zum letzten Athemzuge, so daß der ganze Weg mit ihren Leichen bedeckt war. —

Toleina und die Dwynutten hatten sich, da sie den Tod suchten, stets der größten Gefahr mitkämpfend ausgesetzt. Mochte immerhin ihr Anblick durch die lebendigen Schlangen, die am Haupte befestigt, sich über Nacken und Schulter wanden, etwas unheimlich erschienen sein, so daß mancher bärtige Krieger im ersten Zusammentreffen stutzig wurde oder sich scheu zurückzog: die wahre Absicht des Feindes, sie als lebende Beute in seine Gewalt zu bekommen, durchschauten sie nur zu sehr, als daß sie nicht daran denken sollten, sich bei Zeiten diesem schrecklichen Loose zu entziehen, vor welchem nur der Tod schützen konnte und als Wohlthat gehalten werden mußte. Im fortwährenden Kampfe zurückweichend, gelang es ihnen, mit drei Fürstensöhnen, die nicht von ihrer Seite gewichen und allein übrig geblieben waren, einen engen Schluchtpfad zu gewinnen. Hier stellten sich die drei Gefährten zu einer lebendigen Mauer auf und hielten den anstürmenden Feind so lange vom Vordringen mit dem kühnsten Muthe ab, bis Toleina und die Dwynutten den nahen Strom

erreicht und sich in die tiefen Fluthen gestürzt hatten, was sie aus dem gell tönenden Abschiedsgrusse entnehmen konnten. Jetzt brach auch ihre Kraft zusammen, und sie starben als die Letzten der in den Heldentod geführten Rombinus-Schaar. —

Mit aller Vorsicht, jedoch ohne weiteren Aufschub nahm nun das gesammte feindliche Heer seinen Weg geradezu nach dem Worskaiten-Sitze. Er wurde durchplündert und den Flammen preisgegeben. Es währte nicht lange, so standen auch Ramige und das Kapellen-Schloß nicht mehr, denn sie wurden dem Erdboden gleich gemacht, und jenes Fest war, wie Toleina richtig vorhergesehen hatte, in Wahrheit das letzte gewesen. Nachdem der Feind die ganze Gegend mit Feuer und Schwert durchzogen und sie zur Einöde gemacht hatte, trat er, mit großer Beute beladen, seinen Rückweg an.

Nur Wenige von den Flüchtigen kehrten, als sie von dem Abzuge der schrecklichen Krieger Kunde erhalten hatten, wieder nach ihren verwüsteten Wohnstätten zurück; aber sie gedachten in ihrem Schmerze noch Toleina's und der Dwynutten und hielten es für eine unerläßliche Pflicht, die drei Heldinnen mit allen Ehren zu bestatten. Die Leichen derselben wurden nicht weit von dem Schluchtpfade aus dem Wasser gezogen; wie im Leben, so hielten sie auch im Tode einander fest umschlungen, so daß man erst nach der Verbrennung ihre Asche trennte. Drei besondere Todtenurnen schlossen diese in sich, und die drei Grabhügel nahmen je eine auf, welche zum Andenken an Toleina und die Dwynutten den Namen **Mergů-Kalnai** Mädchen- (Grab-) Hügel erhielten. Doch auch der Memel-Arm sollte das Gedächtniß sichern, und wurde daher **Mergů-** (oder Mergen-) See genannt. Und beide Benennungen sind bis auf den heutigen Tag geblieben.

Ed. Gisevius.

[Zur Lebensgeschichte des Marchese Giovanni Bonifacio d' Oria.] Im Chore der S. Trinitatiskirche zu Danzig gedenkt eine unter dem marmornen Reliefporträt eines alten Mannes in Hofcostüm mit großem Kragen angebrachte Inschrift der merkwürdigen

Schicksale desselben, der an den Ufern des Golfs von Neapel geboren, dort seine letzte Ruhestätte fand, des Marchese Giovanni Bernardino Bonifacio d' Oria, (geb. 1517, † 1597). Die Inschrift lautet nach dem Abdruck bei Reinhold Curike, Historische Beschreibung der Stadt Danzig (Amsterdam und Danzig 1688) S. 335:

Destruat effigiem mors, ut solet omnia; tempus
immortalem animam destruere haud poterit.

Joanni Bernardino, Roberti f[ilio], Andreae n[epoti], Bonifacio, marchioni Oriae terrarumque Francavillae et Casalis Novi d[omi]n[o] anno Christi MDXVII sine omine VII Kalendas . . . . . . nato, Romae, in Galliis, in Hispan[ia] erud[ito] studia cum laude operato acad[emica] et urbis Neapolitanae p[er]p[etuo?] iustitiario haereditario, in medio Hispan[icae] ibid[em] inquisit[ionis] furore agnita ex script[is] Melancht[honis] evangelii luce, paulo p[ost] exuli voluntar[io] ac primo Venetias, dein ob irati pontificis insidias per Helvet[iam] in German[iam] et ad Wormatien[se] colloq[uium] delato, postquam[?] totos XL annos per utramque German[iam], Polon[iam], Lithuan[iam], Constantinop[olim], Angl[iam], Scot[iam], Dan[iam], Suec[iam] peregrinato, ex Angl[ico] demum itinere coecis subito oculis misere hic naufrago a senatu incluto, cui bibliothecam Pragen[sis?] exilii solatium legavit, per sexen[nium] ad mortem usque liberaliter habito; Italorum in simili causa exulum facile primo, polyglotto, polyhistor[i], polytropo, laudatissimo Bartholomaeus Schachmannus, reipubl[icae] praeconsul, aram hanc posthumam, ut tam rarae virtutis et[ad?]posteros mu[lies o?]nimentum, ita humanitatis sibi olim Europae, Asiae et Africae lustratori ab exteris praestitae hostimentum volens lubensque. Octogenarius per omne aevum coelebs et abstemius adeoque Bonifaciorum ultimus anno Christi MDXCVII. IX Kal[endas] April[es].

**Ossa diu jactata nimis terraque marique
hic requiem errorum denique reperiunt. —**

Die in der Inschrift erwähnte, durch einen Vertrag 1592 der Stadt Danzig überlassene Bibliothek bildete eine Hauptgrundlage der

ehemals im Gymnasiumsgebäude, dem Kloster neben jener Kirche, aufgestellten Stadtbibliothek*). —

Die schon im **XIV.** Jahrhunderte angesehene Familie der Bonifacii gehörte der Abtheilung (**seggio**, lat. **sedile**) des neapolitanischen Adels an, welche di Portanova heißt, und zwar darunter zu den hervorragenden Geschlechtern. 1488 kommt ein Bonifacio als Vertreter seines **Seggio** bei einem feierlichen Leichenbegängnisse vor. Eine besondere Beziehung hatte die Familie zu der mit einem Benedictinerstifte verbundenen Kirche des in Neapel begrabenen berühmten Apostels von Noricum, S. Severinus. In derselben befindet sich das von dem gefeierten Bildhauer Giovanni da Nola gefertigte schöne Grabmal des in einem Alter von sechs Jahren verstorbenen Bruders des Johann Bernardin, Andrea Bonifacio, Sohnes des Robert Bonifacio und der Lucretia Cicara, abgebildet in: **La Galerie agréable du Monde. A Leide. Van der Aa. fol. Tome XXXVII.** auf Tafel 11, bedeutend besser mit Details bei **Francesco de Cesare, I monumenti di architettura greci, romani e del secolo XV. nel regno di Napoli. Napoli 1834. tav. XIV.** An letzterem Orte läßt sich auch das Wappen der Bonifacii erkennen mit dem der Cicara verbunden: ein gespaltener Schild; in der *rechten* Hälfte ein geschachter rechter Schrägbalken, begleitet oben und unten je von einem wachsenden Löwen; in der Linken des der Cicara, in der oberen Hälfte des quergetheilten Feldes ein nach rechts gewandter stehender Vogel, in der unteren zwei Sparren übereinander. —

Ein auf Johann Bernardin's Anfänge bezügliches Actenstück findet sich in den nachgelassenen Papieren des königl. sächsischen Geh. Hofrathes **Dr.** Heinrich Schulz, welcher dasselbe wohl in den bei der Kirche aufbewahrten Documenten entdeckte und, weil es ein kunsthistorisch wichtiges Factum beleuchtet, excerpirte. Einen der Kreuzgänge des Klosters ziert nämlich der Cyclus von Darstellungen aus der Lebensgeschichte des heil. Benedict von Antonio Solario, genannt lo **Zigaro** (der Zigeuner), **al fresco** gemalt. Die darin vorkommenden die Renaissance verrathenden Architecturformen schienen

*) Vrgl. **Sam. Schelguigius: De incrementis bibliothecae Gedanensis** bei **Mich. Christ. Hanow: De meritis protobibliothecariorum saeculi Athenaeo Gedanensi secundi** in den **Acta Jubilaei secundi gymnasii Gedanensis. Gedani 1756. folio p. 256**

den Künstler einer weit späteren Zeit zuzuweisen, als in welche die neapolitanischen Kunstschriftsteller ihn zu versetzen pflegten. Die Urkunde, das Testament von Johannes Vater, Robert, erwähnt einen Neubau, welcher nach andern auch von Schulz entdeckten Urkunden seit 1494 geschah, vor dem also jene Gemälde nicht gemalt sein können. Das italienisch abgefaßte Testament, geschlossen 1534 den 16. Januar, zu Neapel, wurde nach dem Tode des Marchese am 2. November 1536 gleichfalls zu Neapel eröffnet. Roberto Bonifacio, Marchese d' Oyra setzt darin seinen Sohn Giovanni Bonifacio zum Universalerben ein, jedoch mit der Bestimmung, daß, falls auch dieser (d. h. jedenfalls vor ihm) stürbe, ohne Kinder zu hinterlassen, von dem Vermögen ein Benedictinerkloster bei Neapel erbaut werden solle, worin der Marchese und seine in S. Severino ruhenden Kinder beigesetzt werden sollten. Sonst sei er in S. Severino zu begraben. In dieser seit mehreren Jahren begonnenen neuen Kirche solle Johann Bonifacio, auf welcher Seite und an welcher Stelle der Kirche es der Gemahlin des Erblassers, Lucretia Cicara, gutscheinen werde, eine Kapelle errichten, für die 2000 Ducati angewiesen werden, 1700 zum Baue und zur Ausschmückung, 300 zur Gründung einer stehenden Rente. Auf dem Altarbilde solle die Jungfrau Maria mit S. Franciscus de Paula (dem 1518 canonisirten Stifter des Ordens der Minimi) dargestellt werden.

Berlin. **Dr. Ernst Strehlke.**

[**Nochmals Andreas Ruther von Danzig. In den N. Pr. Prov.-Bl. 1859. Band III. S. 331**]. Nagler im Künstlerlexicon Bd. XIV. 88. (München 1845) nennt einen Historienmaler Andreas Ruthard oder Rutharts, der nach Titi (Storia della pittura) um 1680 in Rom gearbeitet habe und später in den Cölestinerorden getreten sei. Die letztere Notiz macht es sehr wahrscheinlich, daß derselbe mit jenem Danziger Künstler identisch sei; Sta. Maria di Collemaggio, wofür dieser malte, war das Hauptkloster des genannten Ordens, in welchem dessen Stifter S. Pietro di Morrone, (der Pabst Cölestin V.) begraben liegt. Ueber ein Werk des Andreas Ruthart, David's Salbung durch Samuel, s. Nagler a. a. O.

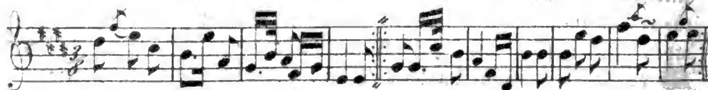
Berlin. **Dr. Ernst Strehlke.**

[Anfrage in Betreff einiger litauischen Götternamen]. Sjögren führt in dem nach seinem Tode von der kaiserl. russ. Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Werke: „Ueber die Wohnsitze und die Verhältnisse der Jatwägen. St. Petersburg. 1859" aus der in altslawischer Kirchensprache geschriebenen Wolynischen Chronik zwei Stellen an, die Nachrichten über einige Götter des einst heidnischen litauischen Volkes enthalten. Vom litauischen Großfürsten Mindowe erzählt der Chronist (Seite 44, Anm. 138): „Mindow sandte zum Papste und empfing die Taufe. Aber seine Taufe war heuchlerisch: er opferte seinen Göttern insgeheim, zuvörderst dem Nnadäi (in andern Codd. Nonadai, Konadäi) und Telävelj und Diveriks (in einem andern Cod. Deviks), dem Hasengotte, und Mäidäin (in andern Codd. Medäin, Mindäin); wenn er aufs Feld ausfuhr und ein Hase aufs Feld herauslief, so ging er in den Wald nicht hinein und wagte nicht einen Zweig abzubrechen, und opferte seinen Göttern und verbrannte die Leichen der Verstorbenen und übte sein Heidenthum öffentlich aus"; ferner (Seite 52, Anm. 160), daß die Litauer ihre Götter Andaj und Diwiriks angerufen hätten, als sie statt der gehofften Beute in der Stadt Nowgrad-Wolynskij, diese niedergebrannt fanden. — Vielleicht machen Kenner der litauischen Sprache den Versuch, die Namen der Götter zu erklären, wodurch die Kunde, die wir vom Götzendienste des litauischen Volkes haben, bereichert würde. Sjögren hat die Götternamen nicht zu erklären versucht.

F. Gottschalk.

[Sammlung litthauischer Volkslieder, übersetzt von P. v. Bohlen].
(Fortsetzung).

32. N. P. P.-B. V., 354. Ness. Nro. 232 mit derselb. Mel.*)



Du liebe, alte Mutter,
Wie manche stille Nacht
Hast du an meinem Bette
In Sorgen durchgewacht!

Du hast mich weiß gewaschen,
In Seide mich gehüllt,
Und warfst mir immer freundlich,
Von Mutterlieb' erfüllt.

*) Eine der schönsten Dainos. — Der litt. Text dazu fehlt im Manuscripte.

Du liebe, alte Mutter,
Hat's dir nicht leid gethan,
Daß du mich hast versprochen
An einen rauhen Mann?

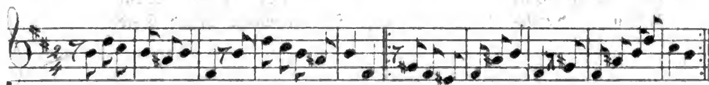
* * *

Der Hahn hat ausgekrähet,
Die Rosen sind verblüht.
Die Morgenröthe dämmert,
Und deine Tochter zieht.

Der Bäume Blätter fallen
Mit reifem Obste ab:
So stürzen heiße Thränen
Von meiner Wang' herab.

Die braune Geige tönet
Die Gäste harren mein:
Du liebe, alte Mutter,
Auf immer denk' ich dein.

33. N. P. P.-B. V., 358; Ness. Nro. 193 mit ders. Mel.



Mamůże mano miela,
Sennoji mano miela,
Mázą manę auginai,
Ne wienam pażą dîjei.

Pażadejei Bernyczni,
Karcźamôs Girtoklyczni;
Kas Dien' jis Alû giere,
Naktiej' Razbajy Kêle.

Kas Dien' jis Karczamujej'
Su Stopike uzt Stàlo,
Kas Nakt' jis po Girrélę
Su szwieseje Flintele.

Ai Mamużyte miela,
Tu Senolyte miela,
Mesk manę i Jurażes,
I Marû Gillumůżę.

Du liebe, alte Mutter,
Du hast mich junge Maid
So lange großgezogen
Und Keinem mich gefreit.

Nun hast du mich dem Säufer
Im Kruge zugedacht,
Der täglich Alus*) trinket
Und nächtlich Händel macht.

Der täglich zu dem Glase
Am Schenkentische eilt,
Der nächtlich in dem Walde
Mit blanker Flinte weilt.

Ach liebe, alte Mutter,
Lieb' altes Mütterlein!
Wirf lieber mich in's Wasser,
In's tiefe Meer hinein.

*) „Alùs oder Allùs, genit. Allaus; dieses eigenthümliche Getränk der Litthauer unterscheidet sich vom Bier (Pywas) dadurch, daß es aus einem Malz gebraut wird, was halb aus Hopfen, halb aus Gerste besteht und viel gelinder als das Biermalz gedarrt ist. Daher hat der Alus eine blaßgelbe Farbe, die fast ins Weiße fällt, aber einen lieblichen, süßen Geschmack, der sehr verführerisch ist und leicht berauscht. S. meine Anmerkungen zu Donalitius Jahreszeiten S. 162." (Rhesa: Dainos; Berlin, 1813, S. 237.)

Die Red.

Jurû, Marû Żuwélês
Tai mano Gimminużė,
Dygusis Eszerêlis,
Tai mano Szwagarelis.

Margoji Lydekáte,
Tai mano Szwegerkate,
Jurû, Marû Dugnelei,
Tai mano Potalelei.

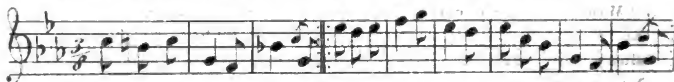
Jurû, Marû Puttélês,
Baltos mano Drobélês,
Jurû, Marû Maurêlei,
Żali mano Szilkelei.

Da sollen Meeres Fische
Mir Anverwandte sein;
Das Stachelkraut des Teiches,
Das sei mein Schwägerlein.

Es soll das bunte Hechtchen
Wol meine Schwägerin sein;
Der tiefe Meeresboden,
Der sei mein Bettelein.

Des Meeres Wasserblase,
Die sei mein weißes Kleid;
Des Meeres dunkle Welle,
Die sei meine grüne Seid'.

34. N. P. P.-B. VI., 19; Neſſ. Nro. 62 mit derselb. Mel.



Mamużė, Mêgo noru,
Senoji, Mêgo noru;
Ne imanau kur gulti
Ney kur pasiilsêti.

Eik, Dukryt', į Darżêlį
I żáliji Sodélį;
Ten tu skanei miegôsi,
Saldżei pasiilsêsi.

Mamużė, ne użmigau
Senoji, ne użmigau:
Giest graudżei Olingêle
Iszbudelin isz Mégélio.

Eik, Dukryt', į Swirnúżę,
I náujėję Kleturę:
Ten tu grażei mégósi,
Saldżei atsiilsêsi.

Mamużė, ir użmigau,
Senoji, ir użmigau,
Ant Bernyczo Kelûżû,
Jo meilingi Zodûkai.

Ich möchte gerne schlafen,
Mein altes Mütterlein,
Weiß nicht, wo ich soll liegen,
Wo ich kann schlafen ein.

Geh' in den grünen Garten,
Mein junges Töchterlein,
Da kannst du sanft dich legen
Und ruhig schlafen ein.

Da kann ich ja nicht schlafen,
Mein altes Mütterlein;
Da weckt mich aus dem Schlafe
Das singende Vögelein.

Geh' in die neue Halle,
Mein junges Töchterlein,
Da kannst du sanft dich legen
Und ruhig schlafen ein.

Da bin ich bald entschlummert,
Mein altes Mütterlein;
Auf meines Jünglings Schooße
Wiegt mich sein Schmeicheln ein.

35. Neff. Nro. 92 ohne den ersten Vers und ohne Mel.



Uj, uj, asz nuwargstu!
Dar szi Ryt' ne walgiau
Dar szi Ryt' ne gêrau
Ney Pêno Lasżéli.

Asz ėjau i Darżeli,
Asz prausiau Weideli
I Rûtû Rasséli.

Szloscyau Weidêli
Lelyjos Lapelû,
Lelyjos baltosies.

Man lenkant Lelyja
Nupûle Żedélis
Nu baltosies Rankeles.

Pameczžiau Żedeli
Kas matot', sakylit',
Kas radot', atdûkit'.

Ne mano Żedelis:
Bernyczžio pirktassis,
Isż Meiles dûtassis.

Ach, ach, ich bin traurig!
Aß noch nicht den Morgen,
Trank noch nicht den Morgen
Auch keinen Tropfen Milch.

Bin in den Garten gangen
Und badete die Wangen
Wohl in der Raute Thau.

Ich trocknete die Wange
Mit einem Blatt der Lilie,
Der Lilie so weiß.

Und als ich bog die Lilie,
Da streifte sich das Ringlein
Mir von der weißen Hand.

Verloren hab' ich's Ringlein:
Sagt an, wer es gesehen,
Gebt wieder, wer es fand.

Nicht war der Ring mein eigen:
Es kaufte ihn ein Jüngling,
Aus Liebe gab er ihn.

(Fortsetzung folgt).

III. Bücherschau.

Bibliographie (1859).

(Fortsetzung.)

Bacher, J.: Friedrichs I. letzte Lebenstage. Historischer Roman. Fortsetzung des Romans: Sophie Charlotte, die philosophische Königin*). 3 Bde. 8. Berlin. Wagner. 5 Thlr.

Ballo, M. O.: Einfluß der atmosphärischen Ebbe und Fluth auf den Barometerstand und die astronomische Refraction. 4. Königsberg. Theile. (Beyer.) In Comm. 20 Sgr.

Ehlert, L.: Briefe über Musik an eine Freundin. 8. Berlin. Guttentag. 27½ Sgr.

Fischer, Th.: Lebens- und Charakter-Bilder Griechischer Staatsmänner und Philosophen aus G. Grote's Griechischer Geschichte übersetzt und bearbeitet. 8. Königsberg. Gebr. Bornträger. II. Bd.**) 2 Thlr. 20 Sgr.

Gerß, M.: Die Helena-Medaille. An das deutsche Volk. 8. Königsberg. Theile. (Beyer.) In Comm. 2½ Sgr.***).

Goltz, B.: Zur Physiognomie und Charakteristik der Völker. 8. Berlin. Janke. 1 Thlr.

Gregorowius, F.: Geschichte der Sadt Rom im Mittelalter vom Anfang des fünften Jahrhunderts bis zum Anfang des sechsten. I. Bd. 8. Stuttgart. Cotta. 3 Thlr.

Hagendorff, H.: Borussia. Ballade und Legende aus Ost- und Westpreußen. 8. Berlin. Lindow. 7½ Sgr.

*) Ist 1857 in 3 Bänden in Berlin bei Duncker herausgegeben.

**) Bd. I. ist in diesem Jahre erschienen.

***) Der Ertrag ist, nach Abzug der Kosten, für die Veteranen aus den Jahren 1813 bis 1815 bestimmt.

Hirsch, A.: Handbuch der historisch-geographischen Pathologie. I. Abth. Lex.-8. Erlangen. Enke. 1 Thlr. 20 Sgr.

Kant, I.: Von der Macht des Gemüths durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein. Herausgeg. und mit Anmerkungen versehen von C. W. Hufeland. Eilfte verbesserte Aufl.*) 8. Leipzig. Geibel. 12 Sgr.

Karte der Pillauer Bahn. Fol. Königsberg. Schamberg. 10 Sgr.

v. Keudell, R.: Ein Glückskind Roman. 2 Thle. 8. Leipzig. Brockhaus. 3 Thlr. 10 Sgr.

Köhler, L.: Führer durch den Clavierunterricht. Ein Repertorium der Clavierliteratur. 8. Hamburg. Schuberth & Comp. 10 Sgr.

Leo, H. A.: Der preußische Bagatell-Prozeß oder praktische Anleitung zur Anfertigung von Klagen und Erkenntnissen, zum Instruiren und Dekretiren im Bagatellverfahren erster Instanz. In Aktenform dargestellt und mit erläuternden Noten und einem vollständigen Inhaltsverzeichnisse versehen. 8. Königsberg. Theile. (Beyer.) 12 Sgr.

Nesselmann, N.: Glaubenslieder. 8. Elbing. Neumann-Hartmann. 15 Sgr.

Preuß, E.: De senarii graeci caesuris dissertatio philologica. 8. Königsberg. Bon. 15 Sgr.

Raabe, F.: Praktisches Lehrbuch des natürlichen Futterbaus, der Kultur der Wiesen, Weiden und Moorländereien nebst Aufstellung eines neuen Wirthschafts-Systems für die Provinz Ost- und Westpreußen. 8. Königsberg. Koch. 1 Thl. 10 Sgr.

Reusch, R.: Musterakten in Todeserklärungs- und Aufgebots-Sachen nach preußischem Gesetz zur Einführung angehender Juristen in die Praxis, sowie zum Gebrauche für Richter und Rechtsanwalte. Lex.-8. Berlin. Heymann. 1 Thlr. 5 Sgr.

Röckner, H.: Sendschreiben an den Redakteur des Evangel. Gemeindeblatts, Konsistorialrath Dr. Weiß. 8. Königsberg. Theile. (Beyer.) 1 Sgr.

Rosenkranz, K.: Wissenschaft der logischen Idee. Thl. II.: Logik und Ideenlehre**). 8. Königsberg. Gebr. Bornträger. 2 Thlr. 10 Sgr.

*) Die zehnte erschien 1858.

**) Thl. I. ist 1858 edirt.

Rupp, J.: Das Sektenwesen und die freie Gemeinde. gr. 8. Königsberg. Theile. (Beyer.) 3¾ Sgr.

Saalschütz, J. L.: Das Gebetbuch der Synagoge für öffentliche und häusliche Andacht, mit besonderer Rücksicht auf Frauen übertragen und bearbeitet. 8. Königsberg. Bon. 20 Sgr.

Tale Book, the. By the following Authors: Miss C. Bowles, Sheridan Knowles, Mrs. Shelley, Leigh Ritchie, Mrs. Charles Gore, Miss L. E. Laudon, Mrs. S. C. Holl, Andrew Picken, David Lindsay. 8. Königsberg. Bon. 15 Sgr.

Theorie und Praxis oder das im Februar d. J. Sr. Excellenz dem landwirthschaftlichen Minister Herrn Grafen Pückler überreichte Pro memoria, die Landespferdezucht und die Staatsgestüte. Von einem Gestütbesitzer in Litthauen. 8. Berlin. Bosselmann. 7½ Sgr.

Thiel, H.: Das Königsberger Gemeindeblatt wider das Verhalten „der vier evang. Pfarrer" bei der Mohrunger Abgeordneten-Wahl. Eine Abwehr. 8. Elbing. Selbstverlag. 5 Sgr.

Uhlich: Es und Ich. Ein Vortrag vor der christkatholischen Gemeinde zu Danzig. 8. Danzig. Verlag der christkatholischen Gemeinde. 1½ Sgr.*)

Verhandlungen des vierzehnten Provinzial-Landtages der Provinz Preußen im Jahre 1858. 4. Königsberg.

Voigt, G.: Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. 8. Berlin. Reimer. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Voigt, J.: Geschichte des Deutschen Ritter-Ordens in seinen zwölf Balleien in Deutschland. II. Bd.**) 8. Berlin. Reimer. 3 Thlr.

(Fortsetzung folgt). ♁

*) Der Ertrag ist zum Besten des Kirchenbaufonds der christkatholischen Gemeinde zu Danzig bestimmt.

**) Bd. I. erschien 1857.

Briefkasten.

Druckfertig liegen bereit:

Abhandlungen:

1) Die Hexenprozesse der beiden Städte Braunsberg, nach den Criminalacten des braunsberger Archivs bearbeitet. (Fortsetzung). Vom Progymnasial-Director Dr. J. A. Lilienthal in Rössel.

2) Beiträge zur Geschichte der Stadt Elbing in den Jahren 1840 bis 1848. (Fortsetzung.)

3) Die untermeerischen Wälder zwischen Rixhöft und dem Saßmer Torfmoor. Vom Gymnasialoberlehrer J. Schumann in Königsberg.

4) Die Belagerung der Stadt Danzig im Jahre 1577. Vom Major a. D. K. Hoburg in Berlin.

5) Gustav Adolph und die preußische Regierung i. J. 1626. Nach den auf dem Geh. Archiv zu Königsberg vorhandenen urkundlichen Materialien. Von Dr. Carl Lohmeyer in Königsberg.

6) Das Braunkohlenbergwerk „Drei Brüder" bei Rixhöft, nebst Mittheilungen über das Vorkommen der Braunkohle in den preußischen Strandbergen. Vom Reg.- und Medizinalrath Dr. Wald in Danzig.

7) Lebensbilder aus dem alten Island. Vom Oberlehrer C. Witt in Königsberg.

8) Laurentius Blumenau, Geschäftsträger und Geschichtschreiber des Deutschen Ritterordens. Eine biographische Skizze aus dem 15. Jahrhundert. Vom Prof. Dr. Georg Voigt in München.

Mittheilungen:

1) Einige Beiträge über altpreußische Personen- und geographische Local-Namen. Vom Geh. Regierungsrath Professor Dr. Voigt in Königsberg.

2) Sammlung litthauischer Volkslieder, übersetzt von P. v. Bohlen (weiland Professor an der Universität zu Königsberg). (Fortsetzung).

3) Naturhistorische Notiz. Von Dr. B. Ohlert, Lehrer an der höhern Bürgerschule zu Elbing.

Der Einsender des Manuscripts mit der Chiffre 24 wird ergebenst um Mittheilung seines Namens ersucht, da nur solche Beiträge Aufnahme finden können, deren Verfasser der Redaction bekannt sind. Sonst steht dem Abdrucke des betreffenden Artikels kein Hinderniß entgegen und derselbe kann immerhin erfolgen, ohne daß der Verfasser dem Leser gegenüber aus seiner Anonymität heraustritt. — Herrn Major H. in B.: Mit Dank erhalten; der Abdruck wird wegen der Menge der vorliegenden Beiträge und der Ausdehnung des Aufsatzes wohl erst im nächsten Jahrgange erfolgen können. — Herrn Dr. E. St. in B.: Ihre letzte Bestellung kam leider zu spät; wir bedauern daher, Ihnen nur Abzüge in der gewöhnlichen Form zusenden zu können. —



Inhalt.

Angelegenheit der Gesellschaft Prussia.

802. Jahrbücher des Preußischen Volks-Schul-Wesens. Herausgegeben von Dr. Ludolph Beckendorff. 1825. 4 Thle. 2 Bde.
803. Die in Danzig wildwachsenden Pflanzen nach ihren Geschlechtstheilen geordnet und beschrieben. Von Gottfried Reyger. Neue Bearbeitung von J. G. Weiß. Danzig. 1825. 2 Bde.

Durch oben stehende Nummern ist die Büchersammlung der Prussia, die zum größern Theil aus Geschenken besteht und die kleinsten Gelegenheitsschriften gern aufnimmt, neuerlichst vermehrt worden.

Der neuen Preußischen Provinzial-Blätter

dritte Folge.

Zum Besten

der Anstalt zur Rettung verwahrloseter Kinder

herausgegeben

von

A. v. Hasenkamp.

(Ausgegeben am 29. November).

Band IV. (LXII.) Heft 5.

Königsberg, 1859.

In Commission bei Th. Theile's Buchhandlung
(Ferd. Beyer).

Druck der Universitäts-Buch- und Steindruckerei von E. J. Dalkowski.

Man beachte die innere Seite des Umschlags.

Die neuen Preußischen Provinzial-Blätter, deren Jahrgang aus zwei Bänden oder zwölf Heften besteht, werden von der Redaction für den Prämumerations-Preis von jährlich **zwei Thaler an die Königsberger**, von **drei Thaler an die auswärtigen Abonnenten** durch **Th. Theile's Buchhandlung (Ferd. Beyer)** franco geliefert. Auch nehmen die Königl. Postanstalten Bestellungen an, gegen Entrichtung der gesetzmäßigen Provision von 25 pCt.

In Beziehung auf die Anschaffung der Blätter durch die Kirchen wird bemerkt, daß diejenigen Kirchen-Aerarien, deren Extraordinarium eine solche Ausgabe gestattet, dazu keiner Genehmigung bedürfen. (A. L. R. Theil 2. Titel 11. §. 686 und 687 und Rescript der Königl. Regierung zu Königsberg vom 3. März 1835).

Da die der Zeitschrift bis Januar 1859 gewährte Portofreiheit nunmehr aufgehört hat, so erbitten wir Briefe, Manuscripte u. s. w. franco einzusenden unter der Adresse:

An die Redaction der Neuen Preuß. Prov.-Blätter zu Händen des Dr. v. Hasenkamp

zu

Königsberg.

Um hiebei manchen irrigen Annahmen zu begegnen, wird bemerkt, daß der auf dem Titel genannte Herausgeber an dem Geschäftlichen, soweit es sich auf die Gewinnung neuer Abonnenten u. s. w. bezieht, durchaus keinen Theil nimmt, sondern derartige Mittheilungen zu richten sind an die Th. Theile'sche Buchhandlung in **Königsberg**.

Die Redactions-Commission.

Ein vollständiges Exempl. der N. P. P.-B. I. u. II. Folge (24 B.) kostet 6 Thaler.
Ein vollständiges Exempl. der N. P. P.-B. jede einzelne Folge (12 B.) kostet 4 Thaler.
Ein einzelner Band der I. oder II. Folge kostet 15 Sgr.
Ein einzelnes Heft kostet 6 Silbergroschen.
Ein Exempl. der Abbildung der bei Tannenberg eroberten Ordensfahnen kostet 5 Sgr.

Die Redactions-Commission.

I. Abhandlungen.

Das Braunkohlenbergwerk „Drei Brüder“ bei Rixhöft, nebst Mittheilungen über das Vorkommen der Braunkohle in den preußischen Strandbergen.

Der Höhenzug, welcher nach Westen das Weichseldelta und das Putziger Wiek begrenzt und hier die reizenden Anhöhen bei Danzig und Oliva bildet, steigt in seinem Verlaufe nach Westen, durch die Kreise Berend, Carthaus und Neustadt nach Pommern zu, nur sehr allmählig an, bis er in den Schöneberger Höhen, sechs Meilen westsüdwestlich von Danzig, seine höchste Erhebung erreicht. Da indeß hier die ganze Gegend bereits den Charakter eines wellenförmigen Hochlandes trägt, so erscheint der Thurmberg, die höchste Spitze dieser Höhen und zugleich der höchste Punkt des germanisch-sarmatischen Flachlandes, bei einer Höhe von 1100′ über dem Meere selbst aus einer Entfernung von 1½—2 Meilen nur als ein unbedeutender, langgestreckter Hügelrücken.

Wiewohl es nun diesem Hochlande an zahlreichen Erhebungen und Senkungen des Bodens nicht fehlt, so mangelt es ihm doch durchaus an tieferen Einschnitten und ausgedehnteren Thälern oder Schluchten, an denen z. B. der Höhenzug östlich von Elbing und die Samländischen Höhen so reich sind. Dies erschwert die geognostische Untersuchung der Gegend sehr beträchtlich, die dem Reisenden eine große Eintönigkeit der Bodenmischung darbietet. Ein grober kiesiger Sand (der von v. Bennigsen-Förder sogenannte nordische oder diluviale Mischsand), wenig mit Lehm oder Lehmmergel abwechselnd,

bildet weitaus die verbreitetste Gebirgsart, der man im pommerellischen Hochlande begegnet*).

Da dieser Sand das unterste oder älteste Glied des Diluviums bildet, so liegen unter ihm die Schichten des tertiären Gebirges oder der Braunkohlenformation; niemals aber wird man unter ihm noch den, der Diluvialepoche angehörigen Lehm, Geschiebelehm oder Lehmmergel finden, welche ihn dagegen in der Ebene sowohl als auf den Hügeln oft genug bedecken.

Wie mächtig nun diese am meisten verbreitete Diluvialschicht in diesem Höhenlande sei, und welche Glieder der tertiären Formation unter ihr ruhen, — ob vielleicht die Braunkohle selbst in bauwürdiger Vertretung und Mächtigkeit, das ist zur Zeit noch unbekannt. Um so wichtiger ist es daher, die an den Strandbergen ausgehenden Schichten dieses Gebirges zu untersuchen.

Die Küste des Putziger Wieks fällt keineswegs in zusammenhängenden Strandbergen steil gegen das Meer ab, wie dies längs der Samländischen Nordküste der Fall ist, vielmehr ist hier das hohe Land an mehreren Stellen durch weite Einschnitte durchbrochen. Der erste Ausläufer des Höhenzuges (von Danzig aus gerechnet) ist der etwas über 100′ hohe Strandberg bei Koliebken, ½ Meile nördlich von Zoppot, dessen Spitze unter dem Namen „Adlers Horst" den dortigen Badegästen wohlbekannt ist. Jenseits derselben, nach Norden zu, senkt sich das Land so tief, daß es in einem eine Meile breiten Bruche fast den Meeresspiegel erreicht. Nördlich von diesem Bruch erheben sich nun die Orhöfter Berge, welche die Küste zwei Meilen entlang begleiten und, durch jenen Bruch umgürtet, von dem hohen Lande völlig abgetrennt sind, so daß sie, vom Meere aus gesehen, inselartig hervorragen. Hinter ihnen, nach Norden zu, steigen die Ruzauer Strandberge auf, von den Orhöftern durch den nörd-

*) Für den Getreidebau ist dieser Sand entschieden ungünstig; besser sagt er manchen Waldbäumen zu, namentlich aber, bei starker Mergelbeimengung, der Rothbuche, als einer Kalkpflanze, die besonders im Berender Kreise überraschend schöne, ausgedehnte Waldungen bildet. Wo dieser Sand ganz rein und unvermischt vorkommt, da ist er der Cultur fast unzugänglich. Er stellt dann einen grobkörnigen, bräunlich-gelben Kies dar, ohne Spur einer Beimengung von Feldspathkrystallen. Solche Stellen finden sich namentlich im Berender Kreise, bei Grzybowo, ferner in der südlichen Ecke nach Bütow und südlich nach Konitz zu, da wo die traurige Oede der Tucheler Haide beginnt.

lichen Arm des Bruches geschieden, und verlaufen immer tiefer gehend nach Putzig zu, bis endlich der Strand da, wo sich die Helaer Landzunge vom Festlande abzweigt, ganz niedrig wird. Allein jenseits dieser Stelle erhebt er sich von neuem und erreicht bei dem Vorgebirge Rixhöft, nördlich und 1½ Meilen von Putzig, wieder eine Höhe von 216 Fuß.

Betrachtet man aber die Formation der Küste vom Rixhöfter Vorgebirge bis nach der Samländischen Nordküste hin, so ist es unverkennbar, daß das hohe Land von Pommerellen an nach Osten zu längs dem hohen Ufer des frischen Haffes bis zu den Samländischen Höhen früher zusammengehangen hat und durch die Fluthen mächtiger Ströme an zwei Stellen durchbrochen ist. Diese Ströme haben, da sie in ein Meer ohne Ebbe und Fluth mündeten, Haffe gebildet, indem sich die am weitesten in das Meer hineingeschobenen, durch die mitgeführten Sinkstoffe entstandenen Untiefen allmählig zu Sandbänken ausbildeten, welche sich über den Meeresspiegel erhebend, durch den angespülten und hinübergewehten Sand endlich zu Nehrungen erhöheten. Es ist hier nicht der Ort, näher auf diese höchst interessanten Bildungen einzugehen; ich erinnere daher nur an die Aehnlichkeit der Haffe vor den Mündungen der nach Norden fließenden Ostseeströme mit denen des Nils und zum Theil denen des Dons und Dnieprs*). — Nach dieser Anschauung muß man als die ursprüngliche Meeresküste (d. h. als diejenige, welche nach dem Durchbruch der Ströme und vor der Bildung des Weichseldeltas und der Haffe bestand) den Strand längs des Putziger Wiekes von Rixhöft an nach Südosten, sodann die Höhen die Weichsel aufwärts bis zu ihrer ersten Gabelung bei Montau, dann rechts längs den Höhen, welche die Nogat bespült und welche das kleine Marienburger Werder begrenzen, über die Elbinger Höhen und das hohe Ufer des frischen Haffes bis zu den steilen Brandenburger Vorgebirgen ansehen. Hier nun ist das hohe Land abermals durch die Fluthen des

*) Ganz besonders frappant ist, wie schon Burmeister bemerkt, die Aehnlichkeit der Weichsel mit dem Nil. Auch sie bildet zwischen Nogat und alter Weichsel ein großes Delta, dessen linker Schenkel sich wieder gabelt. Vor beiden Hauptmündungen findet sich ein großes Haff, von denen das östliche, mehr ausgebildete, mit dem Haff des Pregels zusammenfließt, das westliche oder das Putziger Wiek, weit nordwärts vorgeschoben und von der Helaer Landzunge begrenzt ist.

Pregelstroms durchbrochen und findet daher jenseits desselben nach Norden in den Samländischen Höhenzügen seine Fortsetzung.

Daß aber diese Anschauung richtig ist, geht aus der vollkommenen Gleichartigkeit der Schichten und Lagerungsverhältnisse dieser, der tertiären Epoche angehörigen Höhenzüge hervor. An vielen Orten nämlich ist der steilen Abstürze wegen die Aufeinanderfolge der Schichten leicht zu beobachten, und ganz besonders ist dies der Fall längs der Samländischen Nordküste, weil hier mehr die festen, schluffartigen Glieder der tertiären Formationen entwickelt sind, weshalb die lästigen Ueberschüttungen der Schichtenköpfe durch die lockeren Gebirgsarten hier seltener vorkommen.

Längs dieser ganzen Küste nun, von Rirhöft an, dem Ufer des Putziger Wiekes und des frischen Haffes entlang, durch die Samländische Halbinsel bis zu den Kohlenletten bei Kranz, finden wir an vielen Orten nicht nur Spuren der Braunkohle, sondern die ausgehenden Kohlenflötze offen zu Tage stehend. Dies ist der Fall bei Rirhöft selbst, bei Orhöft, bei Redlau und Koliebken, in der Nähe von Braunsberg, bei Fischhausen und namentlich zwischen Georgenswalde und Groß-Kuhren. Am genauesten bekannt sind die Lagerungsverhältnisse an der Samländischen Nordküste, und wird es daher zur näheren Kenntniß des preußischen Braunkohlengebirges nothwendig sein, eine kurze Beschreibung jener Lagerungsverhältnisse voranzuschicken. Bei derselben folge ich größtentheils der trefflichen Arbeit des Majors v. Bennigsen-Förder (Begutachtung des lithauischen und masurischen Bodens in geognostischer und landwirthschaftlicher Beziehung; Archiv für preußische Landeskunde. Berlin. 1858, IV. Band.)

Die obersten Schichten der Samländischen Strandberge, welche von Osten (Kranz) nach Westen (Brüsterort) aufsteigend streichen, werden von diluvialem Lehmmergel (besonders entwickelt bei Kranz) gebildet, der mitunter von Letten oder von Geschiebelehm bedeckt ist. Diese Schichten sind meist nur je 10—15′ Fuß mächtig, fehlen aber an manchen Stellen (Groß- und Klein-Kuhren) fast ganz.

Unter ihnen liegt entweder der oben besprochene nordische Mischsand in verschiedener Mächtigkeit von 20—50′ (Georgenswalde) oder sogleich der aus der Vermischung des tertiären Thons oder Schluffes mit Mergel entstandene Schluffmergel, oft in bedeutender Mächtigkeit bis zu 50′ (Brüsterort).

Auf diesen folgt ein feiner Formsand, der an einigen Punkten in Kohlenletten übergeht. Statt seiner findet man sehr häufig feinkörnigen schwärzlichen Kohlensand in starker Mächtigkeit von 30 bis 40′ und oft mit Nestern und Mulden von Braunkohle. Diese letztere geht an vielen Stellen zwischen Georgenswalde und Groß-Kuhren zu Tage aus. Die Mächtigkeit des Flötzes, welches von Westen nach Osten streicht und bei Warniken entschieden nach Süden fällt, beträgt an manchen Stellen 9′. Seine Tiefe unter der Oberfläche ist sehr verschieden, indem es z. B. am Seegraben (zwischen Warniken und Groß-Kuhren) nur 40′ unter der Oberfläche liegt, während es an andern Stellen, wo es tiefe Mulden bildet, doppelt und selbst dreifach so tief hinabsinkt.

Unter dem Formsande oder unter dem schwarzen Kohlensande (welcher außer der Braunkohle auch Nester von Thon oder von grünem und weißem Kohlensande mit Bernstein birgt) folgt brauner Kohlensand, unter diesem weißer und endlich unter diesem glaukonitischer, grünlich grauer, schwefelhaltiger Kohlensand, alle diese drei letzteren Schichten in etwa gleicher Mächtigkeit von je 20 — 30′. Der glaukonitische Kohlensand bedeckt an manchen Stellen einen eisenhaltigen Kohlensand, z. B. rothen Thoneisenstein, der in Nestern und Bänken oft stark fallend und steigend angetroffen wird, z. B. bei Groß-Kuhren und in der Gausupschlucht bei Georgenswalde. Im Niveau des Meeres endlich und unter dasselbe fallend, vom Seesande bedeckt, liegt eine mehr oder weniger mächtige Schicht jener blauen Erde, auch Bernstein-Erde, welche an vielen Orten jenes Strandes (z. B. Lappönen, Sassau, Georgenswalde) auf sehr einfache, bergmännische Weise durch Tagebau entblößt und abgebaut wird.

Von diesen Schichten interessirt uns zunächst die Braunkohle. Schon seit Jahren ist dies aus schöner erdiger Kohle bestehende Flötz bekannt, wie es denn auch augenfällig an vielen Orten der steilen Küste hervortritt. Da wo es den höchsten Sattel, in der Gegend des Seegrabens, bildet, ist es von einem Schluffmergel bedeckt, weiter westlich scheint es sogar unter einem Lehmmergel, dem mittleren Gliede des Diluviums, zu liegen. — Was den Bernstein anlangt, so ist die an diesem kostbarsten Produkt der Tertiär-Formation reichste Schicht die unterste der bisher beschriebenen, an der Samländischen Küste zu Tage liegenden, die von den Bernsteingräbern sogenannte

blaue Erde. Sie ist wesentlich aus Kohlensand von ungleichem Korn, aus Glimmer, Thon und Kalk zusammengesetzt. Die vorhandenen grünen und gelben Körner sind Eisensilikate. Diese Schicht ist im Allgemeinen locker und erdartig, wenn ihr nicht beigemengter Thon mehr Festigkeit gewährt. Nur bei Groß-Kuhren ist sie kuppenförmig, etwa 10 — 15′ über dem Niveau des Meeres erhaben: über ihre Mächtigkeit und die darunter liegende Bildung ist zur Zeit keine Beobachtung möglich.

Es wird aufgefallen sein, daß unter den genannten Schichten, die man an der Samländischen Nordküste im Zusammenhange und in einer Ausdehnung von fast fünf Meilen beobachten kann, ein wichtiges Glied der Tertiär-Epoche nicht erwähnt worden ist. Es ist dies der Thon oder Schluff der Molasse-Formation, wohl zu unterscheiden von dem des Alluviums und Diluviums, welche viel weniger mächtig sind, indem z. B. der Alluvialthon, durch Anschwemmungen in der jüngsten Epoche entstanden, durchschnittlich eine Mächtigkeit von kaum einigen Fußen besitzt. An der Stelle dieses tertiären oder Septarienthons scheint der bereits öfters erwähnte Schluffmergel in Preußen besonders entwickelt zu sein, ohne jedoch eine so bedeutende Mächtigkeit zu erreichen, wie jener Thon an mehreren Stellen der pommerschen Küste, z. B. der Insel Wollin. Hier steht er in der Nähe des Badeortes Misdroy in dem Strandberge Gausaar in einer Mächtigkeit von über 100′ an; er ist vollkommen rein, von grauweißer Farbe, ohne nordische Beimischungen, oben von nordischem Sande und Lehmmergel bedeckt, unten mit reichen, über zolldicken Adern von Schwefelkies und Nestern großer, prächtiger Krystalle von Wasserkies durchzogen. Seine Festigkeit in der Nähe des Meeresspiegels kommt der des Thonschiefers nahe und übertrifft die der Kreide bedeutend.

Indem wir nun, zu unserer speziellen Aufgabe zurückkehrend, das Wichtigste aus den oben beschriebenen Lagerungsverhältnissen zusammenfassen, erinnern wir uns, daß an der samländischen Küste als die Decke oder das Hangende der Braunkohle der Formsand anzusehen ist (der an einigen Punkten in Kohlenletten übergeht und mitunter von einer dünnen Schicht schwärzlichen Glimmersandes bedeckt ist), während sie in der Regel auf feinkörnigem schwarzen Kohlensande ruht.

Bevor ich nun zu der Beschreibung der Formation des Rirhöfter Kohlengebirges übergehe, wird es nicht uninteressant sein, die ersten

Nachrichten, die man von dem Vorkommen der Kohle an dieser Küste besitzt, voranzuschicken.

In den Koliebker Strandbergen, eine halbe Meile nördlich von Zoppot, waren im Jahre 1820 in einer, damals bereits verlassenen Bernsteingrube, die angeblich bis auf den Meeresspiegel geführt worden war, in der Höhe von 14′ über dem Grunde der Grube Kohlenfragmente gefunden worden, welche man damals für Steinkohle oder wenigstens für die Anzeichen eines nahen Steinkohlenflötzes hielt. Dieser Fund erregte die Aufmerksamkeit des Oberbergamtes, welches die Sache weiter zu verfolgen beschloß und mit der Königl. Regierung zu Danzig dieserhalb in Verbindung trat. Wie unklar man damals über diese Sache war, geht besonders aus folgenden Schreiben gedachter Behörden hervor:

„In dem nördlich von der neuen Mühle zwischen Koliebke und Klein-Katz liegenden Berge haben sich Steinkohlen gezeigt“ schreibt die Königl. Regierung am 18. December 1820, „und ist auf die Aeußerung des Hütten-Bau-Inspektors Nath aus Berlin, der diese Sache an Ort und Stelle mit dem Oberforstmeister Smalian untersucht hat: daß es nicht unwahrscheinlich sei dort ein Braun- oder Steinkohlenlager zu finden, eine Nachgrabung veranstaltet, welche jedoch nicht zu dem erwünschten Resultate geführt hat.“ Das Oberbergamt, welchem die weitere Untersuchung anheim gestellt wurde, erklärte nun, „daß es zuvor eine Untersuchung über die Beschaffenheit des Bodens der ganzen Gegend sowohl, als an Ort und Stelle in Händen haben müsse, bevor es über die Fortsetzung der Nachgrabungen etwas entscheiden könne,“ — und fährt sodann fort: „Da der Herr Regierungs-Rath Dr. Kleefeld zu Danzig durch eine Beschreibung der Gegend zu Mechow unweit Putzig uns in Betreff geognostischer Kenntnisse rühmlichst bekannt geworden ist, so ersuchen wir eine rc. Regierung ergebenst denselben zu einem Gutachten über die Gegend bei Koliebke und Umgegend, und Beurtheilung des Vorkommens der Stein- und Braunkohlen gefälligst zu veranlassen.“

Herr Kleefeld stellte nun an verschiedenen Stellen der Umgegend Bohrversuche an, die indeß — wie ganz augenscheinlich aus dem sehr ausführlichen Berichte hervorgeht — nicht nur mit unvollkommenen Instrumenten, sondern auch von dieser Arbeit nicht gewachsenen Personen ausgeführt wurden und daher kein Resultat lieferten. Sein Bericht spricht sich über den Erfolg der Arbeit dahin aus:

„Es wechselten Sand, Lehmen aller Art, Grand“ (offenbar unser vorbeschriebene Mischsand) „kleine Feldsteinlager, worunter einige Stücke Conglomerate sich befanden, miteinander ab. Einige Holzwurzeln, die man auf 10′ Tiefe traf, waren nicht verkohlt, auch sonst keine Spur von Braun- viel weniger Steinkohlen. Es ergiebt sich also das Resultat, daß keine Spur von einem Kohlenlager in dieser Gegend zu finden ist. Die ganze Gegend hier herum besteht aus aufgeschwemmtem Lande, nirgends ist etwas was auf Flötze hindeuten könnte zu finden, weder Sandstein noch Schieferthonschichten. Auch vegetabilische Reste findet man nicht, die Steinkohlen oder auch nur Braunkohlen vermuthen ließen.“

Und dennoch ist gerade diese ganze Gegend so reich an Braunkohlen wie wenig andere; und doch bedurfte es zu einer Untersuchung der Beschaffenheit des Terrains weniger der kostspieligen Bohrversuche, als vielmehr einer unbefangenen Anschauung der an den Strandbergen ausgehenden Lagerungsverhältnisse.

Es konnte nicht fehlen, daß dieselben nach einiger Zeit von neuem die Aufmerksamkeit auf sich zogen. In den Orhöfter Strandbergen, in der Nähe des Dorfes Pierwoszin wurden im Jahre 1856 beim Bernsteingraben Kohlenstückchen in so großer Menge entdeckt, daß das Vorhandensein eines Flötzes in größter Nähe unverkennbar war. Die Gebrüder Wulf in Danzig, hiervon Kenntniß erhaltend, untersuchten die Gegend genauer und fanden bald an den zu Tage ausgehenden Schichten der Orhöfter Strandberge das Kohlenflötz anstehend. Dies wurde zwar von der Seeseite aus in Angriff genommen und lieferte einige Ladungen trefflicher Kohle; allein da der Bau hier große Schwierigkeiten verursachte, teufte man etwa 1000 Schritt vom Rande des Seeberges landeinwärts einen Schacht zur ordentlichen bergmännischen Gewinnung der Kohle ab. Bei 80′ Tiefe hatte man zwar das Hangende des Kohlenflötzes erreicht, wie dies die zahlreichen, im Sande eingebetteten Kohlenfragmente bewiesen; allein das nunmehr erfolgende starke Eindringen des Wassers veranlaßte die Unternehmer den Bau aufzugeben und an einer andern, eine leichtere Förderung versprechenden Stelle wieder aufzunehmen. Diese fand sich 6 Meilen aufwärts in den Strandbergen bei Rixhöft. Hier hatte nämlich bereits vor 15 Jahren eine Abrutschung an dem gegen 200′ hohen Ufer ein Kohlenflötz entblößt, dessen ausgehende Köpfe allmählig abgebröckelt waren und in weiter Ausdehnung den Strand bedeckten,

bis sie von dem nachrutschenden Sande allmählig wieder überschüttet und verdeckt wurden. Auch das Ausgehende des Flötzes selbst hatte durch den nachrückenden Sand dasselbe Schicksal, so daß es nur noch an wenigen Stellen zu Tage lag. Hier war es, wo die Gebr. Wulf im Herbst 1858 den neuen Bau unternahmen.

In der Nähe des Dorfes Chlapau, 1½ Meile nördlich von Putzig und etwa 500 Schritt südlich von dem Leuchtthurm des Rixhöfter Vorgebirges, wurde im April d. J. der erste Stollen eingetrieben.

Dir Strandberge sind hier 180—200' hoch, durch mehrere nicht ganz bis zum Meeresspiegel einschneidende Schluchten zerrissen und oben auf eine Entfernung von etwa 1000 Schritt kahl und unbebaut, mit einer Grasnarbe bedeckt, die eine magere Weide bildet. Da der Absturz des Ufers nach der See vollkommen nackt und ohne Vegetation ist, so läßt sich die Formation und Aufeinanderfolge der Schichten an der Küstenseite bequem untersuchen. Zu oberst liegt eine, gegen 5' mächtige Schicht mit Humus gemischten feinen Sandes. Sodann folgt eine 15' mächtige Schicht gelben Diluvial-Lehms, welche auf einer 50 Fuß mächtigen Schicht groben Kiessandes (weißen nordischen Mischsandes) ruht. Unter dieser Schicht folgt eine nur 8' starke Schicht Thon- (Schluff-) Mergel und darunter ein 3' mächtiges Geschiebelager mit Kohlenspuren vermischt. — Die bisher betrachteten Schichten sind von oben nach unten zusammen 81' stark. Nun folgt ein weißer Kohlensand von gegen 40' Mächtigkeit, der bereits häufig mit Kohlenstreifen von 1 — 8" Dicke durchzogen ist, in denen zahlreiche, abgerundete Bernsteinkörnchen eingebettet sind; sodann eine dunkler gefärbte Sandschicht, die ein 4' mächtiges — das oberste — Kohlenflötz birgt. Unter diesem liegt ein bräunlich-violetter Kohlensand von 20' Mächtigkeit. Dieser deckt das zweite Kohlenflötz, dasjenige, welches zunächst abgebaut wird. Seine Mächtigkeit beträgt da, wo es zu Tage geht, 7, 9—10'; es ruht, 14' hoch über dem Meeresspiegel, auf grauem Kohlensande. Wenige Fuß unter dem Meeresspiegel endlich und diesen an vielen Stellen erreichend, vom Ufersande bedeckt, findet sich ein drittes Flötz, welches zwar mit leichter Mühe zu entblößen, aber wegen des nicht abzuhaltenden Seewassers nicht abzubauen ist.

Das zweite Flötz wurde unmittelbar beim Ausgange der zweiten Schlucht, von Chlapau ab gerechnet, in Angriff genommen. Da, wo

der Einbruch der Hauptstrecke oder Tagereise geschah, ist es 11 Fuß mächtig und hat sich bei der Weiterführung, die bis jetzt 90′ weit in den Berg hineingetrieben ist, gleichmäßig nach Südwest aufsteigend gefunden. An der nun erreichten Stelle ist das Flötz nur noch 7′ mächtig, und ist man deshalb bereits mit der Eintreibung zweier Seitenstollen vorgegangen.

Die erbaute Kohle gehört entschieden zur besten Sorte. Unmittelbar aus dem Berge gehauen, bietet sie mit ihrem von der Feuchtigkeit herrührenden Fettglanze, kohlschwarzen Farbe und großmuschlichem Bruch täuschend das Ansehn einer schönen Steinkohle dar; beim Austrocknen nimmt sie jedoch eine mehr oder weniger dunkle, braune Farbe an. Sie bricht in großen, festen Blöcken, die sich auch beim Trocknen und Transport viel weniger zerbröckeln als die meisten märkischen Braunkohlen, und liefert daher nur wenig Grus und Staubkohle, dies lästige Nebenprodukt so vieler Braunkohlenwerke. — Das Flöz ist übrigens regelmäßig geschichtet, mit deutlichem Einfallen gegen die See zu, wo die Mitte der Mulde gedacht werden muß; aber die Schichtungsebenen sind vielfach zertrümmert und stellenweis mit gut erhaltenen über 1′ dicken, 6—8′ langen, meist etwas platt gedrückten bituminösen Baumstämmen untermischt, deren Neigung stets die der Schichten ist. Unter diesen lassen sich Taxodien deutlich erkennen. Bei weitem der größte Theil der Masse des Flötzes zeigt keine Spur der Holztextur mehr, so daß also die Stämme in erdiger Kohle, die beim Trocknen in trapezoidartigen Stücken zerklüftet, eingebettet sind. Allein auch diese zeigen häufig die schönsten vollkommen erhaltenen Blätterabdrücke (laurus, alnus, salix etc.) so wie Saamen und Früchte.

Ein ganz unschätzbarer Vortheil ist es, daß das Bergwerk nicht nur bis jetzt vollkommen frei von Wasser geblieben, sondern daß dieser größte Feind der Grubenarbeit, der namentlich schon manch hoffnungsreiches Braunkohlenwerk vernichtet hat, hier überhaupt niemals zu fürchten ist. Denn es setzt nicht nur die oben liegende, 20′ dicke Lehm- und Lehmmergelschicht dem Eindringen des Tagewassers einen mächtigen Damm entgegen, sondern es gestattet namentlich die Höhe von 14 Fuß über dem Strande ein stetes und sicheres Abfließen der Feuchtigkeit durch das lockere Gebirge, auf dem das Kohlenflötz ruht: so daß dasselbe, so weit es sich bauwürdig zeigt, mit aller Gemächlichkeit und den geringst-möglichen Kosten abgebaut werden

kann. Eine zweite Gunst der Oertlichkeit ist die unmittelbare Nachbarschaft des Meers, welche es gestattet, die Kohle direkt aus der Grube in die Schiffsgefäße zu verladen. Zu diesem Ende führt von der Sohle der Tagereise eine Ladebrücke, 14′ hoch über dem Strande, in das Meer hinaus. Sie ist auf zweien, 8′ von einander entfernten Pfahlreihen bis jetzt 320′ weit in die See geführt, wo sich bereits 10′ Wassertiefe fanden. Die Unternehmer beabsichtigen sie noch etwa 20—30′ weiter zu führen, um eine Tiefe von 12′ zu erreichen, welche die 6′ tief gehenden Fahrzeuge erfordern würden.

Was nun die Ausdehnung des gedachten Flötzes anlangt, so ergeben die von den Unternehmern angestellten Forschungen, daß es sich längs des Strandes wenigstens ¼ Meile weit verfolgen läßt. Ob es mit dem bei Orhöft (Pierwoszin) und Redlau zu Tage stehenden zusammenhängt, ist ungewiß und mir nicht wahrscheinlich. Wie tief es in den Berg hineingeht, ist bis jetzt durch Bohrversuche nicht ermittelt. Allein die ungemeine Ausdehnung längs der Küste und das sanfte Ansteigen nach Südwest, wobei es vom Eingang der Tagereise bis zum Ende derselben auf 90′ nur 5′ ansteigt, lassen eine entsprechende Breite des Flötzes wohl erwarten. Da indessen beim Ansteigen nach Südwest das Flötz immer schwächer wird und sich vom Eingang bis zum Ende der Hauptstrecke von 11′ bis auf 7′ vermindert, so ergiebt sich hieraus, daß wir nur einen Theil der ursprünglichen Mulde vor uns haben. Die andere Hälfte ist vom Meere verschlungen. Der Umstand nämlich, daß das Liegende der Kohle überall ein lockerer Sand ist, hat das Abwaschen desselben durch die Meereswogen und dadurch das Herunterstürzen der ihrer Stütze beraubten Kohlenbänke bewirkt, so daß also die See allmählig immer tiefer ins Land hineingedrungen ist. Höchst interessant ist in dieser Hinsicht eine großartige Abrutschung, welche wenige hundert Schritt von der Grube die Augen auf sich zieht. Hier steht nämlich eine etwa 20′ breite und 10′ mächtige Kohlenbank in einer Längsausdehnung mehrer 100′ völlig nackt und durch eine 20′ tiefe Rinne von dem Strandberge getrennt, dem sie angehört, zu Tage. Ganz offenbar war hier das Liegende der Bank in einer mehr als gewöhnlichen Weite unterwaschen, und es stürzten nun nicht etwa nur bloß die Köpfe des Kohlenflötzes herab, sondern es brach der ganze vordere Rand der Bank ab und trennte sich im Herunterrutschen von der Hauptmasse.

Von der blauen Erde, dem Hauptlager des Bernsteins, ist in diesem Gebirge nirgends eine Andeutung zu finden. Wie aus unserer Auseinandersetzung der Reihenfolge dieser Schichten hervorgeht, würde sie erst unter dem dritten Kohlenflötze oder dessen Liegenden zu suchen sein. Demgemäß wirft das Meer auch an dieser ganzen Küste fast gar keinen Bernstein aus; denn die wenigen und kleinen Stücke, welche sich im Ufersande finden, stammen offenbar aus dem mittleren Kohlenflötze und den mit Bernsteinfragmenten gemischten Kohlenstreifen des über ihm liegenden Kohlensandes. —

Dr. **Wald**,
Regierungs- und Medicinal-Rath zu Danzig.

Die untermeerischen Wälder zwischen Rixhöft und dem Sassiner Torfmoor

Vom Fuße der Halbinsel Hela erhebt sich der Strand der Schwarzauer Kämpe allmählig ansteigend bis in die Gegend von Chlapau. Schon früher tritt an den oft kahlen Abstürzen die Tertiärformation zu Tage; unter seinem weißen mit spärlichen Glimmerschüppchen durchsetzten Sande zeigt sich eine Lage groben Kohlensandes mit Braunkohle von ein bis zwei Fuß Mächtigkeit, zu unterst Letten. In der Drei-Brüder-Grube hat das Ufer angeblich 200 bis 230 Fuß Seehöhe. Einer der Eigenthümer führte mich bereitwillig in den fest gezimmerten Stollen, der etwa sechs Ruthen in den Berg hineinführt, wo er sich in drei Aeste gabelt. Das abgebaute Flötz ist hier sieben bis neun Fuß mächtig, besteht im oberen Theile aus Blätterkohle und enthält sehr viel bituminöses Holz. Die Sohle des Flötzes streift etwa zehn Fuß über See, in die eine lange Ladebrücke gebaut ist, so daß die Kohle auf den gelegten Eisenschienen leicht direct bis an den Bord des Schiffes gebracht werden kann. Der rothe, oft sehr feste Eisensand, der über dem compacten schönen Flötz in Form von Schichten und Linsen vorkommt, ist identisch mit dem Gebilde, das an der Samländischen Küste Krant genannt wird. Der höher liegende weiße Sand umschließt schwächere Flötze von Braunkohle und kleine Bernsteinnester.

Weithin sichtbar ist das schön begrünte Ufer von Rixhöft. Nach Angabe des gefälligen Thurmwartes steht das Feuer des Thurms, dessen Bau im Jahre 1807 begonnen aber erst 1817 beendet worden, 74 Fuß über der Basis, 300 Fuß über See; doch finde ich auf einer neueren Specialkarte 161 Fuß als Höhe des Landes, 212½ Fuß als Höhe des Lichtes angegeben, was mir richtiger zu sein scheint. Die dem Thurme zunächst gelegene Uferkante soll in den sieben letzten Jahren in Folge von Abstürzen um zwanzig Fuß zurückgewichen sein. Wo wir herabstiegen, ist der Abhang ziemlich fest, dicht besetzt namentlich mit Buchengebüsch, jungen Eichen, Haselsträuchern und Seedorn (**Hippophaë rhamnoides L.**). Unten indeß, auf dem nur dreißig Schritte breiten Strande, zeigen sich die Resultate früherer Abstürze. Der Boden ist hier nicht Sand sondern Lehm, der ohne Frage sammt den fest gewurzelten Baumstümpfen durch Abfälle und Rutsche von der Höhe herabgekommen ist. Eine Reihe dieser, fast sämmtlich der Rothbuche angehöriger, Wurzelstöcke ist bereits bis nahe an die Uferlinie gerückt; nicht wenige sollen sich bis sechs Fuß Tiefe unter dem Meeresspiegel fortziehen.

Auch die hinter Rixhöft vereinzelt vorkommenden Stubben sind wohl einst von der, nach dem K a r w e n - B r u c h e hin sich senkenden, Uferkante durch Rutsche bis an und in die See gekommen. An den kahlen Abstürzen des Landes sieht man unter der diluvialen Decke Schichten von tertiärem Sande, von Braunkohle und braunem tertiärem Thone, der an einer Stelle reich an Gypskrystallen ist. Hier mögen einst Mollusken eingebettet worden sein, deren Schalen durch Schwefelsäure in diese glänzenden, nicht selten zolllangen, oft sternförmig aneinander gereihten Krystalle umgewandelt worden. Der Strand kann kaum einen Stein aufweisen, der die Größe einer Wallnuß erreicht. Nur an einer Stelle, eine halbe Meile hinter Rixhöft, zeigt sich im Bereiche der Hochwellen ein mächtiges Lager von kopfgroßen abgerundeten Graniten.

Wo die Schwarzauer Kämpe endet, beginnt ein breiter längs der Küste fortlaufender M o o r b r u c h, der an verschiedenen Stellen verschiedene Namen trägt. Als ob das Meer eine markirte Grenze haben wolle, hat es sich hier, wo die steilen Abfälle des Hochlandes fehlen, eine Reihe langrückiger, oft paralleler, selten domartig sich erhebender, schluchtenreicher D ü n e n aufgeworfen, einen etwa tausend Schritte breiten Gürtel, hinter dem sich der Bruch hinzieht, der im

Süden von den Abfällen des fernen buchtenreichen Hochlandes begrenzt wird. Oft treten die durch Naturkräfte aufgeworfenen Dünen weit vom Strande zurück oder fehlen ganz. Zur Füllung dieser Lücken hat man durch Anlegung eines Fangzauns die Bildung einer künstlichen Düne eingeleitet. Die Uferbank, hundert bis dreihundert Schritte breit, ist auch hier fast steinlos. Ein handgroßes Stück Glimmerschiefer ist der größte Stein, den ich auf einer Strecke von sechs Meilen antraf; ein vereinzeltes Feuerstein-Fragment zeigte, daß dieses Mineral hier wenigstens nicht ganz fehlt; ein kleines Korallenstück erinnerte an altes, vielleicht schon vor Millionen Jahren erloschenes Leben. Schalen von Seemuscheln, die am nördlichen Abfalle der Schwarzauer Kämpe fast ganz fehlen, treten zwar wieder auf, aber nur spärlich. Die Thiere brauchen zu ihrem Gedeihen Sand, nicht Thon, den sie dort in Folge diluvialer und tertiärer Abstürze finden, auch nicht Torf, der meiner Ansicht nach in der ganzen Erstreckung des Bruches unter den Dünen fort in die See hineinstreicht, nur mit wenigem aus der Tiefe herübergeführten Sande bedeckt.

Für diese Ansicht spricht zunächst der Umstand, daß längs der Nordküste von Westpreußen und Pommern häufig Torffladen, bisweilen mehrere Fuße lang und breit, ausgeworfen werden, wiewohl die See mit den zu Tage tretenden Brüchern, der vorgeschobenen Düne wegen, nie in Berührung kommt: dann aber die Beschaffenheit des ausgeworfenen Torfes selbst. Ein Stück, das ich mitnahm, zeigt in lufttrockenem Zustande eine bedeutende Schwere (das specifische Gewicht 1,23) und läßt sich in Blätter, die etwa die Stärke von Deckelpapier haben, leicht zertheilen; es enthält Halme, die wohl von Gräsern, nicht von Tangen herrühren, welche letztere hier fast gänzlich fehlen. Das Mikroskop zeigt ferner, abgesehn von dem Gewirre undeutbarer Pflanzenfragmente, viele Kiesellinsen, hellbraune dreieckige Sporen und organische (in Gräsern gebildete) Kieselleisten, flache beiderseits gezähnelte Lineale, die mit ihren abgerundeten Zähnen in einander greifen (**Lithostylidium Amphiodon Ehg.**). Die Lamellen dieses Torfes, des Martörv's der Dänischen Küsten, sind nach Forchhammer's wohl richtiger Deutung Jahresschichten. Zusammengepreßt wurde er — hier an unserer Ostseeküste — als die nach dem Innern des Landes vorschreitende Düne langsam über ihn fortging. Theils durch diesen Druck theils durch Unterspülung kam er unter den Spiegel der See.

Der Torf ruht, wohl in dieser ganzen Gegend, auf einer alten Waldvegetation. Schon in dem (zwischen Danzig und Putzig nicht weit von Orhöft gelegenen) Dorfe Kielau ließ ich mir sagen, daß man in den Torfstichen des etwa 6 Fuß über See stehenden Bruches vielfach auf Baumstubben stoße. Der Torf sei hier an manchen Orten nur einen Fuß, an andern bis 20 Fuß tief. Doch werde er jetzt nicht mehr aus solcher Tiefe zu Tage gefördert, da die Schöpfmaschinen den Leuten zu theuer seien. Auch ließ ich mir daselbst von einem etwa 60jährigen Schmied die Geschichte von dem daselbst aufgefundenen Schiffe erzählen. Als er noch ein kleiner Junge gewesen, sei bei allmähliger Senkung des früher wasserreichen Bruches ein Schiff herausgetreten, von dem die Wirthe in verschiedenen Jahren Planken abgerissen, um sie zu verbrennen. Der Fundort, an den ich mich führen ließ, ist nicht weit entfernt von dem jetzigen Kielau-Flüßchen, etwa eine Meile vom Strande. Die Geschichte scheint wahr zu sein, aber das „Schiff" wird sich wohl auf einen kleinen Küstenfahrer oder auf ein Segelboot reduciren lassen, das in dem Flüßchen sitzen geblieben. Auch am Nordstrande wurde mir an verschiedenen Orten gesagt, daß unter dem Torfe Stubben seien. Der Krüger von Karwen setzte noch hinzu, daß sie in seiner Gegend überall im Seesande wurzeln, so daß zuerst die See hier gewesen sein müsse, dann Wald und dann erst der Bruch sich gebildet habe. Und zwar seien es Kienstubben (von der Kiefer, **Pinus sylvestris L.**), unter denen auch Birken vorkämen.

Aber auch über dem Torflager findet man Waldvegetation, namentlich zwischen und hinter den Dünen. In einem nicht weit von Kielau gelegenen Wäldchen wechseln Buchen mit Erlen und Zitterpappeln, mit Ebereschen und Haselsträuchern, jungen Kiefern und Büschen von Weißdorn; blaue Glocken verschiedener **Campanula**-Arten zieren den begrünten Boden, und selbst Maiblumen (**Convallaria majalis L.** und **Polygonatum multiflorum Moench**) gedeihen hier üppig.

Dann wieder tritt die grell contrastirende kahle vielgestaltete Düne auf, die solche Wäldchen, die sie selber ins Leben gerufen, nur duldet, so lange es ihr beliebt. Sind sie ihr hinderlich, so schreitet sie über sie fort, langsamen aber ungehemmten Schrittes. Hinter ihr treten dann die todten schwarzen Stümpfe, oft von zehn bis fünfzehn

Fuß Höhe, wieder zu Tage, um von dem nachfolgenden Dünenberge aufs Neue begraben zu werden. Ihnen folgt das Meer, das in der Regel nur die Wurzelstöcke empfängt. Der Böschungswinkel der kahlen Düne ist gegen das Meer hin sehr veränderlich, doch selten bis 20 Grad steigend, seeabwärts ziemlich constant. Messungen, die ich hier anstellte, gaben an den von den Seewinden geschützten Abstürzen eine Schwankung zwischen 26 und 31 Graden. Weiter im Innern des Landes, wo ich eine durch den vorliegenden Wald vollständig geschützte, gerade fortlaufende Sturzdüne antraf, fand ich 29½ Grad Neigung; wonach man für diese Gegend dreißig Grad als den natürlichen Böschungswinkel des Dünensandes nehmen kann. Kleinere, nicht weit vom Strande stehende, den Stürmen Preis gegebene Dünen, die ich in meinen früheren Mittheilungen Vordünen genannt habe, zeigen oft senkrechte Wände und dann zugleich deutliche, meistens horizontale Sand- und Vegetationsschichten. Diese letzteren, die von Gräsern herrühren, machen es möglich, daß solche cylindrischen oder prismatischen Dünen in diesem Zustande beharren können.

Zwischen begrabenen und wieder entblößten starken Eichenstümpfen von drei bis zwölf Fuß Höhe, die zum Theil auf Hügeln stehen, welche durch später herübergewehten Flugsand erhöht worden, gelangte ich in ein nahe am Bruche gelegenes Wäldchen von Erlen und Eichengebüsch mit Johannisbeeren und Rosen und Brombeergesträuch. Auf der Grenze zwischen dem lebenden und abgestorbenen Walde steht hier eine uralte Eiche, die Leben und Tod zu vermitteln scheint. Mindestens 5 Fuß vom Sande verschüttet, ragt sie mit ihren abgebrochenen mannsdicken Aesten etwa zwanzig Fuß in die Höhe. Zwischen der jetzigen Basis und der beginnenden Krone, an ihrer schwächsten Stelle, ist sie über vier Fuß dick. Einige Triebe grünen noch und zeigen, daß wir eine Stieleiche vor uns haben. Dieses Prachtexemplar — ein würdiger Genosse der Warniker Eiche, die in den dreißiger Jahren einem Orkan erlag und bei der Untersuchung durch den dortigen Oberförster 700 Jahresringe zeigte — steht etwa tausend Schritte von der See, eine halbe Meile von der Grenze zwischen Westpreußen und Pommern. Auf dem Wege nach dem Strande fand ich noch mehrere, aber doch weniger kräftige Reste des ehemaligen Eichenwaldes, der in dieser Gegend gestanden, am Strande selbst und in der Spülung der See eine Gruppe von mindestens hundert oben abgerundeten

Stubben; weiter hinein ein altes Schiffswrack, dessen Rippen nur dann und wann aus den Wogen hervorragten.

Ueber das vom Zarnowitzer See herabkommende Grenzflüßchen führt nicht weit vom Strande ein Steg, der mich wieder in ein langgestrecktes Wäldchen brachte. Unter Kiefern und Erlen und jungen Eichen erheben sich schöne Gruppen von mannshohen Adlerfarren, die freien Plätze sind mit Trunkelbeeren (**Vaccinium uliginosum L.**) besetzt. Zwei Rehe sahen mich staunend an, bis sie's dann endlich räthlich hielten, in schönen Sätzen davon zu eilen. Das Wäldchen wird nicht mehr lange stehen, da eine schnurgerade lange Sturzdüne in schnellem Vorrücken begriffen ist. Zehn bis zwanzig Fuß hoch verschüttete Kiefern grünen noch so frisch, wie die freistehenden. Zwischen ihren Kronenästen stieg ich auf den Kamm und fand jenseits zahlreiche aus ihren Gräbern wieder erstandene Baumstümpfe, die noch zum Theil ihre stärkeren Aeste behalten hatten. Die Dünen sind hier etwa 50 bis 80 Fuß hoch. Die höchsten, die ich an diesem Strande gesehen, mögen 100 bis 150 Fuß haben.

Der weithin sich erstreckende Bruch wird in der Ferne von bewaldeten Höhen begrenzt. Wo ich ihn betrat, war er trocken, weiterhin sah ich in kleineren Senkungen stehendes Wasser mit Binsen und Röhricht. Die palvenartige Ebene ist mit kaum drei Zoll hohen Weiden (**Salix repens, Var. parvifolia**) besetzt, die streckenweise häufiger sind als die zwischen ihnen stehenden Gräser. Weidendes Vieh belebte die Gegend; Wiesenpfauenaugen und Bläulinge umflatterten Gruppen blühender Ericen; ein Schwalbenschwanz segelte hoch über sie fort.

Das von üppigen Wiesen und Fruchtfeldern umgebene Dorf Wittenberg liegt auf einer weit vorgeschobenen Abdachung des festen Landes, das hier bis an die mit schönem Laubwalde bestandenen alten Dünen reicht, deren höchster Rücken etwa hundert Fuß aufsteigt. Die Ossecker Glashütte ließ ich links liegen und gelangte, ohne es zu wollen, in das „große Fichtenmoor", eine Wasserstockung, die mehrere Teiche bildet, aus denen verrottete Kiefernstämme hervorragen. Aber auch jenseits der unabsehbar weit sich fortziehenden Hauptdüne, die sich hier vorgelagert, hat der Tod seine Stätte aufgeschlagen. Von dem Kamme sieht man in Thäler hinab, voll von schwarzen Baumstümpfen, die truppweise zusammenstehen. Fünf und zehn und fünfzehn Fuß hoch, haben sie sich in Gruppen geordnet wie zu berathenden

Versammlungen. Vielleicht auch, daß sie klagend einander erzählen von vergangenen besseren Tagen. Jenseits der Todesthäler sind jüngere Dünen aufgeworfen, in deren Schutz sich Wäldchen angesiedelt haben, die nicht ahnen mögen, daß sie demselben Schicksale entgegengehen. Darüber hinaus schweift der Blick auf das wallende, wogende Meer.

Das Flüßchen, das das Wasser des Lübtower Sees abführt, wurde etwas oberwärts leicht durchwatet. Kleine Strandläufer trippelten vor mir her und zeigten auffliegend ihre sichelförmigen Schwingen; eine Schaar dickbäuchiger Möwen zog rechts fort auf die hohe See. Aber schon zeigen sich wieder in ihren Wurzeln stehende Baumstümpfe, hie und da einer nahe an der Düne, mehrere auch an der Uferlinie, von den Wellen bespült. Der Strand ist weithin mit Torfstücken bedeckt. Bald treten die Stümpfe häufiger auf und werden stärker, lauter Eichen. Aus einzelnen Stämmen wird ein **Wald**. Ich wandre auf seinen Trümmern. Zahlreiche uralte Bäume stehen in See, manche noch im Schmucke der mächtigen Kronenäste, die den unaufhörlich anschlagenden Wellen trotzen; zwischen ihnen umgeworfene, weithinreichende Stämme, in geneigter Lage, zum Theil versandet. Schwarze Streifen und Gruppen ziehen sich bis weit in die See hinein, die wohl den größten Theil dieses alten Waldes bereits verschlungen hat.

Die Sonne sank. Von der Höhe der Düne warf ich noch einen Blick auf diesen Repräsentanten unserer untermeerischen Wälder und verließ den Strand.

J. Schumann.

Laurentius Blumenau,

Geschäftsträger und Geschichtschreiber des Deutschen Ritterordens.

Eine biographische Skizze aus dem 15. Jahrhundert*).

Daß die Diplomatie und die innere Staatsverwaltung auch in strengmonarchischen Organisationen nicht allein von den Königen und Fürsten ausgegangen ist, weiß jetzt jedermann, obgleich die Ge-

*) Vorgelesen in d. K. Deutschen Gesellschaft am 12. Oktober d. J., am Vorabende und zur Vorfeier des 50jährigen Doctorjubiläums des **Herrn Geh. Raths Prof. Dr. Voigt**. D. R.

schichtschreibung gern an erlauchte Namen anzuknüpfen pflegt. Im Mittelalter, das ist ferner bekannt, lag das Heft der Politik vorzugsweise in geistlichen Händen. Es bezeichnet den Niedergang dieser Periode, daß neben dem Klerus der Stand der Juristen, der Männer des Weltlebens und des Realismus, in allen Culturstaaten immer entschiedener in den Betrieb der politischen Verwaltung tritt.

Wir fassen Deutschland und das fünfzehnte Jahrhundert, also die Zeiten der Kaiser Sigmund und Friedrich III. ins Auge. Da treten in der Reichsgeschichte die Gestalten eines Kaspar Schlick, Gregor Heimburg, Peter Knorr, Martin Meyer mit starker Einwirkung hervor. Aber auch in jedem einzelnen fürstlichen Territorium, in jeder Communität hat der Canzler, der Hofjurist, der Rechtsanwalt seine bedeutende Rolle, die oft ohne Aufsehen und Berühmtheit geführt wird, aber dem Forscher, zumal dem archivalischen, immer klarer wird, je tiefer er eindringt. Die Thätigkeit jener Männer zieht sich gar oft in die Stille der Cabinete und Canceleien zurück, und nur bei diplomatischen Sendungen werden ihre Namen erwähnt; nichtsdestoweniger sind sie die Häupter der gesammten Administration.

In Deutschland bilden diese Hofjuristen einen freien eigenthümlichen Stand, aber keine Corporation. Sie sind vielmehr der erste und einzige Stand, der sich außerhalb jeder corporativen Verbindung bildet und bewegt. Sie haben keinen Zusammenhang unter sich, keine Collegialität und keinen Mittelpunct wie die Legisten in Frankreich, die um die Krone oder um die großen Institute, die Parlamente und Hochschulen, geschaart, hier eben die Anfänge einer festen, geordneten und centralisirenden Verwaltung bezeichnen. Im Lande der vielen Herren ziehen sie gemeinhin von einem Hofe, von einem Bisthum zum andern, von einer Stadt zur andern. Ihre Existenz ist eine unabhängige und wohlhabende, oder auch schwankend und wechselvoll, gegründet auf Talent und Rechtskunde, auf Treue und Gewandtheit, auf geschickte Behandlung der Personen und Sachlagen. Sie dienen ihrem Herrn für festen Sold, der Jahr um Jahr oder auch auf einen kleinen Cyklus von Jahren bedungen wird. Er wird erhöht, wenn der Advocat sich verbindlich macht, in der bestimmten Frist keinem andern Herrn weiter mit seinem Rathe und mit seiner Arbeitskraft dienstbar zu sein. Es kommt wohl die Lieferung von Pferden oder die Besoldung von Dienern hinzu, wenn die Führung der Geschäfte Reisen erfordert. Allerlei Verdienst, rechtmäßiges und erschlichenes,

findet sich von selber ein. Der Eine hat Weib und Kind, der Andere schließt sich der Kirche an, bei der sich durch Befürwortung und Betreibung gar leicht eine behagliche Pfründe, eine Versorgung für das Alter sichern läßt. Der Eine ist ein gewissenloser Rechtsverkäufer, ein eigennütziger Schlaukopf, der Andre ein fester politischer Charakter. Niemand kannte die Höfe und ihr Treiben, die Fäden der Politik und des Verkehrs, kurz Welt und Menschen genauer und nüchterner als diese wandernden Staatsmänner.

Wir gedenken den Lebenslauf eines derselben zu verfolgen. Eine Reihe von Documenten und Briefen, oft zusammenhanglos und zufällig aufgefunden, ist ein sprödes Material für eine biographische Skizze. Lücken, verblichene Stellen und Dunkelheiten sind kaum zu vermeiden. Auch weiß man, wie schwer aus archivalischen Stücken, die meistens nur das kalte Geschäft betreffen, das Bild einer Persönlichkeit vor das innere Auge tritt. Doch dürfte in diesem Fall eine kleine Anzahl von Briefen, in denen unser Mann ungescheuter sein Selbst reden läßt, den Mangel in etwas ersetzen.

Der Name des Laurentius Blumenau gehört freilich nicht zu denen, die man als bekannt voraussetzen darf, weniger noch zu den großen und berühmten. Der Mann wurde nicht zur Hoheit geboren; auch nahmen Andere sich nicht die Mühe, von ihm, noch er, von sich selber viel zu reden. Eine Thätigkeit wie die seine ist nicht geeignet, über den offenen Markt besprochen zu werden, sie spielt mehr hinter den Coulissen als auf der Bühne des Welttheaters. Wir aber können nichts überliefern, als was uns durch Schrift und Druck zufällig aufbehalten worden. Jene stillen Vorgänge müssen wir den Muthmaßungen des Lesers überlassen, auch wohl weiteren Funden in diesem und jenem Archive. Aber folgende Kennzeichen der Wirksamkeit thun sich deutlich hervor: Blumenau hat eine beträchtliche Reihe von Jahren hindurch dem Deutschen Ritterorden in seinen preußischen Landen so wie bei Papst und Kaiser als Geschäftsführer und Geschäftsträger gedient; er hat seinen Theil an dem hierarchischen Principienkampfe, dem letzten vor der Reformation, in welchem Papst Pius II. seinen machtlosen Bannstrahl gegen Herzog Sigmund von Tirol und den kühnen Gregor Heimburg schleuderte; er hat eine Chronik des Deutschen Ordens geschrieben, wenn auch nicht nach seiner ersten Absicht vollendet; er hat seinen Beitrag zur Ausbreitung der classischen Studien und der classischen Autoren in Deutschland geliefert.

Laurentius Blumenau war ein geborener Unterthan des Deutschen Ordens, ein geborener Preuße; wir hören das von dem Papste, der seine Censuren gegen ihn erließ*), auch waren seine Brüder in Preußen ansässig und er selbst besaß ein Eigen im preußischen Gebiete**). Stets wird er als Doctor beider Rechte bezeichnet; wo er aber diesen Grad erworben, erfahren wir nicht. Erst seit seinem Eintritt in die politische Laufbahn gewinnt sein Leben Bedeutung.

Kein uns bekanntes Dokument erwähnt Blumenau vor dem Jahre 1447. Da aber erscheint er bereits im Dienste des Deutschen Ordens und zwar in einer Stellung, zu der des Hochmeisters besonderes Vertrauen auf seine Geschicklichkeit und Treue den Weg geöffnet haben kann. Am 29. December jenes Jahres erhielt er nämlich von Konrad von Erlichshausen ein offenes Schreiben, worin er, als Generalprocurator des Ordens nach der römischen Curie reisend, allen privaten und obrigkeitlichen Personen zu Schutz und Förderung empfohlen wurde***).

Der Grund dieser Sendung ist nach den politischen Conjuncturen jener Zeit nicht schwer zu errathen. Der Zwiespalt zwischen dem Orden einerseits und der Ritterschaft und den Städten Preußens andererseits war damals schon in wilder Gährung, die Flamme des offenen Krieges drehte jeden Augenblick auszubrechen. Es war eine schwierige Frage, wie der Orden, in sich ohne festen Zusammenhalt, verarmt und ohne thätige Bundesgenossen, der Rebellion widerstehen sollte, die auf die polnische Unterstützung vertrauend, immer kühner ihr Haupt erhob. Konrad von Erlichshausen baute auf die friedlichen Künste des Wortes und der Unterhandlung: er suchte die Gegner, so lange sie sich noch in Klagen und Beschwerden Luft machten, durch kluge und ernste Rede zu beschwichtigen, hinzuziehen, auseinanderzuhalten. Er hoffte durch Güte und durch Versprechungen die Gemüther zu gewinnen. Doch verscherzte er dadurch nur den letzten

*) Rechtfertigung der päpstlichen Censur gegen Sigmund von Oesterreich vom 19. August 1460 in Pii II. Epistt. 3. edit. Mediol., auch bei Chmel: Material. Th. II. Nro. 169.

**) Blumenau's geändertes Testament vom 6. Mai 1474, Abschrift im Geh. Archiv zu Königsberg. Drei Brüder werden genannt: Kaspar, Jakob und Heinrich.

***) Im Geh Archiv ebend.

Rest von Vertrauen, wurde getäuscht, wie er zu täuschen meinte, und mußte selbst Manchen von sich abfallen sehen, den er bis dahin noch für einen Freund gehalten.

Wo durch jahrelange Intrigue und Verdächtigung, durch kleine Feindseligkeiten und unehrliche Verhandlungen die Gemüther erst gereizt und verbittert sind, wurzelt sich im Herzen des Parteimannes ein tiefer und verblendeter Haß ein. Blumenau stand dem Hochmeister während jener Zeit unaufhörlich zur Seite — **secretissimus ipsi fui**, sagt er selber. Aber es scheint, daß er die laue und halbe Politik nicht billigte, daß er bei aller Ehrfurcht gegen den Gebieter zu kühneren und strengeren Maßregeln drängte. Nachdem der Erfolg ihm Recht gegeben und nach dem Tode des Hochmeisters, sprach er sich offen über ihn aus. Durch seine friedliche und geduldige Politik, durch sein feines und doch nicht ehrliches Verhandeln habe derselbe den Geist der Verschwörung und des Aufruhrs nur genährt. Er habe durch Geld einzelne seiner Gegner zu gewinnen gesucht und dadurch nur lüsterner und frecher gemacht. Die durch Geld und Güte erkaufte Treue habe nicht lange vorgehalten, sondern sich gleich der im Busen genährten Schlange gegen den Wohlthäter gewendet. So rebellirte das Volk von Preußen, übermüthig durch sein Ansehen, sein Wohlleben und seine Reichthümer, gegen den Herrn, der ihm diese Güter durch ein friedliches und sorgsames Regimemt bereitet*).

*) In seiner Ordenschronik, von welcher später ein Mehreres, schildert er Konrad von Erlichshausen und seine Politik Fol. 134: **homo elegans, lepidus ac multarum virtutum et potissime sollicitudinis erga rem publicam gubernandam plenus, quem, quoniam res se obtulit et ego ultra obsequii debita secretissimus ipsi fui, silencio preterire non est consilium, sed naturam et mores ipsius quantum noveram apperiam et acta. Erat enim genere nobilis, ingenio industriaque acutus, simulator et dissimulator rerum multarum, ultra quam profuit in sediciosos et conspiratores subditos pecuniarum largitor, quorum tamen cupiditates explere non valuit, neque in bonum revocare eorum animos tanti munificencia potuit largitoris. — — Deum testor, cui ille Conradus nunc vivit et cui sepe suspirans ejus commendo animam, quod nil infructuosius quam illo regendi modo ordini obfuit, in quam opinionem non modo me rerum experiencia tantummodo sed calamitosus ante oculos effectus plurimum induxit. — — Hoc idem ipse prospiciens plus paciencia et dissimulacione quam alio gubernandi titulo dies suos consumpserat pacifice. —**

Wir lassen die bedenkliche Lehre von der politischen Dankbarkeit auf sich beruhen; jedenfalls erlaubte die Natur jenes Conflicts auch eine andere Auffassung. Unter den Ordenschronisten, die im Städtebunde nichts als Rebellion und im Anschlusse an Polen nichts als Verrath erblicken, steht Blumenau nicht allein da. Ihm aber galt es hier ein Princip, das er durch sein ganzes Leben verfochten hat, das der landesfürstlichen Gewalt. Für eine zerfahrende Zeit sah er nur Heil und Rettung in fester, einheitlicher Staatsmacht, nicht in selbstständigen Communitäten, auch nicht in einer Regierungsweise, die sich durch Rücksichten und Zugeständnisse zu halten sucht. Der Kampf des Ordens gegen das mit Polen verbündete preußische Land war seine politische Schule.

Aus dieser Praxis, der sich später überdies persönliche trübe Schicksale beigesellten, erwuchs ihm der starre Grundsatz. In einem uns zufällig erhaltenen Briefe sucht er den Grund, warum das alte römische Reich, obwohl es kein christliches war, doch so lange gedauert. Es dauerte, meint er dann, weil jene Imperatoren im steten Kampfe die Fülle des Ruhmes gesucht. „Unsere Fürsten dagegen, die in der Demuth des Geistes dem Evangelium folgen, bieten dem, der ihnen die eine Wange schlägt, auch noch die andere dar, um das Himmelreich zu erlangen. Das mag ein schöner Vorsatz sein, aber er wird weder die Kraft der Türken brechen, noch irgend einen christlichen Fürsten hervorbringen, der dem Octavianus ähnlich wäre*)“.

Ohne Zweifel verfocht Blumenau die Partei des Ordens gegen die der Städte auch in der erwähnten Sendung nach Rom. Bald ward ihm von Seiten des Hochmeisters eine Belohnung. Konrad ernannte ihn zu einer vacanten Domherrnstelle am Stift zu Frauenburg**). Aus dem Streite, der sich um dieselbe erhob, zu schließen, muß sie von beträchtlichen Einkünften gewesen sein, denn einem Manne wie Blumenau war es natürlich nur um die Pfründe, nicht um die Kirche zu thun. Aber jene Ernennung war noch lange nicht der Besitz, um so weniger, da Blumenau's Gönner, der Hochmeister, wenige Tage nach ihrer Ausfertigung, am 7. November 1449, starb.

*) Aus einem Briefe Blumenau's ohne Datum, an Hermann Schedel in den Codd. msc. lat. 522. Fol. 26 und 459. Fol. 274 der Hofbibliothek zu München.

**) Notariatsinstrument darüber vom 30. October 1449 im Geh. Archiv zu Königsberg.

Sein Nachfolger und Brudersohn, Ludwig v. Erlichshausen, der am 21. März 1450 gewählt wurde, behielt zwar den Hofjuristen und Rath in derselben Stellung bei, aber die Intimität des persönlichen Verhältnisses war nicht die gleiche. Das zeigte sich bald in dem Handel um den ermländischen Canonicat. Dem Hochmeister stand das Recht zu, für zwei Stiftsstellen im Frauenburger Domcapitel Candidaten zu nominiren, deren Bestätigung dann vom Papste abhing. Kraft dieses Rechts war Blumenau vorgeschlagen. Es war dem Episcopat und dem Capitel von jeher mißliebig gewesen: man besorgte, der Hochmeister wolle letzteres möglichst mit Ordensbrüdern füllen und mit der Zeit wohl gar das ganze Domstift dem Orden einverleiben*). So war der Ankampf gegen Blumenau's Einweisung ein principieller, nicht gerade gegen seine Persönlichkeit gerichteter. Die Sache verwickelte sich noch mehr durch eine persönliche Unterredung, die der Hochmeister mit dem Bischof und den Capitelsherren zu Braunsberg hatte: diese versprachen ihm, Blumenau zuzulassen, wogegen er sich seines Rechts begeben wollte, so lange der jetzige Bischof lebe. Indessen war darüber *nichts* Schriftliches aufgenommen worden und die ganze Unterhandlung konnte abgeleugnet werden, da nur die Betheiligten Zeugen *gewesen*.

Blumenau reiste nach Rom, um daselbst in Verbindung mit dem Procurator des Ordens, Jodocus Hohenstein, zugleich seine Stiftsstelle und das Privilegium des Hochmeisters zu vertheidigen. Am 27. October 1450 kam er an. Zu seinem Aerger fand er die Gegner bereits in voller Rüstung. Der Official des Bischofs und des Capitels hatte Procuratoren und Advocaten angenommen und den Rechtsstreit anhängig gemacht. Ein gewisser Magister Philipp war der Candidat dieser Partei**). Auch mit dem Ordensprocurator konnte sich Blumenau nicht recht einigen: dieser wollte ohne besondern Befehl des Hochmeisters die Kosten nicht vorschießen, die bei curialen Processen das Heer von Notaren und Advocaten, von Procuratoren und Sollicitatoren verursachte. Blumenau dagegen erklärte, in dieser Sache, die er als die des hochmeisterlichen Privilegiums ansah, keinen

*) Joh. Voigt: Geschichte Preußens Bd. VIII. S. 186.

**) Blumenau an den Hochmeister, Dat. Rom 13. November (1450) im Geh. Archiv zu Königsberg.

Pfennig verausgaben zu wollen*). Ohne reichliches Geld war am römischen Hofe nichts auszurichten, und als dieser Punct beseitigt war, fehlte es den Anwälten des Ordens wieder an den nöthigen Documenten**). Blumenau drängte den Hochmeister zu wiederholten Malen, entweder ernstlich und dringlich Bischof und Capitel an das Versprechen zu mahnen oder auf die Anerkennung des Privilegiums zu dringen***). Doch scheint es, daß Ludwig von Erlichshausen weder den Bischof erzürnen mochte, der noch zu den wenigen Freunden des Ordens zählte, noch um des einen Falles willen das Privilegium für längere Zeit aufgeben, vielleicht für immer gefährden wollte. Vergebens veranstaltete Blumenau, daß der Ordensprocurator, der Cardinal von Augsburg und sogar Papst Nicolaus V. ihn dem Hochmeister als einen besonders lieben Mann zur Förderung empfahlen. So viel wir sehen, erlangte er seine Präbende weder jetzt noch später, denn wenn er sich auch gelegentlich den Titel eines ermländischen Canonicus beilegt, so ist das wohl eine Behauptung seines Anrechts, nicht aber ein Beweis seines Besitzes.

Rom war für den gewandten Mann ganz der Ort, um sich einflußreiche Freunde zu erwerben. Auch war man hier immer darauf bedacht, die Gesandten, Procuratoren und Geschäftsträger der Mächte durch ehrende Titel und Vortheile an das curiale Interesse zu binden. Hier gewann Blumenau die Gunst des Cardinals von S. Vitalis, Bischofs von Augsburg, wahrscheinlich indem er auch ihm Rechtsbeistand leistete. Der Cardinal nahm ihn zu seinem Rath und Diener in Kost und Hofgesinde auf, das heißt, er verabfolgte ihm Zehrung, Dienerschaft und Pferde. Die Seuche, welche zu Rom in Folge des Menschenzudranges im Jubeljahre gewüthet, hatte auch unter den Beamten der Curie so Manchen unter die Erde gebracht. Unter den Auditoren der Rota romana so wie im Collegium der Abbreviatoren war zufällig kein einziger Deutscher mehr. Der Papst übertrug dem Cardinal von Augsburg, einige tüchtige Männer von deutschem Blut zu jenen Aemtern zu bestellen, und durch die Vermittelung des Cardinals wurde Blumenau zum Auditor der Rota ernannt. Das war

*) Hohenstein an den Hochmeister, Dat. Rom 21. Novbr. 1450 ebend.
**) Hohenstein an den Hochmeister, Dat. Rom 4. Januar 1451 ebend.
***) Blumenau an den Hochmeister vom 13. November 1450 und vom 15. Januar 1451 ebend.

keine geringe Ehre; zu allen Zeiten galten die Auditoren dieses Höchsten Gerichtes der Curie als die gewiegtesten Juristen, die schlauesten Geschäftsmänner. Blumenau indeß blieb lieber im Dienste des Vaterlandes und des Ordens, zumal da ihm damals noch die behagliche Frauenburger Pfründe winkte*). Man konnte an der päpstlichen Curie allerdings ein großer Mann, vielleicht Cardinal werden, aber eine solche Stellung hing allzusehr von der Gunst des jedesmaligen Papstes ab, und gerade die deutschen Beamten fühlten sich unter den italienischen, französischen und spanischen Collegen in Rom nie sonderlich wohl. Mehr als ein Titel und ein Zeichen der Gunst war es auch nicht, wenn Nicolaus V. unsern Juristen zum päpstlichen Kapellan ernannte**). Die Freundschaft des Cardinals von Augsburg trug ihm später noch bessere Früchte.

Blumenau kehrte nach Preußen heim. Aber wenig mehr als ein Jahr verging, da finden wir ihn schon wieder, unsers Wissens bereits zum dritten Male, in Rom. Friedrich III. war damals in Italien, um sich seine portugiesische Verlobte und die Kaiserkrone zu holen. An ihn wie an den Papst war Blumenau ein „Gewerbe" aufgetragen worden, ohne Zweifel ein gegen den Städtebund gerichtetes. Der Kaiser reiste zu schnell über die Alpen zurück, als daß sich Blumenau ihm jetzt hätte nahen können, desto eifriger betrieb er die Sache mit dem Procurator zusammen vor dem apostolischen Throne, der auch wirklich die Partei des Ordens nach Kräften in Schutz nahm***).

Der Kaiser hatte zur Beilegung des Streites einen Rechtstag zu Wien angesetzt. Unter den Gesandten des Ordens, die gegen Ende des Mai 1453 eintrafen, nahm der Bischof von Ermland dem Range nach die erste Stelle ein, Blumenau aber war die Seele der Verhandlungen. Die berühmtesten deutschen Juristen ihrer Zeit trafen hier alle zusammen: Gregor Heimburg und Peter Knorr hatte der Orden zu Beiständen gewonnen, der Sachwalter des Bundes war

*) Blumenau an den Hochmeister vom 13. Novbr., Hohenstein an dens. vom 21. Novbr. 1450, der Card. von Augsburg an dens., Dat. Rom Freitag nach S. Matthäus Tag, 1451 ebend.

**) Breve Nicolaus V. an den Hochmeister, Dat. Rom 20. Febr. 1450 (nach unserer Zeitrechnung 1451) ebend.

***) Blumenau an den Hochmeister, Dat. Rom Mittwoch vor Johann. Bapt. 1452.

Martin Meyer*). Es gab lange und intriguenreiche Rechtskämpfe. Am 1. December erfolgte das kaiserliche Urtheil, welches den Städtebund für eine Rebellion erklärte. Einige Tage später ließ der Kaiser für Blumenau einen Pfalzgrafenbrief ausstellen, eine Ehre, die etwa dieselbe Bedeutung hat wie heutzutage ein fürstlicher Orden**).

Freilich brachten päpstliche Bullen und kaiserliche Rechtssprüche den Kampf nicht zum Austrag. Der Haß, Jahre hindurch aufgewiegelt, zerbrach endlich die Rechtsformen und griff zu den Waffen. Auch in dieser äußersten Bedrängniß des Ordens, als er überall von Feinden und Verräthern umgeben, nur noch in wenigen Burgen seine Existenz vertheidigte, hat Blumenau seine Sache nicht verlassen. Er war mit dem Bischof von Ermland in der Marienburg, als am 27. Februar 1454 die Belagerung dieses Ordenshaupthauses durch einen Danziger Heerhaufen begann; es scheint, daß er an den Ausfällen und Kämpfen persönlichen Antheil nahm. Zwar wurde Marienburg für diesmal noch gerettet und das Heer des Polenkönigs am 18. September bei Konitz zurückgeschlagen. Aber gerade die Söldnerbanden, in denen der Orden seine letzte Zuflucht suchen mußte, vollendeten den Ruin seiner unabhängigen Herrschaft. So überwältigend war die Noth und die Zerrüttung, daß selbst ein Politiker wie Blumenau die Ursache des Elends vorzugsweise im Zorne Gottes fand und kein Heil mehr sah, als im Erbarmen Gottes. Indeß versuchte der Hochmeister, den besiegten Polenkönig vielleicht noch zu beschwichtigen und mit dem neuen Heere, mit dem er Lessen belagerte, zum Rückzug zu bewegen. Es wurde eine Gesandtschaft an ihn geschickt, Blumenau war ihr Sprecher***). Er suchte den König durch milde und würdevolle Worte bei der Ehre zu fassen, stellte die Städte als Verschwörer dar, deren Bündniß nur Schande bringe, und mahnte den König an seine Friedenseide. Dieser antwortete mit vielen trügerischen Versicherungen von Friede und Freundschaft, die dennoch über sein bitteres Rachegefühl nicht im Zweifel ließen. Es erlosch auch dieser letzte Schimmer von Hoffnung.

*) Die Vollmacht der Ordensgesandten in der Preußischen Samml. Bd. II. S. 519. Vergl. Voigt: Gesch. Preußens Bd. VIII. S. 302. 327.

**) Dat. Neustadt 15. Dezember 1453, bei Chmel: Regesta Friderici IV. nro. 3144. Natürlich ist Blumenau kein canonicus Wormaciensis, sondern ein Warmiensis.

***) Ihre Vollmacht datirt v. 6. Januar 1455. S. Voigt a. a. O. S. 128.

Die schroffe Parteistellung Blumenau's war eine so bekannte Sache und die Wuth des Volkes so entschieden auch gegen seine Person gerichtet, daß er sich die Nothwendigkeit nicht verhehlen konnte, es sei in Preußen nicht mehr seines Bleibens. Kerker und Güterberaubung waren sein Loos, wenn er einmal in die Hand der Gegner fiel, vielleicht der Tod. Sogar seine Gönner, vor Allen der Hochmeister, meinten ihn nicht ferner halten und schützen zu können. Er begann sich nach einer andern Stellung umzusehen und das war desto schmerzlicher, da er bisher seinem Vaterlande gedient und in demselben über 500 Ducaten jährlicher Einkünfte genossen hatte. Nichts blieb ihm als ein gesunder Leib und ein noch frisches Talent, freilich genug, um einer neuen Sphäre der Thätigkeit mit Selbstvertrauen entgegenzugehen. Er wandte sich an seinen in Rom gewonnenen Gönner, den Cardinal von Augsburg, der übrigens selten die Residenz seines Bisthums mit der Curie vertauschte, er bat dringend: „ihn, den nackten, dem Schiffbruch zu entreißen" und irgend einem deutschen Fürsten zu Diensten zu empfehlen. Aber einem Fürsten wolle er dienen, nur sehr ungern einer Communität*). Wir sehen, mit *welchem* Widerwillen ihn das Treiben einer Masse erfüllte, obwohl die communale Behörde etwa einer Reichsstadt doch keineswegs mit dem aufrührerischen Preußenvolke zu vergleichen war.

Das Blumenau nicht gerade das Vertrauen des Hochmeisters verloren, wird dadurch zur Genüge bewiesen, daß wir ihn auf dem Reichstage zu Nürnberg gegen Ende des Jahres 1456 wieder unter den Ordensgesandten finden. Aber die Hülfe, die man hier dem Orden versprach, wurde vertagt und bestand nur aus tröstlichen Worten**). Blumenau ging nicht mehr nach Preußen zurück. Am 24. Dezember 1456 erklärte er zu Baireuth vor Notar und Zeugen, daß er den Orden, dem er seit Jahren treu gedient, gezwungen verlassen und andere Dienste suchen müsse, er resignirte auf Amt und Eid***). Hier ist der bedeutendste Abschnitt in seinem Leben. Ue-

*) Blumenau's Brief an einen Prälaten, ohne Zweifel den Cardinal von Augsburg, Dat. Marienburg 2 April 1455, nach welchem das Obige meistens erzählt ist, geben wir nach einem münchener Codex in der Beilage.

**) Voigt a. a. O. S. 516.

***) Das Notariatszeugniß im Geh. Archiv zu Königsberg. Die Stelle: vi tamen ab eodem suo domino (dem Hochmeister) abire est compulsus, quare

brigens blieb der Orden sein Schuldner: schon im Jahre 1454 hatte er laut einer Abrechnung 280 Mark geringen Geldes zu fordern; am Termin des Jahres 1456 war die Summe auf 350 Mark gestiegen*). Er war nicht mehr Zeuge der tiefsten Erniedrigung seines Vaterlandes, jenes Pfingsttages von 1457, an welchem der Hochmeister in tiefem Kummer aus der Marienburg gejagt wurde.

Wie Blumenau den Orden verließ, so verlassen uns hier die Documente des Ordensarchivs. Der Mann der Politik entschwindet unsern Augen, um sich uns von einer neuen Seite, als Schriftsteller, als Geschichtschreiber des Ordens vorzustellen. Eben seine politische Muße gab ihm den Gedanken ein. Zur Zeit des Mangels und des Elends, sagt er, habe er sich nicht der täglichen Gefahr erinnern wollen, nun aber, „sicherer gestellt", wolle er kurz eine Geschichte des Deutschen Ordens schreiben. Die Tendenz derselben hebt er ohne Scheu und klar hervor: die nachfolgenden Geschlechter sollen den elenden Untergang der Ordensherrschaft in Preußen, die durch Kriege und Verbrechen unglückliche Zeit kennen lernen. Es sind, wie wir sehen, die Memoiren seiner Leidenszeit, die er niederzulegen gedachte, und daß der Parteieifer, in dem er schrieb, derselbe war, der sein politisches Wirken beseelte, das beweiset seine Geschichte trotz der Unvollendung, in der sie vor uns liegt. Wie er das schwankende Regiment Konrad's von Erlichshausen, wie er den Bund der Ritter und Städte auffaßte, haben wir oben, eben nach seiner Geschichte dargestellt; in welcher Weise er den Krieg geschildert haben würde, zeigt uns der Brief an den Cardinal von Augsburg, in welchem er davon berichtet.

Nur um seine Erzählung verständlicher zu machen, wollte er eine Einleitung über den Ursprung des Preußenvolkes und eine kurze Hochmeisterchronik voranschicken. Von wo er seine Angaben entnommen, kann ich für jetzt, von den dazu nöthigen literarischen Hülfsmitteln fern, nicht untersuchen. Hoffentlich wird Blumenau's Chronik nicht völlig unberücksichtigt bleiben, wenn das Unternehmen einer kritischen Ausgabe sämmtlicher Ordenschronisten, von Preußen aus bereits veranstaltet, die nöthige Förderung findet. Leicht wird sich dann seine

servicia et loca alia necesse habeat perquirere etc. ist wohl so zu deuten, daß **a domino** zu **abire**, nicht zu **compulsus est** construirt wird.

*) Beide Ausstellungen von Dienstag zu Fastnacht 1454 und 1456 ebend.

Quelle ermitteln lassen. Einen selbstständigen Werth aber hat unsere Chronik vermuthlich erst von dem Zeitpunkte an, in welchem Konrad von Erlichshausen eingeführt wird. Mit dem Tode desselben schließt der Verfasser das erste Buch. Leider hat er vom zweiten wenig über zwei Seiten geschrieben. Es war nicht der bloße Zufall, der ihn von der Fortsetzung abhielt, wie man vielleicht daraus schließen möchte, daß das vor uns liegende Exemplar, vielleicht von der Hand, wenigstens aber unter Aufsicht des Verfassers abgeschrieben, am Schlusse eine Reihe leerer Blätter zeigt. In dem Begleitbriefe, mit welchem Blumenau sein abgebrochenes Werk einem Freunde zuschickte, spricht er seine Bedenken offen aus. Weil noch das Geschick schwanke — das will sagen, weil bei der Bedrängniß durch die Söldnerbanden und bei der Bedrohung durch Polen noch das verhängnißvolle Schwert über der Freiheit des Ordens schwebte — habe er seiner Feder Halt geboten, „um nicht durch heftiges Speien den Ausbruch des Blutes herauszufordern". Wundere dich nicht, sagte er dem Freunde, wenn ich nur langsam und zögernd an das Uebrige Hand anlege; denn geschwiegen zu haben hat noch niemand, aber gesprochen zu haben einst selbst den Sokrates gereut. Schwerlich hat Blumenau dieses sein Schweigen in späteren Jahren gebrochen, und so bleibt es für uns immerhin zu beklagen, daß wir der Berichte und Meinungen eines so kundigen Mannes für jene Periode der Ordensgeschichte entrathen müssen.

Blumenau widmete seine Chronik dem Cardinal von Augsburg, vielleicht weil er durch dessen Vermittelung eine neue Lebensstellung zu gewinnen hoffte. Die vorliegende Abschrift schickte er Leonhard Gessel oder Gässler zu, Vicar der augsburger Kirche, und zwar am 30. März 1457*).

*) Sie findet sich im Cod. lat. 529. 4° der Hofbibliothek zu München Fol. 104–137. Der dem Codex vorgeschriebene Index zeigt den Titel: **Historia de inicio ordinis beate marie theotonicorum hierosolomitanorum in prusia ac eorum regimine ac gestis.** Anfang der Widmung: **Quamvis sacius esse arbitror, incliti senatus sacrosancte romane ecclesie venerabile membrum etc.** — Fol. 105b.: **Incipit Historia foeliciter. Etsi non indigne a prusia rege bitinie que et biticia ac buccinea etc.** Anfang des zweiten Buches: **Plebs novarum rerum cupida de condicioneque sua falso conquerens et inquieta etc.** Schluß: — — **denique pena pensare voluerunt amplectere conabor.** — Schon aus der Widmung

Der Cardinal-Bischof von Augsburg ist bekannt als der erste unter den deutschen Prälaten, an den sich die noch jugendliche Schule des deutschen Humanismus anschloß. Wir dürfen Blumenau in derselben keinen Ehrenplatz anweisen; seine Erziehung und der Lauf seines Lebens erstrebten ganz andere Zwecke als unter den Gelehrten zu glänzen, aber wir rechnen ihn zu jenen lebhaften Geistern, die von der modernen classischen Weisheit berührt und angezogen, in ihren zauberischen Bann verfielen und mindestens als ferne Trabanten der neuen Sonne dienten. Ohne Zweifel kam dieser Sinn in Italien über unsern Juristen; denn dort war das Alterthum die verehrte Mode-Wissenschaft. Seine Sendungen nach Rom, gerade an den Hof Nicolaus V., des freigebigen Mäcen, berechtigen uns zu dieser Annahme. Dort suchte man mit Eifer die Codices der classischen Autoren zu sammeln, abzuschreiben und vor dem Untergange zu sichern. Man weiß, wie der Triumph des Findens Andere zum Suchen anzufeuern pflegt, wie der Sammelgeist etwas Ansteckendes hat. Mehr als einmal war der politische Geschäftsträger zugleich der vermittelnde Bote der Wissenschaft.

In Augsburg lebte ein wohlhabender Arzt, dessen literarisches Treiben wohl einer näheren Beleuchtung würdig wäre, Hermann oder Hartmann Schedel, ein fleißiger Sammler der classischen und der modern-humanistischen Schriften. Die Reihe von Sammelbänden, die er in Italien und in Deutschland meistens mit eigener Hand geschrieben, bildet an sich eine schätzbare Bibliothek, jetzt einen stattlichen Bestandtheil der Hofbibliothek zu München. Mit diesem Manne

würden wir Blumenau, obwohl er sich nicht nennt, als Verfasser erkennen. Jeden Zweifel darüber hebt sein als Fol. 150b. beigehefteter Brief: Laurencius Blumenow doctor fratri suo Leonardo gessel venerabili augustensi vicario. — — Ex Dillingen penultima Marci Anno domini 1457. In einem Document von 1461 finde ich jenen Leonardus Gässler decanus Augustensis genannt. Die obenbezeichnete Stelle lautet: Ideo non ad ostentacionem sed ad sciendum teterrimam prusie ruinam gesta ejusdem conscribere institui, que est codicillo hoc, ut rogasti, libens parendo tibi taliter transmitto, quodque hiis desunt, me ob pendentis fortune eventum retinenda calamo, ne nimis emungendo sanguinem elicere videar, intelligas commisisse, nec mireris, quod lento gradu manum mitto ad reliqua, quia tacuisse nunquam, aliquando autem dixisse et Socratem penituit. — Der Brief zeigt die uns bekannte Handschrift Blumenau's.

lebte Blumenau in enger Freundschaft, deren Bindemittel eben die humanistische Liebhaberei war. Auch er hatte in Italien eine schöne Zahl von classischen Autoren erworben, vorzugsweise, wie es scheint, Geschichtschreiber in lateinischer Sprache; doch weiß er auch Virgilius und Horatius, Boethius und Lucanus zu citiren. Als besondern Schatz aber sah er des Sextus Rufus Buch über die Siege und Provinzen des römischen Reiches an, welches noch niemand in Deutschland besaß. Mit eigener Hand copirte er es für den augsburger Freund und fügte gelehrte Randglossen hinzu, die eine nicht geringe Bekanntschaft mit der römischen Geschichte bezeugen*). Auch den Orosius ließ er für Schedel abschreiben und die von Poggio übersetzte Cyropädie des Xenophon. Zugleich versichert er noch manches werthvolle Stück der Art zu besitzen**). Als er später einmal wieder nach Rom reiste, übernahm er es, dort, also vermuthlich aus einem emendirten Exemplar, die Decaden des Livius für den Freund copiren zu lassen***).

Was hier betont werden muß, ist nicht der Erfolg und die Wirkung, es ist der für das neubelebte Alterthum erschlossene Sinn. Diesen beobachten wir leicht in den wenigen Resten, die uns von Blumenau's Briefen vorliegen. Er hat den leichten gefälligen Stil der italienischer Humanisten nicht erworben, der seine ist schwerfällig, verworren und ungeschickt, aber er hascht sichtbar nach Zierrathen und Blumen der Rede und nach dem Schmuck der Gelehrsamkeit. Er versteht es nicht, mit Grazie und ernster Sentenz zu philosophiren gleich Cicero und Seneca, aber er verräth doch die Neigung, sich in dunkeln Philosophemen moralischer Natur, in allgemeinen Betrachtungen über die menschliche Natur und menschliche Schicksale zu bewegen und

*) Das Autograph Blumenau's von **Ruffi Sexti viri consularis rerum gestarum populi romani valentiniano augusto liber** mit dem Brief **Magistro hermanno Scedil medico augustensi** im **Cod. lat. Monacens. 459.** Fol. 274—290. Eine Abschrift von Schedel's Hand im **Cod. lat. Monac. 522.** Fol. 10—26. Auch einem andern Freunde schickte er das Buch; **ibid.** Fol. 27.

) Fragment aus einem Brief an Schedel im **Cod. lat. Monac. 466. Fol. 299. **Restant namque quae nactus sum in arte humanitatis nonnulla alia nobilissima, plurimis tamen ignota opuscula etc.**

***) Blumenau an Schedel, **dat. ex Salczburga in die gertrudis** (17. März) 1468. **ibid.** Fol. 230 b.

auch über den Ruhm und seine Richtigkeit mag er gern räsonniren. Im höheren Alter schrieb er an den gleichfalls gealterten und vom Podagra geplagten Schedel einen moralischen Mahnbrief, der deutlich an verwandte Producte der italienischen Schule erinnert, zugleich poetisch und im Predigerton, mythologisch und christlich. Der Freund möge sich nun nicht mehr von Purpurwangen, elfenbeinernen Zähnen und hellen Augensternen bestechen lassen. Er möge bedenken, wie schnell Pluton ihn in die Wellen des Acheron reißen und wie bald er vor Rhadamantos stehen werde. In die Sprache des Christen übertragen: er werde dem gerechten Urtheil Gottes nicht entfliehen und möge sich daher an den Arzt wenden, der uns noch vor dem Tode von der Kleinmüthigkeit des Geistes befreit*).

Aber wir greifen dem Laufe der Jahre vor, wenn wir uns den Juristen, als er den Dienst des Ordens quittirte und einen neuen Herrn suchte, bereits als grämlichen Moralprediger vorstellen. Aus der Stille der schriftstellerischen Beschäftigung haben wir ihm wieder in das reißende Getümmel des Lebens zu folgen. Ein habsburgischer Fürst, Herzog Sigmund von Tirol, nahm ihn in Pflicht. Ob die neue Situation ihm ein stilles Geschäftsleben bieten, ob sie ihn in Gefahr und Fehde, in Acht und Bann mitreißen werde — wer konnte das vorhersehen! Der Wille und das Interesse seines jezeitigen Herrn mußte seine Partei sein. So wurde der Mann, der als Agent des Deutschen Ritterordens bei der römischen Curie Ehre und Freundschaft gefunden, unter dem Tirolerfürsten ein von derselben Curie gehaßter und mit dem Bannfluch verfolgter Flüchtling.

Herzog Sigmund war eine derbe, kräftige Natur, der Liebe, der Jagd und den ritterlichen Künsten ergeben, unter Verwandtenzwist und Widerwärtigkeiten aufgewachsen, mitunter wohl hochfahrend und zornmüthig, aber seinem Tirolervolk ein lieber und geachteter Herr. Den Pfaffen war er überhaupt nicht hold, am wenigsten aber, seit einer derselben seinen Haß entzündete und Jahre hindurch schürte. Das war der berühmte Niklas Krebs, nach seinem Geburtsorte Cues an der Mosel gemeinhin Cusa oder der Cusaner genannt, einst ein

*) Aus demselben Briefe vom 17. März 1468. Aber auch schon in dem bald zu erwähnenden Briefe vom 11. Januar 1461 predigte Blumenau dem Freunde, sich nicht ferner mit den mulierculae abzugeben und seine Lenden zu erschöpfen.

feuriger Anhänger des basler Concils und seiner antipapistischen Lehre, dann Apostat und zum Lohne der Apostasie schnell Cardinal, ein Mann, der zum stillen Philosophen geboren war, aber auf den Markt des öffentlichen Lebens gezogen, zwischen tiefem Geistesstreben und schmutzigem Begehren, zwischen Mystik und Pfäfferei wunderlich schwankte. Im Jahre 1450 drängte er sich durch päpstliche Provision in das Bisthum Brixen, für ihn die Quelle von Cabalen und Bitterkeiten bis an seinen Tod. Das Capitel protestirte gegen ihn, so auch Herzog Sigmund, der Landesfürst, damals erst 23 Jahre alt. Alsbald gab es Reibungen und Zwiste. Cusa machte die Sache seiner Bergwerke und Salinen, der Klosterjurisdiction und der Lehnsverhältnisse dieses oder jenes Schlosses vorschnell zu einer Angelegenheit der Hierarchie. Der Herzog, als solcher Advocat der brixener Kirche, haßte im Cardinal den hochmüthigen Eindringling, den fremden Aussauger der ihm commendirten Kirche, den Unruhstifter und Ränkemacher. Der Streit nahm einen größeren Umfang an, seitdem Cusa die Waffen des apostolischen Stuhles zur Hülfe rief und den alten Papst Calixtus III. bewog, Strafandrohungen gegen den Herzog zu erlassen. Der kleine, aber entschlossene Fürst trotzte der veralteten Hierarchie, er appellirte von dem schlecht unterrichteten Papst an den besser zu unterrichtenden. Darüber starb Calixtus.

Sein Nachfolger, Pius II., war dem habsburgischen Hause seit 17 Jahren verpflichtet und in seinem Dienste von einer Würde zur andern emporgestiegen. Auch dem jungen Tirolerherzog hatte er hofirt, und dieser hoffte in ihm einen gefälligen heiligen Vater zu finden. Pius schrieb einen europäischen Congreß zu Mantua aus, um die Christenheit gegen ihren Erbfeind, die Türken, zu vereinigen. Nach Mantua schickte daher Sigmund seine Botschaft, um dem Papste, wie es bei neuen Stuhlbesteigungen üblich, seinen Gehorsam entbieten zu lassen. Ein Edelmann — wir finden ihn als Ritter von Metz bezeichnet — war die Ehrenperson dieser Botschaft, Blumenau ihr Wort- und Geschäftsführer. Er sollte den Papst versichern, daß der Herzog gern nach seinem Wunsche in Mantua erscheinen werde, wenn er nicht durch Krieg oder Krankheit abgehalten würde; er sollte ferner im Namen des Herzogs die Bemühungen des Papstes, denselben mit den schweizerischen Eidgenossen auszugleichen, dankbar annehmen. Aber in Betreff des brixener Bisthums sollte er die Gesinnung des Papstes nur

ausforschen, ihn fragen, ob er von derselben unterrichtet sei, ihn um ein billiges und mildes Verfahren bitten*).

Der Papst nahm die Gesandtschaft mit den geziemenden Ehren auf. Gewiß lag ihm die Versöhnung der Streitenden am Herzen, aber in der Rücksicht, die er auch dem Cardinal schuldete, erklärte er, als Richter thun zu wollen, was die heiligen Canones verlangten, er versprach, die Sentenz noch aufzuschieben und eine neue Untersuchung anzuordnen**).

Im Januar 1460 ritt Herzog Sigmund selber in Mantua ein. Sein Redner vor Pius war Gregor Heimburg, der sarkastische Feind der Welschen und der Pfaffen. Er erinnerte den Papst, der von Cardinälen und Prälaten umgeben auf dem Stuhle Petri vor ihm saß, mit stichelnden Worten an einen gewissen Liebesbrief, den Seine Heiligkeit einst in minoribus zum Vergnügen des damals sechszehnjährigen Sigmund verfaßt. Es gab ein Flüstern und Lachen in der Versammlung, die den Papst bitter beschämten, seinen Widerwillen gegen Heimburg und den Herzog reizten. Dann kam der Zwist mit dem Cardinal Cusa, der gleichfalls anwesend war, näher zur Sprache. Aber statt sich versöhnliche Worte zu bieten, treten die Parteien einander mit neuen Klagen gegenüber. Der Herzog protestirt, von Heimburg gestachelt, an den besser zu unterrichtenden Papst, an den Papst als Vorsitzenden eines allgemeinen Concils. Das verhaßte Wort ist ausgesprochen. Während Sigmund voll Aerger und Rachedurst Mantua verläßt, erklärt der Papst am 18. Januar 1460 in der Bulle **Execrabilis** solche Appellationen an ein allgemeines Concil für abscheulich und ketzerisch und bedroht sie mit Fluch und Interdict.

Die gereizte Leidenschaft zeugte schnell die Gewaltthat. Der Cardinal kehrte in sein Bisthum zurück und belegte es mit dem Interdict, er wünschte durch die Versagung der kirchlichen Funktionen das Volk gegen den Landesherrn zu hetzen. Aber das Mittel war längst verbraucht und wirkte nicht. Der Herzog kündigte ihm die Fehde

*) **Memoriale doctoris Laurentii Plumnaw ad dominum papam** in den Oesterreichischen Geschichtsquellen Bd. II. S. 139.

) Pius' Rechtfertigung der Censur gegen Sigmund vom 19. August 1460 bei **Chmel: Material. Th. II. Nro. 169, auch als **Pii II. epist. 3. edit. Mediol.** Auch Cusa erwähnt die Gesandtschaft in seiner anonymen Beantwortung der zweiten Appellation Sigmund's vom 16. März 1461 im **Cod. lat. Monac. 215.** Fol. 434 **seq.**

an, und da er in Erfahrung gebracht, daß Cusa am Ostermontag nach der Curie abzureisen gedenke, um hier die apostolischen Censuren gegen ihn auszuwirken, überfiel er ihn noch am Ostersonntag im Schlosse Bruneck, nahm die Burg mit Sturm, hielt den gefangenen Cardinal zehn Tage lang fest und erpreßte so von ihm einen Vergleich, wie er ihm, dem Sieger, beliebte.

Aus dem Rechtsstreit war ein derbes, schwer zu sühnendes Sacrilegium geworden. Cusa eilte klagend zum Papste, der in einem Monitorium sofort die Ungültigkeit jenes Vergleiches gebot und den Herzog vorlud, bis zum 30. Juli 1460 als letztem Termin persönlich vor ihm zur Verantwortung zu erscheinen.

Wenige Tage vor dem Termin erschien Blumenau zu Siena, wo der Papst seinen Hof hielt. Er präsentirte sich als Rath und Procurator des Herzogs Mit vieler Mühe erlangte er zweimal private Audienz, in welcher nur wenige Cardinäle den Papst umgaben. Statt aber, wie diese erwarteten, die Unterwerfung des Herzogs unter das geistliche Gericht zu erklären und in dessen Namen um Verzeihung zu bitten, hatte er nur den Auftrag, den Papst über die Sachlage und das Factum eines Besseren zu belehren, da er beide nur aus den Berichten des Cardinals oder dem Gerede der Menge kennen könne. Der Papst ließ ihn mit harter Rede an: nicht er, sondern sein Herr sei vorgeladen; beide wollten nur leere Worte machen.

Am Termin wurde ein öffentliches Consistorium versammelt, der Papst saß auf dem Tribunal. Es trat der Fiscalprocurator hervor und beschuldigte Herzog Sigmund von Oesterreich der Contumaz. Blumenau begehrte wiederum gehört zu werden. Der Papst antwortete mit scheinbarer Milde: obwohl bei solchem Verbrechen die Gegenwart des Schuldigen nothwendig sei, so wolle er doch die Strenge der Gesetze mildern und den Procurator hören, wenn er eine genügende Vollmacht vorweise. Dieser zögerte Endlich zeigte er seine Vollmacht und sie wurde laut verlesen. Es war aber keine Vollmacht zur rechtlichen Vertheidigung, sondern eine verhaßte Appellation. Sigmund erklärte in dem Documente, daß er von dem schlecht unterrichteten Papste an den besser zu unterrichtenden appellire und den Doctor Laurentius als seinen Procurator schicke, um dem Papste und dem heiligen Collegium diese Appellation zu insinuiren. Pius schalt sie nichtig und frivol, verweigerte die fernere Audienz und

schickte dann zwei Bischöfe an die Thüre der Kirche, die Sigmund dreimal riefen, ob er oder ein durch ihn Bevollmächtigter da sei. Als niemand erschien, sprach er die Contumaz über ihn aus, ließ ihn aber noch einmal vorladen, um ihm, wie es hieß, Zeit zur Reue zu lassen*).

Der Procurator wurde nicht nur zornig abgewiesen, sondern auch sofort in die Ketzerei und das Verbrechen seines Herrn verstrickt. Er wurde citirt, um sich vor einer Commission zu verantworten. Damit er nicht entwische, ließ der Papst die Thüre seiner Herberge von Trabanten bewachen. Blumenau erkannte das Gericht scheinbar an, um nur dem Kerker zu entgehen. Zur Mittagszeit aber, als die Straßen menschenleer waren, stahl er sich durch eine Hinterthüre aus dem Hause und aus der Stadt. Am folgenden Tage, schon in der Nähe von Florenz, ereilte ihn ein Diener des cusaner Cardinals und griff ihn mit blanker Waffe an; Blumenau zog sein Schwert und hielt sich den Mörder vom Leibe, dann floh er, zum Tode geängstigt, in rauhe Bergwaldungen, wo er sich mehrere Tage verborgen hielt**). Seine Diener, die gleichfalls Siena als Flüchtlinge verlassen, kamen in Insbruck an, ohne von seinen Schicksalen zu wissen***). Noch im August wußte der Herzog nicht, was aus ihm geworden†). Erst im Winter traf der verfolgte Procurator in Insbruck ein und dankte Gott für seine Rettung.

Der Vorfall, bei welchem der Aerger des Papstes und des Cardinals sich allerdings wohl übereilt, gab dem Streite neue Nahrung. Sigmund beschuldigte den Papst, durch die Verfolgung seines Gesandten das Völkerrecht schmählich verletzt und sich der Parteilichkeit dringend verdächtig gemacht zu haben††). Da ihm und den Seinen

*) Pius' Rechtfertigung der Censur gegen Sigmund vom 19. August 1460 l. s. c. Appellation Sigmund's gegen die Censur vom 13. August 1460 bei Freher: German. rer. Scriptt. T. II. p. 121.

**) Brief Blumenau's an einen Unbekannten (wohl an Schedel), Dat. Insbruck 11. Januar 1461 aus dem Cod. lat. Monac. 215. Fol. 327 in den Sitzungsberichten der philos.-hist. Classe der kaiserl. Akademie der Wissensch. zu Wien 1850. Bd. II. S. 699.

***) Apologia Gregorii Heimburg in Goldasti: Monarchiae T. II. p. 1605.

†) Appellation Sigmund's vom 13. August 1460. l. s. c.

††) Dritte Appellation dess. vom 19. März 1462 bei Chmel: Material. Bd. II. Nro. 205.

— so erklärte er in der Appellation vom 13. August 1460 — die Sicherheit des Rechts an der päpstlichen Curie völlig genommen sei und da er mithin an den besser zu unterrichtenden Papst nicht appelliren könne, so appellire er jetzt an den Nachfolger des Papstes und an ein allgemeines Concil. Cusa wollte den Gewaltstreich gegen Blumenau entschuldigen: dieser sei nicht Gesandter, sondern nur Procurator mit dem bestimmten Auftrag gewesen, die Appellation einzuhändigen; er sei ferner Auditor der Rota und also dem Papste unmittelbar untergeben; endlich genieße er als Ketzer nicht das Privilegium des sichern Geleits*). Gregor Heimburg aber schlug seine Sophismen nieder: ein Procurator werde brieflich und feierlich eingesetzt ganz wie ein Gesandter; daß Blumenau Auditor der Rota sei, thue nichts zur Sache und hindere ihn nicht am Amt einer Gesandtschaft; daß er ein Ketzer und des Geleites unwürdig, sei eine elende Fiction, die das Band des öffentlichen Vertrauens löse**).

Heimburg führte den Kampf als einen principiellen mit Appellationen und Streitschriften fort. Der Papst erklärte den Tirolerherzog für einen notorischen Majestätsbeleidiger und Ketzer, der an sich dem Anathem verfallen sei, wenn ihm auch noch einmal eine Frist von 60 Tagen gesetzt wurde, innerhalb deren er sich persönlich verantworten solle. Den Pfarrern wurde anbefohlen, ihn und seine Anhänger an allen Festtagen vor dem versammelten Volk als excommunicirt und jeden Ort, den er oder sie betreten würden, als mit dem Interdicte belegt zu verkünden. Unter den Anhängern aber werden Gregor Heimburg und Laurentius Blumenau als **erronei doctores** namentlich und vorzugsweise aufgeführt***). Indeß blieb der Bannstrahl, auch als er in vollster Form geschleudert wurde, nicht im Herzen des Volkes haften, auf welches er berechnet war. Niemand im Lande Tirol, weder geistlichen noch weltlichen Standes, erhob das Banner der Empörung gegen den Fürsten. Das Interdict wurde nicht beachtet. Endlich erfolgte durch Vermittelung des Kaisers Friedrich eine Aus-

*) Cusa's Beantwortung der zweiten Appellation l. s. c.

**) Invective Heimburg's gegen Cusa vom 13. August 1461 in Goldasti: Monarchiae. T. II. p. 1624.

***) Pius' Bulle vom 23. Januar und Befehl an die Pfarrer vom 22. Januar 1461 ibid. p. 1579. 1589.

gleichung, Alle wurden von den Censuren wieder losgesprochen, die Hierarchie hatte eine neue Niederlage erlitten. Der Papst und der Cardinal starben in schneller Folge.

Blumenau wird noch in einem Briefe vom 22. December 1463 als Rath des Herzogs Sigmund erwähnt*). Von da an haben wir nur höchst sporadische Nachrichten über ihn. Zwischen den Jahren 1466 und 1471 finden wir ihn auf verschiedenen Reichstagen als Vertreter des Erzbischofs von Salzburg und im Mai 1468 auch noch einmal in Rom, wo er, in den Dienst des Deutschen Ordens zurückgetreten, für den Hochmeister Geschäfte führt: der Streit über den ermländischen Bischofsstuhl, von den Chronisten der Pfaffenkrieg genannt, und die polnischen Angelegenheiten sind mit dem Haupte der Christenheit zu verhandeln**).

Wohl war einem Manne wie Blumenau das Leben ein unaufhörlicher Kampf. Rastlos zieht er von einem Orte zum andern, ihm bereiten nicht Weib und Kind eine Stätte des Ausruhens und des Friedens. Wer seinem Berufe nach verschiedenen Herren, dem Unrecht wie dem Recht gedient, erwirbt selten einen Kreis schützender Freundschaft für die Lebensjahre, welche das Alter beschleicht. Wohl aber sehnt sich der greise Schiffer, der sein Leben hindurch Sturm und Wellen getrotzt, endlich nach d m bleibenden Hafen und dem dauernden Frieden.

Ein archivalisches Dokument vom Jahre 1474 zeigt uns Blumenau im Kloster Karthaus — er hat den stillen Orden bekannt. Noth und Armuth war es nicht, was ihn zu dieser Zufluchtsstätte trieb. Der Orden schuldete ihm für sein Procuratorium in Rom noch 600 Mark, und 300 rheinische Gulden hatte er bei den Karthäusern zu Nürnberg „zu getreuen Händen" deponirt***). Er suchte die Ruhe, das Seelenheil. Schon als Novize, das Jahr zuvor, hatte er ein Testament gemacht und 670 Gulden, die er bei dem Prior des Hauses niedergelegt, zum Theil für dasselbe und den Orden der Karthäuser, zum Theil zu Messen für seine Seele bestimmt. Ein Feuer vertilgte das Oberhaus, dessen Bruder er war. Da änderte er sein

*) Oesterreichische Geschichtsquellen Bd. II. S. 144.

**) Sein Brief vom 18. Mai 1468 im Geh. Archiv zu Königsberg. Vrgl. Voigt Bd. IX. S. 12.

***) Die beiden Documente im Geh. Archiv zu Königsberg.

Testament mit Erlaubniß des Priors zu Gunsten seiner leiblichen Brüder in Preußen und deren Kinder, denen er zuvor schon sein Erbtheil, seine Zinsen und außerdem die 600 preußische Mark vermacht, die ihm der Ritterorden noch schuldete. Einiges Geld aber blieb zur Erlösung seiner Seele und der Seelen seiner Eltern bestimmt*).

Wann Bruder Laurentius gestorben, vielleicht wußte es das Todtenbuch des Klosters zu sagen. Die Welt hörte nichts mehr von ihm und er ließ die Welt ihren Lauf gehen.

Georg Voigt.

Beilage.

Brief des Laurentius Blumenau an Cardinal Peter von Schaumburg, Bischof von Augsburg, Dat. Marienburg 2. April 1455.

Devotissime humilitatis et debite obediencie famulatum cum recommendacione filiali. Mestissime rei usus diversarumque cladium calamitas, quibus dire sorte constrictus crucior, globos sollicitant scribere misuriarum. Reverende pater domine graciose! Terram prusie in inicio barbaram et gotorum gentem inhabitasse didici, qui homines promunctoria occiani occupantes, a nobilibus almannie magistro hermanno duce sedibus primo amoti, ad lumen tandem ortodoxe fidei agnoscendum sunt coacti. Hii postquam pacifice in fide Christi habitarent sub ordine, incredibile memoratu est quam breve omnium rerum eis accessit copia, sed invidia ex habundancia et demum libido dominandi orta est. Nam cum dominium paterno more eos fovendo sepe conviviis alligaret, convagiis honestaret, plenitudinem potestatis per scelus usurpare meditati sunt. Itaque conspirantes in facinus prefati subditi, quorum non pauci in ordinis castris tunc fuere servientes, regem polonie, quem hostem prius repellere sepe laborabant, ultro sibi dominum constituerunt. Cuius fulciti subsidio prusiam penitrant, preceptores, ordinis fratres eorumque fideles reliquias simulacrorum modo in suis sedibus trucidant, ceteros metu mortis compulerunt, ut relicto patrie solo et antiquis habitaculis remigrantes novas sedes peregrini et exules querunt. Patrimonio itaque dominorum usurpato, per dedecus reliquos bonos, quos constat non multos centenarios ho-

*) Abschrift des geänderten Testamentes Blumenau's, dat. ex domo maioris Cartusie 6. Mai 1474 ebend.

minum tunc fuisse, in castris Marienburg et Stumis obsidionibus concluserunt ibique infelices reliquias fame, desperacione et formidine aliquamdiu terrentes, ut eciam quos in Stumis fortalicio non cogerunt, in mortem turpi macie exinanitos, afflictos saltem dato castro misserunt Marienburg, ubi domini mei Magister, Episcopus Warmiensis et ego post multos comites, barones atque nobiles concursu exurgencium undique hostium foris, intra autem deprehensarum insidiarum metu fatigati, pontem castri ducens iter in insulam, qui non solum natura loci verum eciam ingentibus turribus atque muro fossaque magis munitus erat, gravissimo conflictu vix defenditur. Nam Gedanenses, occupata ruina Caldenhof vulgariter nuncupata, que ponti est contigua, ad expungnandum nos hostilissime properabant, sed nobis erumpentibus e castro repentina pugna obsessorem deleverimus exercitum, ex quo tunc plus quam quingenti hostium cesi mirabantur. Reliqui in fugam versi, vulnerati atque lugentes in suam civitatem sparsim venerunt. Non tamen propter hoc seviens animus dimisit gedanenses, ymo novo congregato exercitu recentes veteribus miscebant insidias. Rogum namque amplissimum navibus ponti subducentes fere pontem combusserunt medium, quo facto gloriantes ipsis victoriam patere putabant breve eo, quod nobis, equis et bestiis nostris alimenta et pascua solum per pontem acquirere licuit. Sed connexum lintribus ac trabis impositis et tabulis superstratis statim reparavimus obsessoresque nostros parum post diebus tribus obsidendo, propter defectum alimentorum, qui in exercitu eorum erat, in fugam compulimus. Qui relictis castris expedicioneque bellica amissa vix iterum salvis corporibus evaserunt. Exinde cum secundo, qui ex alio latere castri erat, exercitu plerumque diversa sorte pugnatum est, qui altero fuit robustior. Duo tamen milia hostium et plures ex utroque cecidisse inimici ipsi referunt. Non tamen illa a celo sepe data victoria nos redimisset, ymmo ultimum statum ordinis tunc fuisse arbitror, nisi almanie et moravie certi nobiles, qui ad redimendum nos venerant, miraculose pungnantes apud opidum Cunicz regis polonie attrivissent potentiam. In ea enim pungna polonorum nostro in quadruplo maior erat exercitus. Sed sic visum est domino, cui laus et gloria. Sed quanto potencior apparatus regis, tanto casus gravior fuit. Nam tunc totius polonie iuvenes ceciderunt. Et si noctis iniectus finem belli non dedisset, totam ruinam ordinis poloni victi restaurassent. Multi tamen, qui ex hoc bello lapsi aberrabant, per gentes nostras

frequenti indagine eciam sequenti die comminuti seu capti sunt. Reaccesserunt preterea nobis post triumphum multe civitates atque castra, necnon multitudo plebis revertebatur in fidem atque dicionem ordinis. De qua re etsi non mediocriter gavisi fuimus, homines tamen armorum, quos in solacium nostrum venisse arbitrabamur, tantam afflictis addunt affliccionem, ut an liberati an non pocius per eos victi sumus, dubitando confitemur. Spes namque maxima erat reliquam partem perdite terre rehabituram, tum quod aque hic grassa glacie superstrate equestrem et pedestrem transitum eciam usque ad muros civitatum facile paciebantur, tum eciam populi iam bello diuturno fessi animum ad nos habebant revertendi. Sed inproba hominum cupiditas, lascivia atque morositas timeo desolacionis nostre ultime dabunt causam. O tempora et recordacione indignissima! Quis fando funera et portentuosa hec explicet aut equare possit lacrimis dolores! Fi tempus atque factum presens permeciar, profecto dicere compellor, nisi irato atque adversato deo posse ita infeliciter perturbari, neque nisi miserante et propicio componi. Jesu piissime, quonam ex face ignis tantus accensus est et ex funestissimo rogo per plurima loca ardentes sudes *sparsi* sunt multaque incendia ex uno fomite processerunt! Hinc municionum eruptio, templorum turpissima incineracio, sacrilegia, *parricidia* atque cedes sunt secuta. In profundum denique malorum populum [populus] hic novam Christi plantulam induxit, qui sanctam Romanam ecclesiam et sacrum imperium contempnens, sensu ac voluntate propria pro lege utitur. Compulerunt namque homines isti reverendos patres Colmensem, Pomezaniensem et Sambiensem episcopos, quod sui ordinis habitum deponerent, iureiurandoque constrinxerunt eosdem promittere, quod ordinem verbo et facto exterminare et persequi vellent in perpetuum. In quorum manus si inciderem, non utique sinitur via mortis aut ius hostium in me servaretur, qui nichil victis preter vitam adimunt aut captivos reservant, verius ad proscriptionem omnium, qui casum meum egre ferrent, suam exercerent tyrannidem. Quale igitur illi, qui in populo stulto irritatur, solacium erit, quam quod cum virgilio clamitet: Una salus victis nullam sperare salutem. Patria insuper ab illis periculosissimis inimicorum voraginibus dissoluta pace titubat. Ferro et igne pene consumpta sunt omnia. Perdidi ego ultra quingentos aureos annui redditus. Superest corpusculum, quod utique pro iusticia et ecclesiastica libertate adhuc constans — utinam proficerem — eciam in futurum libens exponam, nec inopiam meam, sed

ordinis et ecclesiarum hic ruinam atque exterminium plangens. Lugeo potissime, cum christianos almanie principes video magnificum hoc nostre nacionis peculium [periculum] levipendendo validis provisionibus non occurrere. Non curant, antequam malum hoc ad ulteriora eciam in propriam eorum destruccionem lacius proserpiat, cui utique non facile postea erit resistendum. Michi enim ubique patria, dum bene sum. Utar temporali omni terra quasi patria. Nichil mihi deerit, quando, cuius amore hec patior, mecum est, maxime quod aput omnes idem est deus, qui me egentem spero non deseret, quod ipsius est terra et plenitudo eius, ex qua omnibus ministrat singula. Revertar ad regis polonie factum, qui dolore prostracionis motus, furorem virtutem reputans, novum pridem coacervavit exercitum, cum quo opidum lessen, quod in fidem nostram reversum est, obsidione cinctum tenuit per mensem. Ad quem cum ego una cum aliis ad campum, ubi castrametatus fuit, missus essem, et eum ut nuncius arguerem blandissime et honeste, cur indignam rupti federis labem contra iusiurandum bis per suam maiestatem super conservacione perpetue pacis prestitum ob iniustam conspiratorum instanciam incidisset, verba succo plena et quasi pacifica in dolo termina responderi fecit copiosa, ex quibus quidem responsionibus inflammatum animum regis facile didicimus. In tantum enim capta corda polonorum obligat dominandi cupiditas, ut rectum non videant. Aput eos namque summa nostra mala pro summis bonis existimata sunt. Tamen ut gloriam fame potentem atque magnificum [sic] consequerentur, dimisit postremo rex exercitum et ad lituanos, qui fidem hucusque iurate pacis servarunt, se transtulit, ut animo forte novum bellum restaurandi. Hec, reverende pater, domine graciose, mestus ex omnibus, que haberi possunt ad presens, bellis gravia atque flagiciis misera, parva ea qua natus sum erga p. v. familiaritate confisus, transmitto, quod iocundiora ad scribendum non inveni. Verum, domine colendissime, corporis periculum, quod nemo sapiens parvifacit, exulem et peregrinum me reddet brevissime, quare reverendam vestram exoro clemenciam: miseremini improperii et tribulacionibus, quibus propter iusticiam affligor, ferentes pro oculis sancte Romane ecclesie reverenciam, cuius officialis esse nedum desini, et me ex naufragio nudum eripere ac alicui principi almanie commendare dignemini, sub quo ingenio arteque militans pro laboribus condigna meriar stipendia. Mallem utique nobilitati meas quam communitatibus locare operas. Qua re pessundantem me libe-

rabit atque peculiarem familiarem constituet R. v. paternitas, cui humilis ac procidens me commendo. Ex castro Marienburg Anno etc. lv[to] ipso die Cinerum.

R. p. v. humilis servitor laurentius blumenau, utriusque juris doctor, Canonicus Warmiensis.

Nach der wenig correcten Abschrift im Cod. msc. lat. 504 der Hofbibliothek zu München Fol. 389. 390.

Die Hexenprocesse der beiden Städte Braunsberg,

nach den Criminalacten des braunsberger Archivs bearbeitet.

(Fortsetzung.)

IV. Auszüge aus den Hexenprozessen der Altstadt Braunsberg.

1349.

Die erste den Glauben an Zauberei bekundende Notiz *findet sich* im Jahre 1349. Sie ist überdies auch darum bemerkenswerth, weil sie sich auf eine der schrecklichsten Seuchen, den schwarzen Tod, bezieht*). — Von China oder Indien ausgehend, verbreitete sich diese

*) Nach Voigt (a. a. O. V., 80) ist diese Krankheit erst 1350 in das Ordensland eingedrungen. Handschriftliches aber hat derselbe nach der durch ihn mir mündlich gewordenen Mittheilung nicht vorgefunden. Die hiesige Notiz dürfte also wohl die einzige dieser Art in Preußen sein. Sie lautet wörtlich: „**Bumboldi memoria et malicia. Anno domini MCCCXL. nono a festo pasce usque ad festum galli fuit in terra pruscie Bumboldus Judeus qui dixit se esse baptizatum. Qui per intoxicaciones veneni et per incantaciones diversas multos interfecit et praecipue in Elbingo ubi a festo Bartholemei usque ad nativitatem Christi plus quam novem milia hominum veneno quasi morte subitanea interierunt. Item eodem anno in konigisberg multitudo hominum interiit non computata. Item in marienburg similiter. Item in hollandia. In hevligenbil. In vrowinborg. Iu Molhusin. Item in terra Sambye multi prutheni veneno perierunt. Eodem anno multi tam noxii quam innoxii propter venenum cremati sunt undique terrarum**“ (Braunsberger Archiv Bd. 79. 3.) Schütz (**Histor. Rer. Prussic. 73**) giebt beim Jahre 1352 die Zahl der in Königs-

orientalische Beulenpest über Asien und Europa und raffte überall eine unerhörte Menschenmenge hin. „In diesem Jahre (1348)", sagt eine schlesische Chronik, „war ein solch sterben, daß man achtet, die Welt seye kaum das dritte Theil geblieben". Wenigstens zwei Fünftel von der Bevölkerung Europa's wurden hingerafft. Städte und Flecken standen leer, in anderen waren von je hundert Einwohnern zehn, oft nur fünf am Leben geblieben. Die nächsten Verwandten flohen einander, und die heiligsten Bande des Blutes wurden zerrissen. Als Urheber dieses namenlosen Unglücks sah man die Juden an. Seit Jahren schon waren sie durch Reichthümer zu Finanzbeamten und Zollpächtern der Fürsten emporgestiegen und dadurch zu neuen Reichthümern gelangt. Im Jahre 1190 steuerten die Juden in England sechszigtausend Pfund Silbers zu den Kreuzzügen bei. Im vierzehnten Jahrhunderte aber war in Wien, wie schon 1100 in Paris, die Hälfte der Häuser an die Juden verpfändet. Damals muß fast alles baare Geld in ihren Händen gewesen sein, denn bei Geldverlegenheiten nahmen Privatleute und die Stadt selbst ihre Zuflucht zu ihnen. Noch größer war vielleicht ihr Einfluß in Spanien, wo sie schon vor dem Einfall der Araber Versuche zur Judaisirung des ganzen Landes machten, und auch unter der neuen Herrschaft, so wie später unter den christlichen Regierungen, sich in ihrem Reichthum und Einfluß zu erhalten wußten. Sie wurden deßhalb von den Großen geschützt, vom Volke gehaßt. Daher die blutigen Verfolgungen in den Jahren 1306, 1336 und 1337, die Papst Benedict nur mit Mühe besänftigt hatte. Damals ward ihnen schnöde Verletzung der christlichen Religion zur Last gelegt*), jetzt Zauberei und Vergiftung; und in mehreren Ländern wurden sie als die Urheber dieses Elendes grausam ermordet. Nichts vermochte dagegen die Vernunft und die Menschlichkeit Clemens VI. Da man diejenigen Juden, welche zum Christenthume übergingen, schonte, so

berg Gestorbenen auf achttausend und der in Elbing auf sechstausend an. Auch Leo (Histor. Pruss. 154) setzt diese Pest in das Jahr 1352 und sagt, daß in Elbing 7000, in Königsberg fünf oder achttausend gestorben. —

*) In Degglendorf wurden 1337 alle Juden ermordet, weil sie angeblich ein paar Hostien von einer Frau gekauft und gemartert hatten. — Schlager (Wiener Skizzen aus dem Mittelalter. Wien, 1835. I. 26, 27, 37; II. 163, 165, 229) giebt viele Belege über den damaligen Reichthum und die Verhältnisse der Juden; auch finden sich dort Nachweise über die Verfolgungen derselben aus früherer und späterer Zeit. —

verbot er streng jede gewaltsame Bekehrung; die vermeinte Vergiftung aber erklärt er für Ungereimtheit. **Carl IV.** nahm sie in Schutz, indem er sie für seine Kammerknechte erklärte, und der König von Polen Casimir der Große gewährte ihnen Zuflucht in seinem Lande. Daß auch in Preußen den Juden die Schuld beigemessen und sie deßhalb nicht bloß der Giftmischerei, sondern auch zauberischer Künste angeklagt wurden, beweist die erwähnte handschriftliche Glosse.

1447 oder 1448.

In diesem Jahre wurde ein Weib, die Wartenbergsche „ihrer Missethat willen, das sy hat gezobert", nachdem sie achtzehn Wochen gesessen hatte, auf eine Entfernung von zwei Meilen aus dem Kirchspiele verbannt, und drei Männer mußten sich mit zehn Mark für dieselbe verbürgen. Am grünen Donnerstage sollte sie sich vor dem Official stellen, um Buße zu thun.

(**Acta Praetor.**, Bd. 84, 128*).

1504.

Herr Simon Wynnenpennig beschuldigte die Frau des Brosien**) Raff, daß sie seiner Frau etwas angethan habe, die nun krank darniederliege. Der Rath gebot ihnen Friede und Eintracht und legte dem, welcher ferner schelten würde, eine Strafe von fünfzig guten Mark auf.

(**Acta Praetor.**, Bd. 84, 282.)

1534.

D. Λ (7.) September wurden vier arme Weiber, „Orthie***) etwan†) Krugeryn zur Lesun, die lyichanische uff im Referthame††), die Jorgellische und Catharina, die zu katzenhofen das Vyhe hutth", wegen verübter Zauberei eingezogen und mit Bewilligung des Großvogts von Ermland und Hauptmanns von Braunsberg Georg v. Proycke verwiesen. Sie hatten das Geständniß freiwillig (ohne Tortur) abgelegt. Ihr Vergehen bestand in Bereitung von Zaubermitteln aus ekelhaften Substanzen, die sie mit albernen Beschwörungsformeln

*) Diese in Klammern gesetzten Citate beziehen sich auf das braunsberger Archiv. —

**) Ambrosius. —

***) Dorothea.

†) ichteswann (niedersächsisch) = ehedem.

††) Ein Erdwall, auf welchem die Seiler (niedersächsisch Reper, Repschläger) arbeiteten.

angewandt hatten, um Feindschaft zu stiften oder den untreuen Mann zurückzubringen oder die Kinder zu schützen, damit die Unterirdischen sie nicht verzehrten. Unter den Ingredienzien befinden sich gebrannte Poggen*), Wanzen, Knoblauch, ein mit Fett bestrichener und mit Salz bestreuter Spannnagel, Erweysen**) u. s. w. Die beiden Zauberformeln aber lauten: „Szo man die poggke Brenth, Szo gramm die liebe Marie dem worme yß, szo gramm szall eyner dem andern werden.“ — „Im Namen des Vaters und der Jungfraven Marien. Szo als die erweysen springen Und bersten, szo szall der Menner Hertzen auch bersten, Und der Mann szall auch solche Liebe zu Ihr kriegen“. —

(Verzeichniß der Rathsmitglieder. Bd. 76, 67 flgd.)

1553.

Damals wurde das vor einigen Jahren vom Schultheiß Georg Schoneberg auferlegte Stillschweigen wegen beschuldigter Zauberei in den Gerichtsacten verschrieben und für den Uebertreter eine Buße von zehn Mrk. festgesetzt.

(Act. Judic., Bd. 106 ann. 1553 Juni.)

1578.

1. Eine Frau fegte mit ihrer Magd am Sonntage und am Catharinentage Abends die Straße vor ihrer Scheune. Die Magd warnte sie, denn die Leute würden ihr Zauberei beimessen. Allein diese kehrte sich daran nicht. Darauf sagte ihr eine Nachbarin, „wenn sie zaubere und es arg meine, wäre es gut, daß man für sie Feuer mache“. Dieser Beschuldigung wegen erschien jene im Beistande ihres Mannes vor dem Rathe, wurde aber sammt der Magd mit dem Thurme bestraft, weil sie gegen die zehn Gebote am Sonntage und Catharinentage die Straße gefegt hätten. Die Magd sollte noch vom Gerichte examinirt werden, ob mehr Vermuthungen in Betreff der Zauberei über die Frau auskämen. Wie die Sache abgelaufen, ist nicht nachzuweisen, da die Gerichtsacten jenes Jahres fehlen.

(Act. Praet., Bd. 87. ann. 1578 Jan.)

2. Ein Junge mit Namen Salfeld hatte der Kuhhirtin ein Ferkel erschlagen und bald darauf große „Wehtage“ bekommen. Sein Vater ließ sie zu sich rufen und zwang sie, dem Knaben zu büßen. — Ein

*) (niedersächsisch) = Frösche.

**) Erbeißen (oberdeutsch) = Erbsen.

anderer fuhr ihr ein Schwein über; darauf wurden die Pferde krank. Da sie diese nicht gesund machen konnte, so wurde sie gerichtlich belangt. Sie gestand alles ohne Umstände, auch daß sie früher dem alten Salfeld selbst in der Schulter gebüßt habe; es sei aber nirgends anderswo geschehen, als am Ortsständer*); und es sei Gottes Wort (nämlich, was sie dabei gesprochen habe). Der Rath entließ sie mit der Warnung, von solchen Dingen bei Leibesstrafe abzustehen.

(Act. Praet., Bd. 87 ann. 1578 Febr.)

1582.

In diesem Jahre findet sich eine Notiz, aus der hervorgeht, daß eine Frau Breuer in Gefahr gewesen, Zauberei halber am Leibe oder gar am Leben bestraft zu werden. Ihr Sohn drohte, im Falle der Mutter irgend ein Leid geschehe, aus der Stadt einen rothen Hahn zu machen.

(Act. Praet., Bd. 87 ann. 1582 Juli.)

1583.

1. Zwei Kerle Paul Sulte und Posnau gestanden, daß sie den Teufel Methie**) um Geld gebannt hätten. Dem Einen wurde auf Bitte einiger Bürger vom Rathe das Leben geschenkt; er sollte noch einige Zeit sitzen und dann Kirchenbuße thun. Von dem Andern, dem scheinbar weniger Schuldigen, ist weiter keine Rede.

(Act. Praet., Bd. 87 ann. 1583 Aug.)

2. Der Flachsbraker Peter wurde mit seinem Weibe aus der Stadt und der ganzen Stadtfreiheit verbannt, weil über das Weib einige, wiewohl nicht „ganz gewisse" Vermuthungen wegen Wahrsagerei vorhanden waren.

(Act. Praet., Bd. 87 ann. 1583 Aug.)

1590.

Zwei vertrugen sich vor dem Gerichte, von denen der Eine den Andern wegen nächtlichen Räucherns und Geldgrabens gescholten hatte.

(Act., Judic., Bd. 107 ann. 1590 Aug.)

1592.

Max Brückmann wurde bei hoher Strafe ermahnt, von der Wahrsagerei abzustehen.

(Act. Praet., Bd. 87 ann. 1592 Jan.)

*) Eckständer. So kommt in den Rathsacten auch Ortsgarten und ähnliches vor. Ort bedeutete nämlich früher soviel als Spitze, Schärfe, Winkel, Ecke.

**) ? Matthias. —

1603.

Der Pfarrer zeigte dem Rathe an, daß ein gewisser Maz*) auf dem Keßline mit bösen Stücken umgehe. Das mit der Haussuchung beauftragte Gericht fand in seiner Kammer und in seiner Kiste allerlei verdächtige zauberische Sachen und ließ dieselben auf das Rathhaus bringen. Ob aber etwas mehr geschehen, ist nicht vermerkt.

(Act. Praet., Bd. 89 ann. 1603 Apr. — Act. Judic., Bd. 108 ann. 1603 Apr.)

1604.

Es wurde Einer, der sich der Schatzgräberei verdächtig gemacht hatte, von der Stadt verwiesen, doch ohne öffentliche Urfehde, d. h. ohne daß er öffentlich am lübischen Baum schwören durfte, wegen der erlittenen Strafe an der Stadt und ihren Einwohnern nicht Selbstrache üben zu wollen.

(Act. Praet., Bd. 89 ann. 1604 Jan.)

1605.

1. Regina, von ihrem Geschäfte die Speckhökersche beigenannt, wurde den 20. Mai eingezogen. Zeugen sagten gegen sie aus, sie hätte sich gerühmt, daß sie einer Bierschenkerin Else Bedau durch ein in den Keller geworfenes Stück von einer Galgenkette guten Verkauf verschafft; daß sie dem Hans Hempel durch ein zweites Stück wohl hätte helfen können, so daß er am vorigen Fastelabende nicht übel geritten hätte**) u. dgl. Das vollständige peinliche Bekenntniß ist nicht mehr vorhanden. Ohne Zweifel aber hat sie in Güte, oder durch die Schärfe genöthigt, sich zu diesen Dingen und zu anderen wirklichen Verbrechen bekannt; denn sie wurde den 7. Juni verbrannt.

2. Die genannte Else Bedau und eine andere Frau Hedwigis Farnak, welche Regina als Theilnehmerinnen ihres abergläubischen Treibens angegeben und die es auch gestanden hatten, wurden, Jene auf die Bitte ihres Mannes mit zwanzig Mrk., Diese auf eignes Flehen und auf Intercession des Landesfürsten mit fünfzig polnischen Gld. Strafe belegt und frei gelassen.

*) Matthias oder Matthäus.

**) d. h. daß er bei dem in Fastnachten gehaltenen Turniere der Brüder des Artushofes nicht aus dem Sattel gehoben wäre.

3. Außerdem aber brachte das Stadtgerede vier vornehme Weiber, die Frauen der Rathsherren Schultz, Kirsten, Grunau und Eisenbletter in üblen Ruf, als habe die gerichtete Regina gegen dieselben bekannt. Die Armen, hieß es in der Stadt, müßten in die Asch, die Reichen in die Tasch. Einige Weiber, die das Gerücht verbreitet hatten, wurden eingesetzt. Sie blieben aber bei ihrer Aussage nicht, sondern entschuldigten sich, es anderswo gehört zu haben. Sie wurden zum Widerruf am lübischen Baum genöthigt und mit Thurmstrafe belegt, zwei aber „verurfehdet". Da die Eine von diesen noch nach Sonnenuntergang in der Stadt war und von Neuem schmähte, wurde sie durch den Frohn ausgepeitscht.

(Act. Judic., Bd. 108 ann. 1605 Mai.)

1610.

1. Ein Weib, welches einer Andern angerathen, behufs guten Bierverkaufes ein Reis dreimal über den Galgen zu werfen und ein Stück vom Sünder zu schneiden, wurde, da sie sonst nicht verdächtig, die That auch nicht erfolgt war, nicht weiter zur Untersuchung gezogen, sondern vor dergleichen nur gewarnt.

(Act. Judic., Bd. 108 ann. 1610 Jan.)

2. Anna, eine Ochsenhirtin, welche von einem in der Neustadt wegen Zauberei examinirten Weibe des gleichen Verbrechens beschuldigt war, wurde den 14. August gefänglich eingesetzt, in der Güte gefragt und, da sie von nichts wissen wollte, mit den peinlichen Instrumenten bedroht, dann mit Jener confrontirt, durch die Folter zum Geständniß gebracht und den 19. August vom Rathe zum Feuertode verurtheilt.

(Act. Praet., Bd. 89 ann. 1610 Aug. — Act. Judic., Bd. 108 ann. 1610 Aug. Die peinlichen Acten dieser Zeit, welche den vollständigen Proceß enthielten, sind verloren.)

3. Die 1605 genannte Else Bedau wurde durch ein anderes in der Neustadt der Zauberei wegen gerichtetes Weib beschuldigt, um Johannis mit einem Geiste auf der Venuswiese bei Heiligenbeil gewesen zu sein, dort gegessen und getanzt zu haben. Ihr Mann nahm einen Anwalt aus Elbing, Joachim Bathavius. Dieser bewies durch den Mann und zwei Zeugen, daß Else in der Johannisnacht Leinwand gesotten habe. Die Richter erwiderten ihm aber, es sei in der Angabe keine bestimmte Nacht gemeint. Darauf begab sich der Anwalt der Zeugen, erinnerte aber, daß, wenn keine bestimmte

Zeit angegeben sei, aus so Ungewissem auch nichts geschlossen werden könne. Das genüge nicht, antwortete der Richter, zumal da die Frau schon früher in Untersuchung gewesen sei. Der Anwalt verlangte aber eine vollständige Widerlegung seiner Defension und protestirte **de nullitate processus.** Dessen ungeachtet wurde die Beschuldigte auf Befehl des Raths durch die Weiber der Diener überall untersucht, ob sie eine verborgene Verhärtung an sich habe. Man fand nichts. Nun wurde sie gefoltert; sie bekannte sich aber zu nichts. Jetzt erst entließ sie der Rath, nachdem sie und ihr Mann mit Handstrecken gelobt, Gefängniß, Tortur u. s. w. am Rathe und der Stadt nicht rächen zu wollen, und nachdem ihr Mann sich mit Hab und Gut verbürgt hatte.

(Act. Praet., Bd. 89 ann. 1610 Juli. — Act. Judic., Bd. 108 ann. 1610 Sept.)

1611.

Es wurden einige Personen, welche die im vorigen Jahre verbrannten beiden Zauberinnen*) consultirt hatten, zur Strafe, daß sie solche Mittel gebraucht, verurtheilt, fünf Mrk. in das Hospital zu schicken.

(Act. Praet., Bd. 89 ann. 1611 Jan.)

1612.

Es wurde ein Mann, der einen andern Alrunikenführer**) gescholten, nachdem ihm das Gericht die Wichtigkeit der Sache vorgestellt hatte, mit vier Mrk. bestraft.

(Act. Judic., Bd. 108 ann. 1612 Febr.)

1614.

In diesem Jahre kommen ähnliche Beschimpfungen zwischen einigen Weibern vor. Der Verlauf der Klage einiger ist nicht vermerkt, anderen wird bei vier ungarischen Guld. Schweigen geboten.

(Act. Judic., Bd. 109 ann. 1614 Juli und Sept.)

1615.

Ein in Frauenburg examinirtes Weib bekannte, daß eine hiesige alte Frau mit auf dem Blocksberge gewesen. Anfangs gestand diese es, dann leugnete sie es wieder; und da auch Jene ihre Aussage zurücknahm, wurde sie nur aus der Stadt gejagt.

(Act. Judic., Bd. 109 ann. 1615 Mai.)

*) Hier war nur Eine; vielleicht ist die Zweite die in der Neustadt in diesem Jahr verbrannte.

**) (niedersächsisch) = Alraunchenverkäufer.

1617.

Mehrere Zeugen traten gegen ein dem Trunke ergebenes Weib Bochs auf, welche theils sehr verworren, theils sich widersprechend, von ihr aussagten, sie selbst habe behauptet, daß sie den Alf, welcher einem Bäcker Geld brächte, bewegen könnte, ihm das Haus anzuzünden; daß sie die Kleinen abzutreiben, zu böden und zu zandeln verstände; daß man sie auch einmal an die Seite bringen würde; denn was sei den Leuten um ein Tröpfchen Blut zu thun! Auf Grund solcher Vermuthungen wurde das Weib eingezogen. Sie gestand, daß sie zuweilen „Hauptweh" habe, als wenn sie dwatsch*) wäre; sie hätte vielleicht bei der Wäsche etwas geredet; von einem Kinde habe sie zwei Paar Kleine abgewiesen ins Gebrüch**); es wären kleine Kinderchen wie Menschen, von schwarzer Farbe. Später werden noch neue Beschuldigungen vorgebracht, daß sie den, freilich nicht gelungenen Versuch gemacht, Menschen und Thiere durch Zauberei zu heilen; Einen, der Reißen gehabt, habe sie auf die Erde gelegt, in der Länge und Quere gemessen und daraus bestimmt, daß er neun Paar Kleine habe; einem Andern sagt sie, er habe das Maaß verloren. — Wahrscheinlich gestand sie auch dieses alles. Da aber die Fortsetzung fehlt, so kann nur aus einer andern bald darauf folgenden Stelle, wo von ihrer Verlassenschaft die Rede ist, geschlossen werden, daß sie zum Tode verurtheilt worden.

(Act. Judic., Bd. 109 ann. 1617 Febr., Mai.)

(Fortsetzung folgt.)

Dr. J. A. Lilienthal,
Director des Progymnasiums zu Rössel.

*) närrisch, verrückt. In andern plattdeutschen Gegenden heißt es dwatt, dwatsig, dwatsk. Es ist das niedersächsische Wort dwars oder dwas = verkehrt, widersinnig.

**) Morast. —

Lebensbilder aus dem alten Island*).

(Ein Vortrag, gehalten zu Königsberg im Februar 1859 zum Besten der Anstalt zur Rettung verwahrloseter Kinder.)

In der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts tauchte in Norwegen die Kunde von einem großen Lande auf, das im Nordwesten gelegen, bei gutem Winde in 7 Tagen zu erreichen wäre. Einer der Ersten, welche dieses „Schneeland" betraten, war der Freibeuter Floki. Vor seiner Abfahrt aus Norwegen weihte er drei Raben, die ihm als Wegweiser dienen sollten**). Floki nahm seinen Weg über die Far-Öer. Als er von hier nördlich fahrend schon tief im Meere war, ließ er einen der Raben los. Dieser stieg auf und flog nach der Richtung, von welcher das Schiff kam, ein Beweis, daß er von hoch oben noch die verlassenen Inseln gesehen hatte. Als man etwa auf der Mitte des Weges war, folgte der zweite. Er schaute vergebens nach Land aus, wo er seiner Freiheit hätte genießen können, und kehrte daher, nachdem er sich durch Hin- und Herfliegen ermüdet hatte, zum Schiffe zurück. Der dritte Rabe endlich flog vorwärts und verschwand, und als das Schiff nun seiner Richtung folgte, erblickte man nach einiger Zeit Land und kam in eine tiefe Bucht, dieselbe, an welcher jetzt der Hauptort der Insel, Reykiavik, liegt. Die Ankömmlinge fanden den Fjord reich an Fischen und durchstrichen ihn daher fleißig mit ihren Netzen, aber über dieser Beschäftigung versäumten sie Heu zu sammeln, und die Folge war, daß im nächsten Winter all ihr mitgebrachtes Vieh umkam. Der Frühling war kalt. Floki bestieg einen hohen Berg und da er von hier eine neue Bucht sah, in welcher das Meer noch ganz gefroren war, so nannte er das Land Eisland, und dieser Name wurde der herrschende; Island ist Eisland. Der Freibeuter hatte die Absicht gehabt, sich in dem neuen Lande dauernd niederzulassen, aber er gab sie bald auf,

*) Wir haben der nachstehenden Abhandlung ausnahmsweise einen Platz in diesen Blättern eingeräumt, ohne deßhalb im Allgemeinen die provinzielle Färbung der Letztern verwischen zu wollen. Zur Rechtfertigung eines solchen Ausnahmefalles fehlt es nicht an vielfachen Präcedenzen in den früheren Jahrgängen dieser Zeitschrift. D. Red.

**) Der Rabe spielt in der nordischen Mythologie ungefähr die Rolle, welche der Adler in der griechischen.

und als er nach Norwegen zurückkehrte, schilderten er und seine Begleiter das Land als rauh und unwohnlich. Nur Einer von diesen, Thorolf, war anderer Meinung. Er nannte es ein üppiges Land, in welchem von jedem Grashalm Butter träufle, und erhielt davon den Namen Butter-Thorolf, wie Floki nach seinen Wegweisern Raben-Floki genannt wurde.

Um dieselbe Zeit lebten in Norwegen zwei Jünglinge, Ingolf und Leif. Sie waren Brudersöhne und zugleich Pflegebrüder. Es war nämlich bei den Skandinaviern sehr häufig, daß neben den eigenen Kindern der Sohn, die Tochter eines werthen Verwandten oder Freundes auferzogen wurde, und dieses Verhältniß zu Pflegevater und Pflegebrüdern gedieh oft zu einer Innigkeit, aus welcher die treueste Freundschaft hervorging. So war es zwischen Ingolf und Leif; später kam noch dazu, daß Leif die Schwester seines Freundes, Helga, liebte. Nach der Sitte der kühnen Nordlandssöhne zogen die Pflegebrüder als Jünglinge auf Abenteuer und Freibeuterei aus und verbanden sich dazu mit den drei Söhnen des Jarls Atli, Hastein, Herstein und Holmstein. Mit reicher Beute kehrten sie nach Verlauf eines Sommers heim. Im Winter luden die Pflegebrüder ihre Genossen zu einem Gastgebot. Als das Bier die Köpfe erhitzt hatte, gedachte Holmstein des Bragabechers. So nannte man den Trank beim Mahle, mit dem man irgend ein kühnes Gelübde, durch den Trinkenden zu vollführen, begleitete. Holmstein gelobte, er wollte die Hand der schönen Helga erringen. Dem Schwur folgte eine tiefe Stille, denn Jedermann, wie auch Holmstein selbst, wusste, daß Helga von Leif geliebt wurde, und dieser gab es aufs Neue kund, indem er zwar nichts sprach, aber zornroth über das Gelübde wurde. Die Lust des Gelages war nun dahin, und am andern Tage wurden die Gäste von den Pflegebrüdern ohne freundliches Wort entlassen. Um den Uebermuth Holmsteins zu strafen, erfolgte eine Fehde, in welcher Holmstein und Herstein nebst vielen ihrer Genossen umkamen. Nachdem diese Opfer gefallen waren, boten die Pflegebrüder dem Vater und Bruder der Erschlagenen Sühne an und traten als Preis des Friedens ihr Landeigenthum in Norwegen an diese ab. Sie selbst beschlossen auszuwandern. Vorher aber erwarb Leif, der inzwischen Helga's Gatte geworden war, auf neuer Heerfahrt reichliche Beute und nach einem Schwerte, in dessen Besitz er durch besondere Kühnheit gekommen war, den Namen Schwertleif, Hjörleif. Ingolf opferte

den Göttern und fragte sie um ihren Rath, sie wiesen ihn nach dem Lande des Rabenfloki. Leif aber wollte nie opfern. Es war im J. 874, als die Pflegebrüder, jeder in seinem Schiffe, Norwegen für immer verließen. Kurz vor Island wurden die Schiffe getrennt. Ingolf hatte aus seinem Hause, dem Erbe seiner Väter, die Pfeiler des Hochsitzes mitgenommen und als er das neue Land zu Gesicht bekam, warf er sie über Bord und gelobte, sich an der Stelle niederzulassen, wo die Götter sie an Land treiben würden. Das Vorgebirge, wo Ingolf selbst landete, hieß seitdem und noch jetzt Ingolfshöfdi, Ingolfsspitze, und wurde später als die Stelle, an welcher der erste Ansiedler seinen Fuß an Land gesetzt hatte, mit ähnlicher Pietät angesehn wie der Stein in Neu-England, bei welchem die Pilger der Maiblume, die ersten Puritaner, landeten. Hjörleif wurde mehr nach Westen hingetrieben. Das Trinkwasser ging ihnen aus, da kneteten seine Irischen Sklaven, ein Theil seiner Beute, Mehl und Butter zusammen, indem sie behaupteten, daß diese Speise den Durst benehme. Zum Glück aber fiel bald darauf Regen und sie hatten nun wenigstens soviel Wasser, als auf den Decken der Schiffszelte zusammenlief. Das Buttermehl verdarb und wurde in die See geworfen, später aber am Strande wiedergefunden und diese Stelle erhielt davon den Namen Minnthakseyri, so wie die Landspitze, wo Hjörleif endlich das Ufer erreichte, Hjörleifshöfdi hieß. In zwei Hütten ließen sich die Ansiedler hier nieder. Im nächsten Frühjahr wollte Hjörleif säen, er hatte aber nur einen Ochsen, daher nöthigte er die Sklaven, den Pflug zu ziehen. Diese machten einen Anschlag, ihren Herrn und seine Genossen zu erschlagen. Sie schafften den Ochsen fort und gaben vor, ein Bär sei aus dem Walde gekommen und habe ihn zerfleischt, und als nun Hjörleif und die andern freien Männer sich im Walde zerstreuten, um den Bären zu suchen, wurden sie einzeln von den Sklaven umgebracht. Von dem Schicksale Helga's erfährt man nichts. Mit den Dienerinnen und der Habe bestiegen jene ein Boot und setzten nach einer der nahgelegenen Inseln über, die davon noch jetzt Westmannaeyar heißen, und bauten sich da an. Unterdessen kamen zwei Sklaven, welche Ingolf ausgeschickt hatte, um die Hochsitzpfeiler zu suchen, an die Stelle, wo Hjörleif erschlagen war, und kehrten nun mit der Nachricht davon zu ihrem Herrn zurück. Ingolf machte sich sogleich auf, seinen Pflegebruder zu rächen. Als er vor der Leiche Hjörleif's stand, sagte er traurig: „Er hat es nicht

geahnt, dass er von Sklavenhänden seinen Tod finden sollte, aber ich sehe, so geht es Jedem, der nicht opfern will". Nachdem die Todten bestattet waren, wurden ihre Mörder aufgesucht. Aus dem fehlenden Boot errieth Ingolf ihren Zufluchtsort, folgte ihnen nach der Insel und erschlug sie auf der Flucht. Dann kehrte er nach seiner Ansiedelung zurück. Erst nach drei Jahren wurden die Pfeiler in beträchtlicher Entfernung von jener gefunden, aber weder dadurch noch durch das bessere Land bei seiner ersten Niederlassung ließ er sich zurückhalten, sondern folgte sofort dem Götterzeichen und baute sich an, wo jetzt Reykiavik liegt. Er war später, wie die Landnama dieser Erzählung zufügt, der berühmteste aller Ansiedler, weil er der erste war. r hatte die Bahn gebrochen, bald folgten Andere. Man entdeckte, daß Island eine Insel ist, und allmählig wurde die Küste auf allen Seiten mit Niederlassungen besetzt. Es ist nicht zu verkennen, daß die Auswanderung aus Norwegen durch eine politische Veränderung, welche dort Statt hatte, gefördert wurde. Um diese Zeit nämlich gelang es Harald Schönhaar, dieses Land, welches bis dahin in zahlreiche kleinere Herrschaften zerfallen war, unter seinem Scepter zu vereinigen und damit die Zügel gesetzlicher Ordnung strenger anzuziehen. Doch trug daneben auch die vielbewährte Wanderlust der Nordmannen das ihrige bei, die Insel mit Ansiedlern zu füllen. An der Spitze der Einwandererzüge standen gewöhnlich angesehene Männer, die dann für sich und die Ihrigen unter gewissen herkömmlichen Formen Land in Besitz nahmen und zwar, so lange es möglich war, in weitem Umfange. Ein solches Unternehmen erforderte nothwendig den Besitz eines oder mehrerer Schiffe und reicher Vorräthe, so daß gleich der Character der Einwanderung vornehmlich ein aristokratischer war, und dieser gab denn auch später und auf die Dauer den gesellschaftlichen Verhältnissen denselben Grundtypus, den die Ansiedler, welche dadurch benachtheiligt waren, sich um so eher gefallen ließen, da sie auch in ihrem Mutterlande keinen andern gekannt hatten. Ueber den Ort der Ansiedelung entschied ganz gewöhnlich das Loos, in welchem die nordischen Völker auch sonst die Hand höherer Mächte verehrten. Entweder man gab eine Strecke vor der Insel die Lenkung des Schiffes auf und ließ sich nieder, wo dieses von Wind und Wellen zufällig hingetrieben wurde, oder man ließ, wie Ingolf, die heimathlichen Hochsitzpfeiler voraus schwimmen, oder wählte irgend ein anderes Wahrzeichen. Als der greise Kveldulf auf der Ueberfahrt nicht weit

von der Insel seinen Tod nahen fühlt, bestimmt er, sie sollen ihn, wenn er gestorben ist, in seinem Sarge ins Meer hinablassen, „und", setzt er hinzu, „es müßte anders gehen, als ich denke, wenn ich nicht nach Island komme und da Land nehme". An solcher Stelle soll dann sein Sohn Grim, der mit ihm ausgewandert ist, sich anbauen. Es wird nach seiner Bestimmung verfahren, und im zweiten Jahre finden sie in einiger Entfernung von ihrem ersten Wohnplatz den angetriebenen Sarg und siedeln dorthin über.

Sechszig Jahre nach der ersten Einwanderung war das Land vollständig besetzt. Wer seitdem anlangte und eigenes Land haben wollte, mußte es entweder kaufen oder zum Geschenk erhalten oder, was mehrmals erwähnt wird, im Kampf ertrotzen. Die Staats- und Lebensformen, die nach vollständiger Besetzung des Landes sich bildeten, waren sehr einfach. Die Verhältnisse verlangten und gestatteten keine anderen als einfache. Die ganze Insel ist bekanntlich eine Schöpfung des unterirdischen Feuers, der Untergrund überall Lava oder ein anderes vulkanisches Produkt. Im Laufe der Jahrtausende, die seit der Erhebung der Insel aus dem Meeresgrund verstrichen sind, haben sich auf einem kleinen, vielleicht dem fünften Theil der Oberfläche Strecken lebenzeugender Dammerde gebildet, jedoch nur in der Nähe des Meeres, während tiefer ins Land hinein der vulkanische Boden offen zu Tage liegt. Hier zeigt die unterirdische Kraft in mannigfaltigen Erscheinungen, in Feuerausbrüchen, heißen Quellen, stoßweise hervorgeschnellten Geisern, daß sie, die die Insel schuf, ihr volles Leben dicht unter der Oberfläche bewahrt hat. Auf solchem Terrain konnten die Menschen nicht zusammenhängende Dörfer und Städte gründen, sie konnten nur familienweise die einzelnen fruchtbaren Flecken ausbeuten, welche, unregelmäßig verstreut, auf den Rändern der Insel sich darbieten. Daher hat Island immer nur eine geringe Anzahl von Menschen genährt — bei einer Größe, welche die von Irland um ein Beträchtliches übersteigt, in seinen blühendsten Zeiten noch nicht so viel, wie Königsberg zählt — und seine Einwohner haben sich wie eine Heerde auf magerer Weide weit auseinanderziehen müssen. Seit 1803 ist der Hauptort Reykiavik zur Stadt erklärt, fristet aber mit seinen 3 — 400 Seelen nur ein kümmerliches Dasein.

Die ersten Ansiedler sollen ansehnliche Waldungen vorgefunden haben, aus welchen sie Holz sowohl zum Bau ihrer Häuser, als

auch hin und wieder zu kleineren Schiffen entnahmen. Später wurde das Bauholz für bessere Häuser aus Norwegen herübergeholt, und von Schiffsbau ist nicht mehr die Rede. Heutzutage werden die Bäume selten über 15 bis 20 Fuß hoch. — Um sich ihren Lebensunterhalt zu schaffen, machten die alten Isländer, wie ein lateinisch schreibender Nachkomme derselben sagt, sich salum et solum nutzbar, Meer und Land; sie lebten von Fisch und Fleisch. Es giebt umfangreiche Stellen in den Küstenthälern, wo üppiges Gras, theilweise mehr als fußhoch, wächst; diese waren die Nahrungsstellen der Ansiedler. Hin und wieder wird auf Getreidebau hingedeutet, doch spärlich, gegenwärtig ist er unmöglich und sein Umfang war jedenfalls auch damals sehr unbedeutend. Viehzucht war also bei Weitem die Hauptnutzung des fruchtbaren Bodens. Mit dem Gras der Wiesen und Weiden wurden Schafe, Pferde, Rindvieh, Ziegen und Schweine genährt. So gewann man Fleisch und Milch, welche Produkte nebst Fischen, frisch und getrocknet, die gewöhnliche Speise der Ansiedler ausmachten. Die Wolle der Schafe lieferte den Stoff zu einem groben Kleiderzeug, **Vadmál**, das zugleich als Tauschmittel diente. Die Reicheren konnten auch in edlen Metallen zahlen, doch geprägtes Geld hat Island nie gehabt. Das Pferd gewährte mannigfaltigen Nutzen und war daher ein Gegenstand besonderer Pflege. Bei der verstreuten Lage der Ansiedelungen war es fast unentbehrlich, wenn man nicht ganz einsam leben wollte. Männer und Frauen ritten, kein Wagen ist je über isländischen Boden gerollt, da die steinigen Wege selbst dem Reiter oft erhebliche Schwierigkeiten bieten. Das Pferd war außerdem eine beliebte Speise; ebenso wie die andern nordischen und wohl überhaupt germanischen Völker waren die Isländer bis zur Einführung des Christenthums Roßesser. Die Apostel des neuen Glaubens sahen diese ihnen fremde Sitte, weil sie mit dem Heidenthum gleichzeitig bestanden, so sehr für einen Ausfluß desselben an, daß sie weit mehr auf Abschaffung des Pferdefleischessens als der Blutrache bestanden und sie wirklich — zum Schaden der Isländer — durchsetzten.

Die Verarbeitung der Naturprodukte beschränkte sich auf das nächste Bedürfniß. Man baute einfache Häuser, schmiedete Waffen und Hufeisen, webte grobe Kleiderstoffe, bereitete Butter und Käse — das ist im Wesentlichen der ganze Umfang der isländischen Industrie. Von einer Theilung der Arbeit ist, wenn man etwa von den Schmieden

absieht, unter welchem Namen indessen sowohl Zimmerleute als Metallarbeiter verstanden werden, so gut wie gar nicht die Rede. Der Hausherr besorgt mit seiner Familie und seinen Knechten alles, was das Haus bedarf. Mit eigenen Händen, so reich er auch ist, mäht, gräbt, zimmert, fischt er. Was die Insel selbst versagt, gewährt den Wohlhabenden das Ausland. Es wurden Mehl, Holz, Leinwand, feine Tücher und Teppiche eingeführt und gegen isländische Waaren, Häute, Vadmál, getrocknete Fische, ausgetauscht.

Trotz dieser einfachen Verhältnisse des äußeren Lebens fehlte es doch nicht an tief einschneidender gesellschaftlicher Gliederung. Die Unterschiede zwischen Reich und Arm, Edel und Unedel machten sich, wenn auch nicht so stark wie in der übrigen europäischen Gesellschaft, doch unverkennbar und vielfach geltend. Einer Familie anzugehören, die Fürsten zu ihren Ahnen zählte oder die mehrfach bedeutende Männer hervorgebracht hatte, gab Ehre und glich einigermaßen den Mangel an Reichthum aus, wie andererseits wieder der Reiche auf seinen Besitz als auf eine Art von Adel hinweisen durfte. Doch freilich wurde Mannhaftigkeit und Klugheit höher als beides gestellt, und jeder Tüchtige konnte der Gründer einer angesehenen Familie werden.

Der Staat machte sich dem Einzelnen wenig fühlbar, kam auch nie zu einer bemerkenswerthen Energie. Welche Bedürfnisse lagen denn vor, die ihn hätten kräftigen können? Eine Kriegsmacht war nie aufzubieten, öffentliche Institute waren so gut wie gar nicht durch gemeinsame Leistungen zu unterhalten*). So hat denn das alte Island es nicht weiter als zu einem sehr schwachen Anfang der Polizei und zu einem ausgebildeten Gerichtswesen gebracht, wo inindessen auch nur Rechtsnormen aufgestellt wurden, während die Vollstreckung des Urtheils dem Einzelnen überlassen blieb; eine exekutive Behörde hat es im republikanischen Island nie gegeben.

Diesem Allen nach dürfte man erwarten, daß die Verdienste der alten Isländer um die Geschichte der Menschheit sich darauf beschränkt

*) Ein Beispiel von dem einfachen Gange öffentlicher Angelegenheiten: als im Jahre 1117 der Beschluß gefaßt wird, die Gesetze zu verbessern und aufzuschreiben, erbietet sich ein reicher Bauer, diejenigen, welche mit dieser Arbeit beauftragt werden, in seinem Hause während dessen aufzunehmen und das Schreibmaterial herzugeben, und die ganze Kostenfrage ist erledigt.

hätten, eine abgelegene wüste Insel in den Kreis der von Menschen bewohnten Länder zu ziehen; und man ist billig erstaunt, wenn man erfährt, daß diese Insulaner des äußersten Thule ein sehr reges, geistiges Leben entwickelt und unter Andern für den ganzen skandinavischen Norden die literärische Arbeit geleistet haben. Eine äußerlich glänzende Stelle würde der Name Island in der Culturgeschichte Europa's einnehmen, wenn die Entdeckung Amerika's, die bekanntlich lange vor Columbus den Isländern zufiel, sogleich in ihrer weitgreifenden Bedeutung erkannt und den Völkern Europa's zugänglich geworden wäre. Aber die amerikanischen Colonien der Isländer, auf dem Küstenstrich zwischen Boston und New-York, gingen wieder unter, und die Isländer ahnten nicht, daß sie einen neuen Welttheil gefunden hatten. Erst in neuerer Zeit, als man die altnordische Literatur mehr beachtete, suchte man in Amerika nach Spuren jener alten Ansiedelungen und fand sie unter Andern in einem Runenstein, der die Jahreszahl 1135 trägt. Die Isländer sind mit anderen Verdiensten, die ihnen der Zufall nicht zuwerfen noch rauben konnte, glücklicher gewesen. Dieselbe Rührigkeit, welche die Insulaner in muthigen Fahrten durch unbekannte Meere bewiesen, führte sie auch auf die Bahn ihrer literärischen Wirksamkeit, welche sich auf dem Grunde eines energischen und vielfach geistvollen Lebens entwickelte.

Die Isländer hatten eine Art Hunger nach Geschichte. Sobald ein fremdes Schiff an ihren Küsten landete, befragten sie die Schiffer über die neuesten Begebenheiten des Auslands. Das war unter den Seefahrern allgemein bekannt und wurde von ihnen als eine Eigenthümlichkeit Islands bezeichnet. Solche Erzählungen gingen dann in der Insel von Munde zu Munde und erhielten sich im Gedächtniß aufeinander folgender Generationen, bis mit der Einführung des Christenthums ein neues Alphabet an Stelle der unbequemen, wenig gebrauchten Runen das Mittel gewährte, die alten Ueberlieferungen sicherer und in weiterem Umkreise mitzutheilen. Nun gingen die Isländer mit einem wohl beispiellosen Eifer an die Aufzeichnung ihrer Erinnerungen, sammelten die Lieder der Edda, bekanntlich die Hauptquelle nicht nur der nordischen, sondern auch der nahverwandten deutschen Mythologie, schrieben die Geschichte Norwegens, ihres Mutterlandes, schilderten die Thaten der einheimischen Helden, trugen die Nachrichten über die Ansiedelung und spätere Ausbreitung aller angeseheneren Familien ihrer Insel zusammen, schrieben ihre Gesetze auf,

und dies alles, obwohl in bedeutendem Umfang, doch in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum, so daß man es nicht übertrieben finden kann, wenn die Isländer jener Zeit ein „Volk von Sagenschreibern“ genannt sind, und andererseits im Hinblick auf die nachfolgende ziemlich dürre Periode behaupten darf, daß sie ihre literärische Schuld auf Jahrhunderte voraus und wohl für immer abgetragen haben.

Unter den Schriften der Isländer verdienen eine besondere Aufmerksamkeit diejenigen, welche uns, so zu sagen, den Blick in ein nordisches Herkulanum und Pompeji eröffnen; ich meine die isländischen Familiengeschichten. Wie die aufgegrabenen Reste jener italischen Städte uns in die Verhältnisse des täglichen Lebens in damaliger Zeit und in diese sehr genau einführen, so daß wir wie mitlebend sie uns vergegenwärtigen können, in ähnlicher Weise werfen die Familiengeschichten der Isländer ein scharfes Licht auf die Denk-, die Lebensweise, die Sitten und Gewohnheiten jener Zeit und jenes Volkes. Es giebt kein Beispiel, daß irgend ein anderes Volk Aufzeichnungen solcher Art in ähnlichem Umfange besäße. Mit ihrer Hilfe können wir uns fast vollständig in die Anschauungen und Empfindungen eines Isländers versetzen und somit, was dem Geschichtsfreunde so selten zu Theil wird, das ganze Gewebe der Beziehungen verfolgen, welche das häusliche und persönliche Leben gestalten.

Bei einem so regsamen Volke, wie die Normannen, war es natürlich, daß sie ohne Geschichte nicht leben konnten. Wurden sie nun auf eine wüste Insel verschlagen, wo Kriege, Fürstenstreit, großartige Unternehmungen nicht vorkamen, so mußten die Thaten und Schicksale ihrer hervorragenden Männer für sie die Verhältnisse der Geschichte annehmen. Für den Menschen giebt es nichts Interessanteres als den Menschen, dies Interesse will befriedigt sein und versenkt sich daher in die Enge, wenn das Weithingreifende versagt ist. Die Isländer verrathen aber außerdem ein ungewöhnliches Talent, das Eigenthümliche eines Charakters, einer Handlung, eines Vorgangs aufzufassen, so daß bei dieser Begabung fast Alles Leben gewann, was vor ihren Augen vorging. Man darf freilich nicht vergessen, daß in dem täglichen Leben der Isländer auch mehr Bedeutendes sich ereignete als bei uns, die wir auf allen Seiten behütet und gehegt sind. Dennoch ist es wunderbar, in welchem Umfange die Erinnerungen aus den älteren Zeiten von den nachfolgenden Generationen festgehalten wurden. In der Landnama, der Aufzählung

der ersten Ansiedler und ihrer Nachkommen, werden ungefähr 3000 Personen namhaft gemacht, die zwischen dem 9. und 12. Jahrhundert gelebt haben, alle in ihrem verwandtschaftlichen Zusammenhange, und die Uebereinstimmung dieser Angaben mit den Genealogieen, welche in den ausführlicheren Einzelsagas sich finden, läßt keinen Zweifel über ihre Zuverlässigkeit im Großen und Ganzen aufkommen. Den Erzählungen des Einzelnen, den eigentlichen Geschichten, ist es allerdings leicht anzusehen, daß sie ihren Weg durch die lebendige Phantasie mehrerer Generationen genommen haben. So ist theilweise in die Verknüpfung der Begebenheiten etwas Romantisches hineingekommen, das man doch aber immer ablösen kann, ohne eine Lücke in den Kern der Erzählung zu brechen. Es waren dies die natürlichen Zuthaten, zu welchen ein phantasievoller Erzähler durch den anregenden und bildsamen Stoff hingerissen wurde, wie man auch sonst das Recht in Anspruch nahm, mit Bewahrung des Wesentlichen über das Einzelne frei zu verfügen und es nach Laune und Neigung zu individualisiren. So rundete sich die Erzählung allmählig und ging aus jahrhundertlanger Ueberlieferung endlich hervor wie die Kiesel am Seestrande, von welchen durch das lange fortgesetzte Spiel der Wellen alles Schroffe und Eckige abgewaschen ist.

Die Winternächte Islands versammelten die einsamen Familien am flackernden Feuer, hier wurde der Schatz der Saga's von einer Generation der andern überliefert. Die Erinnerung an solche früh gehörte Begebenheiten wurde auf manche Weise belebt. Man konnte in Island keine Reise über Land oder längs der Küste machen, ohne an die Helden der einheimischen Familiengeschichten gemahnt zu werden. Diese Geschichten waren in den Landschaften, die sich dem Auge des Reisenden darboten, gewissermaßen registrirt, indem viele Orte von wichtigeren oder unwichtigeren Begebenheiten derselben ihren Namen erhalten hatten. Hier nur ein paar Beispiele aus der Laxdölasaga. Seitdem Hrut von den Knechten seines Bruders Höskuld überfallen war, hieß das Thal, wo dies geschah, Orrostudalr, Kampfthal. Ein geraubtes Schwert, das Eigenthum Kiartans, wird unter einem Busch im Meer verborgen, davon der Name dieser Gegend: Schwertmoor. Ein anderes Schwert, Sköfnung mit Namen, dessen Heft nicht von der Sonne beschienen und das vor den Augen von Frauen nicht gezogen werden darf, befindet sich auf einem strandenden Schiff und wird mit der Planke, an der

es hängt, an eine kleine Insel getrieben, welche seitdem Skósnungsey heißt, wie eine andere, wo die Steeven des Schiffs gefunden werden, Staf-ey. Nach Thord's Schiffbruch erhält eine Insel den Namen Kjalarey, denn der Kiel ist dort angetrieben, eine andere Skjaldarey, wo sein Schild sich fand, eine Landspitze Haugsnes, weil sie seinen Grabhügel trägt. So erzählte jede Aussicht isländische Geschichte. Was aber das Interesse dafür noch besonders anregte, war die Verwandtschaft des Geistes, welchen die Sage spiegelte, und desjenigen, welcher noch zur Zeit ihrer Abfassung, fast unberührt vom Christenthum, in den mannhaften Isländern lebte. Das, was heute als ein schöner Zug in der Saga anzog, konnte leicht morgen dem Zuhörer derselben in ähnlicher Verwickelung die Richtschnur seiner eigenen That werden. Ehe ich nun einige größere Proben jener Erzählungen gebe, will ich in wenigen Zügen ein Gesammtbild der das Leben des Isländers beherrschenden Anschauungen und Bestrebungen entwerfen.

Der Grundcharacter des Isländers ist wie der seiner heimathlichen Natur im Allgemeinen derb und rauh. Man sollte daher meinen, daß eine Gesellschaft solchen Stammes sich nur mit Hilfe einer Religion habe erhalten können, die kräftig genug war, den wilden Leidenschaften Zügel anzulegen. Etwa wie bei den Griechen das hilfeflehende Elend, der obdachlose Fremdling, Ehe, verwandtschaftliche Liebe und andere gesellige Beziehungen unter den Schutz ihrer Götter gestellt waren. Dem ist aber nicht so. Die Isländer haben allerdings den Götterglauben ihrer Heimath auf ihre Insel mit herüber genommen, es wurden auch hier Tempel gebaut, regelmäßige Opfer gebracht und zu diesem Behuf die allgemeinen Abgaben erhoben. Aber mit einer Ausnahme, die ich gleich nennen werde, erscheinen die Götter des Nordens nirgend als Wächter und Hüter des Guten. Es fragt sich überhaupt, ob diese Götter geeignet waren, einen bedeutenden Grad von Ehrfurcht für sich in Anspruch zu nehmen. In den alten Liedern, die jedenfalls lange vor der Auffindung Islands entstanden, werden sie häufig in einen bedenklichen Vergleich mit den ungeschlachten Riesen gestellt, und Völuspa prophezeiht ihnen sogar den sichern Untergang. Die einzige und freilich wunderbar schöne Gestalt unter ihnen ist der sonnenreine Balder, der aber den Nachstellungen des teuflischen Loki erliegt und bei den bleichen Schatten der Hel weilt. In der isländischen Zeit, wie gesagt, giebt es nur eine einzige Institution, die deutlich und allgemein anerkannt unter

die Obhut der Götter gestellt ist, der Eid. Selbst Glum, der wegen seiner vielen siegreichen Kämpfe den Namen Vigaglum führt, und als einmal die Reihe herum gefragt wird, worauf jeder vertraue, nichts anders zu nennen weiß als seinen Geldbeutel, seine Art und seine Speisekammer, zieht es doch vor, da er einmal beschwören will, was nicht wahr ist, sich hinter eine Zweideutigkeit der Sprache zu flüchten, die er scharfsinnig benutzt. In der poetischen und feierlichen Rede der altnordischen Sprache bedeutet nämlich die dem Zeitwort angehängte Silbe **at** soviel als „nicht", außerdem aber als selbstständiges Wort entspricht es ungefähr dem englischen **at** und wird auch adverbial etwa für unser „da" gebraucht. Er stellt nun seine Rede so, daß er sich nöthigenfalls den Göttern gegenüber auf den positiven Sinn von **at** berufen kann, die Menschen aber nach seinem Vortrag den Verneinungssinn heraushören müssen. Er schwört also unter Anrufung der Götter, **ek vark at thar**, d. h. für die Götter „ich war dabei", für die Menschen „ich war nicht dabei", **ek vak at thar**, für Jene „ich erschlug da", für Diese „ich erschlug nicht" u. s. f. Wenn wir vom Eide absehen, so haben die nordischen Götter, wenigstens in Island, nicht leicht etwas Gutes gefördert, etwas Böses gehindert. Selbst der Glaube an ihre Macht ist nicht allgemein. Die Meisten allerdings wollen es nicht durch offene Absage mit ihnen verderben, und die große Menge glaubte jedenfalls an ihre Macht und im Fall einer Beleidigung an ihren Zorn. Doch wird auch von Manchem und nicht gerade von den Schlimmen oder Unglücklichen gesagt, er wollte nicht opfern, sondern traute auf seine Kraft. Von Kiartan, dem edelsten und feinsten Helden der isländischen Saga's, sagt König Olaf Tryggveson lächelnd: „Es ist in seinem Antlitz zu lesen, daß er mehr auf seine Kraft und seine Waffen als auf Thor und Odin vertraut". So konnte es denn wohl geschehen, daß ein tieferes religiöses Bedürfniß sich individuelle Symbole wählte. In einer sehr merkwürdigen Stelle der Landnama heißt es von Thorkell Mani, der der dritten Generation der alten Ansiedler angehörte: „Er hatte die besten Sitten, die jemals unter Menschen gefunden worden. In seiner Todeskrankheit ließ er sich in den Sonnenschein tragen und befahl sich dem Gotte, der die Sonne geschaffen hat. Er hatte ein so reines Leben geführt, wie nur die besten Christen es führen können". Dieselbe Verehrung der Sonne wird auch noch an einer andern Stelle erwähnt.

Aus solcher dogmatischen Gleichgültigkeit erklärt es sich denn auch am Besten, daß das Christenthum, als es um das Jahr 1000 nach Island gebracht wurde, so gut wie gar keinen Widerstand fand. Zuerst wird ein Raufbold, Thangbrand, zur Buße seiner Verbrechen von König Olaf nach Island geschickt, um dort das Evangelium zu predigen. Er wird darin nicht gestört, doch singen einige Leute Spottlieder auf ihn, worüber er ergrimmt und zwei seiner Gegner erschlägt. Nun muß er fliehen. Fünfzehn Jahre später macht Olaf einen zweiten Versuch, der besser ausfällt. Die Sache kommt auf der allgemeinen Versammlung, dem Allthing, vor. Zwar geberden sich die eifrigeren Anhänger des Heidenthums zuerst etwas trotzig, aber der von ihren Gegnern bestochene Gesetzsprecher beschwichtigt sie durch ein Compromiß. Demzufolge soll der Christenglaube hinfort der allgemeine Landesglaube sein, doch, wer da will, auch ferner Kinder aussetzen (eine selten vorkommende Rohheit, die von den Meisten immer schon als solche angesehen war), Pferdefleisch essen und heimlich den alten Göttern opfern dürfen. Wenige Jahre später werden auch diese Zugeständnisse ohne Schwierigkeit zurückgenommen.

Die ausführlichen Erzählungen von den alten Isländern müssen, wie mir scheint, auf Jeden den Eindruck machen, daß er es hier mit Menschen zu thun hat, die ebenso wenig wie die Griechen an Lohn und Strafe in einem künftigen Leben glauben, und die abweichend von Jenen auch nicht einmal in diesem Leben eine sittliche Aufsicht der Götter anerkennen. Die Isländer sind, in ihren hervortretenden Gestalten, ganz auf sich, ganz auf Menschenwesen gestellt, wodurch das Interesse, ihre sittliche Haltung zu verfolgen, jedenfalls erhöht wird. Sie leben, so zu sagen, aus sich, und man hat hier also Gelegenheit zu erkennen, welche und wie starke Antriebe der Mensch in sich selbst empfindet, den sinnlischen Reiz und die beschränkte Selbstsucht dem Sittlich-Guten und der Rücksicht für Andre unterzuordnen. Die Isländer sind aber keineswegs dürre Materialisten oder bloße Spekulanten auf Nützlichkeit. Ich möchte sagen, der geistige Gehalt, aus welchem die Griechen und andere Völker ihre Götter gestalteten, ist bei den Isländern in ähnlichem Maaße vorhanden, aber wie eine lockere Materie, die sich nicht consolidirt hat. Sie sind eben nicht bis zu so festen Gestalten vorgedrungen, wie die plastischen Griechen in ihren Götteridealen. So wird Natur und Menschenleben in der Vorstellung des Isländers von einer Menge namenloser Genien

umflattert, die ihm eine Brücke zwischen seinem beschränkten Dasein und dem Unendlichen bauen.

Den vorzüglichsten Werth legt der Isländer auf Mannhaftigkeit. Wer dem Tode nicht unverzagt, ja mit Heiterkeit ins Auge schauen kann, eignet sich nicht zum Helden einer Saga. Daher sein Geschmack an Streit und Kampf, ein Sinn, der sich auch in seinen Spielen zeigt. Sogar seine Pferdespiele haben den Charakter eines blutigen Streits annehmen müssen. Während bei anderen Völkern die wetteifernde Schnelligkeit der Pferde zur Unterhaltung diente, wurden in den Hestaleiks der Isländer zwei wilde Hengste auf einander gehetzt, um sich zu beißen. Doch ist die isländische Streitlust weit entfernt von der indianischen Jagd auf Skalpe. Wo die Tapferkeit nicht mit einer gewissen Ritterlichkeit gepaart ist, wo neben dem Verlangen, den Feind zu erschlagen, nicht noch der Anstand Platz findet, ihn mit Achtung und Rücksicht, sei es im Leben oder nach dem Tode, zu behandeln, da ist der Isländer mit seinem Lobe sparsam.

Der Mann will sich Geltung schaffen, das ist seine nächste Aufgabe und das Ziel seiner Mühen und Kämpfe. Doch findet er kein Behagen an einer einsamen Höhe. An Andere muß er sich in Freundschaft anschließen. Ihm ist Verwandtschaft heilig, nicht minder aber das nach Wahl geknüpfte Band, das er Pflegebrüderschaft nennt und somit den Verbindungen gleichstellt, welche durch Zusammenleben in der Jugend entstanden sind. Zu den obersten Pflichten einer beschworenen Freundschaft gehört die Blutrache für den erschlagenen Freund, wie überhaupt den Feind zu hassen und den Freund zu lieben dem Isländer wie dem Griechen nothwendig verbundene Begriffe sind. Dagegen weiß der Isländer in seine verwandtschaftliche Hingebung, in seine Freundschaft auch eine Innigkeit und oft Zartheit zu legen, die nicht selten auch die feinere Empfindung unserer Zeit überraschen kann. Dabei beschränkt sich die Theilnahme nicht auf die angegebenen Beziehungen, jeder Bedrängte kann fast sicher darauf rechnen, daß er, wo er auch bittend eintritt, Schutz und Vertheidigung finden werde, namentlich wenn eine erhebliche Gefahr damit verknüpft ist, denn dem Reiz, den diese ausübt, kann der Isländer nicht leicht widerstehen. Für einen ganz Fremden stürzt er sich oft in die dringendste Lebensgefahr, und diese Bereitwilligkeit, sein eigenes Leben aufs Spiel zu setzen, mildert auch um vieles den Eindruck,

den sonst die häufigen Gewaltthaten hervorbringen würden. Dem Isländer ist das Leben wahrlich der Güter höchstes nicht.

Ein sehr bemerkenswerther Zug in seiner Lebensgestaltung und einer, aus dem vieles Andere zu schließen, ist die Achtung, die er den Frauen erweist. Darin steht er dem Griechen weit voran. Niemals, so weit mir bekannt, wird an einer Frau blutige Rache genommen, die doch sonst gäng und gäbe ist. Im Hauswesen haben die Frauen gewöhnlich ebensoviel als der Mann, oft noch mehr zu sagen, und selbst bei der Verheirathung, welche im Alterthum fast überall in der Weise von Kauf und Verkauf behandelt wird, erfahren die isländischen Frauen häufig eine Rücksicht, die man ihrer Zeit nicht zutrauen sollte. Zwar öfter noch vergiebt der Vater seine Tochter an einen M nn ohne auf ihre Neigung Rücksicht zu nehmen, aber jene Fälle sind auch nicht selten, wo ein Vater, so lockend auch die Verhältniße des Freiers sind, unumwunden sagt: „Kein Mann soll meine Tochter ohne ihren Willen bekommen". So zweimal in der Lardölasaga.

Ein anderer Zug, der ebenfalls eine ganze sittliche Categorie in sich schließt, ist die Redlichkeit, einem Versprechen pünktlich nachzukommen. Der Mann muß sein Wort halten, er glaubt sich bisweilen sogar dann dazu verbunden, wenn nur die Ansicht möglich ist, als hätte er es gegeben. Thorgils ist in einer großen Gesellschaft mit seinem Todfeind zusammen, der vermummt erscheint und darum von ihm nicht erkannt wird. Der schlaue Snorri, welcher gern eine Versöhnung zu Stande bringen möchte, fordert ihn auf, ein Sühnformular herzusagen, das ihm beßer als Anderen bekannt sein soll. Thorgils folgt arglos der Aufforderung, und wir bekommen aus dieser Veranlassung eine merkwürdige Probe von der wirksamen poetischen Form, welche die Isländer ihren wichtigen Akten zu geben wußten. Das Formular ist theilweise christianisirt, aber der Grundbestand ist ächt heidnisch. Es lautet:

„Dies ist der Anfang unseres Friedensvertrages, daß Gott sei versöhnt mit uns Allen; wir wollen und sind das unter uns, beides zu Biergelag und Mahlzeit, bei Thing und Volksbegegnung, auf dem Kirchthie und an Königs Hof, oder wo immer Menschen zusammen kommen. Wir wollen so versöhnt sein, als ob niemals Feindschaft unter uns gewesen wäre. Der von uns, der den eingegangenen Vertrag bricht, er soll werden wie der gejagte Wolf, so weit umher als Menschen am Weitesten Wölfe jagen, Christen besuchen die Kirche, Heiden

opfern im Hof, das Feuer flammt, die Erde Gewächs trägt, der Mann die Mutter nennt, das Schiff schreitet, Schilde glänzen, die Sonne scheint, der Schnee liegt, die Floßfeder fährt, die Föhre wächst, der Falke fliegt lenzlangen Tag mit beständigem Fahrwind unter beiden Flügeln, der Himmel sich wölbt, die Erde bebaut wird, der Wind weht, Wasser sich wendet zum Meer und Männer Korn säen. Er soll entfernt sein von Kirche und Christen, Gotteshaus und jeder Heimath, die Hölle ausgenommen. Jeder von uns giebt dem Andern Sicherheit für sich und seine Erben, geborne und ungeborne, gezeugte und ungezeugte, genannte und ungenannte, Jeder verspricht Sicherheit, die währende treue und feste Sicherheit, die immer soll gehalten werden, so lange Staub und Menschen sind. Nun sind wir versöhnt und verbunden, wo wir uns finden, zu Lande oder im Hafen, auf Schiff oder Scheere, auf der See oder im Sattel, zu theilen Schalte oder Schöpfkelle, Stelle oder Stätte, wenn es nöthig ist. Versöhnt sind wir miteinander, wie Sohn mit Vater oder Vater mit Sohn, bei jedem Zusammentreffen. Laßt uns nun die Hand geben auf den Vertrag, nach Christs Willen und aller dieser Männer Wissen, die nun den Vertrag hören. Der habe Gottes Huld, der den Vertrag hält, der Gottes Zorn, der ihn bricht, so lange uns das Schicksal versöhnt sein läßt. Gott sei versöhnt mit mit uns Allen*)".

Als das Sühnformular gesprochen ist, entdeckt sich der Vermummte, und Thorgils glaubt sich nun verbunden, seine Feindschaft gegen ihn aufzugeben.

Neben dem wohlthuenden Lichte in dem Character des isländischen Lebens finden sich jedoch auch tiefe Schatten, und ich würde schwachen Nerven nicht rathen, die ganze Reihe der bluttriefenden Saga's zu durchlaufen. Aber wenn man für Licht und Schatten gleich empfänglich ist, so werden die Erzählungen, meine ich, im Ganzen den Eindruck hinterlassen, daß das Gemüth der Isländer dem bessern Boden ihrer Insel zu vergleichen sei, wo auf einem Untergrund von rauher Lava sich weiches Erdreich findet, aus welchem nährende Kräuter und anmuthige Blüthen in reicher Fülle hervorsprießen.

(Schluß folgt).

C. Witt.

*) Größtentheils nach der Uebersetzung Lachmann's.

II. Mittheilungen.

[**Naturhistorische Notiz.**] Bekanntlich pflegt in unserer Provinz und, wie ich glaube, überhaupt in ganz Norddeutschland der Epheu nicht zur Blüthe zu kommen. In dem Parke des Gutes Groß Wogenab bei Elbing findet sich ein Epheu von ungewöhnlicher Größe. Vor 27 Jahren wurde ein kleiner Zweig aus dem dortigen Walde am Fuß einer Pappel eingesetzt, der jetzt die eine Seite derselben (übrigens die Nordseite) bis zu einer Höhe von zwanzig und mehr Fuß überzogen hat und in seinen Hauptästen wohl zwei Finger dick ist. Schon vor einigen Jahren wurde ich darauf aufmerksam, daß viele seiner äußersten Aeste Blätter von ganz veränderter Gestalt, etwa in der Form von Fliederblättern und von lederartiger Consistenz, trugen. Ich schloß, daß wir es hier mit der Umbildung der gewöhnlichen Blätter in Blüthendeckblätter zu thun hätten, daß die Pflanze der Blüthenentwicklung bereits ganz nahe gekommen wäre, ohne sie doch ganz erreichen zu können. Die warme Witterung dieses Jahres nun hat mehrere Aeste vollständig zur Blüthe kommen lassen, und zwar habe ich die erste vollständig entwickelte Blüthe den 12. September gesehen.

Dr. P. Ohlert,
Lehrer an der höhern Bürgerschule zu Elbing.

* * *

Nachwort. Wir nehmen diese Gelegenheit wahr, um noch zweier botanischer Merkwürdigkeiten zu erwähnen. Nicht weit von hier, auf dem Gute Wicken bei Domnau, erblühte in diesem Sommer eine hundertjährige Aloe. Dieser Name, den das Volk der **Agave americana** gegeben, mag wenigstens daran erinnern, daß

diese Pflanze bei uns selten zur Blüthe kommt. Das Exemplar, 55 Jahre alt, trieb in diesem Frühjahr einen Blüthenschaft, der nach etwa zwölf Wochen 22½ Fuß Höhe erreichte, mit seinen ausgebreiteten Aesten einem großartigen Candelaber vergleichbar, mit mehr als 6000 Blüthen belastet. Leider war es nur Wenigen vergönnt, sich an dem Anblicke dieser Zierde des tropischen Amerikas zu weiden. — Die zweite Pflanze, ebenfalls aus Amerika stammend, die uns ihre mit Recht gerühmte Blüthe gezeigt, ist die **Victoria regia**. Sie belohnte dem Consul Herrn Oppenheim in Königsberg die ausdauernde Pflege mit drei prachtvollen Blüthen, die in etwa 8 Tagen nach einander auftauchten.



[**Auch ein Beitrag zum Kriegswesen aus der Zeit des Herzogs Albrecht.**] Auf einem Zettel*), der allerlei Anweisungen und Inventionen in der Feuerwerkerei enthält, z. B. „Feuer anzulegen", „Feuer in eine Bastei zu werfen", „Feuer zu graben" (Minen zu legen), verschiedene Pulversorten zu machen, auch Schwefel und Salpeter zu proben, findet sich auch folgendes Recept zu „laufendem Feuer":

„Item wiltu ein losende Fewr machen, So nim Swebel und bornstein und Salpeyter und Steinpolffer, ein sovil als das ander und stoß das zuhoffe und mache ein Säkgen von pergamen und sol das dorin und binde das feste zu und das einer Kaczen aufe den Rucken und mache in das Säkgen zwei torem von bleie ein finger lange und tu in die toren cunder und cunde das an und laß sie losen in das Heer adder in die sthat".

Was meinen unsere heutigen Pyrotechniker zu diesem Standpunkt ihrer Kunst?

F. A. Meckelburg.

[**Segenspruch über eine Büchse.** 1520**).] „Almächtiger Gott, wo es dein gotlicher will ist, und unser Seligkeit, so bitt Ich dich

*) Im Königl. Geh. Archiv Schbl. C. Nro. 503.

) Auf die Rückseite eines Reverses geschrieben, wie bei eiliger Mittheilung, die man sich zu Nutze machen möchte. **Probatum sit! Das Original im Königl. Geh. Archiv Schbl. D. Nro. 527.

durch dein's heiligen leydens willen und umb der Vorbitt willen deiner gebenedeyten mutter und umb Ires mitleydens willen, so sie in deinem heiligen leyden gehabt, du wollest uns behutten vor aller ferlichkeit, die uns von diser Buchsen mocht zuekomen, und hab ein Vater Unser gebett und ein Ave Maria, zuweylen auch alls schir geflucht als gebett, und hab die Kugel Unserer Frauen lassen opfern und mit ainem Opfer wieder lassen lösen. Amen".

F. A Meckelburg.

[Schreiben des Professors Gottsched in Leipzig an Professor Flottwell*) in Königsberg] Leipzig, d. 22. October. 1757.

In sehnlicher Erwartung der neulich von Ihnen erbetenen Nachricht, von dem wahren Zustande meines lieben Vaterlandes, muß ich Ihnen so bald als möglich berichten, was mir von ihrem preußischen Salomon für Ehre wiederfahren ist. Als einen Vortrab deßelben muß ich Ihnen melden, daß des Printzen von Preußen Königliche Hoheit vor etwa 14 Tagen hier ankahmen. Die Universitaet schickte Abgeordnete, Ihn zu bewillkommen. Dieser erkundiget sich so gleich nach mir und meiner Freundin. Man läst mir es melden, und ich halte es für eine Schuldigkeit, Ihm so gleich aufzuwarten. Er läst mich, so bald der Prinz Moritz von Dessau von Ihm gehet, vor sich und unterredete sich aufs gnädigste eine halbe Stunde lang mit mir: Doch das war nichts. Verwichen Sonnabend halb 12 Uhr kommt der König selbst, mit etlichen Regimentern und 2 Battalion von seiner großen Potstammer Garde, neu recroutiret und aufs kostbarste montiret, hier an. Da machen unsere Leipziger große Augen. Es war in der That ein unvergleichlicher Anblick; theils was die extraschönen und großen Leute, theils was ihre montur betrift, die blau mit silbernen Schleifen und Achselbändern und Orange Westen und Beinkleidern ist; die Hütte aber groß, mit ausgehackten silbernen point d' Espagne. Die Universitaet schickte abermahl 4 Professores zu Ihm, Ihn zu bewillkommen. Ein Jurist führet das Wort. Er fraget Sie allerley, die studia be-

*) F. war Prof. der Eloquenz an hiesiger Universität in den Jahren: 1743—57, seit 1750 auch Rektor der Domschule. Er starb 1759 als Professor in Petersburg. D. R.

treffend, zumahl die **Historie** und **Philosophie**, aber Er fraget gleichfals nach mir und meiner Frauen. Man läst mich solches wißen, da ich eben zu Tische bin: Aber siehe den, Augenblick etwa um 1 Uhr ist ein Bote da, der mich zum Könige fordert, und zwar nach 3 Uhr. Ich muß in die **Facultaet** gehen einen neuen **Decanum** zu wählen. Als ich da bin, kommt umb halb 3 Uhr abermahl ein königlicher Bedinter, und dringet auf meine Ankunft; weil der König, der mich doch erst umb 4 Uhr bestellet hatte, schon nach mir gefraget hätte. Ich erschien denn wirklich vor dem Schlage 3 in seinem Vorzimmer (wo sonst unsers Königes **Qvartir** ist.) Ich werde gemeldet, und herein geruffen. Der Herr stehet vor einem **Camin**, den Hut unter dem Arm, und die Hände auf dem Rücken, als um sich zu wärmen. Ich näherte mich ihm, und küßete Ihm den Rock. Seine Worte waren: Ich habe neulich nicht recht mit Ihm sprechen können, und wolte doch gerne etwas mehr mit ihm bekant werden, sage er mir, hat seine Frau den **Bayle** übersetzt? **R.** Nein Ew: **Majestaet**, das wäre wohl zu viel Arbeit für ein Frauenzimmer. So hat er ihn denn selbst gemacht? **R.** Auch ich habe es nicht *gethan*, Allergnädigster Herr, sondern ein anderer Gelehrter **Koenigstaeter**, der schon todt ist. Was hat er den dabei gethan? **R.** Ich habe ihn durchgehends mit dem **Original** verglichen und außgebeßert, Auch Anmerkungen dazu gemacht. Also ist er nun recht übersetzt, auch überall wohl getroffen? **R.** Ja, Ew: **Majest**: so viel die **juristische** Schreib-Art des Uebersetzens solches zugelassen. In Ansehung der Sachen stehe ich dafür; In Ansehung des **Styli** kan **Bayle** nichts verliehren, da er der gröste **Stylist** nicht ist. Wie kan Er von des **Bayle Stylo** urtheilen, hat er ihn denn recht gelesen? **R.** 2 bis 3 mahl, weil ich ihn bey der **Edition** 2 bis 3 mahl **corrigiren** und **revidiren** müßen, so viel französisch aber habe ich schon aus andern Büchern gelernet, daß ich von **Bayle** und seiner Schreibart urtheilen kan. Was hat **Bayle** für Fehler &c. — — — — Dencken Sie, lieber Freund, was das für ein **examen rigorosum** war? Aber ich gab Ihm zur Antwort, indem ich fort fuhr. Worauf Er erwiederte: Das ist wahr, das ist sein Fehler. Und um Ihm zu zeigen, daß ich auch davon urtheilen konte, hub ich an französisch zu reden: denn bis dahin, hatten wir lauter deutsch gesprochen. Das schien Ihm nun unerwartet zu kommen. Indessen trat Er vom **Camin** nach dem Fenster zu, und hub an tausend Fragen zu thun.

Was meine Frau sonsten geschrieben hätte? Was ich aus dem französischen übersetzt hätte? Und als ich Ihm die **Lutrin** aus dem **Boileau**, die **Iphigenia** aus dem **Racine** und andere mehr nannte, bezeigete Er eine große Begierde, die Stücke zu sehen, weil Er glaubte, daß sie gar nicht deutsch gegeben werden könten. Es ward noch viel anders von deutschen Trauerspielen, von **Opern** und **Commedien** geredet, bis Er wieder auf die beyden Stücke kam, die Er sehen wolte. Ich erbot mich sie dem Bedienten einzuhändigen, wenn Sr. **Majest:** befehlen wolten. Nein, sprach Er, bringe Er sie mir selbst her, und zwar bald. Da hatte ich nun meinen Bescheid, lief nach Hause und holete sie; so daß ich mit dem Schlage 4 wieder bei Ihm war. Dencken Sie mein lieber Freund, ist das nicht schon Ehre genug mit einem so großen Herren fast eine Stunde geredet, und Ihm die schönen Wißenschaften der Deutschen bekant gemacht zu haben? Allein noch nicht genug, denn nun fing es erst recht an; Ich kam wieder und fand Ihn an seinem Schreib-Tische sitzen, da Er die **Originale** der Uebersetzung **Boileau** und **Racine** nebst andern mehr vor sich liegen hatte. Er fing wieder an, von der Schwierigkeit solcher Uebersetzung zu reden und die teutsche Sprache für ungeschickt dazu zu erklähren. Ich nahm mir die Freyheit, Ihm das Gegentheil davon zu versichern, und erbot mich, alles was Er mir vorgeben würde, auszudrücken. So ging es denn an die Vergleichung des **textes** mit meiner Uebersetzung. Ob Er nun gleich, viele teutsche Wörter nicht verstund, so **critisirte** Er doch andere sehr gründlich und lobte wieder viele Stellen, die ich beßer ausgedruckt hätte, als Er sich jemahls möglich zu sein eingebildet hatte. Bey diesem war der **Abbe des Prades** zugegen, dem ich auch zuweilen die Unvollkommenheit seiner Sprache und Dichter zu verstehen gab. Und hier wurden nun, fast unzählige Schriftsteller erwähnet, die der König alle gelesen hatte, und richtig beurtheilete. Von den **Poeten** kam Er auf die Geschichtschreiber, Welt-Weisen, **Mathematiker** ꝛc. — — **Carthesius, Malebranche, Lok, Leibnitz, Wolff, Thomasius** und die jetzigen hällischen **Philosophen** wurden von Ihm beurtheilet, wobey ich denn Gelegenheit hatte, Ihm zu zeigen, daß ich sie auch alle gelesen hatte. Er hielt sonderlich auf den **Lok** viel, sagte, daß Er ihn in Halle eingeführet, daß aber der dasige **Professor Meyer** ihm nicht gewachsen wäre. Er fragte: Ob man hier ihn lese? ꝛc. — — — Ich sagte das Buch wäre für die **Studenten**

zu weitläuftig, ein guter **Professor** müste einen Auszug daraus machen 2c. Ey es ist eine schwere Sache einen guten Profeßor zu finden. **Thomasius** ist einer gewesen. Ich suche schon seit geraumer Zeit einen guten **Philosophen**, aber ich kan keinen finden; Indeßen wenn die unruhigen Zeiten aus sind, will ich wieder daran dencken. Indeßen habe ich ihm, bei vorfallender Gelegenheit einige **Elogen** und **Douceurs** mit eingestreuet Z. E. Da Er die dramatischen **Poesien** tadelte, sagte ich: es wäre kein Wunder, daß es ihnen nicht beßer gelinge, es gäbe so wenig **Terentze**, die das Glück hätten von **Scipionen** getadelt und gebeßert zu werden. Als wir auf den **Horatz** kamen, dergleichen jetzo nicht wären, sagte ich: Es fähle in Deutschland an einem **August**; **Vous en aves un**, versetzte Er; **mais il menque d' un Mecene** erwiederte ich, **en cela**, war seine Antwort, **vous aves raison?** Als ich sagte daß die deutschen Dichter nicht Aufmunterung genung hätten, weil der Adel und die Höfe zu viel französisch und zu wenig deutsch verstünden, alles deutsche recht zu schätzen und einzusehen, sagte Er: das ist war, denn ich habe von Jugend auf kein deutsch Buch gelesen, und ich rede es sehr schlecht (**je parle comme un cocher:**) jetzo aber bin ich ein alter Kerl von 46 Jahren, und habe keine Zeit mehr dazu. Er gab mir hernach eine **Strophe** aus dem **Rosseau** zu übersetzen auf, die er vor unmöglich auszudrücken hielte; Sie stehet im ersten Buch der **Oden**, und ist an eine junge Wittwe gerichtet, die wieder heirathen soll. Bey allen diesen Unterredungen ward es dunckel, und weil ich schon vorhin einmahl gesagt hatte, daß alle Franzosen den **Horatz** sehr weitläuftig und schlecht übersetzt hätten, wolte Er mir eine **Ode** vorlesen, es war die **Tyrrhena Regum**, sagte Er. **progenies**, setzte ich hinzu, und daß sie an den **Maecenas** als einen Abkömmling aus den **Aetrurischen** Geschlecht gerichtet wäre. So sahe Er damahl, daß ich den **Horatz** auch kante, wie ich denn bey seinem Vorlesen, die besten **lateinischen** Stellen laut dazu sagte. Die Uebersetzung war sehr gut gerathen, so, daß ich sie mit recht loben konnte; aber ich sahe auch wohl an dem prächtigen Druck des **Qvartanten**, den Er vor sich hatte, daß es sein **Philosophe de Sans Soucy** wäre, den Er in seinem Schloß hat drucken laßen, und den Niemand hat, als der, dem Er ihn selbst giebt. Es war also seine eigene Uebersetzung, und ich lobte sie desto mehr. Der Abt war doch so höflich dabey, daß er mir winckte, indem er dem Könige das Licht hielte, daß ich mercken

solte, sie sei von Ihm selbst; welches ich aber nicht nötig gehabt hätte. Es sind noch hunderterley im Reden vorgekommen, die ein ganz Buch Papier erfodern würden, denn unser Gespräch wärete vor 4 bis 7 Uhr in einem weg mit aller möglichen Geschwindigkeit und Hitze. Er erzählete mir allerley lustige Sachen, von einem Prediger in Thüringen, wo er im Qvartir gestanden; Vom seeligen **Reinbek,** von der **Brühlinischen Bibliothek,** von des **Baron Friesen** seiner, bey Leipzig. Er redete vom seel: **Pitsch** in Königsberg, und den gar zu schwülstigen Ausdrücken seiner Gedichte; von Graf **Bunaus** und **Mascovs** Historie; von **Gellerts** Fabeln, und hundert andern Sachen, den was kan man in viertehalb Stunden nicht reden. Des **Klopstok Messias** verwirft Er ganz und **Miltonsche** Schreibart auch. **Ce sujet ne vaut rien pour la poësie.** Weil Er mir nun so viel Regeln der Poesie gegeben hatte, die gröstentheils vollkommen richtig waren, so sagte ich beim Abschiede: **Je me vanterai a l'avenir d' avoir appris le loix de la poesie du legislateur de tout de peuples** Er verstund wohl was ich sagte, es schien Ihm nicht zu mißfallen, denn Er sagte: **J'ai l'honneur de vous revoir,** und so entfernte ich mich, indem Er ein **Paqvet** aufbrach, welches Ihm der Geheimte Raht **Eichel** zuschickte. Nun! was düncket Ihnen, Werther Freund, von dieser langen Unterredung eines Königes, eines Helden, der in solchen Umbständen ist, der gleich beym Antrit aus dem Reise-Wagen nach mir fraget, der, da sich unsere Raths-Herren und Handels-Leute auf dem Vorsaal befinden und **Audientz** suchen, mit einem **Professor** sich von Dingen unterhält, die nur bey der grösten Musse für Fürsten gehören, und mit einer solchen Munterkeit des Geistes, als ob Er sonst gar nichts zu dencken hätte. Allein noch nicht genug, sie werden Wunder hören.

Ich mache des nächsten Tages die **Strophe** des **Rosseau** und schicke sie des Abends gegen 8 Uhr versiegelt: **A Sa Majeste le Roye du Prusse** überschrieben an seinen Kammerdiener. Es dauert nicht eine Stunde, ja keine halbe, so ist ein königlicher Kammer **Laqvai** da, der mir eine Antwort versiegelt bringt: **Au Professeur en Philosophie le Sieur Gottsched,** mit zwey schwarzen königlichen **Pitschaften** bedruckt. Ich erbreche es, und finde außer einer gedruckten französischen **Ode** auf die Erobrung vor **Port Maon,** die ich Ihm geschickt hatte, auch ein **qvartblat,** das Er mit schönen französischen **Versen** eigenhändig beschrieben hatte. Ich lese sie mit

Beschämung durch, und erstaunete über die Geschwindigkeit der Antwort, ungeachtet es um die Tafel-Stunde war. Ich sahe, daß es sich auf unsere **discourse** bezog, und machte geschwinde 12 Zeilen deutsche **Verse** zur Antwort: Aber weil der König morgends früh umb 7 Uhr abreisen wolte, so war um 10 Uhr schon zu Bette. Es ist Ihm also auf seinem Tische geleget worden. Früh umb 7 war ich zugegen als der König abreisete, da Er im Vorbeygehen mir auf einem Dancksagungs **Complement** zurief: **Adjeu Monsieur.** Ich habe noch vergeßen zu sagen, daß auch Prinz **Heinrich** bei seiner Ankunft nach mir gefraget, und als ich vom **Rector** geschickt ward, Ihn zu bewillkommen, ziemlich lang mit mir geredet hat, da ich denn erzählet, wie mich Prinz **Hollstein** vormahls werben wollen **etc. etc.** Leben Sie wohl. **P. S.** d. 1. **November 1757.**

Als der König den vorigen Mittwoch zum zweiten mahl wiederkam, schickte Er gleich nach Tische umb 3 Uhr nach mir; halb 4 war ich da und ward gleich vorgelaßen. Er fragte nach vielen von meiner Frauen Schriften und **Versen, Prose** und Briefen, französisch und deutsch und wolte was davon sehen. Er kam auf viele andere **Materien** von schönen Wißenschaften, der deutschen Sprache, den Trauerspielen ꝛc. Ich bat mir die Erlaubniß aus, das königliche Gedicht zu beantworten, und erhielt sie. Als Er einmahl herausgeruffen ward, um jemand Gehör zu geben, schlug Er die Thüre hinter sich zu, und lies mich ganz allein in seinem **Cabinet** versperrt. Er kam wieder und tadelte die Art, die Alten Redner und Dichter in Schulen zu **tractiren**, da man bloß auf den Sinn der Redensart und Wörter gehet, aber die Kunst im Reden und Dichten, ihre Schönheiten im ganzen, ihre **oeconomie** und Einrichtung, kurz, das feine im Geschmack der Alten nicht erkläret und begreiflich macht.

Kurz der Herr wies eine ungemeine Einsicht, die der tausenste Gelehrte nicht hat. Eine Stunde war vorbey, als Er mir befahl morgen wiederzukommen und das übrige mitzubringen.

Ich erschien Donnerstags umb halb 5 Uhr. Ich brachte Ihm allerley mit und er las von allem was: Aber sonderlich den französischen Brief meiner Frauen, und sagte: **Si j'avois plus de temps jci, j'ecrirois à elle.** Ich überreichte mein Gedicht von einer **lateinisch**en guten Hand geschrieben. Er nahm es, und als ich mich erbot, solches vorzulesen, so sagte Er, **Non je le lirai moi meme, je l' entendrai mieux.** Und hier nahm Er sich Zeit und Ge-

dult es von Anfang bis zu Ende durchzulesen. Oft fragte Er nach der Bedeutung dieses und jenes Wortes, oft machte Er Anmerkungen oder forderte Erleuterungen, kurz, Er las bis ans Ende und als: die rauheste Sprache kam, sagte Er: Das hat Er mir nicht schencken wollen, aber mit lächeln. Ich bat unterthänigst umb Vergebung, und so dauerte die Unterredung bis 7 Uhr Abends.

Nun war seine ganze **Generalitaet**, und alle **Majors** von der **armèe** zusammen. Man rief Ihn. Er sprang auf, nahm Hut und Stock und ging ins große Zimmer umb die Befehle zum **march** und zum Angriff der Oesterreichschen Reichs-**Trouppen** und Franzosen zu geben*). In einer Viertelstunde kam er wieder, und setzte sein Gespräch fort, bis ¾ auf 8, als ob er weiter nichts wichtiges zu thun hatte.

P. S. Der König hält den **D. Qvandt** für den eintzigen deutschen Redner, der in der Welt ist. Er erzählte mir, wie Er ihn als **Cron**-Printz gehöret, und wie er Ihn bezaubert hätte. Leben Sie wohl! Ich werde ferner arbeiten, den König zur deutschen Sprache zu bekehren.

* * *

Vorstehenden Brief unsers seiner Zeit so hochgefeierten Landsmanns verdanken wir der gütigen Mittheilung des Gymnasialdirectors Herrn **Dr.** Beneke in Elbing. Der Abdruck ist nach einer auf der Stadtbibliothek zu Elbing aufbewahrten, von der Hand des gelehrten Rectors Joh. Lange († 1781) herrührenden Copie besorgt. Ueber den Verbleib des Originals ist uns nichts bekannt. Wir haben dem interessanten Schriftstücke um so lieber eine Stelle in diesen Blättern eingeräumt, als wir in dem Werke Danzel's: „Gottsched und seine Zeit" (8. Leipzig. Dyck. 1855.) vergebens danach gesucht, wie denn überhaupt dort nur eine sehr geringe Zahl der zwischen G. und Flottwell gewechselten Briefe mitgetheilt ist. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß noch eine größere Anzahl bisher unedirter Briefe G.'s an Flottwell in den öffentlichen und Privatbibliotheken und in den Autographensammlungen unserer Provinz verstreut liegt. Wir benutzen daher diese Gelegenheit, die Besitzer oder Finder solcher literärischen Curiositäten zur Veröffentlichung derselben in diesen Blättern aufzufordern. ♁

*) Die letzte Unterredung zwischen G. und dem Könige fand am 30. Okt., also sechs Tage vor der Schlacht bei Roßbach (5. Nov.) statt. D. R.

III. Bücherschau.

Deutsches Staats-Wörterbuch. In Verbindung mit deutschen Gelehrten, herausgegeben von **Dr. J. C. Bluntschli** und **K. Brater**. Bd. IV. Stuttgart und Leipzig, 1859. Expedition des Staats-Wörterbuchs. gr. 8. geh. Pr. 3 Thlr. 10 Sgr.

Wir haben schon einmal Veranlassung genommen, die Leser dieser Blätter auf die Trefflichkeit dieses deutschen Nationalwerkes nach Erscheinen der ersten Bände aufmerksam zu machen. Einen neuen Anlaß dazu gibt uns der eben vollendete (bis zum Buchstaben H reichende) vierte Band, um so mehr als auch eine Anzahl sehr ansprechender und beachtenswerther Artikel von zwei unserer Provinz angehörenden Gelehrten darin geliefert ist, nämlich von **Schubert**: Großbritannien (Statistik und Besitzungen außerhalb Europa) und von **v. Kaltenborn-Stachau**: Gesandte, Gesandschaftsrecht, Hans von Gagern, Handelskonsulate, Handelsverträge.

Wie bei Besprechung der vorangegangenen Bände dieses Staatslexikons müssen wir auch im Hinblicke auf den vorliegenden es mit Anerkennung hervorheben, daß inmitten des großen Reichthums an schriftstellerischem Material aus dem Kreise des historisch-politischen, geographisch-statistischen, nationalökonomischen und commerciellen Wissens sich eine wohl angebrachte Beschränkung des massenhaften Stoffes theils in der Wahl der gegebenen Artikel von Seiten der Herausgeber, theils in der präcisen, gedrängten und dabei abgerundeten Art der Darstellung von Seiten der Verfasser kund gibt. Dem Interesse des Lesers kann nichts förderlicher sein als eben diese weise Oekonomie in Hinsicht auf den zu verarbeitenden Stoff, und daß durch solche strenge Begrenzung desselben der Vielseitigkeit und Reichhaltigkeit des Inhalts nicht nothwendig Abbruch geschieht, davon zeugt das diesem Bande beigefügte und sehr praktisch eingerichtete sachliche Register. Wir heben — weil es uns

hier an Raum zu einer eingehenden Besprechung einzelner Artikel fehlt — außer den bereits im Eingange erwähnten beispielsweise noch nachstehende Piecen hervor. Zunächst aus der Reihe der staatsrechtlichen Abhandlungen Gneist: Großbritannien (Verfassung); Bluntschli: Gleichgewicht, politisches, und Brater: Gemeinde (wo namentlich das Verhältniß derselben zum Staate in treffender Weise dargestellt ist); über kirchliche Verhältnisse Dove: Griechische Kirche, und Laboulaye (Prof. in Paris): Gallikanische Kirche; auf dem nationalökonomischen Gebiete sei aus einer Reihe von Erläuterungen aus der Feder des Göttinger Professors v. Mangoldt der Artikel: Geld erwähnt; ferner Schäffle: Gewerbe und Gewerbeordnung; Pfaff: Gymnasien und Lyceen. Sehr stark ist gerade in diesem Bande das biographische Moment vertreten. Wir berufen uns namentlich auf Skizzen wie die von Bluntschli: Gentz (ein vortrefflich durcharbeitetes Charakterbild von hohem psychologischem Interesse); Bodenstedt: Göthe (nicht der Dichter, sondern der Staatsmann und Politiker — eine Apologie seines oft angezweifelten Patriotismus, wenn wir auch das Resultat des Verfassers: „daß G. keine politische, sondern eine poetische Natur war, daß er aber trotzdem, auch in der Politik weiter blickte, als alle Politiker seiner Zeit" in Frage stellen möchten); Vogel: Gregor VII.; Helbig: Gustav Adolf; Hottinger: Guizot; endlich Hörmann: Gneisenau.

Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, um den Leser wiederholt auf eines der beachtungswerthesten Geistesprodukte unserer Nationalliteratur zu verweisen, welches, wie es scheint, in unseren heimischen Kreisen sich noch immer nicht der Verbreitung zu erfreuen hat, die ihm verdientermaßen im übrigen Deutschland zu Theil geworden.

ð

Bibliographie (1859).

(Fortsetzung)

Beobachtungen, astronomische, auf der Königl. Universitäts-Sternwarte zu Königsberg. 32 Abth. Fol. (Königsberg.) Leipzig. Rein. 2 Thlr.

Brandstäter, F. A.: Der See-Bade-Ort Zoppot bei Danzig in histor., topograph., naturwissenschaftl., balneolog. u. socialer Hinsicht. 8. Danzig. Bertling. 12½ Sgr.

v. Etzel, A.: Die Ostsee und ihre Küstenländer, geographisch, naturwissenschaftlich und historisch geschildert. (In Carl B. Lorck's Hausbibliothek. 62.) 8. Leipzig. Lorck. 1 Thlr. 10 Sgr.

Gregorovius, F.: Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom Anfang des fünften Jahrhunderts bis zum Anfang des sechszehnten. II. Bd.*) 8. Stuttgart. Cotta. 3 Thl. 4 Sgr.

Hagen, G.: Ueber Fluth und Ebbe in der Ostsee. gr. 4. Berlin. Dümmler. In Comm. 8 Sgr.**)

Jacoby, J.: Kant und Lessing. Eine Parallele. Rede zu Kant's Geburtstagsfeier. gr. 8. Königsberg. Theile. (Beyer.) 5 Sgr.***)

— — Schiller, der Dichter und Mann des Volkes. Schiller-Festrede gehalten im Königsberger-Handwerker-Verein. gr. 8. Königsberg. Theile. (Beyer.) 5 Sgr.†)

Jung, A.: Friedrich Schiller, der Dichter der deutschen Nation; eine Festrede. gr. 8. Königsberg. Gebr. Bornträger. 5 Sgr.

Köhler, L.: Kinder-Klavierschule in faßlicher und fördernder theoretisch-praktischer Anleitung, nebst vielen Originalstücken. 4. Leipzig. Siegel. 1 Thlr.

Lewald, F.: Neue Romane. 4 Thle. (I. Der Seehof. 1 Thlr. 22½ Sgr. II. Schloß Tannenburg. 1 Thlr. 7½ Sgr. III. Graf Joachim. 1 Thlr. 22½ Sgr. IV. Emilie. 1 Thlr. 7½ Sgr.) 8. Berlin. Janke. 6 Thlr.

Löffler, F.: Grundsätze und Regeln für die Behandlung der Schußwunden im Kriege. I. Abth. Auf dem Schlachtfelde. II. Abth. Im Feldlazareth. gr. 8. Berlin. Hirschwald. 1 Thlr. 15 Sgr.

v. Quast, F.: Denkmale der Baukunst in Preußen nach Provinzen geordnet. II. Abth.††) gr. Fol. Berlin. Ernst & Korn. In Comm. 2 Thlr. 25 Sgr.

Settegast, H.: Ueber Thierzüchtung und die dabei zur Anwendung kommenden Grundsätze. 8. Berlin. Bosselmann. 10 Sgr.

(Schluß folgt).

δ

*) Bd. I. ist in diesem Jahre edirt.

**) Abdruck aus dem Monatsberichte der K. Akademie der Wissenschaften in Berlin.

***) Separatabdruck aus den N. P. P.-B. 3 F. III., 352 ff.

†) Der Ertrag ist für die Schillerstiftung bestimmt.

††) Die I. Abth. ist bereits im Jahre 1852 erschienen.



Briefkasten.

Druckfertig liegen bereit:

Abhandlungen:

1) Die Belagerung der Stadt Danzig im Jahre 1577. Vom Major a. D. K. Hoburg in Berlin.

2) Die Hexenprozesse der beiden Städte Braunsberg, nach den Criminalacten des braunsberger Archivs bearbeitet. (Fortsetzung). Vom Progymnasial-Director Dr. J. A. Lilienthal in Rössel.

3) Beiträge zur Geschichte der Stadt Elbing in den Jahren 1840 bis 1848. (Fortsetzung.)

4) Gustav Adolph und die preußische Regierung i. J. 1626. Nach den auf dem Geh. Archiv zu Königsberg vorhandenen urkundlichen Materialien. Von Dr. Carl Lohmeyer in Königsberg.

5) Lebensbilder aus dem alten Island. (Schluß.) Vom Oberlehrer C. Witt in Königsberg.

6) Bemerkungen über den neugebildeten Sandstein in Preußen. Vom Regierungs- und Medicinalrath Dr. Wald in Danzig.

Mittheilungen:

1) Einige Beiträge über altpreußische Personen- und geographische Local-Namen. Vom Geh. Regierungsrath Professor Dr. J. Voigt in Königsberg.

2) Sammlung litthauischer Volkslieder, übersetzt von P. v. Bohlen (weiland Professor an der Universität zu Königsberg). (Fortsetzung).



Inhalt.

Der neuen Preußischen
Provinzial-Blätter
dritte Folge.

Zum Besten
der Anstalt zur Rettung verwahrloseter Kinder

herausgegeben

von

X. v. Hasenkamp.

(Ausgegeben am 24. Dezember).

Band IV. (LXII.) Heft 6.

Königsberg, 1859.
In Commission bei Th. Theile's Buchhandlung
(Ferd. Beyer).

Druck der Universitäts-Buch- und Steindruckerei von E. J. Dalkowski.

Man beachte die innere Seite des Umschlags.

Die neuen Preußischen Provinzial-Blätter, deren Jahrgang aus zwei Bänden oder zwölf Heften besteht, werden von der Redaction für den Pränumerations-Preis von jährlich **zwei Thaler an die Königsberger**, von **drei Thaler an die auswärtigen Abonnenten** durch **Th. Theile's Buchhandlung (Ferd. Beyer)** franco geliefert. Auch nehmen die Königl. Postanstalten Bestellungen an, gegen Entrichtung der gesetzmäßigen Provision von 25 pCt.

In Beziehung auf die Anschaffung der Blätter durch die Kirchen wird bemerkt, daß diejenigen Kirchen-Aerarien, deren Extraordinarium eine solche Ausgabe gestattet, dazu keiner Genehmigung bedürfen. (A. L. R. Theil 2. Titel 11. §. 686 und 687 und Rescript der Königl. Regierung zu Königsberg vom 3. März 1835).

Da die der Zeitschrift bis Januar 1859 gewährte Portofreiheit nunmehr aufgehört hat, so erbitten wir Briefe, Manuscripte u. s. w. franco einzusenden unter der Adresse:

**An die Redaction der Neuen Preuß. Prov.-Blätter
zu Händen des Dr. v. Hasenkamp
zu
Königsberg.**

Um hiebei manchen irrigen Annahmen zu begegnen, wird bemerkt, daß der auf dem Titel genannte Herausgeber an dem Geschäftlichen, soweit es sich auf die Gewinnung neuer Abonnenten u. s. w. bezieht, durchaus keinen Theil nimmt, sondern derartige Mittheilungen zu richten sind an die Th. Theile'sche Buchhandlung in Königsberg.

Die Redactions-Commission.

Ein vollständiges Exempl. der N. P. P.-B. I. u. II. Folge (24 B.) kostet 6 Thaler.
Ein vollständiges Exempl. der N. P. P.-B. jede einzelne Folge (12 B.) kostet 4 Thaler.
Ein einzelner Band der I. oder II. Folge kostet 15 Sgr.
Ein einzelnes Heft kostet 6 Silbergroschen.
Ein Exempl. der Abbildung der bei Tannenberg eroberten Ordensfahnen kostet 5 Sgr.

Die Redactions-Commssion.

I. Abhandlungen.

Bemerkungen über den neugebildeten Sandstein in Preußen.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß Gerölle oder Sand, die mit einem ockerigen, mergeligen oder kalkigen Schlamm in Berührung kommen, durch diesen verkittet werden und erhärten können, so daß sich unter unseren Augen Conglomerate und Sandsteine bilden. Dergleichen auch bei uns vorkommende Bildungen haben schon in früheren Zeiten die Aufmerksamkeit der Naturforscher erregt, und in Folge ihrer oft sehr großen Ausdehnung zu mannigfachen irrthümlichen Deutungen Veranlassung gegeben. Es dürfte nicht uninteressant sein, die hierauf bezüglichen Nachrichten, denen ich meine eignen Beobachtungen anreihe, zusammenzustellen.

Am häufigsten gewahrt man die Verkittung von Geröllen, Geschieben und Sand an den Meeresküsten, so wie an den durch frühere Wasserfluthen oder noch vorhandene Ströme ausgespülten Schluchten: und zwar ist es am gewöhnlichsten das Eisenoxydhydrat, welches durch das herabrieselnde Wasser in den Sandlagen als Kitt abgesetzt wird und dieselben zu einer zusammenhängenden Masse vereinigt. Allein diese hat eine nur geringe Festigkeit und ist daher zu baulichen oder technischen Zwecken kaum verwendbar; weshalb denn auch überhaupt der alluviale Sandstein in den Ruf gekommen ist, zu irgend welcher Benutzung unbrauchbar zu sein. Dieser Ruf indeß beruht auf einem Irrthum, denn es giebt allerdings eine Art neugebildeten Sandsteins, welche ich in Betreff ihrer Festigkeit, Härte und somit Ver-

wendbarkeit zu technischen Zwecken den besten älteren Sandsteinen an die Seite stellen muß. Das Bindemittel dieser Sandsteine ist ein mehr oder weniger reiner kohlensaurer Kalk.

Bevor ich zu der Beschreibung der bei uns beobachteten Bildungen dieser Art übergehe, erinnere ich an die bereits längere Zeit bekannten Beispiele derselben in anderen Ländern. Das interessanteste finden wir an den sicilianischen Küsten, namentlich in der Nähe von Messina. Von den Wogen herbeigeführte Sandmassen werden hier unter dem Meeresspiegel durch ein Bindemittel von eisenschüssigem Mergel verkittet, und der so entstandene Stein erhält schon binnen 30 Jahren eine solche Härte, daß er zu trefflichen Mühlsteinen verarbeitet wird. Ein ähnlicher Vorgang ist von Leopold v. Buch auf der Insel Teneriffa beschrieben worden. De la Beche (Handb. der Geognosie, bearb. von v. Dechen, S. 88) erwähnt ausgedehnter Neubildungen dieser Art in Crantock (England), woselbst sie als vorzügliches Baumaterial verwendet werden. In dieser Weise versteinte Dünen sind endlich an den S.-W.- und N.-W.-Küsten von Neuholland in großer Ausdehnung entdeckt worden. Und nicht allein Sand, sondern auch Geschiebe finden sich durch ein kalkiges oder mergeliges Bindemittel verkittet *), welches mit der Zeit eine solche Festigkeit erlangt, daß die Geschiebe leichter zerspringen, als sich von ihm trennen.

Von allen diesen Bildungen nun finden sich auch interessante Beispiele in unserer Provinz vor. Es sei mir erlaubt, meine Beobachtungen hierüber an die Bemerkungen anzuknüpfen, welche frühere Naturforscher uns über diesen Gegenstand hinterlassen haben. „Es giebt an vielen Stellen, besonders an den prallen Abhängen der Seeufer und Binnenthäler" (schreibt Professor Wrede in seinen mineralogischen Bemerkungen über die Provinz Preußen, Beitr. z. K. Pr. Th. I, S. 420 ff.) „ungeheuer ausgedehnte und mehrere Fuß mächtige Schichten von sandigem Eisenocker, über ihnen weit verbreitete Thonlager, oder gemengte Erdschichten mit unzähligen Kalkgeschieben durchsetzt,

*) Hierher gehört das Gestein, welches in Guadeloupe Menschenknochen einschließt, die man früher für den sichersten Beweis eines präadamitischen Menschengeschlechts hielt, bis genauere Untersuchungen die Entstehung dieses Gesteins in unserer Zeit nachwiesen. Denn außer diesen menschlichen Ueberresten findet man in denselben Scherben von Töpfergeschirr, Waffen aus Basalt, ja sogar Schnitzwerk aus Guajakholz.

oder nicht selten wechselnde Thon- und Mergelschichten, bald von kohlengesäuertem und Eisenoxyd führendem, oder mit aufgelösetem" (soll wohl heißen „suspendirten") „Thon und schwefelsauerm Eisen geschwängertem Wasser durchdrungen, welches unaufhörlich in Quellen hervorsprudelt, oder an den Thalwänden herabrieselt. Dies rastlos wirkende Wasser ist es, welches in manchen Gegenden, wie z. B. bei Georgenswalde an der Nordküste Samlands die hohen Ufer unterwühlt, und alljährlich neue Erdfälle veranlaßt, an andern Orten aber ganz eigne Steingebilde hervorbringt, die bald als Nester, bald als größere Bänke, bald auch nur als einzelne Mineralkörper von ganz eigner Gestalt erscheinen. Mehrentheils bestehen diese neugeformten Massen aus einem ziemlich festen oder doch nicht leicht zerreiblichen Eisensinter; aber man hat Grund zu behaupten, daß unter gewissen Umständen sich auch andere ihm verwandte Arten, namentlich Thoneisensteine, in manchen Gegenden wohl auch Sandsteine, mit einem thonigen oder kalkigen aus Mergel entstandenen Bindemittel erzeugen und kleine Bänke, oder wie Bock sie nennt, horizontale Strecken bilden. Daß hier im aufgeschwemmten Gebirge unter übrigens günstigen Umständen so etwas vor sich gehe und gegangen sei, wird wohl Niemand bezweifeln, der es durch eigne Ansicht kennt und dem die Begebenheiten im weiten Steinreiche nicht ganz fremde sind."

Aus dieser (n. 1817 geschriebenen) Stelle geht nicht ganz klar hervor: ob Wrede wirklich aus eigner Anschauung dergleichen festere Neubildungen gekannt hat, oder ob er sie nur aus allerdings völlig klar und sicher erkannten Voraussetzungen als wahrscheinlich annimmt. — Ziemlich zu derselben Zeit veröffentlichte der Regier.-Medizinal-Rath Dr. Kleefeld in Danzig die Beschreibung einer Sandstein-Höhle in Mechau bei Putzig, wobei er den Bildungsprozeß dieses höchst interessanten Gebildes vollkommen richtig darlegte. Die Decke dieser in der Thalwand einer durch das Dorf Mechau laufenden Schlucht befindlichen Höhle besteht aus einer Sandsteinschicht von ungleicher Dicke, die an den Seiten theils durch unregelmäßig gewundene, Baumstämmen ähnliche Säulen von gegen 12 Fuß Höhe, theils durch glatte Steinwände getragen wird. Die Höhle ist so tief, daß im Hintergrunde nur bei Licht gearbeitet werden, und so unregelmäßig gestaltet, daß man an manchen Stellen nicht aufrecht stehen kann. Von der Decke rieselt durch pfeifenstielartige Röhrchen in Stalaktitenform ein

klares Wasser. Auf dem sandigen Grunde, so wie an den Wänden und Säulen, die die Decke tragen, angeheftet, befinden sich außer Steinen, reinen Gypsstücken, Muscheln und Schnecken, zahlreiche Knochen, theils von Pferden, theils von Raubthieren und Vögeln, so daß es den Anschein hat, als ob die Höhle, — welche übrigens seit länger denn hundert Jahren für die Umwohner ein Gegenstand des Interesses war — früher von Raubthieren bewohnt wurde. — Die Bildung der Höhle erklärt Kleefeld vollkommen richtig dadurch, daß das Quellwasser, welches von den oberen Schichten des Berges herabrieselt, aufgelösten Kalk mit sich geführt und dadurch nach und nach größere Sandschichten zusammengekittet habe. Je nachdem die festgewordenen Stellen für das Wasser durchdringlicher blieben, verlängerte sich die Steinbildung nach unten zu in jenen, gewundenen Baumstämmen ähnlichen, Säulen, die daher von der Decke entspringen und unten frei im Sande ruhen. Allein ihre ganze Umgebung, soweit sie noch nicht vom Sande entblößt sind, beweist, daß die Steinbildung immer noch fortschreitet: denn wiewohl die benachbarten feuchten Sandschichten noch ohne Zusammenhang erscheinen, so erhärten sie, vorsichtig herausgenommen oder entblößt, in Kurzem zu derselben Festigkeit.

Ganz ähnliche Bildungen wunderlich geformter Säulen finden sich in den Thalwänden von Schidlitz und an anderen Orten in den Höhenzügen bei Danzig, so wie endlich solche in den Anlagen am Dirschauer Bahnhofe, aus dem nahen Weichselufer ausgegraben, die Neugierde der Reisenden auf sich ziehen. — In dem Kur- und Liefländischen Nachbarlande befinden sich mehrere, noch weit beträchtlichere Sandsteinhöhlen dieser Art, z. B. die Gutmannshöhle im Kirchspiele Treyden, die Teufelshöhle im Wendenschen Kirchspiele, die schon 1778 von Fischer in seiner, für jene Zeit ganz vorzüglichen „Naturgeschichte Livland's" näher beschrieben sind. Auch diese Höhlen sind offenbar neueren Ursprungs, da auch ihre Wände an vielen Stellen noch weich sind, wiewohl ihre Ausdehnung sehr beträchtlich ist. Denn die erstere ist gegen 60 Fuß lang und breit und 36 Fuß hoch, während die andere eine ähnliche Ausdehnung zeigt. In beiden quillt theils aus den Wänden, theils aus dem Boden ein angeblich heilkräftiges Wasser.

Allein nicht nur an einzelnen abgegrenzten Stellen finden wir dergleichen Bildungen, sondern auch in weiter Ausdehnung fortlaufend. Längst bekannt ist der von einem mächtigen Lehmmergel-Lager

bedeckte, dünngeschichtete, kalkige Sandstein, der in dem hohen Thalrande südöstlich Ragnit zu Tage tritt. Dieser Sandstein besteht aus dem durch Kalktheile des über ihm liegenden Mergels verkitteten nordischen oder Diluvial-Sande; er ist ziemlich mürbe und daher zu technischen Zwecken nicht verwendbar. Dergleichen Bildungen sind es sicherlich gewesen, welche Bock veranlaßt haben, das Vorhandensein von zusammenhängenden Flötzen in unserer Provinz zu behaupten. Er sagt (Naturgesch. von Preußen, II. S. 322 und 325) daß man bei Sorquitten aneinanderhängende Gänge und Strecken von Kalkstein finde, die er nicht als lose Geschiebe, sondern als horizontale, gleichförmig fortlaufende Lagen bezeichnet. Er vermuthet, daß dieselben (die sich auch im Degischen Kirchspiele und in der Umgegend des Leventin-Sees finden) das Dach anderer Flötzgebirge seien, namentlich Kalk- und Gypslager bedecken.

Eine der lehrreichsten Bildungen dieser Art ist es, die ich a. 1854 an den Thalwänden des Pissa-Flusses bei Wartenburg beobachtet habe. An dem Fuße des steilen, gegen 60 Fuß hohen Uferberges liegen in weiterer Ausdehnung große, unregelmäßig geformte Blöcke eines weißen, sehr festen Sandsteins zerstreut. Sie stammen von dem Berge her, an welchem die Sandsteinbank, von der sie abgebrochen und heruntergestürzt sind, 15 Fuß unter der Oberfläche in einer Mächtigkeit von etwa 3 bis 6 Fuß zu Tage tritt. Ueber derselben liegt ein nur 5 Fuß dickes Lager eines weißlichen mit feinstem Sande vermischten und daher durchlassenden Mergels, über diesem Dammerde und Ackerkrume. Die Bank selbst ruht auf einem sehr weißen, ungemein feinkörnigen Sande. Hier ist nun der Bildungsprozeß dieses Sandsteins sehr anschaulich. Das durch die Zersetzung der organischen Bestandtheile der Ackerkrume reichlich mit Kohlensäure geschwängerte Tagewasser sickert durch das durchlassende Mergellager, löset hierbei eine Menge kohlensauren Kalks auf und führt diesen in die weiße Sandschicht, welche den Mergel nach unten begrenzt. Der Kalk dient nun allmählig erhärtend als Bindemittel, und der Prozeß setzt sich von oben nach unten fortschreitend so lange fort, bis der gebildete Sandstein zu mächtig geworden ist, um die Feuchtigkeit noch ferner hindurch zu lassen. Dies ist an vielen Stellen bereits der Fall, und hier finden sich nun auf der glatten Oberfläche des neuen Sandsteines größere und kleinere, oft wunderlich geformte, meist flache Stücke reinen, neugebildeten Kalksteines von außerordentlicher Härte. An der

Unterfläche der Sandsteinbank aber, da wo sie in den lockern Sand übergeht, ragen von ihr die mannigfaltigsten stalaktitenförmigen Zapfen und Gebilde in den Sand hinein. — Dieser Sandstein ist von großer Schönheit und ungemeiner Härte, so daß er nicht nur (nach dem Urtheile bewährter Bautechniker) einen vorzüglichen Baustein, als Material zu Treppenstufen, Tischplatten und Pfosten, sondern, wegen seiner großen Feinkörnigkeit, selbst treffliche Schleifsteine abgeben würde.

Wie weit in das Land hinein diese gegen 150 Fuß breit am Bergabhange zu Tage tretende Sandsteinbildung sich erstreckt, ist durch Nachgrabungen noch nicht ermittelt. Allein ich glaube Grund zu der Vermuthung zu haben, daß sie, wenn auch mit wahrscheinlichen Unterbrechungen, sich in beträchtlicher Ausdehnung fortsetzt. Denn nach einer Mittheilung des Gutsbesitzers Herrn Kickton gerieth man eine halbe Meile von dieser Stelle beim Ausgraben eines Fundamentes in einer Tiefe von 12—15 Fuß auf eine zusammenhängende, völlig ebene Felsmasse, welche entblößt die nunmehrige Sohle des Kellers bildet. —

Möchte diese Mittheilung die Anregung zur Untersuchung der von Bock bereits erwähnten zusammenhängenden Bänke geben, die im Sorquittischen und Degischen Kirchspiele vorhanden sein *sollen*. Bock behauptet, daß es „horizontale Strecken von Kalkstein" seien, die in der Tiefe wahrscheinlich Gypslager bergen dürften. Die Zeit ist vorüber, da man dergleichen Annahmen in Folge der irrthümlichen Anschauung, die man vom „angeschwemmten Lande" hatte, ohne weiteres als unwissenschaftlich und darum unmöglich verwarf. Seitdem wir wissen, daß ein großer, vielleicht der größte Theil der preußischen Höhenzüge der tertiären Epoche angehört, seitdem z. B. im Netzethal anstehende Gypslager ausgebeutet werden, dürfen derartige Irrthümer unsere Nachforschungen in diesem Gebiete nicht mehr lähmen. Wissen wir doch, daß in dem benachbarten Kurlande an vielen Strecken ausgedehnte Kalkflötze dicht neben der Oberfläche streichen und häufig zu Tage stehen, ja daß der Dünastrom, der Ammat-Fluß stellenweise auf Kalksteinlagen, „wie auf einem Estrich" hinfließen.

Wald,
Regier.-Mediz.-Rath.

Lebensbilder aus dem alten Island.

(Ein Vortrag, gehalten zu Königsberg im Februar 1859 zum Besten der Anstalt zur Rettung verwahrloseter Kinder.)

(Schluß.)

Nun zu einigen Auszügen aus den Saga's selbst.

I. Eine der ersten Stellen in der isländischen Sagaenliteratur, wenn nicht die erste, nimmt die sowohl durch reichen Inhalt als klassischen Vortrag ausgezeichnete Njala ein. Ihre Haupthelden sind die beiden Freunde Gunnar und Njal, doch ist ihre Geschichte nach der allgemeinen Weise der Saga's mit einer Menge von einleitenden Erzählungen und Episoden verflochten, die einen lebensvollen Hintergrund für die Thaten und Schicksale der Haupthelden bilden. Die erzählten Begebenheiten fallen in die Zeit kurz vor und nach der Einführung des Christenthums.

Gunnar gehörte einem der vornehmsten Geschlechter der Insel an. Er war von hohem Wuchs und stark, der tüchtigste Kämpe: das Schwert führte er ebenso wohl mit der Linken als mit der Rechten, und seine Hiebe waren so schnell, daß man drei Klingen in der Luft zu sehen glaubte; mit dem Bogen traf er alles, wonach er zielte. In voller Rüstung sprang er höher als er selbst war, und nicht kürzer rückwärts als vorwärts. Er schwamm wie ein Seehund, und überhaupt gab es kein Spiel, worin er von Andern übertroffen wäre; die allgemeine Rede war, er habe nicht seines Gleichen. Sein Gesicht war schön und von heller Farbe, die Nase gerade, am Ende etwas aufgeworfen, die Augen blau und lebhaft, die Wangen roth, das Haar reich, von guter Farbe und gutem Fall. Er war durchaus mannhaft, in der Wahl seiner Freunde vorsichtig, doch den erwählten unerschütterlich treu. Er hatte feine Sitten, war freundlich und theilte gern von seinem Reichthum mit*).

*) Zu dieser Schilderung halte man diejenige, welche die Laxdölasage von ihrem Liebling Kjartan giebt. Von ihm heißt es: „Er war der schönste Mann, der je in Island gelebt, von anmuthigem Gesicht, herrlichen Augen und heller Farbe. Sein reiches Haar, schön wie Seide, fiel in Locken nieder. In seiner hohen Gestalt wohnte große Kraft. Im Kampf war er so tüchtig wie wenige, dabei sehr gewandt und ein trefflicher Schwimmer, überhaupt ausgezeichnet in

Gunnar war als Jüngling nach Norwegen gegangen und hatte sich eine Zeitlang als Viking, als Freibeuter, versucht. Dies lag zu sehr im Blute der Normannen und im Geiste der Zeit, als daß selbst eine edle Natur daran hätte Anstoß nehmen sollen. Die Beute und der Ruhm, die man auf solchen Fahrten erwarb, galten vielmehr allgemein als wohlerworben. Nach seiner Rückkehr ließ sich Gunnar auf seinem väterlichen Erbe nieder und besorgte seine Wirthschaft. Nicht weit von ihm wohnte der „weise" Njal, so genannt, theils weil er die tiefste Kenntniß der Gesetze und Rechtsformen besaß, theils weil er in die Zukunft schauen konnte; ein Zug, den die Saga sehr bedeutend hervortreten läßt, man erkennt aber leicht, wie er sich allmählig in die Erzählung einschleichen konnte. Als eine körperliche Eigenthümlichkeit wird von ihm erwähnt, daß er ohne Bartwuchs war. Njal hatte Gunnar sehr lieb, und die Männer schlossen innige Freundschaft.

Bei Gelegenheit eines Allthings sah Gunnar die schöne Hallgerd und wurde von ihrer Schönheit und Klugheit so bezaubert, daß er sich alsbald in das Zelt ihres Vaters begab und um sie warb. Hallgerd war bereits zwei Mal vermählt gewesen, ihren ersten Mann hatte sie erschlagen lassen, der zweite war wenigstens nicht ohne ihre Schuld umgekommen. Gunnar wurde daher von Vater und Oheim seiner Geliebten vor ihr gewarnt, aber von Leidenschaft verblendet, bestand er auf seiner Werbung und verlobte sich mit ihr. Auf der Heimreise vom Allthing sprach er bei Njal an und theilte ihm seinen Entschluß mit. Dieser schüttelte bedenklich den Kopf und sagte: „Mit ihr wird alles Unheil unter uns kommen." „Nun", erwiederte Gunnar, „wenigstens soll sie unsere Freundschaft nicht stören." Bald darauf war die Hochzeit, und Hallgerd zog in Gunnars Haus.

Es war die Sitte der beiden Freunde, daß sie jeden Winter auf längere Zeit einander besuchten. Das eine Jahr kam Gunnar, das andere Njal. Als nun Gunnar einmal mit Hallgerd zu Gast war, entstand ein Streit zwischen den beiden Frauen. Zu Anfang des Gastgebots hatte Hallgerd den Ehrenplatz auf der Bank der Frauen gehabt. Nach einigen Tagen kam aber noch eine andere Frau hin,

allen Künsten, worauf Männer Werth legen. Seine große Leutseligkeit gewann ihm viele Freunde, jedes Kind hatte ihn lieb. Er war heiter und freigebig." — Ein Vergleich dieser Schilderungen kann lehren, welchen Maaßstab die Isländer an ihre Helden legten.

und die Wirthin, Bergthora, hielt es für angemessen, dieser den Ehrenplatz zuzuweisen. Hallgerd wollte aber nicht weichen, sie wollte, wie sie sagte, sich nicht in die Ecke schieben lassen. Indessen mußte sie sich fügen. Boshaft ergreift sie nun die Hand Bergthora's und nachdem sie sie besehen, sagt sie: „Du und dein Mann, ihr habt euch nichts vorzuwerfen. Ihm fehlt der Bart und du hast an jedem Finger einen Nietnagel" *). Worauf Bergthora erwiedert: „Du hast Recht; mein Mann hat keinen Bart, aber dein erster Mann hatte einen und du ließest ihn doch erschlagen." Wüthend wendet sich Hallgerd nun zu Gunnar und sagt: „Es nützt mir nichts, den tapfersten Mann in Island zu haben, wenn du dies ungerächt läßt." Aber Gunnar erwiedert, Njals Freundschaft sei ihm viel zu werth, als daß er sie um ein Weibergezänk aufgeben sollte. Sie brechen nun sogleich auf. Beim Fortgehen sagt Hallgerd zu Bergthora: „Denke daran, daß wir nun geschieden sind." „Du sollst keinen Gewinn davon haben," antwortet Bergthora. Bis dahin mag die Scene uns noch ziemlich anheimeln, aber die Folgen derselben gehen über das moderne Maaß weit hinaus. Hallgerd läßt bei erster Gelegenheit einen Hirten Njal's erschlagen, was Bergthora durch den Tod des Mörders rächt. Derjenige aber, welcher ihr die Hand dazu bietet, wird auf Hallgerd's Betreiben ebenfalls getödtet, und so fallen noch mehre Opfer, jedes neue zur Rache für das vorhergegangene. Während dieser blutigen Feindschaft der Frauen bleibt die Freundschaft der Männer ungestört. Sobald dem Einen ein Knecht oder ein Verwandter erschlagen ist, erscheint sofort der Andere bei ihm und büßt die That mit Geld. Endlich hört das Morden auf. Wenn man nun einerseits bedauern muß, daß die Frauen von ihren Männern an der Fortsetzung dieses blutigen Spiels nicht gehindert, ja nicht einmal dafür hart angelassen werden, so ist dies doch zugleich als ein Beweis anzusehen, daß die Frau im Hause des Isländers einer großen, nur bei edleren Völkern vorkommenden Freiheit und Selbstständigkeit genoß. Bei einer andern Gelegenheit kam Gunnar dennoch in den Fall, seiner Frau eine Kränkung anzuthun, die sie ihm nie vergaß. In einem kalten Sommer war die Weide sehr dürftig, und es fehlte daher in Gunnars Hause an Käse und Butter. Die unredliche Hallgerd wußte dem

*) Im Text: hefir Kartnogl à hverjum fingri. Wahrscheinlich ist es Nietnagel, aber bei der Beschränktheit der Hülfsmittel, welche mir zur Hand waren, konnte ich keine Sicherheit darüber gewinnen.

Mangel abzuhelfen, indem sie einem Knechte auftrug, aus dem abgelegenen Vorrathshause eines Nachbars, dessen Weide besser war, Butter und Käse, soviel auf zwei Pferde zu laden war, zu stehlen und dann, um die Spuren des Diebstahls zu beseitigen, das Haus anzuzünden. Als Gunnar nun vom Allthing zurückkehrte und zahlreiche Gäste mitbrachte, die eine kurze Rast bei ihm nahmen, war er sehr verwundert, den gastlichen Tisch auch mit Käse und Butter besetzt zu finden. Er fragte Hallgerd, wie sie zu diesem Vorrath gekommen. Sie wich aus, indem sie erwiederte: „So, daß du wohl davon essen kannst; um die Speisekammer müssen sich Männer nicht kümmern." Aber Gunnar ahnte die Quelle, sein Zorn flammte auf und indem er sagte: „Ich will nicht Diebsgenosse sein", gab er ihr einen Backenstreich. Mit grimmigen Blicken sah sie ihn an und sprach: „Des Schlages werde ich gedenken und ihn dir lohnen, wenn ich kann."

Nach einem Kampfe, aus welchem er als Sieger hervorging, sagte Gunnar einmal: „Ich weiß nicht, ob ich darum weniger mannhaft bin als Andere, aber ich habe größeren Widerwillen als Andere, Menschen zu tödten." Trotz dieses blutscheuen Sinnes hatte Gunnar dennoch zu viel vom Isländer in sich, um eine Beleidigung ruhig hinzunehmen. So wurde er in eine Reihe von Kämpfen verwickelt, in denen er zwar fast nie der Angreifende war, allein durch heldenmüthige Abwehr seinen Feinden immer mehr Grund zur Rachsucht gab. Endlich wurde zwischen den Streitenden eine Sühne vermittelt, auf die Bedingung, daß Gunnar nebst seinem Bruder Kolskegg für 3 Jahre die Insel verlassen sollte. Thäten sie dies nicht, so sollten sie, eines Sühnebruchs schuldig, vogelfrei sein. Njal rieth dringend, dem Vertrage nachzukommen, und die Brüder waren auch dazu entschlossen. Das Schiff lag bereit sie aufzunehmen, ihre Waaren hatten sie an Bord bringen lassen, nahmen nun von der greisen Mutter und der übrigen Familie Abschied und ritten dem Meere zu. Unterwegs stolperte das Pferd Gunnar's und setzte den Reiter ab. So bekam er noch einmal seine geliebte Heimath zu Gesicht. Da wurde es ihm so wehmüthig ums Herz, er sagte: „Wie schön ist die Halde, noch nie ist sie mir so schön erschienen, und die glänzenden Felder und die saubern Gehege! Nein, ich kann nicht fort, ich reite zurück!" und forderte seinen Bruder auf, das Gleiche zu thun. Aber dieser erwiederte: „Du solltest deinen Feinden diese Freude nicht gönnen. Was mich betrifft, so werde ich die Sühne, wie alles andere,

wobei auf mein Wort vertraut wird, halten. Möge es dir wohl gehen! Dies ist das Einzige, was uns trennen konnte. Sage meinen Blutsfreunden und meiner Mutter, daß ich nie wieder nach Island zu kommen denke, denn du wirst bald sterben, und was sollte ich dann in der Heimath?" Damit setzte er seinen Weg nach dem Schiffe fort, Gunnar aber ritt wieder heim; seine Frau bezeigte ihre Freude darüber, die alte Mutter schwieg.

Herbst und Winter vergingen, ohne daß seine Feinde etwas gegen ihn unternahmen. Aber auf dem nächsten Allthing trafen sie unter sich Verabredung, Gunnar zu überfallen. Es waren 40 Genossen, Gissur an ihrer Spitze. Sie gaben sich die Hand darauf, wenn sie gerufen würden, zu erscheinen und bestimmten dem, welcher ausbliebe, den Tod. Njal erfuhr von dem Anschlag, ritt nach dem Allthing zu Gunnar und warnte ihn. Auch wollte er ihm zwei seiner Söhne zu Hülfe schicken, doch Gunnar lehnte dies ab. „Deine Söhne sollen meinetwegen nicht sterben, du hast anderes um mich verdient." Njal erwiederte: „Sie werden dennoch ihren Theil daran haben, denn wenn du erschlagen wirst, wer anders als sie wird Rache für dich nehmen?" „Das mag sein," sagte Gunnar, „aber ich will sie nicht in mein Geschick hineinziehen. Um dies eine bitte ich dich noch, daß du dich meines Sohnes Högni annehmest, wegen des andern, Grani, will ich dich nicht bitten, der thut mir wenig zu Dank." Grani hatte nämlich die Gemüthsart seiner Mutter. Njal versprach, Gunnar's Wunsch zu erfüllen, und so schieden die beiden Freunde, um sich nimmer wiederzusehen.

Mörd, einer der Verschworenen, hatte den Auftrag, die Gelegenheit auszuspüren, wann Gunnar allein wäre. Als er nun zur Herbstzeit einmal erfuhr, daß Gunnar alle seine Leute auf einige ihm zugehörige Inselchen geschickt hatte, die Heuernte zu besorgen, rief er die Genossen zusammen. Obwohl außer Gunnar nur seine Frau und Mutter im Hause waren, fürchtete man doch, das Unternehmen scheitern zu sehn, wenn es nicht gelänge, Gunnar unversehens zu überfallen. Deshalb sollte zuerst sein kluger Hund Sam fortgeschafft werden, der Freunde und Feinde seines Herrn sicher zu unterscheiden wußte. Zu dem Ende fingen sie einen Mann, der in der Nähe Gunnar's wohnte und auf seinem Hofe bekannt war, und drohten ihm mit dem Tode, wenn er den Hund nicht fortlockte. Er liebte zwar Gunnar, aber sein Leben noch mehr, und gehorchte. Als Sam

eine Strecke vom Hause fortgeführt war, wurde er erschlagen, wobei er auf eine Weise heulte, daß seine Mörder nie etwas Aehnliches meinten gehört zu haben. Nun schlichen die Genossen in die Nähe des Hauses. Dies war ganz aus Holz gebaut, das Dach mit Schindeln gedeckt. Nach isländischer Weise befanden sich die einzigen Fenster, runde Löcher mit vorgespannten Fellen, im Dache und dieser mit Fenstern versehene Raum, der Oberboden, war die Schlafstätte der Familie. Ein Kundschafter wurde zunächst aufs Dach geschickt, um zu horchen, ob Gunnar da wäre. Vorsichtig kletterte er hinauf, doch Gunnar war durch das Geheul des Hundes aufgeweckt und ahnte die Gefahr. Als der Kundschafter nun vor den Fenstern umherschlich, kam durch eins der Fenster Gunnar's Spieß und durchbohrte ihn. Der Getroffene taumelte vom Dache und schleppte sich zu seinen Genossen zurück. „Nun", fragten sie, „ist Gunnar daheim?" Mit Shakespearschem Todeshumor erwiederte Jener: „Seht selbst zu, aber das sah ich, daß sein Spieß daheim ist" und fiel todt nieder. Nun drangen sie auf das Haus zu. Gunnar empfing sie vom offenen Fenster aus mit seinen Pfeilen, die mit Blitzesschnelle einer dem andern folgten und immer ihr Ziel trafen. Die Angreifenden schossen ebenfalls, aber ohne Schaden für Gunnar. Dreimal rückten sie vor, dreimal wichen sie vor den sicher gezielten Schüssen zurück. Als sie sich zum letzten Mal zurückzogen, nahm Gunnar einen ihrer eigenen Pfeile vom Dach und sagte: „Den sollen sie noch haben, sie verdienen die Schande, von ihren eigenen Waffen Schaden zu nehmen." „Thu das nicht", warnte seine Mutter, „den fliehenden Feind muß man nicht reizen." Gunnar schoß dennoch, und seine Feinde bekamen nun wieder Muth, indem sie meinten, Gunnar's eigener Vorrath müsse wohl verbraucht sein, wenn er die fremden Pfeile nehme. So kehrten sie zum Angriff zurück. Mörd schlug vor, das Haus in Brand zu stecken, ein im Norden nicht seltenes Verfahren, wenn man einen Feind, dessen Widerstand man fürchtete, überwältigen wollte. Aber Gissur wies den Vorschlag zurück. „Das soll nie geschehen", sagte er, „und wenn mein Leben daran hinge." So berannte man das Haus von Neuem. Einer kletterte auf's Dach, hieb mit dem Schwert ins Fenster und zerschnitt Gunnar's Bogensehne. Er mußte es freilich mit dem Leben bezahlen, aber Gunnar war nun seiner besten Waffe beraubt. Er hatte schon zwei Wunden, doch hoffte er den Kampf noch lange fortzusetzen, wenn die Bogensehne hergestellt wäre.

Er wandte sich an die Frauen und sagte: „Hallgerd, gieb mir zwei von deinen Locken, und du, Mutter, drehe sie zur Sehne.“ „Liegt dir viel daran“? fragte Hallgerd. „Nicht weniger als mein Leben“, antwortete Gunnar. „Nun“, sagte sie, „so kann ich dir jetzt den Backenstreich lohnen; ob du dich länger oder kürzer wehrst, ist mir gleich.“ Gunnar sprach darauf nur: „Der Eine rechnet sich dies, der Andere jenes zur Ehre; ich werde dich nicht lange bitten.“ Die alte Mutter blickte auf Hallgerd und murmelte: „Deine Schande wird im Gedächtniß der Menschen bleiben.“

Der Kampf währte noch einige Zeit, aber endlich war Gunnar von seinen Wunden erschöpft und sank zusammen. Von seinen Feinden waren fast alle verwundet und zwei todt. Ihr Anführer Gissur sagte: „Einen großen Helden haben wir niedergestreckt und sein letzter Kampf wird im Gedächtniß bleiben, so lange das Land bewohnt ist.“ Dann ging er zur Mutter Gunnar's und fragte: „Willst du uns für zwei getödtete Männer Raum geben, daß wir sie begraben?“ Sie erwiederte: „Für zwei gewiß, da ich ihn noch lieber für euch alle hergäbe.“ Worauf Gissur sagte: „Es ist nicht zu verwundern, daß du so sprichst, denn du hast einen großen Verlust erlitten.“

Njal lebte noch eine Reihe von Jahren nach seines Freundes Tode, doch endlich fiel auch er als das Opfer einer Gewaltthat, wenngleich als freiwilliges. Seine tapfern Söhne hatten Gunnar gerächt und nicht weniger bei anderen Gelegenheiten ihren Gegnern schwere Verluste beigebracht. Da rotteten sich ungefähr 30 derselben zusammen und beschlossen die Njalssöhne im väterlichen Hause zu überfallen. Doch selbst in dieser Ueberzahl wagten sie nicht, es auf einen Kampf ankommen zu lassen, sie wollten die gefürchteten Gegner mit ihrem Hause verbrennen. Daher bewachten sie die Thüren und häuften um das ganze Haus hohe Reisigbündel. Njal und seine Familie konnten über ihre Absicht nicht in Zweifel sein. Die jungen Männer lachten des nahenden Todes, ihre Frauen aber erfüllten das Haus mit lautem Weinen. Njal suchte sie zu trösten: „Vertraut nur“, sagte er im Geiste des neuen Glaubens, den er angenommen, „daß Gott gnädig ist. Sicherlich wird er, wenn wir im Feuer dieser Welt sterben, uns das Feuer der andern erlassen.“ Aber die Feinde wollten nur ihre verhaßten Gegner tödten und ihr Anführer, Flosi, rief durch die Thüre, alle Frauen, Kinder und Knechte dürften das Haus verlassen. Darauf that es ihm auch um den alten Njal leid,

und er bot diesem ebenfalls an, ihn ungefährdet ziehen zu lassen. Aber Njal rief zurück: „Ich will nicht hinausgehen, denn ich bin ein alter Mann und nicht im Stande, meine Söhne zu rächen, mit Schande aber will ich nicht leben." Die anderen Frauen hatten sich gerettet, Bergthora, Njals greise Gattin, war noch im Hause. Flosi rief von neuem durch die Thür: „Komm heraus, Hausfrau, denn auf keinen Fall will ich dich verbrennen lassen." Bergthora erwiederte: „Jung wurde ich Njal gegeben und gelobte ihm, daß ein und dasselbe über uns ergehn sollte." Und sie blieb im Hause. „Was sollen wir nun thun?" sprach sie zu ihrem Manne. „Wir wollen zu unserm Lager gehen", antwortete dieser, „und da den Tod erwarten; schon lange habe ich mich nach Ruhe gesehnt." Es war noch ein elternloser Knabe, Thord Karison, bei ihnen, ein Enkel des alten Paars. Bergthora bemerkte ihn und wollte ihn hinausschicken, aber er sah bittend zu ihr auf und sagte: „Großmutter, du hast mir versprochen, daß wir uns niemals trennen sollten, so lange ich bei dir bleiben wollte; und mir scheint es viel besser, mit euch zu sterben, als nach euch zu leben." Auch er blieb. Es war noch einer der Knechte zurück, diesem sagte Njal, er würde auf seinem Lager sterben, der Knecht sollte die Stelle wohl merken und am nächsten Tage seine Gebeine sammeln. Die beiden Alten legten sich nun nieder und nahmen den Enkel in ihre Mitte; sie bekreuzten sich und befahlen Gott ihre Seele. Nachdem der Knecht, wie Njal verlangte, noch eine Ochsenhaut über sie gebreitet, ging er hinaus. Bald züngelten die Flammen durch die Bretterwände. Njals Söhne bemühten sich vor allem, ihren Feinden kund zu thun, daß ihr Humor von Rauch und Flammen wenig litte, erst im Tode verstummten ihre höhnenden Worte. Einer von ihren Genossen, der das letzte Schicksal mit ihnen theilen sollte, entkam durch eine eingefallene Wand und zwang später die Gegner durch seinen Anhang, sich zu einer bedeutenden Buße zu verstehen.

II. Die Saga von Gunnar Thidrandstödter, eine der kleineren Erzählungen, zeigt in einer Reihe von Beispielen, mit welcher rücksichtslosen Hingabe der Isländer den Bedrängten schützte, wenn er ihm einmal eine gastliche Stätte an seinem Heerde zugesagt hatte. Gunnar und Thormod, die Steuermänner eines Norwegischen Schiffs, sind von dem Isländer Ketill für den Winter in sein Haus aufgenommen. Während sie sich da aufhalten, hat Ketill einen Streit wegen eines Mannes, den er gegen seine Gläubiger schützt, und wird

im Gefechte erschlagen. Die Norweger sind beim Streite nicht zugegen, aber als die Angreifer mit Verlust von zwei Todten abziehen, kommt eine Magd und wirft den Schiffern vor, daß sie ruhig am Feuer sitzen, während ihr Wirth erschlagen werde. Sie eilen hinaus, Gunnar schleudert seinen Spieß nach den Fliehenden und tödtet den jungen Thidrandi. Dieser gehört einer angesehenen Familie an, und es ist also vorauszusehn, daß Gunnar mit aller Macht verfolgt werden wird. Die Wittwe des erschlagenen Ketill läßt ihn daher fortschaffen. Thorkel, ein Bruder Thidrands, sucht vergebens, seine Zuflucht auszuspüren. Da lockt er zwei Söhne Ketill's zu sich, unter dem Vorgeben, es habe sich ein fremdes Pferd in seine Heerde verlaufen, und er vermuthe, es gehöre ihnen. Als sie arglos zu ihm kommen, läßt er sie binden und verlangt, sie sollen Gunnar's Aufenthalt ausgeben. Sie wollen nichts davon wissen und werden jeder in besonderem Raum gefangen gehalten. Thorkel schlachtet nun ein Kalb und läßt das Blut desselben über einen Mantel fließen, den er dem einen der beiden Brüder weggenommen hat. Alsdann geht er zu dem andern und sagt: „Dein Bruder hat sein Schweigen mit dem Leben bezahlt; willst du dem Tode entgehen, so sage, wo Gunnar ist.“ Hier finden wir einen merkwürdigen Anklang an die Erzählung von Gunnar und Högni, der schönsten Heldensage in der Edda*). So mochten wohl öfter die alten Heldenlieder in den Kämpfen der Isländer als eine Fundgrube von Auskunftsmitteln dienen. Aber der bedrohte Sohn des Ketill ist kein Gunnar. Als ihm der blutige Mantel gezeigt wird, sagt er: „Jeder liebt sein Leben, die Norweger sind in unserm Ziegenhaus.“ Nun erfährt er, daß sein Bruder lebe, beide werden entlassen. Thorkel macht sich sogleich mit einigen Begleitern nach den Ziegenhäusern auf. Gunnar und Thormod bemerken

*) Atlaquidha. Die Brüder Gunnar und Högni sind von Atli nach langem Kampf überwunden und liegen gesondert in Fesseln. Atli will von ihnen erfahren, wo sie den Schatz verborgen halten, nach dem er lüstern ist. Gunnar erklärt, er werde es nicht sagen, so lange sein Bruder Högni lebe. Man tödtet nun zuerst einen Knecht und bringt sein Herz zu Gunnar, indem man es für Högni's Herz ausgiebt. Aber Gunnar erkennt sogleich an dem Zittern desselben, daß es seinem tapfern Bruder nicht könne angehört haben. Darauf wird Högni wirklich erschlagen und sein echtes Herz dem Bruder vorgehalten. Mit frohem Lachen ruft dieser: „Nun weiß ich um das Geheimniß allein und will es mit mir ins Grab nehmen.“ Ein ganz ähnlicher Zug findet sich bekanntlich an der entsprechenden Stelle der Deutschen Nibelungen.

sie aus einiger Entfernung und fliehen. Ein heftiges Schneegestöber verfinstert die Luft. Doch Thormod wird von einem Spieß getroffen und kann nicht weiter. Gunnar will bei ihm bleiben, aber Thormod sagt: „Du siehst, ich bin verloren, rette dich." Der Aufenthalt der Verfolger bei dem sterbenden Thormod und das Schneetreiben begünstigen Gunnar's Flucht. Es gelingt ihm, seinen Feinden aus den Augen zu kommen und er erreicht das Haus des Bonden Sveinki. Als dieser erfährt, wer der Schutzflehende ist, sagt er: „Wir haben bisher wohl noch wenig mit einander zu thun gehabt, aber du bist in Noth und hast dich als einen wackern Mann gezeigt, indem du deinen Wirth rächtest, der überdies mir befreundet war." Im Hause ist kein Schlupfwinkel, die Gegend weit umher offen, Gunnar kriecht daher unter einen Kahn am Ufer, der eben getheert ist und deshalb mit dem Boden nach oben steht. Als die Verfolger erscheinen, erregt der Kahn ihren Verdacht. „Es wäre ganz schlau", sagen sie, „sich da zu verbergen." Sveinki sagt, er verwahre darunter sein Fischgeräth, aber er wolle zusehen, ob sich da noch sonst etwas befinde. Während er unter dem Kahn ist, sticht Thormod mit seinem Spieß in das Geräth und trifft Gunnar ins Bein. Sveinki bemerkt es und schreit, als wenn er selbst verwundet wäre, zieht schnell sein Messer und bringt sich eine Wunde bei. Blutend kommt er wieder hervor und macht Thormod Vorwürfe: „Ich würde es nicht ungerächt lassen", sagt er, „wenn ihr nicht so vornehm wäret." Thormod und seine Gefährten ziehen nun heim, indem sie meinen, Gunnars Spur sei verloren. Sveinki behält den Gast bei sich, bis seine Wunde geheilt ist, dann sendet er ihn, weil er sich zum Schutze zu schwach glaubt, mit einem Wahrzeichen *) zu seinem mächtigeren Freunde Helgi Asbjörnsohn. Gunnar pocht bei Nachtzeit an Helgis Thüre. Dieser erwacht und sagt: „Das klingt nach einem Bedrängten." An der Thüre empfängt er das Wahrzeichen und findet seine Vermuthung bestätigt. Nachdem er Alles gehört, sagt er: „Der ist nicht schlecht berathen, wem Sveinki hilft. Ich will dich aufnehmen, denn ich habe ihm viel Gutes zu danken." Er bringt ihn nun in einem entlegenen Hause unter und sorgt da für ihn. Im nächsten Frühjahr

*) Jartekn. Der Gebrauch der Runenschrift, der einzigen, welche die Isländer damals kannten, war schwerfällig und Wenigen bekannt. Deshalb vertrat irgend ein bekanntes Eigenthum, ein Schwert, Ring oder dergleichen die Stelle einer schriftlichen Beglaubigung.

hat er eine Reise zu machen, die ihn mehrere Tage von Hause fern hält. Er besorgt, seinem Schützlinge könnte es unterdeß übel ergehen, denn seine Frau, Thordis, ist eine Verwandte des erschlagenen Thidrand. Daher empfiehlt er dieser den Fremden vor seiner Abreise. „Unsere ganze fernere Freundschaft wird davon abhängen, wie Du während meiner Abwesenheit an Gunnar handelst." Am Abend langt Björn, ein Bruder der Thordis, mit 11 Genossen an. Sie werden freundlich zu Gast geladen. Björn erwiedert: „Deine Einladung ist gut, aber mein Gewerbe hier ist, Gunnar zu suchen, der unsern Blutsfreund und Pflegebruder erschlagen; wir wissen, daß er sich hier im Abbau versteckt hält, gieb uns den Schlüssel dazu, oder wir brechen die Thüre auf." Thordis erklärt sich bereit, Gunnar auszuliefern. „Du weißt", sagt sie, „wie ich Thidrand liebte, und mein Mann weiß es auch; aber unsre Rache braucht nicht so großer Eile. Es ist Abend, tretet ein und nehmt Nachtlager; morgen früh mögt ihr Gunnar fangen." Dies wird angenommen. Am andern Morgen rüstet sich Björn und sagt zu Thordis: „Nun gieb uns Gunnar heraus, Schwester." Da führt sie ihn vor die Thüre und spricht: „Es war nicht wohlgethan an deiner Schwester, daß du sie verführen wolltest, den Mann unter deine Waffen zu liefern, den ihr Gatte in ihren Schutz befohlen. So stehe ich nicht zwischen dir und ihm. Auf Gunnar mußt du für diesmal verzichten, wenn du nicht volle Arbeit haben willst." Unfern stehn 30 gewaffnete Männer, die Genossen Helgis, welche in der Nacht heimlich zusammengerufen sind. So muß Björn ohne die gehoffte Beute abziehen. Als Helgi heimkehrt und erfährt, was unterdessen vorgegangen, spricht er: „Ich wußte wohl, daß ich eine brave Frau habe, und sie macht wahrlich ihrem Stamm Ehre." Gunnar blieb auch den nächsten Sommer bei seinem Beschützer. Aber im Herbst hat Helgi eine Fehde und wird erschlagen. Die Wittwe vergißt Gunnars nicht. Zwar kann sie selbst ihn nicht schützen, aber sie sendet ihn zu Gudrun, einer Frau aus mächtiger Familie, welche schon gezeigt hat, daß sie sowohl rächen als schützen könne. Es ist um die Zeit, daß Gudrun mit ihrem dritten Manne, Thorkel Eyolfssohn, vermählt werden soll. Zur Feier des Festes ist ein großes Gastgebot. Am Abend, als die Männer die Hände waschen, wundert sich Thorkel über den Diener mit heruntergeschlagenem Hut, der ihm das Wasserbecken hält. Er fällt ihm auf wegen seiner starken Schultern und breiten Brust. „Wer bist du?" fragt er,

Gunnar nennt einen falschen Namen. „Das ist wohl nicht wahr", sagt Thorkel, „du siehst eher dem Gunnar Thidrandstödter gleich. Wenn du ein so großer Kämpe bist, als die Leute sagen, so mußt du deinen Namen nicht verhehlen." Der Angeredete erwiedert: „Wenn du darauf dringst, warum sollte ich mich dir nicht entdecken? Du hast richtig vermuthet, aber was habe ich von dir zu erwarten?" „Das sollst du gleich erfahren", antwortet Thorkel und wendet sich zu seinem Gefolge. Sie beschließen, Gunnar zu greifen. Aber sobald Gudrun davon hört, erhebt sie sich von der Brautbank und gebietet ihren Leuten, Gunnar zu helfen und keinen zu schonen, der ihm etwas zu Leide thue. Thorkel will von der Ergreifung Gunnar's nicht abstehen, er hat es seinem besten Freunde und Namensgenossen Thorkel Geitirsohn versprochen, Gunnar zu erschlagen, wo er ihn finde. Beide Theile bestehen auf ihrem Willen, aus dem Hochzeitsmahl kann leicht ein blutiger Kampf werden. Aber der kluge Gode Snorri vermittelt. Er stellt Thorkel vor, daß seine Gegner die Uebermacht haben, und ferner, daß er eine solche Frau wie Gudrun nicht wiederbekommen werde. So läßt sich Thorkel beschwichtigen, das Hochzeitsmahl wird fortgesetzt. Gudrun gewinnt bald so große Gewalt über ihren Mann, daß dieser nicht nur den Winter über Gunnar bei sich behält, sondern auch im nächsten Sommer nach dem Wunsche Gunnar's ihm ein Schiff mit der nöthigen Ausrüstung schenkt und ihm dazu verhilft, daß er ungefährdet nach der See und von hier nach Norwegen entkommt.

III. Die Poesie spielt in dem isländischen Leben eine eigenthümliche Rolle. Die Neigung und das Talent für sie muß sehr verbreitet gewesen sein, denn die hervorragenderen Helden der isländischen Familiengeschichten werden fast ohne Ausnahme als Dichter eingeführt, indem sich an den erregteren Stellen in der Erzählung Strophen eingeschoben finden, welche sie improvisirt haben sollen. Je älter die Saga's, desto reicher an Liedern. Wenngleich die Verse, wie wir sie lesen, später erfunden sein mögen, so wird doch das Talent für Improvisation so häufig den Helden beigelegt, daß wir die Sache selbst als aus dem Leben gegriffen ansehen müssen. Man ist verwundert, hier einmal im wirklichen Leben die Weise unserer ältern Oper zu finden, in welcher ebenfalls Gesang und Rede verbunden sind. Der nordische Name für den Dichter ist bekanntlich Skalde und zwar sonderbarer Weise das Skald. Wir kennen dem Namen

nach eine ansehnliche Zahl von Skalden; von einer kleinern haben wir mehr oder weniger Lieder oder Liedfragmente übrig, deren Bau, was die Ordnung der Worte betrifft, die Freiheit eines griechischen Chors noch weit überbietet. Island war in der Zeit seiner Blüthe so fruchtbar an Dichtern, daß die norwegischen und schwedischen Fürstenhöfe fast ausschließlich mit isländischen Skalden versorgt wurden. Dort hatten sie in solcher Stellung wenig Verführung, dem mannhaften Geiste ihrer Heimath untreu zu werden. Denn wenn sie mit ihren Liedern die Freude der Hoffeste erhöhten, so hatten sie den Stoff dazu meistens aus den Schlachten gewonnen, in welchen sie neben ihren Fürsten kämpften, um als Theilnehmer am Kampfe ihn desto lebendiger schildern zu können.

Ich gebe nun das Wesentliche aus der Geschichte zweier isländischer Skalden, Gunlaug und Rafn, welche etwa gleichzeitig mit Gunnar und Njal lebten. Gunlaug war der Sohn Illugis des Schwarzen, eines der angesehensten Besitzer in Island. Er war nach seinem Urgroßvater genannt und führte auch dessen Beinamen Ormstunga, Schlangenzunge; es bleibt daher zweifelhaft, ob er selbst durch Schmählieder einen besondern Anlaß zu dieser Bezeichnung gegeben. Gunlaug war früh gereist und ein ächter Sohn Islands. Seine schwarzen Augen, die unter dem krausen Haar lebhaft hervorblickten, verriethen einen Feuergeist und kecken, unbeugsamen Sinn, zugleich aber ein edles Gemüth. Er war groß und stark, breit in den Schultern, schlank in den Hüften Schon früh zeigte er dichterische Begabung, und zur Zeit seiner Reife hatte sein Name einen guten Klang unter den Skalden. Als er 15 Jahre alt war, zog es ihn ins Ausland, er wollte die Sitten anderer Menschen kennen lernen. Aber sein Vater verweigerte ihm Schiff und Waaren, er sei noch zu unbändig und werde im Ausland kein Glück machen. Schmollend verließ er sein väterliches Haus und verweilte ein Jahr bei dem reichen Thorstein, von dem er in den Gesetzen und Rechtsgewohnheiten der Insel unterwiesen wurde. Thorstein hatte eine schöne Tochter, Helga, von gleichem Alter mit Gunnar. Die Saga rühmt unter Andern ihr reiches Haar, in das sie sich wie in einen Mantel hüllen konnte. Gunlaug und Helga saßen oft beim Brettspiel zusammen, und bald entstand eine lebhafte gegenseitige Neigung zwischen den jungen Leuten. Nun war Gunlaug durch ein kräftiges Band an Thorstein's Haus gefesselt, und als er mit seinem Vater wieder ausgesöhnt war, hielt

er sich abwechselnd bei diesem und bei Thorstein auf. Doch seine Wanderlust war durch die Liebe nicht erstickt. Wenig älter als 18 Jahre, wiederholte er seine Bitte um ein Handelsschiff und diesmal wurde sie vom Vater gewährt. „Nun will ich dir willfahren, denn du bist umgänglicher geworden.“ Illugi ritt an die See und kaufte für seinen Sohn ein halbes Schiff; gewöhnlich hatte ein Handelsfahrzeug zwei Besitzer, die dann gemeinschaftlich auf Gewinn auszogen. Während die Waaren aus den Vorrathshäusern Illugis an Bord geschafft wurden, war Gunlaug im Hause Thorstein's bei der schönen Helga. Als er, um sich für die Zukunft ihren Besitz zu sichern, beim Vater um sie warb, sagte dieser: „Du scherzest wohl. Du müßtest zuerst wissen, was du willst. Bist du nicht zur Fahrt in die Fremde gerüstet, und sprichst doch, als wolltest du eine Frau nehmen? Meiner Tochter ziemt ein anderer Mann.“ Trotzig sprach Gunlaug: „Wo schaust du denn nach einem Eidem aus, wenn du den Sohn Illugis des Schwarzen verschmähst?“ Er eilte zu seinem Vater und bat diesen, seine Werbung bei Thorstein zu unterstützen. Nach einigem Widerstreben willigte Illugi ein und ritt mit Gunlaug und 10 Begleitern nach dem Gute Thorstein's, von dem sie mit allen Ehren aufgenommen wurden. Am nächsten Morgen, als Illugi seine Werbung anbringen wollte, gingen die beiden Väter und der Jüngling auf einen nahegelegenen Berg, denn man glaubte, daß die Beschlüsse, die auf Bergen gefaßt würden, unter dem Schutze höherer Mächte einen glücklichen Ausgang nähmen. „Mein Sohn Gunlaug“, sprach er, „wünscht, daß du ihm deine Tochter verlobest, damit, wenn er von seinen Reisen heimkehrt, sie ihm als Frau folge. Seine Familie und sein Vermögen sind dir bekannt, ich will ihm auch gern ein Hauswesen einrichten und Herrschaft über Land und Leute geben, wenn dies dich williger macht.“ Thorstein wiederholte, was er schon dem Sohne gesagt: „Dies Eine hab' ich an Gunlaug auszusetzen, daß er mir wankelmüthig und unschlüssig scheint. Wäre er dir an Gesinnung gleich, so wollte ich ihm mit Freuden mein Kind geben.“ Als aber Illugi äußerte, es müßte ihrem guten Vernehmen schaden, wenn die Werbung abgewiesen würde, da gab Thorstein sein Bedenken auf und sagte: „Nun wohl, um deiner Verwendung und unserer Freundschaft willen mag denn Helga Gunlaug's Versprochene, wenn auch nicht Verlobte sein. Drei Jahre soll sie auf ihn warten, aber ich will aller Verpflichtung ledig sein, wenn er dann nicht daheim ist.“ Nun

ritt Gunlaug leichten Herzens an die See und schiffte sich ein. Mit dem ersten günstigen Winde verließen die Gefährten die Insel und segelten nach Norwegen.

In Drontheim, wo sie landeten, herrschte damals Jarl Erich, dessen Vater vor Kurzem gewaltsam ums Leben gekommen war, indem ein Sklave ihm den Hals abschnitt. Gunlaug ging mit 12 Genossen an den Hof. Ein Sohn Thorsteins, mit Namen Skuli, war unter den Dienstmannen des Jarl's; dieser wurde, als die Isländer in die Halle traten, vom Jarl gefragt, wer der Vordermann derselben sei. „Herr", sagte Skuli, „nehmt ihn wohl auf, er ist des besten Mannes Sohn und mein Pflegebruder." Gunlaug hatte gerade ein Geschwür an der Sohle des Fußes und als er vor den Jarl trat, floß Blut und Eiter aus dem Schuh. Der Jarl fragte: „Was ist an deinem Fuße, Isländer?" — „Ein Geschwür, Herr." — „Und du hinkst nicht?" — „So lange meine Füße gleich lang sind, brauche ich nicht zu hinken." — Einem der Dienstmannen mißfiel dies, er sagte: „Der Isländer will großprahlen, es wäre gut, man stellte ihn auf die Probe." Da warf ihm Gunlaug einen zornigen Blick zu und sang:

Ein Dienstmann hier
Scheint boshaft mir;
Ich rathe, traut ihm nicht,
Er ist ein schwarzer Wicht.

Der Beleidigte wollte zu seiner Axt greifen; der Jarl aber verwies ihn zur Ruhe und fragte Gunlaug: „Wie alt bist du, Isländer?" — „Achtzehn Winter." — „Du wirst nicht andere achtzehn erleben." — Gunlaug murmelte etwas halblaut und wiederholte es dann auf die Aufforderung des Jarls vernehmlich: „Ich meine, du solltest mir nicht Böses, sondern dir lieber Gutes wünschen." — „Und was wäre das?" — „Daß du nicht solchen Tod erleidest, wie Jarl Hakon, dein Vater." — Der Jarl wurde blutroth und rief: „Greift mir diesen Narren!" Da trat Skuli vor. „Herr," bat er, „thut es mir zu Liebe und gestattet, daß er in Frieden das Land verlasse." — „Wohl", erwiederte der Jarl, „aber sorge, daß es sogleich geschehe, und nie kehre er zurück, wenn er sein Leben lieb hat." Skuli geleitete Gunlaug an die See. Da der Mitbesitzer des Schiffes es für besser hielt, seine Waaren in Drontheim abzusetzen, so übertrug ihm Gunlaug seine eigenen dazu und bestieg ein Schiff, welches eben im

Begriff war, nach England zu gehen. Dort angekommen, begab er sich an den Hof des Königs Ethelred. Er trug ein großes Lied, eine Drapa, zum Lobe des Königs vor und erhielt als Bragar- d. h. Sängerlohn ein Scharlachkleid, mit kostbarem Pelz besetzt, wurde auch unter das Dienstgefolge des Königs aufgenommen*). Gunlaug hielt sich an Ethelreds Hofe ein Jahr auf, während dessen er Gelegenheit fand, im Kampfe mit einem gefürchteten Seeräuber sich auch als wackern Helden zu erweisen. Dann nahm er Abschied. Ethelred schenkte ihm noch einen gewichtigen Goldring und ließ sich das Versprechen geben, daß er wiederkehren werde. „Um deiner Kunst und deiner Tapferkeit willen", sagte er, „will ich dich nicht lassen." Gunlaug setzte nach Irland über und erwarb sich die Gunst des dortigen Königs Sigtrygg Seidenbart ebenfalls durch eine Drapa. Der König dankte ihm und berieth mit seinem Schatzmeister, was sich wohl als Bragarlohn dafür gezieme. Er wollte ihm zwei Handelsschiffe schenken, allein der Schatzmeister meinte, dies sei zu viel, an anderen Höfen lohne man den Skalden mit trefflichen Schwertern oder Goldringen. Sigtrygg verehrte nun dem Sänger seine eigenen neuen Schlarlachkleider, Rock und Mantel, und dazu einen Goldreif, eine Mark schwer. In Irland blieb Gunlaug nur kurze Zeit und fuhr dann nach den Orkaden zu Jarl Sigurd. Seine gastliche Gabe war wieder ein Loblied auf den Jarl, aber dies von kürzerem Umfang, ein Flock, wie es in der Kunstsprache hieß. Eine Art, mit Silber geziert, war sein Lohn. Die Einladung, dort zu bleiben, lehnte er ab. Am nächsten Jolfest, zur Zeit der kürzesten Tage, war er im schwedischen Westgothland, dessen Herrscher ebenfalls Jarl Sigurd hieß und erhielt hier eine Aufgabe, deren glückliche Lösung den Beweis giebt, daß die nordischen Skalden sich auch auf poetische Diplomatie verstanden. Es war nämlich zwischen den Hofleuten des Jarls und den Gesandten des norwegischen Jarls Erich, desselben, von welchem Gunlaug verbannt war, ein Streit entstanden, welcher von beiden Fürsten der größere sei. Gunlaug sollte entscheiden und that dies in einem Liede, mit welchem beide Theile zufrieden waren, die Norweger aber noch mehr als die Schweden. Erich erfuhr davon und ließ Gunlaug sagen, er dürfe in Zukunft auf freundliche Aufnahme in Norwegen

*) Bei Gelegenheit dieses Liedes bemerkt die Saga, die Sprache in England sei damals dieselbe wie in Norwegen gewesen.

rechnen. Bald darauf zog der wanderlustige Sänger an den Hof des schwedischen Königs Olaf. Hier traf er mit Rafn zusammen, einem Landsmann und Kunstgenossen, und ebenda knüpfte sich der tragische Faden seines Lebens an. Ihr Vernehmen war anfangs durchaus freundlich. Rafn schilderte Gunlaug dem Könige als einen Mann aus bester Familie und selber höchst mannhaft. Gunlaug erhielt seinen Platz in der Halle neben Rafn angewiesen, und die Dichter erzählten sich gegenseitig von ihren Reisen. Gleich bei seinem Eintritt hatte Gunlaug ein Loblied auf den König angekündigt und erbat sich nach einigen Tagen Gehör dafür. Rafn hatte ebenfalls ein solches gedichtet und verlangte früher gehört zu werden. Stolz wandte sich Gunlaug zu ihm und sagte: „Wann geschah es je, daß mein Vater deinem nachstand? Wann außer niemals? So soll es auch zwischen uns sein.“ „Mag der König entscheiden,“ sagte Rafn. Und Olaf entschied für Gunlaug, weil, wie er sagte, dieser es mehr übel nehmen werde als Rafn, wenn ihm sein Wille nicht geschehe. So trug Gunlaug sein Lied zuerst vor. Als es zu Ende war, fragte der König Rafn, wie es gedichtet sei. „Gut, Herr,“ sagte Rafn, „es ist ein großes Lied, aber ohne Anmuth und etwas schroff, wie Gunlaug's Gemüth.“ Nun folgte Rafn's Lied, und nachdem es beendet war, fragte der König Gunlaug um sein Urtheil darüber. Dieser urtheilte: „Es ist ein glattes Lied, wie Rafn selbst, aber von geringem Gewicht. Warum sangst du denn,“ wandte er sich zu Rafn, „nur einen Flock auf den König, dünkte er dir einer Drapa nicht werth?“ — „Sprechen wir jetzt nicht darüber,“ erwiederte Rafn, „es wird sich schon noch eine Zeit dazu finden.“ Er mochte nun nicht länger des Königs Gunst mit Gunlaug theilen und verließ den Hof, von Olaf mit Abschiedsgeschenken geehrt. Ehe er ging, trat er zu Gunlaug und sagte: „Du hast meine Ehre vor dem Könige gekränkt, unsere Freundschaft ist aufgehoben; nun will ich dich auch einmal kränken, wie du mir hier thatest.“ Verächtlich antwortete Gunlaug: „Deine Drohungen schrecken mich nicht; nirgend wirst du es erreichen, daß ich weniger als du gelte.“ Noch vor dem nächsten Winter war Rafn wieder in Island. Den Sommer darauf fanden sich, wie gewöhnlich, die meisten angesehenen Männer der Insel auf dem Allthing zusammen. Hier wandte sich Rafn an Skapti, der einer der ersten Rechtskundigen und damals Gesetzsprecher war, und sagte: „Ich wünschte deine Unterstützung bei Thorstein Egilsson, ich will um seine

Tochter Helga werben." Skapti entgegnete: „Ist sie nicht Gunlaug Ormstunga versprochen?" „Ich meine", sprach Rafn, „die Frist ist abgelaufen; auch steht sein Sinn jetzt zu hoch, als daß er noch an Helga denken sollte." Beide gingen nun in das Zelt Thorsteins und brachten ihre Werbung vor. Der aber erwiederte: „Sie ist Gunlaug versprochen, und ich will meine Zusage halten." Sie erfuhren, daß der laufende Sommer noch zu den drei festgesetzten Jahren fehlte, und damit war die Unterhandlung für diesmal zu Ende. Gunlaug kehrte aber weder im Sommer noch im darauf folgenden Winter zurück. Die Zeit des Allthings erschien wieder, von Gunlaug war keine Kunde eingelaufen. Als Skapti nun zum zweiten Male für Rafn warb, sagte Thorstein: „Laßt mich vorher mit Gunlaug's Vater sprechen." Er ging zu Illugi dem Schwarzen und sprach: „Meinst du, daß ich meiner Verpflichtungen gegen deinen Sohn Gunlaug ledig bin?" „Allerdings", erwiederte Illugi, „auch weiß ich nicht, wie Gunlaug jetzt gesonnen ist." Thorstein kehrte zu Skapti zurück, und sie einigten sich, daß Helga um Winters Anfang mit Rafn vermählt werden sollte, wenn Gunlaug sich bis dahin nicht eingestellt hätte. Auch diese letzte Frist verstrich, ohne daß er erschien, und es wurden nun die Vorbereitungen zum Hochzeitsfeste getroffen. Rafn bemühte sich, Helga zu überzeugen, daß sie von Gunlaug längst vergessen sei, aber sie ahnte eine böse Zukunft. Doch fügte sie sich dem Willen des Vaters, und die Hochzeit wurde gefeiert. Die Braut war während des Festes sehr traurig, und die Gäste flüsterten einander zu: „Es ist nach dem Sprichwort: Schwer vergißt sich, was man jung erfährt." Wenige Tage, nachdem Helga in das Haus ihres Mannes gezogen war, erwachte dieser eines Morgens aus einem schweren Traum und sang:

Schien von Blut zu schießen
Schlang' an deinem Arm,
Braut, von meinem Blute
War dein Bett so roth.
Weiße Hände wuschen
Wunde mir vergebens,
Tod der Traum bedeutet,
Rafn's Tod, o Holde.

Da sagte Helga: „Ich werd' es nimmer beweinen; ihr habt mich schändlich betrogen, und Gunlaug ist gewiß zurückgekommen." Den Tag weinte sie viel, und kurz darauf erfuhr man Gunlaug's

Ankunft. Er war wider seinen Willen unterwegs aufgehalten, denn als er von Schweden nach England fuhr, um ein früheres Versprechen zu erfüllen, dachte er dort nur kurze Zeit zu verweilen und dann die Heimreise anzutreten. König Ethelred erwartete aber einen feindlichen Ueberfall der Dänen und forderte den Sänger auf, seine bösen Tage mit ihm zu theilen, wie er früher die guten getheilt hatte. Solchen Wunsch konnte der tapfere Gunlaug nicht versagen und blieb daher über ein Jahr in England, während dessen die Kriegsgefahr sich wieder verzog. Nun fuhr er über Norwegen nach Island, aber auch jetzt nicht, ohne durch mancherlei Hindernisse aufgehalten zu werden. Endlich erreichte er Island, mußte aber zu seinem tiefsten Schmerze hören, daß seine Geliebte die Frau eines Andern war, und zwar desselben Mannes, dessen Drohungen er früher verachtet hatte. Von den Seinigen wurde er aufs freundlichste empfangen, aber sein Gesicht blieb trübe. In diesem Winter nach dem Jolfest war eine Hochzeit, zu der beide Familien, sowohl Thorstein's als Illugi's geladen waren. Als die Zeit kam, machten sich Gunlaug's Vater und Brüder reisefertig, er selbst saß am Feuer und erwiederte auf die Aufforderung, Hochzeitskleider anzulegen, er wolle gar nicht zum Feste. Dies tadelte sein Vater und sagte: „Laß es nicht an dich kommen, um ein Weib zu trauern; thu', als wäre dir nichts geschehen; das ist mannhaft. An Frauen wird's dir nie fehlen.“ Der Vorwurf, daß es nicht mannhaft sein würde, zu Hause zu bleiben, bewog Gunlaug mitzureiten. Im Hochzeitshause wurde der eine Hochsitz Illugi und seinen Söhnen, der andere Thorstein, seinem Eidam Rafn und einigen Nachbaren des Bräutigams zugewiesen; Helga saß neben der Braut auf der Ehrenbank, welche im hintern Theil der Halle im rechten Winkel mit den Männerbänken auf einer Art von Bühne aufgestellt war. Dies war die herkömmliche Ordnung der Männer- und Frauensitze. Die Blicke der beiden unglücklich Getrennten waren oft auf einander gerichtet, und es ging, bemerkt die Saga, nach dem Sprüchwort: Das Auge verräth's, wenn die Frau einen Mann liebt. Gunlaug war in den schönen Kleidern, die ihm König Sigtrygg geschenkt hatte, und prangte vor Allen an Wuchs, Schönheit und Kraft. Auf dem Gastgebot wollte es zu keiner rechten Fröhlichkeit kommen. Als die Tage des Festes zu Ende gingen, bereitete sich alles zur Abfahrt. Während nun die Frauen, die eine hier, die andere dort, nach ihrem Reisegeräth sahen, trat Gunlaug zu Helga heran, und sie sprachen

lange mit einander. Beim Abschied schenkte er ihr das prächtige Gewand, welches er von König Ethelred erhalten, und ging dann schnell hinaus. Auf dem Hofe standen schon viele Pferde für die Abreise gesattelt. Er schwang sich auf das seinige und sprengte hastig nach der Stelle, wo er Rafn stehen sah, so daß dieser zur Seite sprang. Aber Gunlaug hielt plötzlich an und sagte: „Warum weichst du aus, Rafn? Diesmal hat es keine Gefahr, aber du weißt, was du um mich verdient hast.“ Illugi und Thorstein eilten hinzu, um dem Streit zuvorzukommen. Da wandte sich Gunlaug gegen Thorstein und sang:

Um des Lindwurms Lager *)
Mußte Liebe weichen.
Rafn, der kühne Räuber,
Reicht nicht auf zu mir.
Stumm war meine Stimme,
Königs Streit mich hielt,
Mußte über'm Meere
Meiden frohe Fahrt.

Hierauf ritten beide Theile heim und trafen im Winter nicht mehr zusammen. Gunlaug war oft traurig, aber Rafn hatte auch wenig Freude, denn obwohl er mit Helga unter einem Dache wohnte, hatte sie doch ihr Herz ganz von ihm abgewandt.

Das nächste Allthing war ungewöhnlich zahlreich besucht; viele Männer hatten, wie es Sitte war, Frau oder Tochter mitgebracht, auch Helga war dort. Eines Tages, als die Männer am Gesetzfelsen versammelt waren, bat Gunlaug, nachdem die Richter sich von ihren Sitzen erhoben hatten, ums Wort und rief: „Ist Rafn Oenundarson hier?“ und als dieser seine Gegenwart bekundete, fuhr er fort: „Du weißt, daß du meine versprochene Braut heimgeführt hast, dafür biete ich dir Holmgang über 3 Tage auf dem Oexararholm.“ Rafn erwiederte: „Das ist wohlgethan, wie von dir zu erwarten war, und ich bin dazu bereit, sobald du willst.“ Es war altherkömmliche Sitte und in gewissen Fällen Gesetz, daß, wer sich vom Andern beleidigt oder geschädigt glaubte, ihn zum Holmgang forderte. Die kleine Insel oder Holm im Oexarflusse war schon häufig der Schauplatz solcher Zweikämpfe gewesen. Zur bestimmten Zeit fanden sich

*) „Des Lindwurms Lager“ ist in der Skaldensprache eine der vielen Bezeichnungen für Gold und der Saga vom Drachen entnommen, der auf dem Nibelungenschatz liegt.

die beiden Gegner mit ihren nächsten Verwandten auf dem Holme ein und setzten eine Buße von 3 Mark Silber für den fest, der verwundet würde. Hermund hielt den Schild vor seinem Bruder Gunlaug, Everting vor Rafn. Der Letztere hatte als der Geforderte den Anhieb. Gleich bei diesem, der von Gunlaug's Schild aufgefangen wurde, brach seine Klinge am Heft ab und streifte im Sprunge Gunlaug's Backe. Da liefen die Zeugen zwischen sie, und Gunlaug sagte: „Nun ist Rafn der Besiegte, denn er ist waffenlos," worauf Rafn erwiederte: „Du bist besiegt, denn du blutest." Gunlaug wurde zornig und behauptete, es sei noch nichts entschieden. Doch sein Vater wollte den Kampf nicht erneuern lassen, und Gunlaug gab ihm nach, äußerte aber, wenn er ein ander Mal mit Rafn zusammen träfe, sollte es ohne den Vater geschehen. So verließen sie den Holm. Am nächsten Tage wurde von den Gesetzgebern bestimmt, daß der Holmgang in Island für immer abgeschafft sein sollte. Das traf die Meinung aller weisen Männer im Lande, wie die Saga hinzufügt. Dies Gesetz fällt in das Jahr 1011, also etwa 10 Jahre nach Annahme des Christenthums. — Noch während des Allthings gingen einmal die Brüder Gunlaug und Hermund an den Oexarfluß, um sich zu waschen. Da waren auf der andern Seite des Flusses viele Frauen, darunter auch Helga. Als Gunlaug sie sah, watete er durch den Fluß, gesellte sich zu ihr und wandelte unter Gespräch mit ihr auf und ab. Als er dann wieder zurückkehrte, sah sie ihm starr nach. Jener aber sang:

Hell aus hoher Stirne,
Hurt'gem Falken gleich,
Stößt ein Frauenauge
Feuer in mein Herz.
Täusch' dich nicht, o Traute,
Trübes Schicksal naht,
Mich und meine Liebe
Mordet grimmer Neid.

Gunlaug war wieder daheim in seines Vaters Hause, als eines Morgens, während er noch im Bette lag, 12 gewaffnete Männer eintraten, an ihrer Spitze Rafn. Gunlaug sprang auf und riß Schild und Schwert herunter, die über seinem Lager hingen, aber Rafn sprach: „Wir kommen nicht, dich zu überfallen, sondern dies ist meine Botschaft, die du nun hören sollst. Ich biete dir, daß wir beide Island verlassen und in Norwegen zu Holm gehen." „Das ist als ein

Mann gesprochen," erwiederte Gunlaug, „deinen Vorschlag nehme ich mit Freuden an. Nun aber laß dir unsere Gastfreundschaft gefallen." Rafn lehnte ab. „Es ist eine gute Einladung, aber wir müssen weiter reiten." Damit schieden sie. Die beiderseitigen Verwandten gaben sich Mühe, die neue Ausforderung rückgängig zu machen, aber alle ihre Versuche scheiterten an der Leidenschaft der Nebenbuhler, und dann, setzt die Saga hinzu, weil ihr Schicksal erfüllt werden mußte. Rafn war der erste, der von Island absegelte, Gunlaug folgte bald, wurde aber unterwegs aufgehalten, und es dauerte über ein Jahr, ehe er nach Norwegen kam. Dort erfuhr er, daß Rafn vor Kurzem nach Schweden gegangen war, und folgte ihm dahin. Er fand sich bald auf seiner Spur und langte zweimal Abends in der Herberge an, welche Jener am Morgen verlassen hatte. Da ritt er mit seinen Begleitern Tag und Nacht und erreichte Rafn endlich auf einer Ebene, die von zwei Flüßchen eingefaßt war. Der Kampf sollte sogleich vor sich gehen. Rafn überließ es Gunlaug zu bestimmen, ob sie beide allein kämpfen oder die Blutsfreunde, je zwei an der Zahl, von denen sie begleitet waren, daran Theil nehmen sollten. Doch die Begleiter enschieden sogleich selbst, indem sie als ächte Isländer erklärten, sie hätten nicht Lust, dem Kampfe müßig zuzusehen. „Wohl," sagte Gunlaug, „so mögen unsere Wegweiser als unbetheiligte Zeugen berichten, wie es hier ergehen wird." Nun begann der Kampf. Gunlaug und Rafn wurden zuerst von den beiderseitigen Begleitern angegriffen und erschlugen sie. So waren die Gefährten erlegen und nur noch die beiden eigentlichen Gegner übrig. Zwischen diesen entbrannte ein hitziges Gefecht, in welchem Gunlaug seinem Feinde einen Fuß abhieb, eine Art der Verstümmelung, die in isländischen Kämpfen nicht selten vorkommt. Rafn fiel aber nicht hin, sondern erreichte einen Baumstumpf, auf den er sich stützte. „Nun muß der Kampf enden," sagte Gunlaug, „mit einem Krüppel will ich nicht fechten." Rafn antwortete: „Wahr ist's, mir ist übel mitgespielt, aber doch könnte ich wohl weiter kämpfen, wenn ich einen Trunk Wassers hätte." Da sagte Gunlaug: „So versprich, daß du keine Hinterlist brauchen wirst, wenn ich dir Wasser in meinem Helm bringe," und Rafn that es. Gunlaug ging zum Bache, schöpfte mit dem Helm und kehrte zu seinem Gegner zurück, um ihn zum fernern Kampf zu stärken. Als er nun vor Rafn stand, faßte dieser mit der Linken nach dem Helm, mit der Rechten aber erhob

er sein Schwert und hieb Gunlaug in den Kopf. Es war eine schwere Wunde, aber nicht sogleich tödtlich, und Gunlaug rief: „Das war unmännlich, daß du mich überlistetest, da ich dir doch traute.“ „Du hast Recht“, sprach Rafn, „aber ich konnte es nicht ertragen, daß dich die schöne Helga umarmen sollte.“ Der Kampf wurde fortgesetzt, und Rafn fiel. Die Wegweiser verbanden Gunlaugs Kopfwunde, und nachdem sie die Gefallenen bestattet hatten, führten sie ihn zu seinem Pferde. Sie erreichten mit ihm einen nahgelegenen Ort, wo eine Kirche war. Da lag er noch drei Tage, ehe er starb. Der Priester, der ihm vorher die Sakramente gereicht, ließ ihn in der Kirche begraben.

Als die Nachricht von dem blutigen Ausgange des Zweikampfs nach Island kam, verlangte Illugi, Rafn's Vater solle ihm für seinen Sohn Buße geben, weil er mit Hinterlist erschlagen sei. „Wie sollte ich mich dazu verstehen,“ sagte Oenund, „so hart wie mein eigener Verlust ist? Verlange ich ja auch keine Buße für meinen Sohn.“ Da er sich weigerte, drohte Illugi, er würde ihm einen seiner Blutsfreunde erschlagen, und er that mehr als Wort halten. Bald darauf wurden zwei nahe Verwandte Rafns erschlagen, und Hermund, Gunlaug's Bruder, dem dies noch nicht genug schien, tödtete einen Dritten im Beisein vieler Gefährten, die von der kecken That so überrascht wurden, daß sie ihn ungefährdet abziehen ließen. Oenund verlangte keine Buße für diese drei Erschlagenen, da er wohl fühlte, daß die Väter bei dem Verlust ihrer Söhne nicht quitt gewesen. —

Nach einiger Zeit wurde Helga zum zweiten Male verheirathet. Ihr Mann hieß Thorkel, war wacker und reich, auch ein guter Skalde. Dennoch war Helga's Liebe zu ihm nicht groß, ihr Herz gehörte noch immer dem todten Gunlaug. Ihr bester Trost war es, das Gewand, welches sie von ihm zum Geschenk erhalten, auseinander zu legen und darauf hinzuschauen. Helga wurde nicht alt. Einmal kam eine Krankheit in die Gegend, viele Menschen wurden davon ergriffen, auch Helga. Aber sie legte sich nicht nieder. Eines Abends saß sie im Feuerhaus und ließ ihr Haupt auf das Knie ihres Mannes sinken. Mit schwacher Stimme verlangte sie, daß ihr Gunlaug's Gewand gebracht würde, und als es da war, erhob sie sich noch einmal, sah starr auf das am Boden ausgebreitete Gewand und sank dann sterbend in Thorkel's Arme. — —

Mit den vorgelegten Proben wünschte ich den Nachweis geführt zu haben, daß die Schilderungen isländischen Lebens, von einheimischen Schriftstellern aufgezeichnet, eines näheren Eingehens wohl werth wären, und daß man ein Recht hätte, einer Sammlung der bedeutenderen unter ihnen die Worte vorzusetzen, welche Lessing einst an so würdiger Selle gebraucht hat: Tretet ein, auch hier sind Götter!

C. Witt.

Historisch oder nicht?

Welche Zeit ist historisch geworden? d. h. wann darf eine Begebenheit Gegenstand der Geschichtschreibung werden? Diese Frage ist vielleicht von allgemeinerm Interesse und — soweit mir bekannt — nicht allzu oft ventilirt. Dies mag nachstehenden Versuch ihrer Lösung rechtfertigen.

Ich beantworte die Frage zunächst dahin: jede Begebenheit ist historisch geworden, an welcher der Geschichtschreiber seine Aufgabe erfüllen kann. Geschichtschreibung aber ist Erzählung wahrer und wichtiger Begebenheiten aus dem Kreise menschlicher Thätigkeit in ihrem inneren Zusammenhange. Es hieße die wahre Aufgabe des Historikers verkennen, wollte man die Geschichte lediglich als Erzählung des Geschehenen definiren, d. h. wollte man an die erzählten Thatsachen kein anderes Requisit stellen, als daß sie wahr, nicht auch daß sie zugleich merkwürdig und in ihrem historischen Causalnexus dargestellt seien. Dies hieße den Historiker auf das Niveau des bloßen Annalisten hinabdrücken, der seinen Platz nur unter den Handlangern der Wissenschaft behaupten darf. Andererseits wäre es nicht minder ein Verkennen der dem Geschichtschreiber übertragenen Mission, wollte man ihm das Richteramt über den geistigen und moralischen Werth der Handlungen vindiciren, den Standpunkt des Erzählers zu dem des Beurtheilers potenciren. Allerdings trägt jede historische Thatsache ihr Gericht in sich selbst. Allerdings ist in gewissem Sinne die Weltgeschichte das Weltgericht,

aber nur von jenem absoluten Standpunkte, der menschlichem Auge ewig entrückt bleibt. So lange

...Menschen nur — nicht Wesen höhrer Art —
Die Weltgeschichte schreiben,

ist der Historiker nicht der Richter, nur der Protokollführer, welchem über die Spruchreife der Akten kein Urtheil zusteht. Sein Standpunkt bleibe der des denkenden Beobachters, der, wie der Naturforscher, es mit gegebenen Erscheinungen, mit waltenden Kräften zu thun hat. Und wie der Physiker nicht über die Zweckmäßigkeit der Naturerscheinungen zu urtheilen, sondern nur die beobachteten Erscheinungsreihen zu ordnen und zu beschreiben hat, so bleibe dem Geschichtschreiber der Beruf, die als wahr erkannten Thatsachen in ihrer Zusammengehörigkeit darzustellen und, wie ein Historiker unserer Tage treffend bemerkt, „auszuscheiden und zu sichten, das Unwahrscheinliche und Zufällige von dem Wichtigen und Nothwendigen zu trennen; und dies ist im Grunde .... das ganze Geheimniß der historischen Kunst." *)

Es kommt also für die wahre Geschichtschreibung auf drei Momente an: 1) auf die Wahrheit, 2) auf die Wichtigkeit, 3) auf den innern Zusammenhang der erzählten Begebenheiten. Die beiden letzten Momente werden aber für die Forschung zusammenfallen: die Wichtigkeit der Begebenheiten kann ich nur aus ihren Wirkungen d. h. aus ihrem Zusammenhange mit anderen beurtheilen. Der Rayon der Geschichtsforschung, welche der Historik das Material liefert, kann mithin erst da beginnen, wo die Wahrheit und der Causalnexus der Handlungen sich erkennen läßt.

Alles Erkennen ist ein geistiges Sehen; die Analogie mit den Bedingungen des physischen Sehens drängt sich von selbst auf.

*) Gervinus: Grundzüge der Historik, S. 32 ff.: »Denn — fährt der Genannte fort — versteht der Historiker, das Nothwendige in einer gegebenen Reihe von Thatsachen zu erkennen, so ist er gleichsam im Gebiete des Philosophen, und es ist dabei gar keine Gefahr, wenn er nur seinen Hauptsinn für das Thatsächliche festhält und nicht ein historischer Philosoph, auch nicht einmal ein philosophirender Historiker werden will. Hat er das Nothwendige erkannt, so ordnet er sogleich sein historisches Material mit künstlerisch freierem Verfahren um diesen Mittelpunkt herum, und es ist auch dabei keine Gefahr, wenn er nur seine Ehrfurcht vor dem Wahren und Wirklichen behauptet, und nicht ein historischer Poet, auch nicht einmal ein poetischer Historiker, sondern blos ein sinnvoll ordnender und künstlerisch darstellender Historiker werden will.«

Jedes Sehen ist abhängig von dem Standpunkte des Sehenden. Das deutliche Sehen verlangt bekanntlich eine gewisse Entfernung des Beobachters von dem Objekte — die richtige Sehweite, verschieden für jedes Auge und durch Adaption verrückbar. Ist die Entfernung des Gegenstandes zu groß oder zu klein, so hört in beiden Fällen das deutliche Erkennen des Objekts auf: an die Stelle der objektiven Eindrücke treten gestaltlose, verschwimmende Bilder. Für jedes Auge giebt es somit einen doppelten Gesichtskreis, einen innern (nähern) und äußern (entferntern). Zwischen beiden liegt die Zone des deutlichen Sehens. Diesseits und jenseits derselben empfängt die Netzhaut kein scharfes und plastisches Bild mehr. Der mitten in einer Wolke Stehende sieht nicht die Wolke, sondern nur Nebel. Nur der entfernte Beschauer erblickt die Wolke als abgerundetes Ganze, ihre Contouren und ihr Colorit, ihre plastische Gestaltung und ihre Stellung am Firmamente. Ist die Entfernung des Beschauers zu groß, so löst das verkleinerte Wolkenbild sich in den gestaltlosen Nebel der Ferne auf. So kann den Anblick einer Landschaft nur genießen, wer in gewisser Entfernung außerhalb derselben steht, sie gleichsam in einem Rahmen vor Augen hat. Tritt man in diesen Rahmen hinein, so schwindet der künstlerische Reiz des Gemäldes: der zu nahe stehende Beschauer erblickt wohl einzelne Baumgruppen und Wiesenflächen, aber nicht das landschaftliche Panorama in seinem Totaleffekte. Dieser Reiz ist aber auch dahin, wenn die Entfernung des Beschauenden zu groß wird. Er sieht dann das Landschaftsbild nicht mehr als die in sich abgeschlossene Einheit, sondern als den verschwimmenden Hintergrund eines davor liegenden Bildes. U. s. w. u. s. w.

Uebertragen wir dies auf das geistige Sehen. Auch hier wird eine gewisse Perspektive zur deutlichen Wahrnehmung erfordert. Was für das leibliche Auge die räumliche Entfernung, wird für das geistige vielleicht die zeitliche sein? Auch die Geschichtsforschung hat jenen Doppelhorizont, welcher die Grenzen des Erkennens ausmacht. Was jenseits des äußern Gesichtskreises liegt, ist das Vorhistorische, Sagenhafte, die Uranfänge, der verschwimmende Nebel der Vorzeit. Diesseits des innern liegt die Sphäre des noch nicht historisch Gewordenen, das pulsirende Leben der Gegenwart. Beides ist unhistorischer Boden. Zwischen beiden liegt die Zone des Historischen d. h. derjenigen Vergangenheit, welche Gegenstand der historischen Forschung und der Geschichtschreibung werden darf.

Versuchen wir die Grenzen dieses Territoriums, den äußern und innern Horizont näher zu bestimmen.

Ich habe vorhin als die Aufgabe der historischen Forschung die Erkenntniß der Wahrheit und des Causalnexus der Handlungen bezeichnet. Die Grenzen des historischen Gebiets werden also da aufhören, wo diese Aufgabe nicht mehr lösbar ist. Der äußere Horizont wird da zu suchen sein, wo die Wahrheit und der historische Zusammenhang der Thatsachen nicht mehr, der innere, wo solche noch nicht zu erkennen sind. Die Extreme berühren sich: der Mythos der fernsten Vergangenheit und das frische Leben der unmittelbarsten Gegenwart sind unhistorisch aus denselben Ursachen. Kein Mißverständniß! Ich bemerke ausdrücklich: durch die bezeichneten drei Zonen sind keineswegs drei chronologisch einander folgende Zeitalter, drei Perioden der Weltgeschichte repräsentirt. Ich verstehe unter dem Mythos nicht nothwendig ein äußerstes Alterthum. Vielmehr werden jene drei Stadien sich nicht allein in der Geschichte jedes Volkes, jeder Familie, sondern selbst in der Biographie jedes Individuums, überhaupt in der Erzählung jeder Begebenheit, deren Tragweite bis auf die Gegenwart reicht, wiederholen. Der Mythos ist jenes uranfängliche Stadium, zu welchem die Brücke der historischen Tradition fehlt; er ist der Repräsentant einer unhistorischen Periode, welcher eine historische folgt. Die verlorene Tradition kann aber wiedergefunden werden. So wie das stärkere Teleskop vor dem Auge des Astronomen den unentwirrbaren Nebelfleck in das geordnete System einer neuen Sternwelt auflöst, so kann aus dem verschwimmenden, phantastischen Nebel der Sage der hellere Kern plötzlich als ein plastisch gestaltetes Sternbild hervorgehen, das im vollen Glanze historischen Lichtes strahlt. Ein Zug Bonaparte's nach den Pyramiden und die aufgefundene Grotte von Elethyea können den mythischen Nebel zerstreuen, der zwei Jahrtausende über Aegyptens Vorzeit schwebt; eine entzifferte Keilschrift von Persepolis oder Bisitun kann die erloschene Fackel der Geschichte wieder anzünden; Ninive und Babylon können neu verjüngt aus ihren sagenhaften Gräbern erstehen, wenn die siegreiche Forschung ihre Fahnen auf die eroberten Ruinen pflanzt. In diesem Sinne kann der Kreis des Sagenhaften d. h. des nicht mehr Historischen im Lichte des noch nicht historisch Gewordenen erscheinen, wie umgekehrt nur zu häufig die Begebenheiten der Gegenwart in ein halbmythisches Dunkel gehüllt sind.

Welcher Mittel nun bedarf es zur Constatirung der historischen Wahrheit eines Faktums? Einer ausreichenden Zahl von unmittelbaren Zeugnissen (Berichten von Augenzeugen, archivalischen und monumentalen Dokumenten u. s. w.) und einer kritischen Prüfung ihrer Glaubwürdigkeit. Wo diese doppelte Handhabe fehlt, hört für den Geschichtschreiber die an sich schon äußerst zweifelhafte Garantie „die Wahrheit, die volle Wahrheit und nichts als die Wahrheit" zu berichten, völlig auf. Wo für eine erzählte Begebenheit dergleichen Dokumente entweder ganz fehlen oder, wenn sie vorhanden, jeder innern Glaubwürdigkeit entbehren oder einander so widersprechen, daß der wissenschaftlichen Kritik jeder sichere Anhaltspunkt mangelt, da beginnt der Boden des Mythos — vorausgesetzt, daß die Begebenheit so weit hinter uns liegt, daß die zeitgenößische Generation nicht mehr unter den Lebenden wandelt, also neue Quellen zur faktischen Aufhellung der Wahrheit nicht mehr in Aussicht stehen. Dieser Fall wird überall da eintreten, wo die Zeitgenoßen und insbesondere die Augenzeugen aus Unfähigkeit oder Interesselosigkeit es verabsäumt haben, den historischen Thatbestand aufzuzeichnen und die historische Tradition zu vermitteln, oder wo durch die Ungunst der Verhältnisse, durch den Zahn der Zeit, durch die Gleichgiltigkeit oder den Vandalismus nachfolder Generationen diese Dokumente verloren oder vernichtet sind, die historische Ueberlieferung unterbrochen ist. Die mythische Tradition beschränkt sich entweder auf eine dürre Nomenklatur, die höchstens sich zu einer wenig nutzbaren Genealogie heranbildet, oder die Phantasie späterer Erzähler entwickelt den unfruchtbaren historischen Kern zur üppig wuchernden Romantik der Sage. Für die historische Forschung ist hier kein Boden; die Aussaat subjektiver Combinationen, womit hier der Forscher den Anbau einer wirklichen Geschichte versuchen mag, bleibt steril, weil es an dem Gegebenen, mithin an dem objektiven Standpunkte fehlt — objektiv, so weit dies menschlicher Unvollkommenheit überhaupt verstattet ist — welcher die Basis jeder Geschichtschreibung ausmacht *).

*) „Wem kann hier, wo die Quellen oft gar fehlen, oft so verderbt und unrein sind, daß man sich aus ihnen zu schöpfen scheuen muß; hier, wo man erst hundert Widersprüche zu heben und hundert Dunkelheiten aufzuklären hat, ehe man sich nur des kahlen, trockenen Faktums vergewissern kann; hier, wo man mehr eine Geschichte der streitigen Meinungen und Erzählungen von dieser oder jener Begebenheit, als die Begebenheit selbst vortragen zu können, hoffen

Dieser Mangel eines objektiven Standpunkts wird aber nicht blos an dem Mythographen der unhistorisch gewordenen Vergangenheit, sondern in den meisten Fällen auch an dem Historiker zu rügen sein, welcher es unternimmt, die Geschichte der noch nicht historisch gewordenen Gegenwart zu schreiben. Auch er läuft immer Gefahr, jener zwiefachen Handhabe zur Ermittelung der geschichtlichen Wahrheit zu entbehren. Ihm, dem zeitgenößischen Historiker, ist nur zu häufig eine Reihe von zeitgenößischen Quellen noch unzugänglich, die erst dem Epigonengeschlechte erschlossen wird — sei es nun, daß diese Quellen überhaupt noch ungeschrieben oder die Geschichtschreiber an ihrer Benutzung durch die Macht der Zeitverhältnisse verhindert sind. Und doch dürfen erst nach Abhörung aller Zeugen die Akten zur Constatirung der historischen Wahrheit eines Faktums geschlossen werden. Auch in Bezug auf die historische Kritik wird der zeitgenößische Geschichtsforscher an sich immer mehr Gefahr laufen, irre zu gehen, als der Epigone. Denn sein kritisches Urtheil wird mehr oder weniger befangen erscheinen in dem Geiste seiner Zeit. Er wird mehr in Versuchung stehen, von seinem wissenschaftlichen und allgemein menschlichen Standpunkte zu dem subjektiven seiner zeitgenössischen Quellen herabzusteigen, mit denen er den gemeinsamen Pulsschlag seiner Epoche theilt. Ja, er wird um so mehr der Subjectivität des Autobiographen sich nähern, je mehr er selbst Augenzeuge und Quelle der von ihm erzählten Begebenheiten ist. Ein erleuchteter Geschichtschreiber unserer Tage hat als die wesentliche Eigenschaft des wahren Historikers den Verstand bezeichnet, „der die Dinge so sieht, wie sie sind, sie richtig sieht und sie wiedergeben will, wie er sie gesehen hat." Wie aber dem Erzähler einer mythischen Begebenheit die Versuchung nahe liegt, der poetischen Phantasie die Zügel zu lockern, so wird der Historiker, der die Geschichte der Gegenwart schreibt, immer der Verlockung ausgesetzt sein, das

darf: wem kann hier auch die größte Kunst zu erzählen, zu schildern, zu beurtheilen, wohl viel helfen? Er müßte sich denn kein Gewissen machen, uns seine Vermuthungen für Wahrheit zu verkaufen, und die Lücken der Zeugnisse aus seiner Erfindung zu ergänzen. Wollen Sie ihm das wohl erlauben? O weg mit diesem poetischen Geschichtschreiber! Ich mag ihn nicht lesen; Sie mögen ihn auch nicht lesen, als einen Geschichtschreiber wenigstens nicht; und wenn ihn sein Vortrag noch so lesenswerth machte!" (Lessing: Briefe, die neueste Literatur betreffend, 52.)

sympathische Gefühl mitsprechen zu lassen, wo nur der kritisirende Verstand zu urtheilen hat — mag nun dieses subjektive Interesse ein rein persönliches oder ein politisches Partheiinteresse, ein nationales oder ein religiöses sein. Das letztere wird vielleicht nie, das nationale nur schwer ganz zu unterdrücken sein. Jedenfalls aber wird das die richtige Erkenntniß der Wahrheit beeinträchtigende Vorurtheil, welches auch seine Quelle sein mag, immer mehr in den Hintergrund treten, je größer die Entfernung wird, in welcher das historische Objekt dem Forscher erscheint. Und auf keinem Gebiete des historischen Wissens dürfte dies fühlbarer sein, als auf dem der politischen Geschichte. Politische Geschichte ist nichts anderes als die Politik der Vergangenheit d. h. die Reihe der politischen Ereignisse, die mit dem heutigen Leben in keinem unmittelbaren Zusammenhange stehen. Versuchen wir in diesem Sinne die Grenze zwischen Vergangenheit und Gegenwart überhaupt zu definiren, so beginnt erstere da, wo Niemand mehr ein subjektives Interesse an der Verheimlichung oder Entstellung der Wahrheit haben kann, wo der Erzähler selbst nicht mehr unter dem moralischen Eindrucke der erzählten Thatsachen steht. Dies wird dann stattfinden, wann die Thatsache als eine vollendete hinter uns liegt, wann das Handeln der Reflexion Platz macht, bei dem Beobachter die Stimme der Leidenschaft schweigt, Haß oder Furcht nicht mehr die Feder des Geschichtschreibers leiten, weil das Fühlen mit und in der Zeit aufgehört hat. Eine Begebenheit ist der Geschichte anheimgefallen, wenn der Erzähler keinen andern Zweck im Auge hält, als die wissenschaftliche Erkenntniß des Geschehenen. Die Abwesenheit einer praktischen und darum ephemeren Tendenz, das Festhalten an dem allgemein menschlichen Standpunkte unterscheidet eben das Geschichtswerk von der Schöpfung der politischen Tagesliteratur.

Ich habe bisher ausschließlich von der zeitlichen Entfernung des historischen Objekts als Bedingung der vorurtheilsfreien Erforschung der Wahrheit gesprochen. Ich muß aber zugestehen, daß an die Stelle der zeitlichen Perspektive unter Umständen auch eine andere, zunächst die räumliche, wie beim körperlichen Sehen, treten kann. Also z. B. ein in Deutschland lebender Historiker wird möglicherweise, wenn es ihm nicht an Quellen fehlt, eine zeitgenößische Begebenheit in Chili oder Abessynien mit derselben Unpartheilichkeit und Unbefangenheit schildern können, wie ein Ereigniß der Völker-

wanderung, während ein in seiner Heimath oder in Frankreich vorgefallenes Begebniß für ihn noch außer dem Rayon des Historischen liegt. Endlich aber kann dieser objektive Standpunkt von jedem zeitgenößischen Geschichtschreiber erreicht werden, der thatsächlich über den Vorurtheilen seiner Zeit steht und in der Unbefangenheit einer leidenschaftslosen Verstandesruhe die ihn umgebenden Dinge gleichsam von der Höhe herab überschaut. Ein solcher darf allerdings selten auf ein Verständniß bei der Menge rechnen und seine gerechte Würdigung erst von der Nachwelt erwarten; denn eine Thatsache kann für ihn, den Erzähler, vollkommen historisch geworden sein, während sie für die große Masse seiner Hörer noch auf unhistorischem Boden ruht. In diesem Sinne vielleicht ist es gemeint, wenn Lessing für den wahren Historiker nur den erklärt, welcher befähigt ist, die zeitgenößische Geschichte seines eigenen Volkes zu schreiben *).

Umgekehrt hinwider ist es denkbar, daß Ereignisse der längst historisch gewordenen Vergangenheit momentan wiederum in den Kreis des noch nicht historisch Gewordenen zurückkehren können, sobald sie nämlich einer Epoche angehören, die auf dem Felde des politischen oder kirchlichen Lebens eine Parallele zu den Ereignissen der unmittelbaren Gegenwart bietet und gleichsam einen historischen Commentar dessen abgibt, was unter unseren Augen geschieht. Es kann Zeiten geben, in denen die Geschichte der Reformation, der Puritanerkämpfe Altenglands, der nordamerikanische Freiheitskrieg und die französische Revolution das Material zu historischen Bearbeitungen liefern, die in der That nur politische oder kirchliche Tendenzschriften zu praktischen Partheizwecken, zur Lösung von Tagesfragen sind.

Ich habe vorhin als das zweite Requisit der wahren Geschichtschreibung die Darstellung des Causalnexus der Begebenheiten postulirt. Geschichte ist Leben d. h. Bewegung, Entwickelung. Historisch in unserm Sinne ist also jede Begebenheit, die ich in ihrer Entwicke-

*) »Ueberhaupt aber glaube ich« — sagt Lessing l. s. c. — »daß der Name eines wahren Geschichtschreibers nur demjenigen zukömmt, der die Geschichte seiner Zeit und seines Landes beschreibt. Denn nur der kann selbst als Zeuge auftreten, und darf hoffen, auch von der Nachwelt als ein solcher geschätzt zu werden, wenn alle andere, die sich nur als Abhörer der eigentlichen Zeugen erweisen, nach wenig Jahren, von ihres gleichen gewiß verdrungen sind.«

lung d. h. in ihrem Zusammenhange mit anderen zu beschreiben im Stande bin. Jede Handlung ist gleichzeitig die Wirkung einer Reihe vorausgegangener und die Ursache einer Reihe nachfolgender Handlungen. Dies Verhältniß bestimmt ihre historische Wichtigkeit. Eine Begebenheit muß als Mythe angesehen werden, wenn der Forscher aus Mangel an glaubwürdiger Tradition oder an Tradition überhaupt unfähig ist, ihren unmittelbaren Zusammenhang mit vorausgegangenen und mit später eingetretenen historisch beglaubigten Ereignissen nachzuweisen. In dieser Isolirung von dem großen Strome der historischen Thatsachen bleibt die mythische Begebenheit meistens ohne jeglichen Werth für die Geschichte. — Ebenso ergibt sich ferner ohne Weiteres, daß erst die fertige, gewordene Thatsache, die als ein **fait accompli** vor uns liegt, nicht aber die werdende, deren Entwickelungsreihe noch unvollendet, noch nicht in sich abgeschlossen erscheint, der wahren Geschichtschreibung anheimfallen darf. So kann z. B. die Geschichte einer Krankheit oder eines Processes erst geschrieben werden, wenn der Kranke todt oder genesen, wenn das Urtheil gesprochen ist. Daraus folgt die große Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, Ereignisse der unmittelbaren Gegenwart zum Gegenstande der Geschichtschreibung zu wählen. Denn um über die historische Bedeutung eines Faktums urtheilen zu können, muß einmal dem Geschichtsforscher die ganze Reihe seiner Ursachen im Lichte historischer Wahrheit objektiv vor Augen liegen. Dies wird, wie wir oben gesehen, nur dann möglich sein, wann Niemand mehr ein subjektives Interesse an der Verhehlung oder Fälschung derselben nehmen kann. Andererseits muß die Begebenheit in ihren Wirkungen gleichsam abgeschlossen sein. Das heißt soviel als: ihre unmittelbaren Folgen dürfen nicht mehr die praktischen Interessen der Gegenwart berühren. Ich sage ausdrücklich: die unmittelbaren; denn die mittelbaren reichen oft weit hinunter, und die culturhistorischen, die allgemein menschlichen Fäden schlingen ein einigendes Band um Ereignisse, die durch die weiteste Ferne von Raum und Zeit getrennt sind. Aber wie der Anatom den einzelnen Muskel oder Ganglienknoten, unbeschadet seiner Verbindungsfäden mit dem Gesammtorganismus, sehr wohl als eine in sich abgerundete Einheit betrachten und beschreiben darf, so ist auch der Historiker berechtigt, eine durch ihren unmittelbaren Causalnexus in sich geschlossene Gruppe von historischen Erscheinungen als fertige Beobachtungsreihe zu isoliren und darzustellen.

Wann ist nun ein solcher Abschnitt vorhanden, der geeignet scheint, die Grenze zwischen dem Gegenwärtigen und dem Vergangenen, zwischen dem Werdenden und dem Gewordenen zu markiren? Zunächst ist es das Abgestorbene, Erloschene, alles, was nicht mehr im Lichte wandelt, welches ohne Weiteres der Geschichte angehört, weil es keiner Entwickelung mehr fähig ist. Das Individuum nach seinem Tode, ein Verein von Individuen nach seiner Auflösung, eine politische Parthei nach ihrem Untergange, ein Volk, wenn es von der Erde verschwunden, sind ihr anheimgefallen. Daraus folgt die Unmöglichkeit einer Universalgeschichte in diesem Sinne, weil die Menschheit nie stirbt, so lange es eine Geschichte gibt. Allein auch das Lebende, noch Entwickelungsfähige darf unter Umständen Gegenstand historischer Untersuchung und einer wahren Geschichtschreibung sein. Alles Leben ist nur ein ewiges Absterben, Verwelken und gleichzeitiges Wiederaufblühen; alle Entwickelung besteht eben darin, daß etwas Neues an die Stelle des Bestehenden tritt. Jeder lebendige Organismus sondert unablässig abgestorbene Theile von sich aus, die dann als fremdartige Objekte ihm gegenüberstehen und deren continuirliche Reihe gleichsam die Geschichte seines Wachsthums, seiner Entwickelung, seines Lebens bildet. So werden auch in dem geistigen Leben der Individuen wie der Nationen gewisse von einander gesonderte Phasen sich bemerklich machen, gleichsam als Marksteine seines historischen Entwickelungsganges. Jede durchlaufene Phase, jeder überwundene Standpunkt steht nicht mehr in unmittelbarer Beziehung zu unserm heutigen Sein und gehört somit als etwas für uns gewissermaßen objektiv Gewordenes unserer Geschichte an. Der Greis kann auf seine Jünglingsperiode, die abgeschlossen und nicht mehr entwickelungsfähig hinter ihm liegt, als auf etwas seinem heutigen Wesen Fremdartiges, Objektives, bereits seiner Geschichte Anheimgefallenes zurückblicken. In der Geschichte eines Volkes sind es die von Zeit zu Zeit hervortretenden, tief einschneidenden Epochen, welche die Grenzscheide zwischen dem Alten und Neuen, zwischen dem Leben der Gegenwart und der historischen Vergangenheit bilden. Der Beginn einer neuen Epoche kündigt sich an, wenn die gewohnten Hebel des Denkens, Fühlens und Handelns außer Kraft gesetzt, neue Principien und neue Anschauungsweisen in Wirksamkeit treten, mit einem Worte, wenn eine wichtige Veränderung, eine durchgreifende Umwandlung der Verhältnisse auf irgend einem Gebiete des geistigen

Lebens Platz findet. Dann erst kann eine wirkliche Kunst der Geschichtschreibung geübt werden, welche „das Nothwendige in einer gegebenen Reihe von Thatsachen zu erkennen“ und „das Unwesentliche und Zufällige von dem Wichtigen und Nothwendigen zu trennen“ weiß. Freilich wird es nicht immer leicht sein, den Moment zu erkennen, wo die Tragweite eines Ereignisses soweit aufhört, daß seine Entwickelung als vollendet, die Handlung als eine einheitlich abgeschlossene zu betrachten ist. Nicht immer wird eine historische Entwickelungsreihe eine so plastische Abrundung, eine so dramatische Einheitlichkeit zeigen wie etwa in der antiken Geschichte der peloponnesische, in der modernen der dreißigjährige Krieg — Ereignisse, die im Großen und Ganzen vollkommen historisch erscheinen konnten in den Tagen des Thukydides und Samuel v. Pufendorfs. Daher die Schwierigkeit einer solchen Darstellung auf dem Boden der Geschichte unseres Jahrhunderts. Und noch vor Kurzem vernahmen wir aus einem berühmten Munde den Ausspruch, daß, da die geschichtlichen Entwickelungsreihen seit der Epoche von 1789 noch heute nicht geschlossen, eine Geschichtschreibung, die jenen Anforderungen genügen solle, hier überhaupt eine Unmöglichkeit sei.

Gegenüber der Relativität dieser eben aufgestellten Normen und der Unmöglichkeit einer festen Grenzbestimmung zwischen den Gebieten des Historischen und des noch nicht Historischen gelangen wir zu dem nothwendigen Schlußresultate: daß es in jedem gegebenen Falle dem wissenschaftlichen Takte, der Kritik und der Befähigung des Historikers überlassen bleibe, wie weit er in der Wahl seines Stoffes über die Tagesereignisse hinausgreifen will. In dem Ergebnisse seiner Arbeit, in der Art, wie er den gewählten Stoff erfassen und zur Anschauung bringen wird, liegt seine Berechtigung zu dieser Wahl: das vollbrachte Geschichtswerk ist sein eigner Urtheilsspruch. Aber, wie oben angedeutet, wird es in der Regel nicht das Auge der Mitlebenden sein, welches dieses Urtheil aus seinem Buche zu lesen versteht, wenn der historische Forscher sich an die Bearbeitung einer Geschichte gewagt hat, welche durch weniger als ein Menschenalter von den Ereignissen des Tages getrennt ist. Nur die Stimme der Nachwelt ist es, von der er ein unpartheiisches, vorurtheilsloses Verdikt zu erwarten hat. Der nach ihm kommende Geschichtschreiber, welcher aufs Neue an dieselbe Aufgabe geht, hat darüber zu richten, ob jene erste Lösung eine verfrühte und darum verfehlte gewesen, oder ob

jener „zeitgenößische" Vorgänger hoch über den Wogen seiner Zeit gestanden, „auf einer höhern Warte als auf den Zinnen der Parthei." —

Ich habe bisher ausschließlich von der Historik als einer Kunst gesprochen. Alles Gesagte gilt nur in diesem Sinne. Aber es gibt neben dieser höchsten und wahren Gattung der historischen Darstellung noch eine andere, deren Aufgabe nichts weiter als die Vermittelung der Tradition ist. Sie ist doppelter Art. Einmal die annalistische Form des einfachen Chronikenschreibers und zweitens das Memoir. Beide haben nicht den Beruf und die Befähigung, die Aufgabe des eigentlichen Geschichtsforschers zu lösen. Denn dem Chronisten liegt nur ob, wahre Thatsachen ohne Rücksicht auf ihre Wichtigkeit und ihren innern Zusammenhang der Nachwelt zu überliefern; der Subjektivität des Memoirenschreibers, der die Geschichte seiner Zeit nur in den Beziehungen auf seine eigene Persönlichkeit schildert, fehlt es an dem unbefangenen, allgemein menschlichen Standpunkte. Beide Gattungen sind aber nicht nothwendig Tendenzschriften, da sie nicht auf die Erreichung praktischer Zwecke hinausgehen. Das Genre der Chronik wie des Memoirs muß aber von Zeitgenossen der geschilderten Begebenheiten cultivirt werden, weil es nur von diesen cultivirt werden kann. Und die Existenz solcher Geschichtswerke ist unerläßlich für die historische Forschung, weil ohne sie keine wahre Ueberlieferung existirt. Eine Zeit, welche die Herstellung solcher Werke unterläßt, läuft Gefahr, in der nachfolgenden Generation bereits mythisch zu werden, und begeht, indem sie ihre eigene Geschichte vernichtet, einen Raub an sich selbst und an der Wissenschaft künftiger Tage. Die zeitgenößische Färbung, welche sich im Hintergrunde dieser Darstellungen abspiegelt, ist dem nachlebenden Historiker nicht nur nicht störend, sondern so wesentlich, daß er aus ihr allein ein annäherndes Verständniß der ihm sonst unverständlichen Vergangenheit schöpfen kann. —

Vorstehende Betrachtungen möge der Leser für das hinnehmen, wofür ich sie im Eingange ausgegeben habe: für den Versuch zur Lösung einer Frage, die, wie wir gesehen, nur eine äußerst relative Beantwortung zuläßt. Ich gebe sie als eine individuelle Ansicht; mögen Andere Anderes und Besseres zu ihrer Ergänzung und Berichtigung hinzuthun.

Welche Beziehung aber, höre ich den Leser fragen, hat diese lange Erörterung zu der von diesen Blättern verfolgten Aufgabe? Eine sehr naheliegende, und die ganze Frage ist nur um dessentwillen von mir urgirt. Der Redaktion sind von gewisser Seite lebhafte Bedenken geäußert über die Wahl der aufzunehmenden Artikel. Ein Aufsatz in gegenwärtigem Bande hat mehren vieljährigen und wohlmeinenden Lesern dieser Blätter Veranlassung gegeben, dem Herausgeber die Besorgniß auszusprechen, daß diese Zeitschrift von ihrer seither verfolgten Tendenz und die Redaktion von ihrem vor zwei Jahren aufgestellten Programme abweichen möchten. Man ist der Ansicht gewesen, daß in der beregten Abhandlung Begebenheiten, die einer noch nicht historisch gewordenen, zu nahe liegenden Vergangenheit angehören, dargestellt seien, und daß zu befürchten stünde, die Provinzialblätter dürften allmählig den Charakter einer wissenschaftlichen Zeitschrift mit dem eines politischen Partheiorgans vertauschen. Der Herausgeber überläßt es dem Urtheile seiner Leser, ob die in jener Abhandlung geschilderten, anderthalb Decennien hinter uns liegenden Begebenheiten bereits dem Boden unserer Provinzialgeschichte angehören oder nicht. Ich meinerseits habe die Frage ohne Weiteres bejahen zu müssen geglaubt. Durch die Verleihung des Patents vom 5. Dezember 1848 ist Preußen in die Reihe der constitutionellen Staaten getreten. Dieser Akt bildet die Epoche in der politischen Geschichte unseres Vaterlandes, welche geeignet scheint zu einer Grenzscheide zwischen der historisch gewordenen Vergangenheit und dem politischen Wirken der Gegenwart. Die alten Partheifahnen, welche in den politischen Kämpfen der Jahre 1840—48 sich gegenüberstanden, sind heute als Erinnerungszeichen vergangener Tage in den Hallen der Geschichte aufgehängt. Die politischen Partheien von damals sind nicht mehr. Die damals bekämpften politischen Principien sind durch die Verleihung jenes Patents von unserm heutigen Staatsleben adoptirt: alle Partheien der Gegenwart stehen auf dem Boden der Verfassung. Jene Periode ist ohne unmittelbare Beziehung zur unserigen. Jene Zeit gehört somit der Geschichte an. Sie bildet einen nicht unwichtigen Abschnitt in dem Entwickelungsgange dieser Provinz. Um so dringender erscheint die Mahnung, in diesen Blättern Materialien zu sammeln für den künftigen Specialhistoriker unserer Heimath. Diese Materialien können nur von denen geliefert werden, welche jenen Ereignissen nahe gestanden. Sie müssen geliefert werden,

ehe die letzten Augenzeugen von den Lebenden geschieden sind. Alle Partheien haben die Pflicht, dazu mitzuwirken, denn allen fehlt es voraussichtlich weder an historischem Material noch an schriftstellerischen Kräften. Es ist heute so wenig als vor zwei Jahren die Absicht des Herausgebers, aus dieser Zeitschrift ein Partheiorgan zu schaffen: jede objektive Darstellung historischer Begebenheiten, die sich von allen Beziehungen zur Gegenwart frei hält — von welcher Seite sie auch komme — wird ihm willkommen sein. So mögen denn auf diesem neutralen wissenschaftlichen Boden sich alle Partheien vereinigen, Bausteine zusammenzutragen zur einstigen Geschichte unserer gemeinsamen Heimath!

F. v. Hasenkamp.



II. Mittheilungen.

[Wichmann über Bessel.] Wer uns das Sein und Wesen eines bedeutenden Mannes schildert, kann sicher sein, daß unser Interesse ihm entgegen kommen werde; mit desto größerer Theilnahme indeß werden wir dem folgen, der uns die Entwickelungsgeschichte eines hervorragenden Menschen giebt. Dieser Fall liegt hier vor. In dem eben erschienenen dritten Hefte der „Zeitschrift für populäre Mittheilungen aus dem Gebiete der Astronomie und verwandten Wissenschaften, herausgegeben von Professor Dr. C. A. F. Peters, Director der Sternwarte in Altona" finden wir unter dem Titel „Beiträge zur Biographie von F. W. Bessel" den ersten Theil einer Arbeit unseres leider zu frühe verstorbenen Dr. Wichmann. Wichmann konnte als einstiger Observator unserer Sternwarte wohl genauer als irgend ein Anderer den großen Königsberger Astronomen kennen lernen. Nach Bessels Tode bekam er Einblick in die hinterlassenen Papiere Bessels, der schon als junger Mensch die löbliche Gewohnheit hatte, nicht nur seine Arbeiten chronologisch geordnet sauber und korrect abzuschreiben und aufzubewahren, sondern auch die eigenen Briefe zu copiren und die von Andern an ihn gerichteten zu sammeln. Wichmann behandelt namentlich zwei Lebensjahre Bessels; er führt uns den achtzehn- und neunzehnjährigen Jüngling vor, der neben seinen kaufmännischen Geschäften seiner Neigung zum Seewesen folgend die ersten Schritte in der Astronomie that. Seine Hauptquelle ist der Briefwechsel zwischen Bessel und seinem einstigen Lehrer Thilo, mit dem Bessel jahrelang in einem innigen Verhältniß stand. Erst im Jahre 1802 scheint der junge Handlungsbursche den Plan gefaßt zu haben, sich die nöthigen Kenntnisse zu erwerben, um einst technischer Leiter einer Handelsexpedition werden zu können. Aber er lernt erst in Bohnenberger's „Anleitung zur geographischen Ortsbestimmung" die Größe der Aufgabe kennen, die er sich gestellt. In einem Briefe an Thilo theilt er ihm mit, daß ihm „die Theorie der sphärischen Dreiecke so schwierig vorgekommen sei." Doch schon

am 16. Februar 1803 finden wir ihn in Besitz von neun (natürlich nur mathematischen und astronomischen) Büchern, unter denen sich auch Euler's „Theorie der Planeten und Cometen" befindet. Ein Barometer, den er sich besorgt hatte, machte ihm viel zu schaffen: „Mit meinen Barometermessungen sieht es bis jetzt noch übel aus — ich selbst bin zweifelhaft, ob mein Barometer heber- oder kelchförmig ist! doch vermuthe ich ersteres. Die Röhre ist etwa so dick, wie die auf dem Museo, dazu müßte also schon ein Kelch von respectabler Dicke gehören, wenn er einigermaßen brauchbar sein sollte. Ich habe schon mehrere Male versucht, die Röhre von ihrem Gehäuse zu befreien, aber ohne Erfolg; ich gebe indessen die Sache noch nicht auf und werde mir hoffentlich ein Mittel verschaffen können, die Natur des Werkzeuges kennen zu lernen. Wenn ich einmal die Röhre entblößt haben werde, findet weiter keine Schwierigkeit mehr Statt, indem ich mit einem guten französischen Fuß versehen bin und also den Abstand beider Quecksilbersäulen für irgend einen Barometerstand ein für allemal messen kann."

Im Mai desselben Jahres hat er bereits die Ellipse rectificirt und theilt die Formeln, die er für neu hält, seinem älteren Freunde mit. Natürlich werden sie sofort angewandt, denn nur in ihrer Anwendung hatte die Mathematik für ihn Werth. Der junge Bessel macht sich an die Originalbeobachtungen der in den Jahren 1736 und 1737 in Lappland durch Maupertuis ausgeführten Grundmessungen und zieht aus ihnen schärfere Resultate als Maupertuis selbst. „Wenn dergleichen sorgfältige Prüfungen von so wichtigen und berühmten Arbeiten, wie die nordische Gradmessung in Lappland von erfahrenen und bedeutenden Astronomen ausgehen, so werden sie jederzeit den Beifall der Kenner ernten und den Verfassern zur Ehre gereichen. Hier aber, wo wir sie von dem 19jährigen Bessel durchgeführt sehen, der bis dahin unbekannt, ohne Lehrer, ohne irgend welchen persönlichen Verkehr mit irgend einem Astronomen war, müssen sie wirklich in hohem Grade unsere Bewunderung erregen. Woher hatte Bessel diese Genauigkeitsliebe, dies Streben, überall die Sicherheit der Rechnung so weit zu treiben, als die vorhandenen Data es irgend zuließen, welches ihn in den Stand setzte, die Schwächen und Mängel der Arbeiten von damals berühmten Autoritäten, wie z. B. Lalande und Anderen, zu erkennen? Aus derselben Quelle, aus der große Männer, welche die Mängel ihrer Zeit begreifen und verbessern, immer

schöpfen und allein schöpfen werden, aus dem eignen großen Genie, welches gleichsam von selbst, instinctmäßig möchte man sagen, die richtige Bahn einschlägt!"

Mehrere Briefe Thilo's behandeln die Bestimmung der Masse des Saturnringes, eine Aufgabe, die indeß Bessel bald auf eine andere Weise angreift.

„Es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß aus dieser Anregung zum Theil die schönen Arbeiten Bessel's über Saturn hervorgingen, wie denn überhaupt fast alle die Gegenstände, die er später zu erforschen und vervollständigen suchte, schon in diesen ersten Jahren seiner Studien seine Aufmerksamkeit angezogen und darauf bezügliche Untersuchungen veranlaßt haben. Die erste Anwendung der aus der **Mécanique céleste** geschöpften Kenntnisse betraf wieder den Saturn, 3 Jahre nach den ebenerwähnten ersten Untersuchungen, aber nicht die Masse desselben, sondern die Bestimmung der Gestalt des Saturns nach den Gesetzen der Gravitation mit Berücksichtigung der Anziehungskraft des Ringes, und zu den ersten Beobachtungen in Lilienthal gehören ebenfalls wieder Beobachtungen der Saturnssatelliten. Die vielen späteren Arbeiten, welche sich auf Saturn beziehen, zeigen wie lebhaft Bessel's Interesse für Saturn sein ganzes Leben hindurch blieb, so daß noch unter seinen letzten unvollendeten Untersuchungen ebenfalls eine Theorie des Saturnsystems sich befand."

Bisher war Bessel nur berechnender Astronom gewesen. Seine Natur trieb ihn indeß schon frühe zur Beobachtung.

„Wir kommen nun zu dem wichtigsten Punkte in der hier betrachteten Epoche aus Bessel's Leben, nämlich zu dem von ihm selbst gebauten Sextanten, und den mit demselben angestellten Beobachtungen, deren über seine Erwartungen günstiges Gelingen Bessel in den biographischen Notizen als entscheidend über sein ferneres Leben betrachtet. Glücklicherweise geben auch hier die Briefe an Thilo und die astronomischen Tagebücher, in welchen die Beobachtungen nebst ihrer Berechnung niedergeschrieben wurden, Gelegenheit, die kurzen Notizen, welche Bessel selbst darüber giebt, noch zu vervollständigen."

Dem ersten Briefe über seinen Sextanten folgte bald ein zweiter an Thilo. Am 28. Juli desselben Jahres schreibt Bessel:

„Jetzt ist mein Sextant völlig fertig; nur finden sich noch kleine Veränderungen dabei zu machen. Die erste Beobachtung wird hoffentlich **ε Arietis**, den 9. August, sein, da wird sich denn zeigen, ob das

Instrument brauchbar ist oder nicht. Finde ich es meiner Hoffnung entsprechend, so wird es mir großes Vergnügen machen, wenn ich Ihnen dadurch zur Längenbestimmung von Minden dienlich werden könnte. Viele Sternhöhen an einer Secunden-Taschenuhr genommen werden hoffentlich den Zweck einer guten Zeitbestimmung nicht verfehlen; freilich darf ich mir dann die etwas mühsame Rechnung nicht verdrießen lassen."

Nach einem vorläufigen Versuche einer Zeitbestimmung machte Bessel seine erste Beobachtung am 17. August 1803, über die natürlich sofort berichtet wird. Er übergeht dabei auch den Kostenpunkt nicht.

„Das Instrument ist zur Zeitbestimmung hinlänglich und verdient der geringen Kosten halber Empfehlung. Das Gerippe ist von Mahagoni mit einem Limbus von Elfenbein,

und kostet	3 Thlr.	
Mikrometer, Vorrichtung am Mittelpunkt, Axe, um welche der Sextant sich dreht . . .	2 „	36 Groten
Gläser zum Fernrohr	1 „	
Das Gestell	5 „	
Sämmtliche Kosten	11 Thlr.	36 Groten.

Die Verfertigung ist nicht schwierig und die Theilung, wenn man mit einem guten Federzirkel versehen ist, nicht so langwierig, wie man denken sollte."

Der Briefwechsel zwischen Bessel und Thilo geräth im J. 1804 in's Stocken, da Thilo nach seiner Versetzung als Kammersecretair in Münster nur selten antwortet. Zwar wird das gute Verhältniß wieder hergestellt und noch am 25. Oct. 1805 schreibt Bessel: „Unaussprechlich glücklich, mein theuerster Freund, fühlte ich mich bei dem Empfange Ihres Briefes, der dem meinigen vom 10. d. Mts. begegnete; er enthält die Versicherung Ihrer Freundschaft, eine Versicherung, die mir über Alles schätzbar ist. Ich kann keinen Posttag vorübergehen lassen, ohne Ihnen wenigstens meine Freude über Ihren Brief zu bezeugen."

„Später folgen dann nur noch zwei Briefe von Thilo, der letzte vom 31. Januar 1806 enthält eine vollständige Entwickelung der Gleichungen der Bewegung eines materiellen Punktes um ein anziehendes Centrum nebst einer sich daran knüpfenden Betrachtung über die Rotation der Planeten, und bezieht sich auf Fragen,

welche Thilo an Bessel über eine dahin gehörige Aufgabe gerichtet hatte."

Wichmann kommt schließlich zu folgendem Urtheile:

„Zeigen nun auch die erwähnten Beispiele, wie wenig wirkliche Belehrung Bessel aus Thilo's Briefen im Ganzen empfangen haben kann, so ist doch unzweifelhaft, daß nichtsdestoweniger dieser briefliche Verkehr mit dem ihm wohlwollenden, liebenden und von warmem Interesse für den früheren Zögling beseelten Lehrer für den jungen Bessel eine Quelle mannigfacher Anregung, und besonders dadurch nützlich für ihn wurde, daß es ihm Gelegenheit gab, über das Gelernte zu berichten, die Resultate seiner Arbeiten und Untersuchungen mitzutheilen, zum Theil in einer Form, bei welcher sich das bekannte docendo discimus bewährte und dafür stets freundliche Theilnahme, Lob und weitere Aufmunterung einerntete. So wurde in jener Zeit der Briefwechsel mit Thilo eine Quelle der reinsten und innigsten Freuden für den jungen Bessel, die sich fast in jedem Briefe durch wohlgewählte, aber innige Worte ausdrückt, und sie blieb dies selbst dann noch eine Zeitlang, als der Verkehr mit Olbers ihm ein ähnliches, aber in wissenschaftlicher Hinsicht wie in Beziehung auf den älteren Freund ungleich schöneres und höheres Verhältniß bot. Wie die ersten Jahre in Bessels astronomischer Entwickelung gleichsam zu allen späteren Arbeiten die Keime zeigen und Anklänge an das spätere Leben bieten, so war für ihn in jener Zeit der briefliche Verkehr mit Thilo das, was in späteren Jahren sein Briefwechsel mit Olbers war."

Wer die kurze Autobiographie Bessel's kennt, die er in seiner letzten Krankheit niedergeschrieben, wird durch die ausführlichen Mittheilungen Wichmanns in Stand gesetzt, die wenigen Worte, die Bessel über Thilo und sein Verhältniß zu ihm sagt, richtig zu deuten. Aber auch abgesehen von diesem Verhältnisse, hat uns Wichmann, wie er es beabsichtigte, wichtige „Beiträge zur Biographie von F. W. Bessel" gegeben. *



III. Bücherschau.

Bibliographie (1859).

(Schluß).

Eichhorn, A.: Zeitschrift für die Geschichte und Alterthumskunde Ermlands. Im Namen des historischen Vereins für Ermland herausgegeben von —. Heft 2. Hiezu: Monumenta historiae Warmiensis. I. Abth. Codex diplomaticus Warmiensis, oder Regesten und Urkunden zur Geschichte Ermlands. Gesammelt und auf Veranlassung des historischen Vereins für Ermland herausgegeben von C. P. Wölky und J. M. Saage. 2. Lief. 8. Mainz. Kirchheim.

Förstemann, E.: altdeutsches namenbuch. II. Bd. Ortsnamen. Lfg. 10. gr. 4. Nordhausen. Förstemann. 1 Thlr.

Gottschall, R.: Kaiser Napoleon III. Eine biographische Studie. 12. Liegnitz. Kuhlmey. 17½ Sgr.

Greth, J.: Die malerischen Umgebungen von Danzig. qu. gr. 4. Danzig. Bertling. 8 Sgr.

Hirsch, Th.: Geschichts-Tabellen zum Auswendiglernen. 3 Aufl. gr. 8. Danzig. Anhuth. In Comm. 10 Sgr.

Lehmann, A.: Ost- und Westpreußischer Musenalmanach für 1859. Im Namen des Altpreußischen Dichtervereins herausgegeben von — 8. Marienwerder. Jacobi. 1 Thlr. 10 Sgr.

Loewinsohn, S.: Neu entdeckte Control-Buchführungs-Methode oder Belehrung, wie Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbtreibende und Handwerker ohne jede Kenntniß der sogenannten kaufmännischen Buchführung zu jeder Zeit und nach kürzester Arbeit den Stand ihrer Geschäfte, also Total-Ein- und Verkäufe (Credit und comptant), Kassa-Einnahmen und Ausgaben, Schulden und Forderungen und endlich noch den Netto-Geschäftsgewinn vermittelst eines einzigen Schema's ermitteln resp. controliren zu können. 8. Graudenz. Röthe. 1 Thlr.

Mickiewicz, A.: Pan Tadeusz czyli ostatni zajazd na Litwie. 2 Bde. 8. Thorn. Lambeck.

Nesselmann, G. H. F.: Freie Glossen bei Schillers Jubelfeier in Königsberg gesprochen von —*). 8. Königsberg. Theile (Beyer). 2½ Sgr.

Palleske, E.: Schiller's Leben und Werke. II. Bd.**) gr. 8. Berlin. Besser. 2 Thlr.

Rupp, J.: Von der Freiheit. Ein Zeugniß für das Evangelium vom Standpunkte des Protestantischen Dissidententhums. Vorträge gehalten vor der Dissidentengemeinde in Königsberg. 2 Bde. 2. Aufl. Leipzig. Mayer. 1 Thlr.

Sartorius, E.: Soli Deo gloria! Vergleichende Würdigung evangelisch-lutherischer und römisch-katholischer Lehre nach Ausburgischem und Tridentinischem Bekenntniß, mit besonderer Hinsicht auf Möhlers Symbolik. gr. 8. Stuttgart. Liesching. 1 Thlr.

Settegast, H.: Mittheilungen aus Waldau, herausgegeben von —. I Heft. (H. Settegast: Ueber Thierzüchtung und die dabei zur Anwendung kommenden Grundsätze. — Dr. Ritthausen: Futterstoff-Analysen. — Die Mineral-Bestandtheile der Zuckerrübe.) 8. Berlin. Bosselmann. 27½ Sgr.

v. Stillfried-Rattonitz, H. Frhr.: Beiträge zu einem Gestütbuch von Trakehnen. Lex.-8. Berlin. Kgl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei. 1 Thlr.

Thomas, K.: Das Pythagoräische Dreieck und die ungerade Zahl. Ein Beitrag zur Einleitung in das Studium des rechtwinkligen Dreiecks. gr. 8. Berlin. Herbig. 1 Thlr.

— Die metaphysischen Anfangsgründe der Theorie der Elementar-Attraction von Johann Friedrich Herbart. Aus dem Lateinischen übersetzt und eingeleitet von —. gr. 8. Berlin. Herbig. 20 Sgr.

Volks-Kalender, Danziger, auf das Schaltjahr 1860. 8. Danzig. Bertling. 12½ Sgr.

♄

*) Der Ertrag ist für die Schiller-Stiftung bestimmt.

**) Bd. I. ist 1855 erschienen. — In diesem Jahre ist bereits eine zweite billigere Auflage des ganzen Werkes in derselben Verlagshandlung zum Preise von 2 Thlr. herausgegeben.

Briefkasten.

Druckfertig liegen bereit:

Abhandlungen:

1) Die Belagerung der Stadt Danzig im Jahre 1577. Vom Major a. D. K. Hoburg in Berlin.
2) Zur Kenntniß der Volksbewegung und Sterblichkeits-Verhältnisse in der Provinz Preußen. Vom Regierungs- und Medizinalrathe Dr. Wald in Danzig.
3) Beiträge zur Geschichte der Stadt Elbing in den Jahren 1840 bis 1848. (Fortsetzung.)
4) Die Hexenprozesse der beiden Städte Braunsberg, nach den Criminalacten des braunsberger Archivs bearbeitet. (Fortsetzung). Vom Progymnasial-Director Dr. J. A. Lilienthal in Rössel.
4) Gustav Adolph und die preußische Regierung i. J. 1626. Nach den auf dem Geh. Archiv zu Königsberg vorhandenen urkundlichen Materialien. Von Dr. Carl Lohmeyer in Königsberg.

Mittheilungen:

1) Einige Beiträge über altpreußische Personen- und geographische Local-Namen. Vom Geh. Regierungsrath Professor Dr. J. Voigt in Königsberg.
2) Sammlung litthauischer Volkslieder, übersetzt von P. v. Bohlen (weiland Professor an der Universität zu Königsberg). (Fortsetzung).



Inhalt.

Angelegenheit der Gesellschaft Prussia.

804. Praktische Anweisung für den Unterricht in der Anfertigung von Aufsätzen. Entworfen von J. A. Steeger. 2. Auflage. Königsberg 1843.
805. Leitfaden für die geographischen Unterrichtsstunden in der St. Johannis-Schule vom Director Dr. Löschin in Danzig.
806. Leitfaden für die Religionsstunden. Von G. Löschin. Danzig 1825.

Durch oben stehende Nummern ist die Büchersammlung der Prussia, die zum größern Theil aus Geschenken besteht und die kleinsten Gelegenheitsschriften gern aufnimmt, neuerlichst vermehrt worden.


Princeton University Library
32101 073702068

